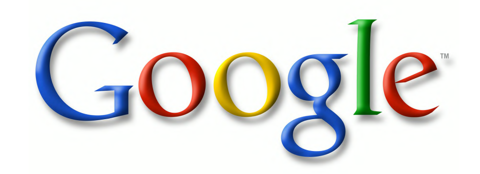
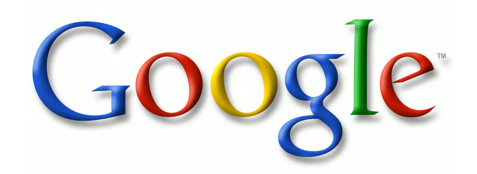
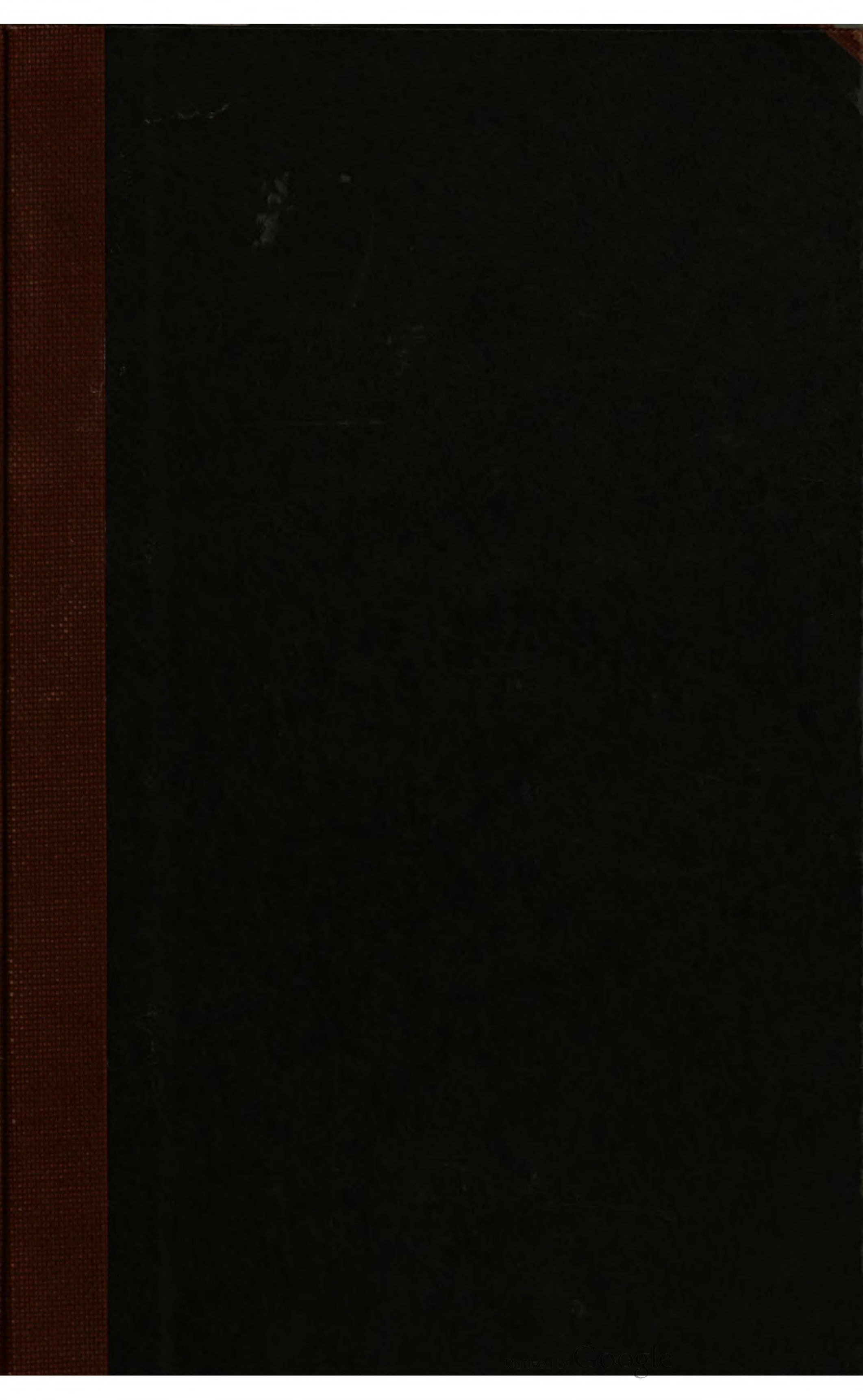







Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Lesesaal benützen
09. 1990
09. 92
Digitized by Google



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. FRANZ SCHNORR von CAROLSFELD,

SECR. D. K. Ö. BIBL. ZU DRESDEN.

III. Band. 1. Heft.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1873.

Das von Richard Gosche begründete **'Archiv für Litteraturgeschichte'** soll, wie bisher, für Studien auf dem Gesammtgebiete der Litteraturgeschichte als Organ der Mittheilung dienen. Die Bevorzugung der neueren europäischen Litteraturen, besonders der deutschen, ist zwar als eine Folge der bestehenden Arbeitsvertheilung zwischen den verschiedenen philologischen Disciplinen vorgesehen, doch sind auch solche litterarhistorische Arbeiten, welche auf anderen Litteraturgebieten sich bewegen, von dem Plane der Zeitschrift nicht ausgeschlossen. Je mehr indess die Litteratur Deutschlands seit dem Reformationszeitalter den Mittelpunct der Bestrebungen bilden wird, um so mehr wird auf diesem Gebiete auch der Detailforschung, der Veröffentlichung unbekannter Litteraturproducte, biographischen Untersuchungen und kleineren quellenmässigen Mittheilungen aller Art Raum gegeben werden.

Das vorliegende Heft möge von dem Werthe und der Reichhaltigkeit der litterarischen Quellen, welche dem **'Archiv'** zu Gebote stehen, Zeugniss ablegen. Aber auch die ergiebigsten Quellen können diejenige Vielseitigkeit, welche eine Zeitschrift zu erstreben verpflichtet ist, nicht sicher stellen, wenn nicht die persönliche Unterstützung der Fachgenossen hinzukommt. Meine Bemühungen waren daher im voraus darauf gerichtet, hervorragende Fachmänner zu thätiger Theilnahme an dem Unternehmen zu veranlassen, und freue ich mich ausser denjenigen, welche das vorliegende Heft mit Beiträgen bedacht haben, die nachfolgenden Herren als solche, welche bis jetzt ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt haben, nennen zu können: K. A. Barack, R. Bechstein, M. Bernays, W. Freih. von Biedermann, C. A. H. Burchardt, M. Carriere, L. Cholevius, H. Düntzer, H. Dunger, K. Goedeke, R. Gosche, O. v. Heinemann, W. Herbst, H. Hettner, K. Hillebrand, W. L. Holland, A. von Keller, A. Klette, Art. Köhler, A. Laun, C. Lemcke, F. Liebrecht, G. von Loeper, E. Martin, H. Oesterley, R. von Raumer, K. Rosenkranz, Ad. Stern, W. S. Teuffel, A. Tobler, K. Weinhold, R. Zöllner.

Dresden, 27. Januar 1873.

Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.

Die Ausgabe dieses Heftes ist durch den Setzer-Streik verzögert worden. Das Archiv wird von jetzt an durchaus regelmässig in vierteljährlichen Heften erscheinen.

Die Verlagshandlung.

Im Verlage von **B. G. Teubner** in Leipzig wird demnächst erscheinen:

Die poetische Literatur der Neuzeit von Dante bis zur Gegenwart.

Von

Adolf Stern.

Der Verfasser (Professor der Literatur- und Kulturgeschichte am K. Polytechnikum zu Dresden) gedenkt mit diesem Werke, das in Charakteristiken und Proben die gesammte poetische Literatur der Neuzeit darzustellen unternimmt, keineswegs eine Anthologie mit literarhistorischen und biographischen Beigaben darzubieten. Es handelt sich hier in der That um eine, zwar durch lebendige allverständliche Darstellung und die Mittheilung von Belegstellen und Proben für die weitesten Kreise des gebildeten Publikums zugänglich und instruktiv gehaltene, aber in sich geschlossene und möglichst vollständige Geschichte der neueren poetischen Literatur. Aehnlich wie H. Kurz in seiner allbekannten „Geschichte der deutschen Literatur" das Verständniß seiner Darstellung durch die eingeflochtenen charakteristischen Proben wesentlich gefördert, soll auch hier die Probe mit der Charakteristik sich verbinden, die zusammenhängende Darstellung der literarischen Gesammtentwicklung wie der Einzelerscheinungen aber im Vordergrunde stehen. Nicht nach den einzelnen Ländern geschieden, sondern im großen historischen Zusammenhang und ihre Wechselwirkungen nachweisend, begleitet „die poetische Literatur der Neuzeit" die Reihe der literarischen Erscheinungen, die mit Dante und den italienischen Dichtern des vierzehnten Jahrhunderts beginnt und bis auf die jüngste Vergangenheit herabreicht. Der Verfasser konnte sich dabei indes weder zu jener chronologischen Darstellungsweise entschließen, welche das innere Werden und Reifen literarischer und namentlich dichterischer Persönlichkeiten lediglich zu der Jahreszahl in Bezug setzt, noch schien ihm die Trennung der poetischen Gesammterscheinungen nach ihren Einzelleistungen in verschiedenen Kunstformen räthlich. Ohne den Einfluß der Zeiten und Zeitereignisse auf die Literatur gering anzuschlagen und ohne die Bedeutung der einzelnen Kunstformen zu unterschätzen, ist er dennoch der Meinung, daß die Erkenntniß der dichterischen Individualität das wesentlichste Moment für alle literarhistorische Darstellung bleibe.

„Die poetische Literatur der Neuzeit" beginnt mit dem großen Aufschwung der italienischen Dichtung im vierzehnten Jahrhundert, und die einzelnen Literaturen werden jede von dem Zeitpunkt an in den Kreis der Darstellung gezogen, wo auch in ihnen selbständige Naturen den Bann der mittelalterlichen Weltanschauung und Bildung durchbrechen. Die Gruppirung, welche aus dieser Anlage hervorgeht, setzt die großen Hauptrichtungen der literarischen Entwicklung von selbst in Bezug zu den geistigen Hauptrichtungen der Geschichte und Kulturgeschichte der Neuzeit.

Das Werk ist auf 2 Theile (jeder von ca. 60 Bogen Lexikonoktav) berechnet. Der erste Theil, der noch im Laufe dieses Jahres vollständig hervortreten wird, umfaßt die Zeit vom vierzehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, von Dante bis zum Beginn der Herrschaft des französischen Klassizismus. Der zweite Theil wird die Darstellung vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart fortführen.

ARCHIV
FÜR
LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

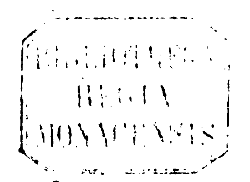
VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,
SECR. D. K. Ö. BIBL. ZU DRESDEN.

III. Band.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1874.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das von RICHARD GOSCHE begründete 'Archiv für Litteraturgeschichte' soll, wie bisher, für Studien auf dem Gesammtgebiete der Litteraturgeschichte als Organ der Mittheilung dienen. Die Bevorzugung der neueren europäischen Litteraturen, besonders der deutschen, ist zwar als eine Folge der bestehenden Arbeitsvertheilung zwischen den verschiedenen philologischen Disciplinen vorgesehen, doch sind auch solche litterarhistorische Arbeiten, welche auf anderen Litteraturgebieten sich bewegen, von dem Plane der Zeitschrift nicht ausgeschlossen. Je mehr indess die Litteratur Deutschlands seit dem Reformationszeitalter den Mittelpunct der Bestrebungen bilden wird, um so mehr wird auf diesem Gebiete auch der Detailforschung, der Veröffentlichung unbekannter Litteraturproducte, biographischen Untersuchungen und kleineren quellenmässigen Mittheilungen aller Art Raum gegeben werden.

Der vorliegende Band möge von dem Werthe und der Reichhaltigkeit der litterarischen Quellen, welche dem 'Archiv' zu Gebote stehen, Zeugniss ablegen. Aber auch die ergibigsten Quellen können diejenige Vielseitigkeit, welche eine Zeitschrift zu erstreben verpflichtet ist, nicht sicher stellen, wenn nicht die persönliche Unterstützung der Fachgenossen hinzukommt. Meine Bemühungen waren daher im voraus darauf gerichtet, hervorragende Fachmänner zu thätiger Theilnahme an dem Unternehmen zu veranlassen, und freue ich mich ausser den-

jenigen, welche den vorliegenden Band mit Beiträgen bedacht haben, die nachfolgenden Herren als solche, welche bis jetzt ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt haben, nennen zu können: K. A. Barack, R. Bechstein, M. Bernays, W. Freih. von Biedermann, C. A. H. Burkhardt, M. Carriere, L. Cholevius, H. Dunger, K. Goedeke, R. Gosche, O. v. Heinemann, W. Herbst, H. Hettner, K. Hillebrand, W. L. Holland, A. von Keller, A. Klette, C. Lemcke, F. Liebrecht, H. Oesterley, R. von Raumer, K. Rosenkranz, Ad. Stern, W. S. Teuffel, A. Tobler, R. Zöllner.

Dresden, 19. März 1874.

Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Vier ungedruckte Fastnachtspiele des 15. Jahrhunderts . . . 1—25

Urkunden Hanns Sachs betreffend. Von Georg Wolfg. Karl Lochner . . . 26—44

Herzog Georg von Sachsen als Dichter. Von Johann Karl Seidemann . . . 45—48

Zusatz . . . 168

Zwei neue Meistersängerhandschriften. Von Franz Schnorr von Carolsfeld . . . 49—62

Martin Opitz an Nicolaus Rittershausen . . . 63—64

Paul Fleming an seinen Vater. Mitgetheilt von Wilhelm Loose 64—65

Der sächsische Dichter Gottfried Finckelthauss. Von Heinrich Pröhle . . . 66—108

Aus G. Kestners Briefsammlung. I. Goethes Mutter . . . 109—130

Christoph Martin Wielands Helvetisches Bürgerrecht. Von Ludwig Hirzel . . . 131—144

Schiller und eine Stelle aus Tausend und einer Nacht. Von Reinhold Köhler . . . 145—147

Zu Schillers Tell. Ein Wort in eigener Sache. Von Heinrich Düntzer. Nebst Zusatz von Richard Gosche . . . 148—151

August Wilhelm Schlegel an C. A. Böttiger . . . 152—161

Zur Geschichte der niederländischen Litteratur. Von Carl Schröder . . . 162—168

Johannes Herrgotts Libellus de virtute colenda. Nebst einigen Briefen und Reden von ihm und an ihn. Nach der Greifswalder Handschrift (Mss. Lat. Fol. 15) herausg. von Herrmann Müller . . . 169—201

Vondels Palamedes. Von Ernst Martin . . . 202—224

Die französischen Classiker des 17. Jahrhunderts in ihrer Nachahmung der Alten und Originalität. Von Adolf Brennecke . . . 225—248

Die ältesten deutschen Uebersetzungen einiger Dramen von Corneille. Von Adolf Laun . . . 249—260

Klopstockiana aus C. A. Böttigers Nachlass . . . 261—268

Vierundfünfzig unbekannte Sprüche Herders. Mitgetheilt von Heinrich Düntzer . . . 269—276

Aus G. Kestners Briefsammlung. II. Schiller . . . 277—282

Zu Schiller. Von Robert Boxberger . . . 283—287

Seite

Johannes Herrgotts Libellus etc. (Fortsetzung) . . . . . . 289—323

Urkunden Hanns Folz betreffend. Von Georg Wolfgang Karl Lochner . . . . 324—329

Die französischen Classiker des 17. Jahrhunderts. (Fortsetzung) 330—366

Molière und Tellez als Bearbeiter des Don Juan. Von Adolf Laun . . . . 367—390

Zu Molières Médecin malgré lui. Von Robert Boxberger . . 391—392

Klopstockiana aus C. A. Böttigers Nachlass. (Fortsetzung) . 393—415

Die Quelle von Wielands Hann u. Gulpenheh. Von Reinhold Köhler . . . . 416—421

Ein Gedicht von C. F. D. Schubart. Mitgetheilt von H. Graf Yorck von Wartenburg 422

Aus G. Kestners Briefsammlung. III. G. A. Bürger . . . . 423—434

Bürger und A. W. Schlegel. Aus den nachgelassenen Papieren beider . . . . 435—451

Zu Bettinas Ilius Pamphilius. Von Gustav Haller 452

Bartholomaei Coloniensis epigrammata de quodam antistite Bacchi. Neu herausgegeben von Herrmann Müller . 453—463

Eine Ergänzung zu „Opel und Cohn, der Dreissigjährige Krieg“ 464—471

Ungedruckte Briefe Lessings. Mitgetheilt von Rudolf Prinz. I. Briefe an Voss . . . . 472—475

Balthasar Anton Dunker und Pater Ignatius Rivero. Von Gustav Haller . . . . 476—480

Zu Goethe. Von Robert Boxberger . . . . 481—487

Zu den Quellen Goethischer Gedichte und Sprüche. Von G. von Loeper . . . . 488—494

Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften. Von Carl Weinhold . . . . 495—523

Zur Chronologie des Briefwechsels zwischen Schiller und seiner Braut. Von Wilhelm Fielitz . . . . 524—557

Molières Werke mit deutschen Commentaren, Einleitungen und Excursen von Adolf Laun. Selbstanzeige . . . 558—562

Vier ungedruckte Fastnachtspiele des 15. Jahrhunderts.

Die nachfolgenden vier, bisher unbekannten Fastnachtspiele des 15. Jahrhunderts sind einer gleichzeitigen Handschrift entnommen, welche im Laufe des vergangenen Jahres der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden unter der Bezeichnung M 90^{c} einverleibt worden ist. Früher schon ist sie von dem Nürnbergschen Gelehrten Moritz Maximilian Mayer benutzt worden, der eine Abschrift aller vier Stücke seinen handschriftlichen Collectaneen über Fastnachtspiele (Dresdner Handschrift M 84^{f}) beigefügt hat, ohne über den damaligen Besitzer etwas mitzutheilen.

Die Litteraturgeschichte verdankt Adelbert von Keller eine so reiche Sammlung von Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts, dass jedes neu hinzukommende Stück nur als ein kleiner Beitrag zur Ergänzung erscheinen kann. Nachdem wir jedoch einer Vollständigkeit der Uebersicht über diese merkwürdige Litteraturgattung bereits so nahe gekommen sind, wird ein Zuwachs, der uns dieser Vollständigkeit noch näher bringt, wohl willkommen sein. Als ein Vorzug der Quelle selbst, welche die folgenden Stücke enthält, ist zu bezeichnen, dass sie jedem einzelnen Jahreszahlen beifügt. Dagegen ist aus ihr nichts über den oder die Verfasser zu entnehmen. Die beigefügten Jahre würden wahrscheinlich zur Lebenszeit des Hans Folz passen, weniger wahrscheinlich dagegen zu der Hans Rosenblüts, dem Mayer die Stücke zuschreibt. Auch über den Ort ihrer Entstehung enthalten sie selbst keine Andeutung: denn eine solche ist in den Schlussworten des ersten Stücks nicht zu suchen.

Von der Reihenfolge, welche die Stücke in der Handschrift haben, weicht der nachstehende Abdruck darin ab, dass er das Spiel Von dreyen Pauren als das älteste an den Anfang statt an das Ende stellt.

Anzeichen, welche ergeben, dass die Handschrift ursprünglich Bestandtheil einer grösseren gewesen sei, sind nicht aufzuweisen, nur die Möglichkeit liegt nahe, da der Einband ein neuer ist. Folgende genaue Angaben über ihr Aeusseres mögen daher hinzugefügt werden. Sie besteht aus 23 in neuer Zeit numerierten Blättern in Quart, wovon das erste und die beiden letzten unbeschrieben sind. Nur auf der Rückseite des ersten Blattes lese ich: anno LXVI dem alle. Blatt 2—11 und 14 bis zu Ende bilden je eine Lage. Die Breite der Blätter beträgt 15, 6 Centim., die Höhe 20, 8. Das Papierzeichen ist der Ochsenkopf mit sechsblättriger Rose auf der Stange zwischen den Hörnern, zusammen 10 Centim. hoch. Auf der ohne Unterbrechung vollgeschriebenen Seite stehen 26 Zeilen. Interpunction findet sich nicht, dagegen sind die Verse abgesetzt. Die grossen Anfangsbuchstaben sind mit Tinte geschrieben.

I.

Bl.19[b]] **Item aber ein vaſnacht ſpil von dreyen pawren lxi. jar.**

vnd ſpricht DER ERST.

fraw, ich kum dorumb herein ganngen,
wann ich hab gehabt zu euch ſolch groß verlangen,
ewr ſewberliche geſtalt an zu ſehen.
ich will euch pitten, ir wolt mich nicht verſmehen,
wie wol, das ich pin ein pawr vnd akertrapp 5
vnd in groben ſtiffeln herein ſapp.
So wiſt ir wol, es ſteht uns pawren zu,
wann wir muſſen hart arbeytten ſpot vnd fru,
das velt akern vnd pawen.
gleich wol pin ich gern pey ſchwenen frawen 10
vnd ſunderlich pey euch. wann ir ſeyt als mynnikleich,
das ich in der gantzen ſtat nicht wayß ewren geleich.
ich ſprichs fur war an allen ſpott,
ewr mundlein, das iſt eng vnd rott,
ewre wennglein, die ſind wolgeuar, 15
ir ſeyt auch ſchwen gantz vnd gar.
man rechen awß weyß, geſtalt vnd perd,
So ſeyt ir ye aller eren werd,
vnd der iſt gantz entwicht,
der euch args noch gicht. 20

der ist auch keiner eren nicht werdt,
der ewr frewntschaft nicht wegerdt.
ach, ich pin auch hinter ein weyb komen
vnd hab ein alttz raffeltyer* genomen.
wenn ich zu nachtz ruck hin zu vnd grewff sya an, 25
ist er mir gerad, er wurd mir lam.
Bl. 20[a]] wann sie ist geruntzelt piß in das arsloch hin ein,
wie mocht dann ein solchs alts weyb lustig gesein.
wenn ich aber het, als ir seyt, ein solchs hubschs weyb,
das scholt mir lieber sein denn mein aygner leyb. 30
ich wolt ir auch thann gar schwen
vnd wolt ir geben hutzeln dwrr vnd grwen
vnd wolt das prot fur sie pachen
vnd wolt sye wol wesachen**
mit gennsen, sewen, hunern vnd rind, 35
mit knechten, mayden vnd hawsgesind,
das sye newrt*** an einem rocken spwenn.
sie dorft auch nicht verprinnen an der svnnen,
die mayd must fur sie krawtten.
wenn sie mich newrt schwen wolt trawtten 40
vnd wolt mich nicht versmehen,
so drawt ich einer solchen gar vil vber sehen.
wann ich frawen altzeyt lob vnd preyß.
es wurd auch kein mayster nye als weyß,
der frawen lob alles mocht auß sprechen 45
oder rechte lieb kond auß gerechen.
dorumb ich mich der pawren arbeyt will erwegen
vnd will mich in frawen dinst ergeben.
ich will mich auch des mist ladens ab than
vnd will euch altzeyt dinen, wo ich kan. 50
wann ich hab zu euch solch groß verlangen,
mein hertz ist gantz gen euch in lieb geuangen,
Bl. 20[b]] das ich euch geleych pin ytzund in dinst wereytt,
willig vnd vntertenig zu aller zeytt.
mocht ich newrt ewr huld erwerben, 55
mich dewcht, ich wolt hin nach dester lieber sterben.

DER ANDER PAWR spricht

nachpawr, stirb fur dich mir † vmb kein.
jch mein, du mugst wol vnsinnig sein.

---

* raffeltyer Zankthier. s. Schmeller, bair. Wörterbuch Bd. 3. 1836. S. 59. Mayer erklärt von Raffel oder Riffel = Runzel.
** besachen versehen.
*** newrt nur.
† mir Mayer liest nur. mir = mer?

wo wildu dich hin prechen?
wildu die frawen fur ein pewrin rechen, 60
fur wee ſchetzt du dich.
nu piſtw doch als wol ein pawr als ich.
du ſcholſt ſolche red vnterwegen loßen
vnd ſcholt mit deins geleichen koßen.

DER ERST PAWR ſpricht widervmb

hort zu, hort, wie dorethe wort. 65
nachpawr, hoſt dein lebtag nie gehort,
das vertzackheyt oft macht,
das man einem wirt veint vnd ſein nicht acht?
wayſtw nicht, das vil verdirbt,
des man geſweygt vnd nit wirbt? 70
es iſt wol wor, verſagen iſt der frawen ſitt.
ſie ſehen aber gern, das man ſye pitt.
ſchol ich dann auch nicht mein geluck verſuchen.

Bl. 21[a]] DER DRIT PAWR ſpricht

was wolſtw verſuchen?
die fraw thett dir dein im hintern nicht fluchen. 75
wann du piſt ein grober pawr vngeſchaffen
vnd thuſt denn, was du wayſt, alles klaffen.
da ſcholl man vnſers nachpawrn tochter vmb fragen,
die thut das kleglich von dir klagen.
ſo thuſt du dich groſſz reychtums awß 80
vnd hoſt nyndert ein prot im hawß.
ich will nymandt laſſen wetrigen,
ich will die worheyt ſagen vnd nicht liegen.

DER ERST PAWR antwurt widervmb vnd ſpricht

du piſt, ocht *, ein vnendlich ** man,
ich voch, was ich woll, mit dir an. 85
ich gib dir des auch mein trew,
das ich dich ein vart gar hart zerplew,
vnd ſchwenet ich der erbergen frawen nicht daran,
ich wolt dich ytzund gar wol ſlagen thann.
liebe fraw, ich hab in am aller paſten trawt 90
vnd hab all mein hoffnung auf in pawt.
wann er iſt mein nechſter nachpawr vnd ich hab im fil frewnt-
nu gibt er mir alſo vngetrewlich den lan. [ſchaft than.
dorumb, wer, ocht, pulſchaft pflegen will,
der traw, ocht, nymant zu fill. 95

---

* ocht achte = halt.
** vnendlich unzuverlässig.

auch halt ſein ſach in einer geheim
vnd werb ſein potſchaft allein.
Bl. 21[b]] Het ich mein nachpawren nicht mit mir genomen,
ſo wer ich wol gutter ding wekomen,
do von ich het gehabt frewd vnd luſt. 100
aber alſo iſt es als vmb ſunſt.
das hat er mit ſeinem klaffen gemacht,
das ir mein nun nichtz mer acht.
ſo muß ich mich ewr auch erwegen.
hort ir aber ymant, der noch vns ſey fregen, 105
ſo hab wir vnſer nyderlag vnd gewerb
peym ynnern frawen tor in der eſel kerb.*
do ſelbſt do ſcholl man noch vns frogen.
nun gebt vns vrlawb, ſo woll wir von euch zogen.

Explicit yſtorya ylla.

II.

Bl. 2[a]] **im lxiii. jar das faſnacht ſpill Troya.**

Herre wirt, ir ſchult des nicht alſo verſten,
das wir dorumb herein gen,
von drincken wegen oder eſſen,
oder das wir vns des ſcholten haben vermeſſen,
vntzucht zu treyben oder etwas tragen auß. 5
ſolcher ſach halben sey wir nicht komen in ewr hawß.
Sunder wir euch vil mer eren vnd gutz gunnen
vnd wollen reimen das peſt, das wir kunnen,
do mit wir hoffen alſo zu beſteen,
das wir zum nechſten mit eren in ewr hawß mogen gen. 10
ſweygt, merckt vnd hort
den anfang, dar durch Troya wurd zerſtort.

Herr Jupyter, der hochſt gott,
wann der einen hoff auß geſchryren hot,
dortzu ſind komen vil lewt, 15
den er als groſſ zucht vnd ere erpewtt.
auch iſt kunig Pryamus hie her komen
vnd hat von den hochſten dreyen gottin vernomen,
Venus, Pallas vnd auch Juno,
die alle drey in groſſen eren ſitzen do. 20
vnd haben groſſes gewaltes vil,
als ich euch dann ſagen will:

---

* kerb Mayer liest berb.

Bl. 2[b]] Juno hot gewalt vber reichtum vnd gut,
Pallas in weyſheyt des menſchen vernuft erleuchten thut,
Venus die do hot vber mynn vnd lieb gewalt. 25
dorumb ir dreyer lob iſt manigualt,
des man ſye pyllich ſchol preyſen, loben vnd eren,
wann ſye mugen geluckſelickeyt in der werlt meren.

kunig PRIAMUS kumpt eintreten vnd ſpricht zu her JUPYTER

Herr Jupyter, ich hab euch ſo vil lobs horen jehen,
das ich ewren hoff auch muſt weſehen. 30

Herr JUPYTER antwurt wider kunig PRIAMUS

kunig Priamus, ich danck euch ſere,
das ir mich angelegt habt ſo groſſe ere.
wann ir ſeyt groſmechtig vber lant vnd lewt.
ewrer zu kunft ſich der gantz hoff erfrewt,
vnd die hochſten gottin euch vil guttes gunnen, 35
wann wir euch des nicht vol danckſagen kunnen.

do ward ein apfel auf den tyſch gepracht, dor auf geſchriben ſtund: der apfel ſchol ſunſt nymant ſein, denn der aller wirdigſten allein. darnach grayffen die drey gottin vnd zerkrigten ſich, vnd ir yde wolt in haben. Do ſprach her JUPYTTER

Bl. 3[a]] wie thut ir, wie lebt ir ſo?
was zwitracht hebt ſych vnter euch do?
lat ſehen, wie der vnwill zerge,
vnd was auf dem apfel geſchriben ſtee. 40

alſo las herre JUPITTER. die ſchryft lawt:

der appfel ſchol ſunſt nymant ſein,
denn der aller wirdigſten allein.

ſprach JUNO

Seyt der appfel der wirdigſten ſchol ſein,
ſo iſt der apfel nymant pillicher dann mein.

ſpricht PALLAS

nein des toßygen * ich nit thwe, 45
wann der appfel gehort mir am pillichſten zu.

---

* toßygen dasigen, dieses.

VENUS ſpricht

Seyt der appfel der wirdigſten ſein ſchol,
So iſt der appfel mein, das merck ich wol.

kunig PRYAMUS redt ſchydweyß

herre Jupytter, ir die ſach nicht pas verrichten kond,
jr gebt denn den appfel ſelbs, welcher jrn am paſten gond. 50

Bl. 3[b]] herre JUPYTER antwort

Kunig Pryamus, des toßigen ich nit thwe,
wann ſye gehoren mir alle drey zu nahent zu.
dorumb ich mir kein danck verdinen kan.
welcher ich den appfel geb, ſo veinteten mich die andern an.
aber ich wayß ein hirten, den man Paris nendt, 55
der aller menſchen hertzen erkent.
wenn man den ſelben her precht,
vn zweyfel, er macht die zwitracht ſlecht.

PALLAS ſpricht

Seyt ir Paryß ſo ſer loben thwt,
So ſchickt nach im, das dunckt mich gut. 60

VENUS

jch dorſt auch Paris dorum loſſen ſagen.

JUNO

jch will Paryß auch nicht verſlagen.

do ſchickt JUPITER ein diner zu Paris. der diner hieß MARRAS

Marras, lawff hin, do man dir ein hirten weyſt,
der mit dem namen Parys heyſt.
den heys pald her zu mir kumen 65
vnd ſag im, er nem ſein groß eren vnd frwmen.

Bl. 4[a]] MARRAS kom zu dem Hirtten vnd ſprach

wolawff, mit mir wehent!
mich hot der groſſz got Jupitter noch dir geſenndt,
das du pald zu im ſold komen.
des nemſtw groß eren vnd frumen. 70

DER HIRT antwurt

Lieber frewnd, ich muß do pleyben
vnd muß meine ſchefflein treyben.
was ſchol ich pey ſolchen hohen lewten thon,
wann ich mit in nit reden kan.

MARRAS

wollauf, wolauf, du muſt mit mir gen, 75
wann ich zu hoff gar vbel wurd weſten.
dorumb ich nit groſſz gut vnd gelt nem,
das ich vn dich wider vmb gen hoff kom.

alſo kum der hirt PARISZ fur die gottin vnd herre JUPITTER ſprach zu im

Paryß, ich hab do noch dir geſandt
vnd will dich mit den hochſten dreyen gottin machen wekandt. 80
die haben noch dir gehabt groſſz verlangen
vnd ſind eins anſpruchs auf dich gegangen.
wann ir yede gern den appfel hett..
merk, was dorawf geſchriben ſtett:
der appfel ſchol ſunſt nymant ſein, 85
denn der aller wirdigſten allein.
Bl. 4[b]] Nu ſind do die hochſten gottin drey.
gib der den appfel, dye die wirdigſt vndter in ſey.
wo du dich alſo auf gerechtycklich in den dingen weweyſt,
des wirſt du groß gelobt, geert vnd gepreyſt. 90

PARYSZ der hirt antwurt

lieber herr, ich pin ein arm man vnd ein hirt,
mir ſtet nicht zu ſolch ere noch wird,
auch pin ich mich der ſach nicht genung verſtenn,
ich will, ocht, wider zu meinen ſcheflein gen.

VENUS

Paryß, vertzeyh vns der pet nicht. 95
wann dich vnſer ytliche dorwmb pyt.

JUNO

Paryß, du ſcholt do pleyben,
dir ſchol wol ein ander die ſchoff treyben.

PALLAS

ey, Paryß, das doſſyg thwe.
dir hwet wol ein ander die weyl zu. 100

PARYSZ der hirt

Seyt ein mal das ir ye wolt, das ichs thwe,
So will ich ewch dorumb ſagen zu.
Bl. 5[a]] doch ee ich in die ſach weytter pin geen,
So muß ich vor ewr ydlicher wirdickeyt verſten,
do mit das ich die ſach weyſlich weſwnn, 105
das ich ewer keiner veintſchaft gewunn.

JUNO

jch pin die jungſt vnd heyß Yuno
vnd pin die wirdigſt vnter in allen do.
jch hab gewalt vber reychtum vnd gut,
das man in der werlt faſt eren thwet. 110
wer hie vaſt reycht,
dem ſelben in eren nymandt geleicht.

PALLAS

Juno, mich wundert, das dich der red nicht verdrewſt.
wann ich pin der prwnnen, dorauß alle kunſt vnd weyſheyt fleuſt.
dorumb in wirdickeyt mir nymant geleychen thwet. 115
wann weyſheyt vber trift alles gut.
dq got kunig Salomon einer pett wolt geweren,
do kondt kunig Salomon nicht hohers dann die weyſheyt wegeren.

VENUS

Sweyg ped ſtyll vnd loſt ewr kriegen ſein.
wann der appfel iſt nymandt pillicher dann mein. 120
ich pin die, dorawß alle frewd ſind flieſſen.
jch kan auch lieb vnd gunſt jns menſchen hertz giſſen.
Bl. 5[b]] Jch kann geben frewd vnd mut.
dorwmb mich alle werlt eren thwet.

JUNO gelubnus

Paryß, gibſt du mir den appfel, ich ſag dir zu, 125
das ich dich dorumb ſo groſſlichen weyoben thwe.
wann ſo groſſz gut vnd gelt ſchol dir von mir werden,
das in reychtum des geleichen nit lebt auf erden.

PALLAS gelubnus

Paryß, gibſt du mir den appfel, ich gib dir zu lon
die groſt job, die man erdenken kan: 130
weyſheit, die do vbertryft alles gut,
dorwmb dich alle werlt eren thwet.

VENUS gelubnus

Paryß, loß mir den appfel werden.
ich erfull all dein willen vnd begeren.
die ſchwen Elena von Kriechen land ich dir zu lon gib 135
vnd ir hertz ertzwnt gen dir in lieb
vnd mach ſye dir gantz vnterthan.
do von gewinſt du die groſt ere vnd frewd von.

PARYSZ ſpricht

Seyt das ich hinter die ſach ſo weyt pin komen
vnd hab ewr yder wirdickeyt vernomen, 140

dorinnen ich vermerck das ir alle drey ſeyt groſlichen zu̅ eren:
zwm erſten fraw Juno, die do hot reychtum in der werlt zu meren,
Bl. 6[a]] Die ſelb man pillich in groſſen eren helt.
wann durch reichtum der menſch wirt zu hohen dingen erwelt.
man acht wenig erberckeyt vnd tugent mer. 145
wer vil gutz vnd geltz hat, dem thwt man ere.
Seyt ein mol das man reychtum ſo groſze ere weweyſt,
dorumb man fraw Juno pillichen ert vnd preyſt.
aber fraw Pallas, die do hot vber kunſt vnd weyſheyt macht,
die ſelb man helt pillicher in groſſer acht. 150
wann durch weyſheyt man gewint gelt vnd gut,
des geleychen man ſunſt her wider vmb nicht thwt.
weyſheyt man in groſſer herren redt nympt,
weyſheyt alle ere zu erpietten ſich wol zimpt,
weyſheyt macht die gerechtikeyt wekandt, 155
weyſheyt die weſchutzt lewt vnd landt,
weyſheyt iſt ein furſichtikeyt ſein ſelb vnd ander lewt.
dorumb man fraw Pallas pillich groß ere vnd wirdickeyt erpewt.
aber fraw Venus, die do hot gewalt vber mynn vnd lieb,
der ſelben ich groſſes lob gib. 160
wann lieb iſt lobleich,
lieb iſt frewdenreych,
lieb iſt ſo recht gut,
wer lieb hot, der yſt wol gemut,
es ſey fraw oder man, 165
der ſich mit lieb lieben kan.
lieb gibt frewd vnd luſt.
vn die lieb iſt alle frewd vmb ſunſt.
Bl. 6[b]] Lieb iſt das hochſt, das man in der natur vint.
wann lieb alle dinck vber windt. 170
weyſheit vnd reychtum den menſchen oft wetruben thwt,
aber lieb iſt das aller hochſt gut.
wann ware lieb nyemant wetruben kan.
dor umb fraw Venus gibt den hochſten lan.
Seyt ſye mich mit der ſchunſten Elena will weyaben, 175
jch mag nicht gelaſſen, ich muß ſye preyſen vnd loben.
wann Elena iſt ſo hubſch von hawt, hare vnd leyb,
das in der werlt nicht lebt kein hubſcher weyb.
dor umb ich gantz pin gen ir in lieb entzundt.
wie mocht dann das ſein, das jch fraw Venus den apfel verſagen
Sett, fraw Venus, ſet, nempt das klainet hin. [kond. 180
yr ſeyt der eren ein kunigin.
euch gehort der appfel am pyllichſten zu.
wann in wirdickeyt vber treft ir die andern zwu.

VENUS

Paryß, ich danck dir ſer, 185
das du mich angelegt haſt ſo groſſe ere.
darumb ich dich weyaben will mit frewden groß.
wann die ſchunn Elena von Krichen land ſchol werden dein pet genoß.

PARYSZ

wol mich, wol,
dartzu pin ich aller frewden vol. 190

Bl. 7[a]] PALLAS

Paryß, wie lang wilt du do pleyben?
weyſtu nicht, das du ſcholt die ſchoff treyben?
du piſt dortzu nicht geporen,
das du vns do ſchreyſt in die oren.

PARYSZ

dorumb das ich ir den appfel nicht geben hab, veint ſie mich an.
jch kann nicht yderman recht thann. [195

VENUS ſpricht vnd furt PARYSZ weg vnd legt im kunckliche klayder an

Paryß, ſweyg ſtyll vnd hab gedult.
wol auf mit mir, du ſcholt haben mein huld.

PALLAS

wie torlich hab wir thon, das wir vns an ein hirten keren,
wie gar ſere hat er vns entſetzt unſer eren. 200

JUNO

ja, het wir dor tzu genumen ein wolgeporen,
vntzweyfel vnſer einer wer der appfel worden.

Hie kumpt ein pot vnd pringt ein brieff.
zu dem potten ſpricht her JUPITER

wannen her, wannen here,
was ſagſtw vns newer mer?

Bl. 7[b]] DER POTT antwurt

Her Jupytter, ich kum do her von Krichen landt. 205
die gottin Diſcordya hat euch den bryeff geſandt.

herre JUPYTER gibt einem den brieff dar vnd leſt in offenlich leſen

die oberſchrift des bryeffs lawt alſo

an herren herrn Jupytter, ein gott der gotter detur litera,

lawt der brieff

Herr Jupyter, noch dem vnd ir vil gottin habt zu ewrē hoff geladen
vnd mich gefundert vnd dortzu nicht gepetten,
dorumb ich den lyft hab alfo erdacht
vnd den apfel auf das gerwft gepracht. 210
vnd·ir fcholt wiffen, wo ir an mich wolt frolich fein,
fo will ich altzeyt mein famen feen dorein.
von mir Difcordia, ein getin
der zwitracht vnd myfhelung.

DER, DER DEN BRYEFF GELESEN HOT, fpricht

jn den verleffnen brieff habt ir wol vernomen, 215
das der appfel von Difcordia her ift komen.

PALLAS fpricht

wannen der appfel her ift komen, fey wir nicht noch fragen.
das vns aber Paryß fo fer gefmecht hot, das fey wir klagen.

Bl. 8[a]] EIN ALTER RYTTER fpricht

Hort mich auch, mich alden man.
jch fprich, das Paryß recht hot gethan. 220
wann das geplut vnd dye yugent in im ftrebt.
dorumb er gern mit frawen im wolluft lebt.
aber ein alt man, der nwe wer erlofchen,
vnd in alter wer worden verdroffen,
das er der frawen nicht mer het geacht, 225
der het ee noch weyfheyt vnd reychtum getracht.
aber Paryß ift ein rechter frawen man.
dorumb im die fach nyemant verungelimpfen kan.

alfo furt VENUS PARYSZ herfur vnd het im kuncklich kleyder an than

do fprach JUNO

Venus, wes piftw dich vnter ftenn?
kanft du nicht Paryß als ein hirten laffen gen. 230
es ftet einem hirten nicht zue,
das er kunckliche klayder an thwe.

VENUS antwurt

jch hab im die kunckliche klayder pillich an thwen.
wann ich will weweyfen, das Paryß ift eins kunigs fun.

alfo get EINER zu den gottin vnd fpricht

jr frawen, mich hot der groffz gott, herre Jupitter zu euch gefendt,
ob ewr zwitracht dolleft nit wol haben ein end, [235
Bl. 8[b]] wolt ir euch zweyen, das ir get on ein ort allein.
nu pfeuff auf, wir wollen dantzen vnd frolich fein.

der gesegen reim

Herre der wirt, gebt vns gutte nacht.
wir haben die dinck im pesten erdacht, 240
wann die geschicht also ergangen sind,
noch dem vnd man das geschriben find.
wie aber Paryß den Kriechen Elena hot genomen,
do durch die stat Troya in zerstorung ist komen,
vnd wie vor sind geschehen vil streyt vnd mort, 245
ee das Troya die grossz stat ward zerstort,
das selbig ich ytzund nit alles sagen kan,
denn mit ewrem vrlawb wir wollen der von.

Explicit ylla ystorya
de Troya

III.

Bl. 9[a]] **Das spil von kunig Salomon mit den zweyen frawen anno caet. im lxvi jare.**

Hort, sweygt vnd seyt styll.
man hot vil fasnacht spyll,
die zu frewden werden ertracht.*
doch ertychte merlein werden gering geacht,
aber warhaftig ystory vnd ergangen geschicht, 5
das sind lobliche vnd maysterliche gedicht,
als wir dann do ein spyl haben geuangen an
lawtendt von dem weysen kunig Salomon.

DER ANDER

die geschryft gibt vns zu erkennen offenwar,
als man zalt von anbeginn der werld IIIIMClxiiii jar, 10
dawssend funf vnd dreysig jar vor Krysty gepurt,
kunig Salamon zu kunig gekronet wurd,
der da was weysheyt vol vnd kreftyklichen reycht,
vnd es wurd nye keiner so weyß, der im in weysheyt het geleycht.
Sein weysheyt in aller werlt erhall. 15
eines tags er saß kuncklichen in seinem sall,
Sein vnterthan er gar weyslich richt,
als sich wegibt in noch volgentter geschicht.

ABER EINER spricht

herre der kunig, hie sind zwu frawen, die wegeren,
das sye gern vor ewren kunglichen genaden weren. 20

DER KUNIG spricht

jr lyeben frawen, tredt hie herpey
vnd lost horen, was ewr furbringen sey.

* Mayer liest: erdacht.

Bl. 9[b]] alſo kumen zwu frawen vnd tretten hin zu. vnd die ein tregt ein kint an dem arm, DIE ANDER tregt das todt kind vnd legt es an die erden vnd hebt an zu klagen vor dem kunig vber die ander

herre kunig, ich klag euch vber diſe frawen.
wann ich hab zu ir gehabt ſo hohen getrawen,
das ich hab zu ir geſtanden ein 25
vnd ich vnd ſye ſind in einem hauß pey ein ander allein.
wir wurden ped ſwanger vnd ich eins kinds* gelag,
vnd ſie gepar dornoch ein ſun am drytten tag.
heint in der nacht ſye iren ſun zu tod ertrugt hat
vnd ſleych heimlich zu meiner petſtat. 30
jn der nacht ſye mir mein lebendigs kindt genomen hat
vnd legt an die ſtat ir kindt, das do was tod.
do ich mein kindt wolt muttern, als es an tagt,
do was es tod vnd errackt.
jch trugs zu dem licht zu weſchawen paß. 35
do ſach ich wol, das mein kindt nicht was.

DIE ANDER FRAW antwurt

herr der kunig, ſye ſagt nit ware.
das lebendig kindt iſt mein zware.
ich pin auch pey nacht nicht zu ir kumen
vnd hab ich ir ir kindt nicht genomen. 40

DIE KLAGERIN ſpricht

das lebendig kindt das iſt mein,
vnd das todt kindt das iſt dein.

Bl. 10[a]] DIE ANTWURTERIN ſpricht

das todt kindt das iſt dein,
das lebendig kindt das iſt mein.

DER KUNIG ſpricht

die wort lawtten gantz nicht vber ein. 45
jr will, das lebendig kindt ſchol ir ſein.
aber do mit das man der werheyt ynnen werd,
So ge pring pald her ein ſwert.

EIN RITTER pringt ein ſwert vnd ſpricht

herre der kunig, hie iſt ein ſwert
als ewr kunglich genad hat wegert. 50

DER KUNIG ſpricht zu denn frawen

du ſagſt, das lebendig kindt ſey dein
vnd das todt kindt ſchol ir ſein.

---

* kinds übergeschrieben für ſuns, was ausgestrichen ist.

So ſagt ſie, das todt kindt ſey dein
vnd das lebendig kindt ſcholl ir ſein.
das ſind gantz widerwerttyg rede, 55
wann ewr yede gern das lebendig kindt het.
aber do mit das gleychmeſſykeyt in den ſachen gehalten ſey,
So nym das lebendig kindt vnd tail es mit dem ſwert entzway
vnd gib yeder frawen ein halbteyl von dem kind,
dor durch ſye der ding alſo entricht ſind. 60

dorauf ſpricht DIE KLAGERIN

Bl. 10[b]] herre der kunig, allein loſt das kind leben.
jch wilß gern diſer frawen geben.

DIE ANTWURTERIN gibt das kindt dem zu dem ſwert vnd ſpricht

neyn nicht mir noch dir,
ſunder das ſchol geſchehen,
als der kunig hat jehen. 65

DIE KLAGERIN ſpricht

ach wee meiner groſſen notten,
ſcholl ich mein kindt vor mir ſehen totten.

DER KUNIG ſpricht

vertzewh, vertzewh, das kind nicht todt.
nempt war diſer frawen angſt vnd nodt.
wann ſie vor jamer ir hendt windt, 70
vntzweyfel ſye iſt die mutter zu dem lebendigen kindt.
diſer frawen das lebendig kindt dar raich.
ir anplick iſt entpferbt vnd worden bleych,
ir leychnam vnd gelydmas erpyden auf erſchrocklikeyt,
ir muterlich hertz groß angſt leydt, 75
die natur hot ein mitleyden mit dem, das do iſt ſein.
fraw, nym hin das kindt, das kindt iſt dein.

ſpricht aber DER KUNIG gleych wider

Bl. 11[a]] gib jener frawen das todt kindt.
wann ich merck vnd erfind,
fraw, du hoſt gar vbel gethan. 80
nym das todt kindt vnd heb dich da von.

DIE KLAGERIN, der das lebendig kindt zu teylt iſt worden, ſpricht

Herre der kunig, ich danck ewre kuncklichen mayeſtat.
wann ewr genad meinen mutterlichen ſmertzen gemerckt hat
vnd die gotlichen warheyt vnd gerechtikeyt erkendt.
do durch mein trawren in groſſz frewden iſt gewenndt, 85

das ich mein kindt ſchol mit frewden an ſehen,
des pin ich ewren genaden altzeyt lob vnd ere jehen.

DER KUNIG ſpricht

fraw, du darft nicht dancken, ich habs pillichen thann,
wann mir zimpt die gerechtikeyt zu furdern, wo ich kann.

EIN DINER ſpricht

O wie gar ein wunderperlichs geſchicht 90
vnd ein gotlichs auf gerechtz gericht.
gelobt ſey der gott,
der kunig Salamon ſo groſſe weyſheyt geben hat,
vnd alles volck ſey im vnterthann.
wann ſein weyſheyt nymant ergrwnthen kann. 95

Bl. 11[b]] EIN ANDER DINER ſpricht

Als Iſrahel werd durch kunig Salamon geertt.
wann gott in im ſein weyſheyt ſo groſſlich hat gemertt.
jn kunig Dauids getichten man es geſchriben findt:
wee dem land, des furſten iſt ein kindt.
das ſelbig kunig Dauid, ſein vatter, weſann wol 100
vnd ſprach: Salamon ein kunig ſein ſcholl,
wann er iſt an weyſheyt hoch gereycht,
das nye keiner was, der im an weyſheyt geleicht.
darumb erfrew ſich als yſraheliſch volck vnd laß die puſawmen
[erklingen,
pfewff auf, wir wollen mit frewden tantzen vnd ſpringen. 105

der geſegen reim

herre der wirt, nu gebt vns gutte nacht.
wir haben die dinck am peſten bedacht,
wann die geſchicht alſo ergangen ſind,
noch dem vnd man das geſchriben find.
wie koſtenlich aber wart gepawt der tempel vnd kuncklich ſall,
vnd wie kunig Salamons weyſheit in aller werlt erhall, [110
des halben Sybylla vnd dye weyſten auß fremden landen komen
vnd groſſz verwundern ob kunig Salomons weyſheyt nomen,
das ſelbig ich ytzund nicht alles ſagen kann,
dann mit ewrem vrlawb wir wollen der von. 115

Explicit yſtorya
de reygem* Salomonis

* Mayer liest: des weyſen.

IV.

Bl. 12[a]] **das ist das vasnacht spill mit den dreyen nacketten gottin von Troya anno caet. im 1468 jar.***

Hort, sweygt vnd seyt styll.
ob ymandt vnser kurtzweyl horen will,
der wirt wunderperlickeyt vnter richt.
wie wol das es sind alte ergangene geschicht,
aber ir wunderperlickeyt halben sye werden vernewt. 5
des halben zu horen des menschen gemutt erfrewt,
als dann ytzo noch volgend wirt gehort,
welcher vrsach halben die stat Troya wurd zerstort,
noch dem vnd vns dann die geschryft do von lawt.
doch erstlich wie die selb stat Troya von kunig Priamus so kost-
[lich ward gepawt. 10

spricht EIN ANDER

die geschrift gibt vns zu erkennen offenwar,
als man zelt von anbeginn der werlt IIIMIXC vnd lxx jar,
Eylff Hundert vnd ein vnd dreyssig jar vor Christy gepurt,
die stat Troya von kunig Pryamus kostenlich gepawt wurd,
mit vesten, zwingern vnd greben ver vacht, 15
jr mawr vnd thwren dye waren von mermelstein gemacht,
der geleychen man vor oder nach kostenlicher nie mer hat ge-
als vns die geschrift solchs do von ist ver yehen. [sehen,
Troya die statt was dreyer tagreyß breyt, weytt vnd lanng
vnd was die aller weyttest statt an dem vmb vang, 20
mit allem dem noturfticklich versorgt, das man erdencken kandt,
vnd was die vntzerstorlich stat genanndt.
irer vestikeyt halben sye iren veinten erschrokenlich an zu schawen
vnd in der selben stat kunig Pryamus wonnhaftig sas, [was,
Bl. 12[b]] Als er dann hie sitzt in seiner koncklichen kran. 25
das dryttel der werlt ist seinen kuncklichen genaden vnterthan.
jn weyßlicher reygirung er groslich wirt gelobt. [weyobt.
auch haben in die gotter mit den aller treffenlichsten funff sunnen
der erst genandt Hector, der aller sterckst vnd streypperst man,
do man in der schrift so vil list vnd sagt von, 30
der ander Paryß mit maysterschaft des pogens großlich gelobt
vnd mit vbertrefflicher schwen weyobt,

---

* 1468 Sampßtag vor dem Sontag Judica (2. April) beschloss der Nürnberger Rath mit Beziehung auf die „zu vergangen vasnachten“ bei den Spielen vorgekommenen Unsittlichkeiten in Worten und Geberden zukünftig derartige Vergehungen mit drei Gulden rhein. zu bestrafen. s. die Abschrift des Rathsbeschlusses bei Mayer in M 84 f, der auch auf (Vulpius), Curiositäten. Bd. 1. S. 207 verweist.

der dritt Deypfebus ſeiner vernuft halben groſſlichen geert,
der vierd Elenus in den freyen kunſten hoch gelert,
der funft Troylus, durſtiger wort vnd keker datte. 35
auch hat hie ſein kunckliche genad mit ſeiner purgerſchaft ge-
jn ſachen antreffende die lanndt vnd lewtt werurt, [ſament ratte
als ſein kuncklich genad das ſelbs wol ertzelen wurdt.

DER KUNIG ſpricht zu der purgerſchaft

jr lieben vnd getrewen,
jr thutt euch groſſlich erfrewen 40
jn vnſer loblichen ſtat mit zu fliſſendem reichtum vnd gut. [thut
dorumb ir ytzund euch auch pillichen mit vns mitleydlich betruben
zu wedencken den vnwillen etwann von den Krichen weyangen
mit meinen vnd ewren vor vordern angeuangen,
die zeyt die ſelb ſtat Troya beraubt, verprant vnd zerſtort, 45
mein vnd ewr vor uordern ſchentlich ermort,
Exyonam, mein ſweſter geuenglich weg gefurt, [wurdt,
die ſelb noch mals von Thelemonē fur ein kebs weyb gehaltten
Bl. 13a] Das do iſt ſmehlich dem kuncklichen zepter vnd kran.
des halben ich des nicht lenger geleyden noch gedulden kan 50
vnd vermeint, wo es euch anders auch geuallen wolt,
das ich erſtlich mein treffliche potſchaft zu den Krychiſchen kungen
[ſchicken ſolt,
von in Exyonam, mein ſweſter frewntlich zu wegeren,
vnd ob ſie vns dieſer pette woltten geweren,
das do mit alle erganngen ſach auf gehaben ſein ſoltten 55
vnd wir des hin fur in arck gen in nit mer gedencken woltten.

DER KUNIG ſpricht auch mer zu der purgerſchaft

wolt ir euch ein geſprech nemen, ſo gett on ein end
vnd loſt vns ein antwurt widerumb wiſſen wehend.

Als die purgerſchaft ein geſprech hott genomen, tretten ſye hin zu vnd ſpricht EINER AUSZ IN

genediger herre, ewrer kuncklichen genaden meinung thut vns wol
[geuallen,
vnd iſt ein einmutiger weſlus vnter uns allen, 60
das ewr genad dem alſo noch gen woltt
vnd ſolche potſchaft gen Krichen pe tzeyt vertigen ſoltt.

DER KUNIG ſpricht zu eim furſten

Anthenor, zu denn Krichiſchen kunigen ich dich ſchicken will,
mein ſweſter Exyonem von in zu eruordern ich dir enpfill,
vnd ob ſye dir die volgen laſſen, magſtu in wol zu ſagen, 65
das do mit all ergangen ſach ſollen ſein auf gehaben, verricht vnd
[vertragen.

Bl. 13[b]] ANTHENOR, der furſt antwort

genediger herre, diſe reyß iſt gar pfenntlich* vnd weytt,
ydoch pin ich ewren kuncklichen genaden willig zu aller zeytt
vnd will in den ſachen gantzen getrewen fleyß thann.
mit ewrem vrlawb, gott geſegen euch, ich will do vonn. 70

als ANTHENOR weg get, ſo legt ſich PARIS nider vnd ſleft. alſo hebt EIN ANDER an vnd ſpricht

alß Anthenor in der werbung was auf die ſelbe zeytt,
Paryß hewt auf das gegeyd reytt,
ein hirſſen er ſpurt, den er vanndt,
dem er alſo verren vnd weyt nach ranndt,
das er ſich mudikeyt halben hot geben in rwe. 75
alſo tritt Mercurius mit den dreyen gottin do hin zue
vnd einer vnterrichtung von Pariß wegertt,
als ir ytzund do noch volgend wol horen werdt.

alſo trytt MERCURIUS mit den dreyen gottin hin zu vnd ſpricht MERCURIUS

Paryß, lieber frewndt mein,
nym war, wie hubſcher frawen drey pey dir ſein. 80
zwiſchen den du ſcholt machen einykeyt vnd vertrag,
ſye ſind** pey ein ander geweſen auf einem hochtziklichen tag,
do wurd diſer apfel zwiſchen ſie geworffen ein,
dorawf geſchriben ſtet, das er der ſchonſten vnter in ſchol ſein,
Bl. 14[a]] Vnd meint ir yedliche, der appfel gehor ir am pillichſten [zu,
wann ir ſchwen halben vber treff ſye die andern zwu. 85
des ſelben ſie dich zu einem obman haben awſerwelt.
welche dir vnter inn am aller paſten geuelt
vnd die hubſt iſt von leyb, hawt vnd hare,
der ſelbigen reych diſen appfel dare. 90
vnd gibſtw in Juno, die ſelb dich weyoben thut
mit ſo vber treffenlichem reichtum vnd gut,
wann ſo groß reichtum wirt dir von jr werden,
das du wirſt der reichſt gewaltigſt furſt, der do lebt auf erden.
gibſtw in Pallas, die ſelb dir wider vmb gelobt 95
vnd dich mit der aller groſten weyſheyt weyobt,
do mit du lanndt vnd lewt weyſlich reygirſt,
des halben du in aller diſer werlt geeret wirſt.
gibſt du in Venus, die ſelb dir dorumb wider gibt
vnd dich mit der aller ſchunſten frawen liebt, 100
ſo man ſie vinden mag in allem Kriechen lanndt,
mit der ſelben ſie dich macht alſo wol wekanndt,

* pfenntlich gefährlich.
** ſind übergeschrieben; vor ſye ist das und vor geweſen ſind ausgestrichen.

das ſye wirdt dein weib vnd pett genoß,
do von du erlanngeſt vil wunne vnd frewden groß.

alſo helt ſich MERCURIUS vber PARISZ vnd darnach altzu hant MERCURIUS aber ſpricht

jch hab vernomen Pariß meinung vnd mutt, 105
vnd er euch dreyen frawen erſtlich groß danck ſagen thutt,
Bl. 14[b]] Das er euch dortzu geuelt,
vnd in zu einem obman habt awſerwelt.
doch ſo leſt er euch ſagen do pey,
das die ſchwen in den kleydern nicht zu ſchatzen ſey, 110
ſunder er muſſz ewr ytliche ſchawen nacket vnd ploſſz,
do mit er aygentlich war nem ewr yder glidmoſſz.
wann manche in den klaydern ſchein ein hubſches weyb,
die do nacket vngeſtalt ſey an ploſſem leyb.
wo er euch aber alle drey alſo nacket werd ſchawen, 115
ſo hab er in den ſachen einen gutten getrawen,
die ſchwen zu ſchetzen vnd ab zu wegen,
do mit er on alle mittell der ſchunſten den appfel woll geben.

alſo thut JUNO die ſchawben* ab vnd gett zu PARISZ vnd ſpricht

frewlicher zucht zimpt es nicht wol,
das ich mich vor mannen alſo enploſſen ſchol. 120
Seyt aber Paryß des wegert,
ſo ſol er des von mir ſein gewert.
wann mein leyb iſt alſo wol geſtalt,
deſhalben ich pillichen den breyß wehalt.

nu thwt PALLAS ir ſchawben ab vnd tryt auch zu PARISZ vnd ſpricht

jch will mich auch hie laſſen ſchawen, 125
wann ich eine pin der aller ſchunſten frawen.
meinen leib nymant gedodeln kan,
des halben mich lieb haben alle man.

Bl. 15[a]] auch thut VENUS ir ſchawben ab vnd get auch zu PARISZ vnd ſpricht

mit ſchamikeyt ich auch her fur trytt,
wann ſich alſo zu enploſſen zimpt frewlicher zucht nicht. 130
wie wol das mein leyb iſt luſtig an zu ſchawen,
doch an die ſcham iſt alle ſchwen entwicht den frawen.
Seyt ich aber mit den peden pin getzirt,
deſhalben mir der apfel am pillichſten wirt.

---

* ſchaube Rock.

alſo reicht PARISZ den apfel VENUS, der gottin dar.
darauff ſpricht VENUS in danckſagung

Paryß, ich verheyß dir pey meinen trewen, 135
das ich dich groſſlichen will erfrewen,
vnd alles das, das dir Merkurius meinent halben hat gelobt,
do mit ſcholt du an allen zweyfel werden weyobt.

nun ſtet PARIS auf von dem ſloff vnd gett MERCURIUS
mit den gottin hin weg

Spricht EIN ANDER

genediger herre, ob ewr genad die muß had,
Anthenor wer gern pey ewr genad. 140

DER KUNIG ſpricht

gee pald, heyß in kumen here,
loß horen, waß er ſag newer mer.

Bl. 15[b]] DER KUNIG ſpricht

Anthenor, aller liebſter furſt vnd diner mein,
jr ſcholt vns zu dawßent mol wilkumen ſein.
wir haben gehabt noch euch großen verlangen. 145
wie iſt es euch pey den Krichen ergangen?

ANTHENOR antwurt vnd ſpricht

genediger herre, mit angſt vnd nott.
aber do mit das ewr genad rechten weſchied hat,
So kom ich erſtlich gar gelucklich in Kriechen landt,
do ich dann Thelamonem vnd ander kunig pey im vandt, 150
vor den ich denn offenlich die werbung thet,
als mir ewr kunckliche genad das weuolhen het.
aber Thelamon trayb dorauß ſeinen geſpott
vnd ſprach, iſt das des kunigs von Troya weyſer rott,
ich merck woll, ſein ſach ſtet ytzund wol, 155
er will, das man im als ſeinem vatter than ſcholl.
auch er mir dortzu zu ertotten drotth,
alſo das ich kawm kom do von mit angſt vnd noth.
als ewr frewntlichs erſuchen gen in iſt vernicht,
darnach ſich ewr kunckliche genad richt. 160

DER KUNIG ſpricht zu den funff ſvnen

nempt war, wie ſie vns ſchenntten vnd ſmehen.
wie mocht wir in ſolchs lenger vber ſehen?
Bl. 16[a]] Ir habt von Anthenor die ſpott wort wol gehort.
auch wiſt ir wol, wie ſie vnſer eltern ſo ſchenntlich haben ermort,
vnd Exyonam, die do iſt ſo gar von edelm plut geporen, 165
das iſt zu erparmen, das ſie ir geſleffin vnd kebsweib iſt worden.

deßhalben wir vns pillich zu rachſal wegeben,
vnd ob ir es nicht wolt thann von der gemelten vrſach wegen,
ſo pit ich euch doch, das ir es von meinen wegen wolt thann.
wann ich vor vntzellichen ſmertzen nicht rwen kann. 170
Ecktor, du elteſter deiner bruder vnd erſt geporen,
dieſes kriegs hab ich dich zu einem hauptman auß erkoren
vnd alle dein bruder, kunig vnd ander, die vnter vns ſein,
die vnterwurff ich in die gehorſam der gepott dein.
wann in kraft vnd macht deiner handt 175
haſtw vns vntertenig gemacht manig kunckreich vnd lanndt.

ECKTOR ſpricht

O aller liebſter herre, die natur wegibt das wol,
das man vmb vnrecht geſchehen rachſal wegeren ſol,
vnd mir ſolchs zu vor an wol gepuren thwet,
mein ſwert zu verben in vnſer veint pluet, 180
wann ſie nicht haben gehabt verdryſſzen
der vnnſern plut zu vergiſſen.
yedoch pit ich euch die ding nicht alſo gering zu achten,
ſunder das mittel vnd ende mit dem anvang zu wetrachten,
wann Afryca vnd Ewroppa den Krichen vntertenig ſind, 185
Bl. 16[b]] Dorunter man gar vil ſtreypper mann vind.
wie wol groß volck vermag Aſya, ewr reych,
ſo iſt es doch an der macht ſo vil kunckreich nicht geleich.
fur war Exyona iſt nu lang geſtannden in diſem myſſradt
vnd villeicht irs alters halben kurtzlich wirt weg genomen durch
[den todt. 190
deßhalben ich nicht radt ſich alſo geringlich in krieg zu geben,
dor durch vnſer etlich oder wir alle mochten verlißen das leben.
doch aller liebſter herr der* kunig, gedenckt nicht, das ichs kleimut-
Sunder der vnfall in allen ſachen ſtett [keyt halben red,
zu weſorgen, ob das geluck ſich von vns kertt, 195
dor durch die hoch vnd wird ewrs zepters wurd verſertt.
Seyt ein mol das man wol mag laſſen da von,
des halben ich ratt keinen krieg zu vahen an.

darnach ſpricht PARIS

aller liebſter herre der kunig, die dinck ſind nicht ſo ſorglich zu achten,
wann man die macht vnd menig ewrs volcks will wetrachten. 200
auch iſt in macht vnd veſtikeyt kein ſtat Troya geleich.
des halben wir wol vnbeleydigt weleyben in vnſerm reich.
auch ſeyt ir zu merer mol von mir vnter richt,
wie ſich in kurtz hat wegeben ein geſchicht,

---

* herr der übergeschrieben.

do ich die gottin Venus mit dem appfel weyobt. 205
des mals ſye mir zu ſaget vnd gelobt,
das ich mich des gantz zu ir verſehen ſolt,
wann ſye mich mit der hubſten frawen lieben wolt,
Bl. 17[a]] So man ſye mocht vinden in allem Kriechen lanndt.
mit der ſie mich wolt machen alſo wol wekanndt, 210
das die ſolt werden mein weyb vnd pet genoß,
da von ich gewunn wunne vnd frewden groſſz.
darumb, aller liebſter herre, ich wol ratten wolt,
das ir mich gen Kriechen mit ſchiffen vertigen ſolt.
ſo ich dann kom in Kriechen land, 215
ſo wolt ich auf recken mein menliche hand
vnd alls dann rechen ewres vatters todt,
dar durch die Kriechen an zweyfel komen in groſſe nott.
wann ich hab zu der gottin Venus den getrawen,
ich wolt mit mir bringen die aller hubſchten frawen, 220
do durch Exyona, ewr ſweſter wol mag erledigt werden,
vnd wir erlangen gantz vnnſern willen nach vnſerm begeren.

DEYPHOBUS, der drit ſun ſpricht

herre der kunig, wo in allen ſachen, die einem mann zu hanndeln
gepurden,
alle ſach, die ſich zukunftig wegeben mochten, wedacht wurden,
ſo wegeb ſich nymant in kein redlich ſach noch datt, 225
wann in allen ſachen ſich mag wegeben vnradt.
Solt der akerman dor vmb kein ſatt nicht thann,
des halben das ſich etlich vogel neren do van?
wer kan einem ytlichen ſein einfell gewenden!
ich radt, das man Paryß gen Kriechen ſcholl ſenden, 230
zu erlangen, das im die gottin Venus hat verſprochen,
dar durch wir an vnſern veinten werden gerochen.

Bl. 17[b]] ELENUS, der vierd ſun ſpricht

Herre der kunig, ir wiſt, das ich zukunftige dinck weyſ vnd thwe
vnd habt nie erfaren kein lug auß meinem mundt. [kundt,
dorumb ich euch mit ernſtlichen trewen warnn vnd pitt, 235
das Parys gen Kriechen die zw weſchedigen geſchickt werd nicht.
ob ir aber Paris gen Kriechen die zu weſchedigen ſchickt, ſo thwe
[ich euch kundt,
das ewr lobliche ſtat Troya wirt zerſtort zu grundt,
vnd ir vnd alle die ewren ertodt vnd ermort werdt.
dorumb wedenckt das end, das do iſt das ſcharpf ſwertt, 240
vnd die groſſen wirdickeyt, dorinnen ir ytzund ſeytt.
darumb hut euch vor ſolchem ſmertzen vnd jamerigem leydt.

DER KUNIG ſpricht

O Elenus, wie thuſtu mir ſo erſchrokliche dinck kundt.
jn groſſem ſmertzen vnd trawren iſt gantz mein hertz verwundt.
jch pin gantz vertzweyfelt, was ich weytter in den ſachen handeln
[ſcholl, 245
wann die gottin Venus zu verachten zimpt vns ye nit wol.

ELENUS ſpricht

Exyona zu erledigen iſt nymermer zu geſchehen.

DER KUNIG ſpricht

Schull wir vns denn altzeyt alſo laſſen ſchennten vnd ſmehen.

DEYPFEBUS ſpricht

es zimpt wol einem weyſen mann,
zu gedulden, das er nicht gewenndten kann. 250

Bl. 18ª] HECTOR ſpricht

Jch ratt, wir laſſens mit Exyona hin als her weſtenn,
do mit das vnſer reych vnd wir alle nicht vnter genn.

TROYLUS ſpricht

O yr edlenn ſtrenngen vnd veſtenn von menlichem mütt,
wie das euch die ſtimm des gelertten wetruben thwtt!
wiſt ir nicht, das die gelertten ſind vermeyden die ſtreytt 255
vnd die wolluſt lieb haben vnd ſuchen zu aller zeytt,
zu gutter ſpeyß vnd edlem trank iſt ir fleyß.
wo vindt man ein menſchen auf ertrich ſo weyß,
der zukunftiger ding ein wiſſen hett,
wann ſolchs alein den gottern zu ſtett. 260
dorumb loſt Elenum mit ſeiner geſchrift vmb genn
vnd lott vns vnſern veinten mit ernſt wider ſtenn,
do mit die ſmachheytt vns angelegt gerochen werdt
durch vnnſre ſtreypre hanndt und das ſcharpf ſwerdt.

DER KUNIG ſpricht

Troylus, wie wol du der jungſt vnter deinen brudern piſt, 265
yedoch dein red mir gar zu mal troſtlich iſt.

PARIS ſpricht

aller liebſter herre, die dinck wedurffen keiner ſorgueltikeyt nicht.
wann als ich durch die gottin Venus pin vnterricht,
Bl. 18ᵇ] So yſt es zu weſtheen gar geryng,
do mit ich die hubſchten frawen auß Kriechen land mit mir pring,
dor durch Exyona, ewr ſweſter wol mag geledigt werden, [270
vnd wir mugen erlanngen all vnſern willen vnd wegeren.
welcher iſt aber vnter euch allen, der do hab ein zweyfel doran,
die gottin Venus vermag das vnd noch vil ein groſſers zu thann.

DER KUNIG ſpricht

O Paryß, ich mag nicht geloſſen, ich muß dich loben vnd preyſen,
wann du dich vnß ſelbs zu hilff duſt weweyſen, [275
des halben nun hoch iſt erfrewt mein mutt.
Seyt dich die gottin Venus alſo groſſlich lieben thutt
vnd dir die hubſchten frawen auß Kriechen land hat verſprochen,
do durch wir an all ſwertſleg an vnſern veinten wol werden [gerochen, 280
deshalben ich dir verheyß dich zu ſchicken in Krichen land noch [deinem wegeren,
wann vntzweyfel wir durch dich von allen trubſalen wol erledigt [werden.

Spricht* ABER EIN ANDER

allem Troyoniſchen volck ſey frewd verkunndt,
wann in die gottin Venus zu mol vil guttes gunndt
vnd will allen yren vmut vnd trawren zu frewden pringen. 285
nu pfewfd auf mit frewden, ſo woll wir danntzen vnd ſpringen.

der geſegen reim hernach volgend

Bl. 19ᵃ] Herre der wirt, nu gebt vns gutte nacht.
wir haben die ding auß vns ſelbs nicht erdacht,
wann man das in den geſchriften findt,
das es die treffelichſten vrſach ſindt, 290
welcher halben ſind geſchehen ſo mercklich ſtreyt vnd mort
vnd die groß loblich ſtat Troya ward zerſtort,
vnd ander vil ſach, der ich ytzund nit ertzelen kan,
dorumb weger wir ewr vrlaub, wir wollen der von.

Explicit illa yſtorya
de Troya caet.

---

* geschrieben ist: Sspricht.

Urkunden Hanns Sachs betreffend.

Von Georg Wolfg. Karl Lochner.

(Aus dem Städtischen Archiv zu Nürnberg.)

1495. Aug. 28.

[Die Eltern von Hanns Sachs' Frau Kunigunde betreffend.]

Das heut für vnns kom Jngerichte Niclaus Groß der Elter burger zu nürmberg Vnd bracht mit vnnſers gerichtsbuch das die Erbern hr̄ Hanns Rumel vnd Jorg köppel vor gericht auf Jr ayd geſagt hetten. Das Sy deß geladen zeugen wern Das Peter Creutzer am berg bey wendelſtein gelegen vnd kungund ſein Eliche wirtin am Montag Sannt Veits tag· nechſtuergangen vor Jnen für ſich vnd all Jr erben verjehen vnd bekannt, das Sy recht vnd redlich verkaufft vnd zukawffen gegeben die hernachbemellten aigenſchafften auch Jerlichen aigen zinſſen vnd gülten So ſie an vnd auſſer den hernachbenanten ſtücken vnd güttern zu wenndelſtein am Berg gelegen gehapt hetten. Des erſten an vnd auſſer haintzen dietrichs hofſtat hawſ Stadel garten tagwerck wißmads vnd Eckerlein Newn pfund vnd funfftzehen pfennig Jtem an vnd auſſer kungunden löhlin haws drew pfund alt Jtem an vnd auſſer henſel Stephans hewßlin zway pfund vnd funffzehen pfennig Jtem an vnd auſſer der hanns hertlin hewßlin viertzig pfennig Mer zehen pfennig für ein Schnittag Jtem an vnd auſſer Cuntzl herdegens hewßlin dreiſſig pfennig vnd zehen pfennig für ein Schnittag, Vnd an vnd auſſer hannſen wirts hawß drew pfund als alles Jerlich zubezalen zu weichennachten. vnd mit der bezalung anzufachen auf weichennacht nächſt. Jme demſelben Niclauſen Groſſen vnd ſeinen erben zu haben vnd zu nieſſen fürbas ewigclich. vnd gelobten Sy ſolicher vorgemelten aigenſchafften auch aigenzynſſen vnd

gülten An vnd auſſer den vorgemelten ſtücken vnd güttern mit allen vnd yglichen Jren vnd Jr yedes ſamentlichen vnd ſonderlichen gerechtikaiten zu vnd eingehörung. on all Jr entgeltnus coſten vnd ſcheden zu wern für gannz frey lawter vnuerkömbert aigen. als aigens vnd lands recht herkomen vnd gewonheit were. dar Jnn ſoliche ſtück vnd gütter gelegen weren. Wann er Jnen ain nemliche Summa vierzig guldin Reiniſch Landſwerung zu danck bare darfür außgericht vnd bezalt hett, darumb Sy Jn vnd ſein erben für ſich vnd Jr erben gar vnd gennzlich quit ledig vnd loß [geſagt] hetten. Es hetten auch alſbald die vorgenanten Hainz Dietrich kun löhlin Hennßlin Stephan vnd Cuntzlin herdegen von Jr ſelbs auch hennßlin hertlins vnd hannſen wirts wegen. Jme demſelben Groſſen ſolicher aigenzinſs vnd gült an vnd auſſer den vorgemelten güttern hinfür Jn crafft dits kawffs wie oblaut Jerlich zu raichen vnd zu geben ſchuldig vnd pflichtig zu ſein. auch zu raichen vnd zu geben vngeengt vnd vngeJrrt von Jnen Jren erben vnd menigclich von Jren wegen fürbas ewigclich Dentur lr̄e Teſtes hr Michel Beheim vnd her hanns Rumel Sexta post Bartholomei Anno etc. lxxxxv to. Lit. 12. fol. 207 b. 208.

Am unteren Rande: iiii ꝉꝉ, Bezeichnung der bezahlten Kosten.

1519. Sept. 20.

Die Urkunde das Haus in der Kotgasse (jetzt Brunnengasse) betreffend, welches Hans Sachs von seinen Eltern, Jorg Sachs, Schneider, und Cristina, zu seiner Verheirathung mit Kunigund, „weylent Peter Creutzers vnd kungund ſeiner ewirtin ſeligenn nachgelaſſen tochter“ als Heirathsgut erhielt, habe ich im Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorz. Bd. 14. 1867. No. 8. Sp. 239 f. veröffentlicht. Das Haus lag an Sigmund Oertels und weiland Hanns Staybers sel. erben haüsern.

In dem am 20. Sept. 1503 zwischen Sigmund und Anthoni den Oerteln Gebrüdern geschlossenen Erbschaftstheilungsvertrag wurde Sigmund zutheil:

Item 4 Pfd Gelds, ein Lammesbauch zu Ostern und ein Weck zu Weihnachten, aus Jorgen Sachsen Haus an der Kotgassen, um 19 Gld 1 Pfd und 20 Pfge angeschlagen.

Sel. Archiv II. 149 ff.

In dem 1509 Nov. 14. getroffenen Vergleich über das Schuldenwesen Sebald Schürstabs lag das Haus Hanns

Staibers, aus dem Schürstab ein Eigengeld hatte, zwischen Hannsen Frank und Jorg Sachsen Häusern.

Sel. Arch. IV. 145.

1522. Aug. 13. (L. 416).

Das Sebold Herdegen burger zw Nürmberg am mitwoch nach ſannt Lorenzen tag den dreyzehenden des Monats Auguſti der mindtern Zal Criſti Jm zwey und zweintzigſten Jar vor den Erbern wilhelmen derrer vnnd Lienharten Bömer als durch Jne hierzu ſonnderlich berufft vnnd erpetten zeugen für ſich vnd ſein erben offenlich bekennt hat, das er ſein Erbſchafft an dem Newgepauten haus hie Jnn ſannt lorentzen pfarr an dem weyſenthurn gelegen wie die mit aller Jrer gerechtigkait vmbfangen vnnd auff abſterben fritzen Müllners vnnd ſeiner tochter ſein des herdegens haußfrawen ſeligen erblich an Jne komen were, hannſen Sachſen Schuſter auch burger zw Nürmberg, kungunt ſeiner hauſfrawen vnnd Jren erben eins beſtenndigen kauffs recht vnd redlich verkaufft vnnd zu kauffen geben het. verkaufft vnnd gab auch als er zu recht vnnd ſonſt am crefftigſten thon ſolt vnnd konnt zu kauffen, bemelten beden Eelewten vnnd Jren erben berürte erbſchafft hinfüro zuhaben, zunyeſſen vnnd damit Jres gefallens nach erbs Recht als anndern Jren gütern zuthun vnnd zuhandeln ſein vnnd menniglichs von ſeinen wegen ewiglich vngehindert vnnd vngeJrrt, Geredt vnnd versprach auch ſy diſes kaufs der Erbſchafft vorbemelter behawſung on allen Jren coſten vnnd ſchaden für alle clag vnd eintreg zuwern. zufertigen vnnd zuuertretten. wie erbs vnd diſer Stat Recht vnnd gewonheit were. Dann ſy Jme vierhundert gulden reiniſch Jnn guter grober müntz ye acht pfundt vnnd zwelff pfennig für ein gulden darfür außrichten vnnd bezalen ſolten. Nemlich zweyhundert gulden alſo par. die er empfanngen zuhaben bekennt vnnd die kauffer vnnd Jr erben darumb ledig ſagte. vnnd die vberigen zweyhundert gulden Peter Voiten als verwalter der Marſtaller die er Jme nach laut eins vertrags, zwiſchen weylend ſeinem ſchweher fritzen Müllner vnnd demſelben Voyten aufgericht, ſchuldig plyben von ſeinen wegen zu zeiten vnnd friſten. wie Jnn angezogem vertrag begriffen nemlich allweg auff ſannt

Walburgen tag funffzig gulden obgemelter werung vnnd zu ſannt Walburgen tag der mindern zal Criſti Jm fünffundzweinczigſten Jar hundert gulden. Solcher kauf vnnd verkauff iſt beſchehen mit willen vnnd zulaſſung des Erbern herrn Caſparn Nützels als Zinßmeiſters eins Erbern Rats diſer Stat denen die aigenſchafft an berürter behawſung zuſtunde doch mit der nemlichen beſcheidenheit, das die kauffer vnnd Jr erben gemeltem herrn Caſpar Nützel vnnd ſeinen nachkomen Zinßmeiſtern yedes Jars ſonderlich daraus vier gulden Statwerung rechtes ewigs aigenzins vnnd vorgemeltem Peter Voÿt Jnnamen der Marſtaller zehen gulden Reiniſch Jerlichs gattergelts, ſolanng dieſelben mit zweyhundert gulden nit abkaufft ſind wie aigenſchafft aigen vnnd gatterzinß vnnd der Stat Nürmberg Recht herkomen vnnd geprauch wer, zinſen vnnd geben ſolten Allwegen halb zu ſannt Walburgen vnnd halb zu ſannt Michels tag vnnd mit raichung der erſten halben gattergült auf ſannt Walburgen tag obgemelts fünffundzweintzigſten Jars aus vermög obenangezeigts vertrags anzufahen. AJß dann gedachts Herr Caſpar Nützels Diener linhart hautzengibel ſolche ſeins herrn bewilligung von ſeinen wegen vor obgemelten zeugen angeſagt hat. Lit. 35. fol. 174b.

Bemerkt ist: iſt noch nit vnterm ſigel aufgangen. — Durch diesen Zusatz wird der Mangel des herkömmlichen Schlusses: Dentur litere. Teſtes etc. erklärt. Es kam häufig vor, dass die Ausfertigung eines mit dem Schultheissen-Insigel bekräftigten, auf Pergament geschriebenen Briefes verschoben und endlich ganz vergessen wurde. Trat dann später das Bedürfniss einer Urkunde ein, so behalf man sich mit einer einfachen Abschrift auf Papier, welche zu ihrer Beglaubigung oben die Nummer des Bandes Literarum und des Foliums trug, auf welchem der Kaufvertrag eingeschrieben war. In Betreff der Lage des Hauses L. (d. i. Lorenzer Seite) 416 sind folgende Stellen zweier Urkunden von 1519. Jul. 6 (RB. K. fol. 225) und 1520. März. 30 (daselbst f. 471) entscheidend: 1. „Darzu hat derſelb voyt geantwurt. er ſey willig ſolche hofſtat anzenemen. ze pawen — — das ist Jm alſo von aim erbern rat vergönnt vnd zugelaſſen. Doch darbey pillich angeſucht. das er ſolhs zimlicher weyß vnd nicht zu hoh woll fürnemen auch dermaſſen verwaren. damit dem thurn nicht mer ſchad geſchech.“ 2. „fritzen müllner pfragner ſoll man vergönnen auß dem haws ſo er neben dem weyſſen thurn zepawen vorhat. widerum ain thür auff die Statmawrn ſtellen mag. Dardurch er hindten wieuor auch

einen zu vnd außgangk hab.“ Aus letzterer Stelle dürfte wohl mit Gewissheit zu folgern sein, dass das Haus noch innerhalb der eigentlichen Stadt war. Vgl. J. L. Hoffmann, H. Sachs. Nbg. 1847. S. 137.

10 Gulden Stadtwährung = 11 Gulden Landwährung oder Rheinisch.

In dem Kaufvertrag zwischen Fritz Müllner und Peter Voit von 1520. März 22. kommt vor, dass dieser jenem 300 Gulden rhein. zu seinem Bau darleihe. Am Ende dieses Vertrags ist bemerkt: „peter voit bekennt obermelter drey hundert gulden von Hanns Sachſen als der das haus erkaufft bezalt ſein Sagt Jne darumb ledig vnd los Teſtes herr Criſtoff Scheurl doctor vnd mathes Jorian Actum 4ª post philippi et Jacobi 3 May Anno etc. XXV to.“ Conserv. 27. fol. 1. Am 29. Mai 1521 bezahlte Sebolt herdegen pierprew für seinen inzwischen verstorbenen Schwiegervater Fritz Müllner von den dargeliehenen 300 fl. die ersten 50. Conserv. 27. fol. 178ᵇ.

1524. Aug. 23.

Frau Katharina, Hn Conrad Hallers des Jüngern Recht Licent. ehliche Hausfrau verkauft die Eigenschaft aus der Behausung in der Lorenzer Pfarr unter den Hutern* zwischen Hanns Sachsen und Veit Dietrichs Häusern, daran das Erb Hannsen Hebenstreit und Anna seiner Ehewirtin zustünde, Hannsen Nützel. Lit. 37. f. 160.

1527. Febr. 20.

Sebald Staiber, Sohn des in der Urkunde von 1519 genannten Hanns Staiber, verkauft die Erbschaft seiner Behausung an der Kotgassen zwischen Hannsen Sachsen und Hannsen Wolfs Häusern gelegen, Hannsen Peßler und Kungunden, seiner ehlichen Hausfrau, um 130 f. rh. und 4 f. Stadtwährung, die Hanns Volkamer darauf hat.

1528. Aug. 28.

Endres, Sebald und Egidi die Oertel Gebrüder, Bartholme Flück anstatt Barbara, und Niclas Kolb in Namen Barbara [soll heissen Katharina] ihrer ehlichen Hausfrauen, vorbemelter Oertel Schwestern, verkaufen die frei lauter Eckbehausung an der Kotgassen hinten an N. Storren des Huters und vornen neben Hannsen Sachsen Schusters Häu-

* Huter Hutmacher.

sern gelegen, dem Erbarn Martin Löffelholz um 300 f. Lit. 41. f. 139.

1531. Febr. 15.

Hanns Sachs Schuſter Bekennt das Jm Anna Hanns Strobels Viſchers ſeligen wittib alle hinterſtellige verfallne Zinß von der Viſchgruben vnntern huetern hie, die ſein des Sachſen Vatter ſeliger Jme dem Strobel verſchiner Zeit beſtandsweiß ye ain Jar vmb fünff gulden Zinß dauon verlaſſen, on den Zinß von nechſt verſchinen ſannt walburgen tag bißher verfallen, den ſy Jme noch ſchuldig ſey, entricht vnd bezalt hab, Sagt sy auch alle Jre vnd des Strobels nachgelaſſene erben, für ſich vnd ſeine erben ſolcher entrichten Zinß ledig vnnd loß Jn der peſten form, Teſtes Hanns Ayrer vnd hannß koberger die eltern. Actum in Judicio. 4ta poſt Valentini. 15 Febr. 1531.

1532. Febr. 20.

Jorg Geuder bekennt Nachdem er ſieben guldein Jerlichs gatterzynns auff vnd aus Hannſen Sachſſen des ſchueſters behauſung beim Weiſſenthurn am thor gelegen hab Jnhalt brieflicher vrkundt derhalben außganngen, das bemellter Sachs Jtzo von denſelben drey guldin mit vier vnd ſechtzig gulden abgeloſt vnd alle verfallene Zynns bezalt hab, Alſo das er Jme hinfüro nit mer dann noch vier guldein Reiniſch zu zynnſen ſchuldig ſey. Sagt demnach für ſich vnd ſein erben, gedachten Sachſſen ſein erben vnd das angezogene haus derhalben quit ledig vnd los Mit verſprechnus das obemelter brieff derhalben auffgericht, angezogner dreier guldein halber hiemit getödt vnd nit mer dann vmb vier gulden zynns pindig vnd crefftig ſein ſoll. Jn peſter form. Teſtes Sebaſtian ſchedel vnd Albrecht letſcher. Actum tercia poſt Jnuocauit 20 Febr. 1532.

1533. Jan. 24.

Jorg Geuder bekennt anſtat vnd von wegen Margrethen ſeiner eelichen hauſfrawen, das hanns Sachs Schuſter die vier gulden Reiniſch Jerlichs gatterzynns ſo ſie vff ſeiner behawſung am Jnnern Weiſen thurn gelegen gehabt mit achtzig gulden Je ſechtzehen patzen für ein gulden, die er ſampt der verfallen zynnſen zalt widerumb abkaufft vnd ſein

haus derhalben geledigt hat, Sagt Jne, ſein erben vnd gedacht haus an ſtat ſeiner eewirtin vmb ſolichs alles ledig vnd los Jn peſter form Actum Jn Judicio Sexta poſt Sebaſtiani 24 Januarij 1533.

1542. Jun. 14.

Das Lienhart Arnolt der Zuckermacher vnnd Anna ſein hauſfraw, Cristof Arnolt auch Zuckermacher vnnd Vrſula ſein ehewürttin vnnd auch Clara hannſen Eckhards des Meſſerers ehefraw vnnd Martha hannſen Knorrenn eheliche Hauſfraw, Jn beiſein derſelben Jrer ehemenner alle vier geſchwiſtrigit vnnd dann Enndres Praunawer ein panntzermacher anſtat vnnd von wegenn Barbara ſeiner hauſfrauen dj Jn den Sechs wochenn lage, vnnd aus ſolcher ehehaft* ſelbſt nit erſcheinen konnt, Auch Jtzo benannter Praunauer als ein vormundt Hannſen Polzingers des gürtlers ſeligen zweyer kinder, Matheſſs vnnd Hannß genannt, gedachter ſeiner ehewirtin geſchwiſtrigit, für ſich vnnd Hannſen Roſenkrannz Rodtſchmidt ſeinen auſlenndiſchen vnnd abweſenden mitvormundt, für den er verſprach alle weillundt Seuerin Arnolts des Zuckermachers vnnd Martha ſeiner hauſfrauen ſeligen nachgelaſſenne kinder vnnd Enicklein auf dato vor ſitzenndem gericht offennlich bekannt habenn, das ſie alle einmütig vnnd wolbedechtlich mit einannder vnnd ſonnderlich der obemelt vormundt mit wiſſenn der oberſtenn herrn vormundt wittib vnnd waiſenn vnnd auch auf gerichtliche derhalb beſchehenne erlaubtnus, bewilligung vnnd zulaſſenn, wie das Jm gerichtspuch Conſeruatorium genannt mit N° 50 bezaichennt vnnd am 59 plat eingeſchriebenn ſtet, die behauſung vnnd hofrait alhie Jn ſanndt Sebalds pfarr an der Spitalgaſſenn vornen Jm einganng gegen Mittentag warts zwiſchen Peter wellners ſchneiders vnnd Jorgen hagenn ſchuſters heuſern gelegenn vnnd hintten an kappenzipfell ſtoſſenndt, wie dj ſampt dem höflein daran, auch dem Tull** vnnd auſganng vnnd mit liechten, trüpfen, Jtzo vor augen ſteet, vnnd

* **ehehaft** ehafte, gesetzliche Noth, Ursache. s. Schmeller, bair. Wörterb. Bd. I. 1827. S. 6.

** **Tüll** Breterwand, Zaun.

von alter herkomenn vnnd ſonnſten mit allen Jren Rechten vnnd gerechtigkeiten zu vnnd eingehörungen allenthalben vmbfanngen vnd begriffen iſt, vnnd obernennte Martha Arnoltin Jr Mutter vnd Anfraw hinter Jr verlaſſenn vnnd ſie alle, nebenn anndern Jren gütern ererbt, zu ainem aufrichtigen enntlichen veſſten vnnd vnwiderruflichenn kauf für frey lauter vnuerpfenndt vnnd vnuerkomert aigenn, Recht vnnd redlich verkaufft vnnd zu kauffen gegeben hetten hannſen Sachſſenn dem Schuhmacher, Burgern alhie, kunigunden ſeiner hauſfrauen vnnd Jrenn erbenn, Verkauften vnd gaben Jnen auch alſpald gegenwürttiglich vnnd Jn peſſter weys vnnd form als das durch ſie ordennlichſt beſchehenn vnnd Jn allen Rechten vnnd nach dieſer Stat gepranch kreftigiſt ſein ſollt konnt vnd möcht ganntz beſtenndiglich vnd auf ewig zukaufen dieſelb behauſung hinfüro mit aller zugehörung vnd gerechtigkait Jnnen zu habenn, zubeſitzenn vnnd nach aller Jrer notturfft vnnd gelegennhait zunutzen zunyſſenn vnnd zugeprauchenn, vnnd vmb vnnd für ſolch haus hetten Jnenn ernennte kaufere, alſo par gegeben vnnd bezalt Sechshundert vnnd zehenn gulden an guter grober müntz abgeredter kaufſumma, dj ſie auch empfanngenn vnd vntereinannder verthailt hettenn, vnnd ſagtenn vnnd zelten die kaufer derſelben quitt frey ledig vnnd loß, Mit nemlichem verſprechenn Jnenn diſes kaufs vnnd berürts haus frey lautter aigenn genugſame werſchafft vnnd verfertigung zuthun, auch Jn Zeit derſelben gegen meniglichs anfordrung vnnd zuſpruch Jrrung vnd eintreg zuuerdretten vnnd zu enntheben, alles ſonnder Jr coſten vnnd ſcheden wie aigenns vnnd diſer Statt Recht vnnd geprauch iſt, vnnd verziehen ſich darauff dj verkaufer für ſich vnnd Jn namen wie oblaut auch Jre pflegkinder vnnd Jr aller erben der oberürten behauſung vnd aller Jrer Jn ainich weiß daran gehapter Recht vnnd gerechtigkait, wolten ſich auch derſelben genntzlich vnd gar enteuſſert vnnd volkomennlich an dj kaufer tranſferirt vnnd gewenndt hiemit würcklich Jn Jr hanndt vnd gewaldt geſtelt vnd Jnen eingeraumbt vnnd neben eingebung vnnd vberanthwurtung der darüber gehapten brief vnnd vrkundt Jn ruig poſſeſs vnd gewer geſetzt vnd derwegen ewiglich kein anfordrung mer thun noch habenn, vnnd das alſo obernennter hannß Sachs ſein hauſfrau vnd

Jr erben mit angezogner behaufung dartzu fie numals ein redlich ordenlich ankunfft vnd rechtmeffigen tittl hetten, hanndeln thun vnd laffen folten vnnd möchten als mit anndern Jrenn frey lauter aignen gütern, wie vnnd was fie wolten vnnd Jnen füglich wer, deß alles von Jnen den verkaufern Jren verwandten auch pfleg kindern vnd aller Jr erben vnnd fonnften meniglichs zu ewigenn tagenn vnuerhindert, alles Jn pefter form getreulich vnnd vngeuerlich Actum vnnd vrkundt erthailt vnnd geben Jn Judicio Mitwoch den 14 Junij 1542.

[Der Name Jorgen hagenn schusters ist vielleicht identisch mit dem des Vaters des bekannten Meistersängers Georg Hager].

1542 Oct. 4.

Das am Mitwoch den vierdten Monatstag Octobris Jm 1542 Jar, hanns Sachs der Schuchmacher burger zu Nürmberg vnnd kunigund fein eheliche hauffrau vor den Erbernn Martin hallern vnnd Florian Neumayr bede genannten des gröffern Raths diefer Stat als von Jnen derhalben vnnd hierzu erforderten vnd gepeten Zeugen für fich vnd Jr erben offennlich bekannt haben das fie Jr behaufung vnnd hofrait alhie Jn fanndt Lorenntzen pfarr vnndter den hutern zwifchenn Fritzenn Schlunts fchufters vnnd wolfganng Steltzers kürfchners heufern gelegen, mit allen vnndt Jeglichen Jren Rechtenn vnnd gerechtigkeiten zu vnnd eingehörungen wi dj vmbfanngen vnnd begrieffen ift, ains vesten enntlichen ewigenn vnnd vnwiderruflichen kaufs Recht vnnd Redlich für frey lautter aigenn verkaufft hetten vnnd gaben auch diefelbige alfpald gegenwürtigklich vnnd Jn pefter weiß vnd form als das Jn vnnd zu allem Rechten tuglich vnnd genugfam fein follt könnt vnnd möcht, ganntz beftenndigklich zu kauffen, Adam prollenn dem fchneider Magdalena feiner hauffrau vnnd Jren erbenn vmb vnnd für Sechshundert fünf vnnd fechtzigk guldein guter grober Müntz abgeredter vnnd bedingter kauffuma zu bezalen, Nemlich Jtzo par hundert guldein zugebenn wie befchehenn vnnd di verkaufer darumb quietirten vnnd dj vbermas der fünfhundert fünf vnd sechtzig guldein folten vnnd wolten die käufer auf den nechft künftigen fanndt walpurgen tag one verzug auch erlegenn vnnd enntrichtenn. Dargegenn folten dj verkaufer mitler weyl vnnd biß auf folche

zeit von den Jnnwonern des haus die hauszinns einnemen vnnd entpfahenn vnnd auch dj angezogene behaufung derwegenn vnnd darumb biß zu bezalung gannzer kauffuma der verkaufer vnndterpfanndt fein, vnnd verfprechenn darauf ernennte verkaufer Jnen den kauffern vnnd Jren erben diefes kaufs vnnd gedachter behaufung halb als ains frey aigenn ftucks vnd guts redliche genugfame vnd gute werfchafft vnnd fertigung zu thun, auch Jn zeit derfelben gegen menigklichs anfpruch Jrrung vnnd eintreg Jnner vnnd auffer Rechtens zuentheben zuuerfechtenn vnnd zuuerdreten, alles one Jren coften vnd fchaden wie aigenns vnnd diefer Stat Recht vnnd geprauch ift, Es folten auch die kaufer Jn Ruig poffess vnnd gewehr berürter behaufung gefetzt fein vnnd wolten diefelbenn hiemit volkomenlich an fie tranfferirt vnnd gewendet allerding Jn Jr hannd vnnd gewaldt geftellt Jnen durch diefen redlichen kauf würcklich eingeraumpt vnnd fich nach bezalung vnnd empfahung der oberürten ganczen kauffuma der oberürten behaufung aller Jrer daran gehapter Recht vnnd gerechtigkait gennzlich vnnd gar verzigen ennteuffert vnnd begeben vnnd derwegen auch darzu vnd darnach weitter kein vordrung mehr habenn, vnnd das alfo ernennter Adam proll fein hauffrau vnnd Jr erben gedacht haus mit aller zugehörung vnnd gerechtigkeit fürohin zu Jrer notturfft nutzen nieffen gebrauchen vnnd Jn allweg damit thun vnnd hanndeln folten vnd möchten als mit anndern Jren aigen vnnd Jnen zugehörigen gütern wie vnnd was fie wolten vnnd Jnen gefellig ift, vnuerhindert Jr der verkaufer Jrer erben vnnd fonnften Menigklichs ewigklichen,

Weil dieser Brief nicht amtlich ausgefertigt, fehlt der Schluss. Für seine Rechtsgiltigkeit zeugt aber folgende Unterschrift:

Hanns Sachs der verkauffer bekenndt das Adam prol vnnd fein hauffraw di kauffere Jme die vbermaß der kauffumma alls 565 f. nach laut der kaufs verfchreibung auf fein wolbenügig gefallen auch enntricht vnnd bezallt haben, zelt fie derfelben jetzt bemelten vbermaß vnnd alfo der ganntzen kauffuma quit frey vnnd aller vergangen fordrung ledig vnnd loß Jn peffter form Teftes Rogati . . . . . . vnnd Hanns pfann actum 4ª den 10 May 1543.

Der Name des ersten Zeugen ist durch Wurmfrass unleserlich.

1543. Nov. 5.

Das Adam Pröll der Schneider Burger zu Nürmberg vnd Kungund ſein Ehewirtin am hernachbemeltem Tag vor den Erbern Jacob Singer und Paulůſen Lengenfelder, bede Genannten des größern Raths dieſer Stadt Nürnberg, als durch ſie derhalben und hierzu erforderten und gebeten Zeugen für ſich und ihr Erben öffenlich veriehen und bekannt haben, daß ſie von aus und ab ihrer Behauſung und Hofrait alhie in St. Lorenzen Pfarr unter den Hutern, zwiſchen Wolf Stelzers des Kürſchners und Frizen Schlunts Schuſters Häuſern gelegen, wie die mit aller Zugehörung und Gerechtigkeit allenthalben umfangen und begriffen iſt, darauf Hannſen Sachſen dem Schuhmacher Burgern alhie, Kungunden ſeiner ehelichen Hausfrauen die Eigenſchaft ſamt zehen Gulden grober Munz jährlichs Eigenzins halb zu St. Walburgen Tag und halb zu Allerheiligen Tag zu bezalen vormals zuſteht, den jtzt benannten beden Eheleuten zu derſelben Eigenſchaft und Eigenzins jetzund mit gutem Bedacht und zu Förderung ſonderes ihres Nutz noch funfzehen Gulden Reiniſch an grober Münz jährlichs Zins eines aufrichtigen veſten endlichen und unwiderruflichen Kaufs redlich verkauft hätten und ihnen hiemit in beſter und kräftigſter Kaufsform und Rechten, als das genugſam und tuglich ſeyn, auch beſtändig beſchehen ſollt, könnt und möcht, zu kaufen gegeben haben wollten, und verſprachen für ſich und ihr Erben die genannten Käufer und ihre Erben dieſes Kaufs und der angezogenen fünfzehn Gulden Zins redlich zu gewähren, auch gegen alle Jrrungen und Anſprüche zu fertigen und zu vertreten, die Bezalung derſelben alle Jahr, dieweil die nit widerum abkauft werden, zu den obbeſtimten Tagszeiten neben und mit ſamt den vorigen Zinſen zu thun und damit fortan wie ſichs gebürt zu halten, Alles ohn ihren Koſten und Schaden, wie dergleichen Jährlicher Zins nach dieſer Stadt Recht und Gebrauch, Es ſollten auch die Käufer in ruhige Poſſeß und nützliche Gewähr bemelts Zins hiedurch vollkommenlich geſetzt ſeyn vnd wollten hiewider und dieſem redlichen Kauf zugegen nit handeln, und daß alſo ermelter Hanns Sachs, ſein Hauſfrau und ihr Erben gedachte Zins hinfüro empfahen und einnemen, zu ihrer Not-

durft und Gelegenheit nutzen, nießen, gebrauchen und in allweg damit thun und handeln ſollten und möchten, als mit andern dergleichen ihren eigen erkauften und ihnen zugehörigen Gütern, wie und was ſie wollten und ihnen füglich iſt, unverhindert ihr der Verkäufer, ihrer Erben und ſonſten Männiglichs, und um und für obgedachte fünfzehn Gulden Zins hätten ihnen die Käufer bar gegeben und bezalt dreihundert Gulden an guter grober Münz, welche Kaufſumma ſie auch empfangen und zu ihrer Notdurft und Nutz gebraucht hätten, und ſagten ſie und ihr Erben derſelben Kaufſumma für ſich und ihre Erben quitt, frey, ledig und los, doch ihr ſonderlich hierin bedingt vorbehalten und bewilligt, daß die Verkäufer, auch ihre Erben, und die ſo nach ihnen obbemelt Haus innen haben werden, die obberürten fünfzehn Gulden Zins mit itztbemelter Suma der dreihundert Gulden grober Münz ſamtlich mit einander oder aber einzlins nacheinander, als fünf Gulden Zins mit hundert Gulden, widerum abkaufen mögen, und daß, wann ſie wollen und ihnen gelegen iſt, zuthun Fug und Macht haben und deſſen ihnen Statt gegeben werden ſoll, ohne Allermänniglichs Widerred und Verhinderung, doch wann man ſolchen Widerkauf gar oder zum Theil thun will und zu thun vermeint, daß daſſelbig allemal ein halb Jahr zuvor angeſagt werd und beſchehe mit Bezalung aller alsdann verfallener Zins. Welchen Kauf Hanns Sachs für ſich und von wegen ſeiner Hausfrauen alſo angenommen hat, Alles in beſter Form ohne Geferde. Geſchehen am Montag den fünften Novembris 1543.

1545. Aug. 26. (L. 416).

Das auff dato vor ſitzenndem gericht erſchinen ſind Hanns Sachs der Schuchmacher burger zu Nürmberg vnnd kunigund ſein eeliche hauſſraw vnnd haben offennlich antzaigt vnnd für ſich vnnd Jr erben bekannt, das ſie Jnn bedacht Jrs nutz vnnd zu fürderung deſſelben, die Erbgerechtigkait Jr beder Eeleuth behauſung vnnd hofrait alhie Jnn ſannct lorennzen pfarr neben dem weiſſen thurn am Egk gelegen mit aller zugehörung rechten vnd gerechtigkaiten, wie die allenthalben vmbfanngen vnnd begriffen Jst, ains veſten, entlichen aufrichtigen vnnd vnwiderruflichen kauffs verkaufft vnd zu kauffen gegeben hetten, Lienharten Weinschenncken dem pfragner

burgern zu Nürmberg Kunigund ſeiner Eewirtin vnnd Jren erben, verkaufften vnnd gaben Jnen auch alßbald gegenwürttiglich Jnn krefftigiſter weis vnnd form alls das beſtendigiſt ſein ſollt kont vnnd möcht, recht vnnd redlich zu kauffen, dieſelb behauſung hinfüro Jnnen zu haben, zubeſitzen zubeſetzen vnnd nach aller Jrer notturfft vnnd peſtem nutz zunieſſen vnnd zugebrauchen, vnnd darumb vnd darfür hetten Jnen die kauffer auf vnnd vber die nachbemelte darauf ſteenden aigennzinns an guter grober müntz entricht vnnd vergnügt Neun hundert Fünffvnndzwainzig guldin, alls bedingte kaufſuma der ſie auch bezalt ſein bekannten vnd die ernennte Kauffer darumb Jnn peſter form quittirten vnnd ledig ſagten, vnnd verſprachen ermelte verkauffer für ſich vnnd Jre erben Jnen denn genannten kauffern vnnd Jren erben diſes kauffs vnnd erbs der obgedachten behauſung mit Jrer zugehörung redliche gute werſchafft vnnd ferttigung zuthun, auch Jnn zeit derſelben gegen meniglichs Jrrung anſpruch vnnd eintreg zuentheben zuuerfechten vnnd zuuerdretten, one Jre coſten vnnd ſchaden, wie erbs vnnd diſer Stat recht vnnd gebrauch Jſt, Setztenn ſie auch derſelben Jnn ruige poſſess vnnd nutzlich gewher mit entlicher vnnd vnwiderrufflicher verzeihung vnnd enteuſſerung berürts haus vnnd aller Jrer daran gehabter recht vnnd gerechtigkait, die ſie denn kauffern hiedurch volkomen eingeraumbt, allerding an ſie gewenndet vnnd Jnn Jr hannd vnnd gwalt geſtelt haben wolten, vnnd das alſo obermelter Lienhart Weinſchennck ſein hauffraw vnnd Jr erben mit angezogner behauſung thun hanndeln vnnd laſſen ſolten vnnd möchten, alls mit anndern dergleichen Jnen zuſtendigen guetern was Jnen füglich eben vnd wolgefellig vnnd erbs recht iſt, vnuerhindert der verkauffer Jrer erben vnnd ſonnſten meniglichen ewiglich. Vnnd Jnn diſen kauf hat alßbald bewilligt der fürſichtig erber vnnd weis Bernhart Baumgartner alls verordenter Zynnßmaiſter diſer Stat von wegen aines Erbarn Raths vnnſerer herrn, denen die Aigennſchafft ſambt vier guldin der Statwerung Jerlichs aigenzinns Walburgis vnnd Michaelis zu bezalen fellig an vnnd auf obbeſtimpter behauſung zuſteet, doch dennſelben vnnſern herrn an ſolichem vnnd allen Jren habennden rechten vnnd gerechtigkaiten Jnn al-

wegen one ſchaden So hat der kauffer diſen kauf alſo angenomen Actum Jn Judicio Mitwoch den ſechs vnnd zwainzigkiſten Auguſti 1545. Lit. 59. fol. 130b. 131.

1545. Aug. 26. (L. 416).

Das Lienhart Weinſchennck der Pfragner burger zu Nürmberg auf dato vor ſitzenndem gericht für ſich vnnd Kungund ſein eeliche hauſſrauen, deren er ſich hierzu gentzlich mechtiget vnnd für ſie verſprach, offennlich bekannt hat, das er mit gutem willen vnd wiſſen benennter ſeiner Eewirtin vnnd mit ſambt derſelben Jnn bedacht Jr beder nutz, Hannſen Sachſen dem Schuhmacher burgern zu Nürmberg, Kunigunden, ſeiner Eefrauen vnnd Jren erben ains ſtetten, veſtenn, entlichen vnnd vnwiderrufflichen kauffs verkaufft hett vnnd hiemit wiſſentlich vnnd wie das krefftigiſt ſein ſolt konnt vnnd möcht aufrichtig vnnd redlich zukauffen gegeben haben wolt, zwaintzigk guldin guter grober müntz jerlichs gatterzinns vnnd alwegen halb zu ſannct Walburgen tag vnnd halb zu ſanct Michelstag zugeben vnnd zubezaln auf von vnd aus der Erbgerechtigkait Jrer behauſung vnnd hofrait alhie Jnn ſannct Lorentzen pfarr neben dem weiſſen thurn am Egk gelegen, wie die mit aller zugehorung vmbfanngen vnnd begriffen Jst, vnnd ſie von obbenanntem Hannſen Sachſen vnnd ſeiner Eewirtin erkaufft, vnnd geredt vnnd verſprach der obbenannt verkauffer für ſich vnnd Jnn namen wie oblaut, Sie die Kauffer vnnd Jre erben, diſes kauffs vnnd der angezogen zwaintzig guldin gattertzinns gnugſamlich zu gewhern, auch aller Jrrung vnnd anfordrung halb zuuerfechten vnnd zu uerdretten, die betzalung derſelben Zinns, ſo lang die nit widerumb abkaufft werden, zu denn obbeſtimbten Zeiten güttlich zu thun, alles one der käuffer coſten vnnd ſchaden, wie dieſer Stat recht vnnd gebrauch jſt, vnnd were ſolicher kauf beſchehen vmb vierhundert guldin grober münz die Jnen die kauffer an der kauffſuma der angetzogenen behauſung derwegen vnnd darfür Jnnengelaſſen hetten, vnnd ſagt Sie als par empfangen kauffgelts für ſich ſein hauſſrauen vnnd erben, darumb quit frey vnnd derwegen weiter vnanſprüchig ledig vnnd los, Es ſolten auch genannte kauffer hiedurch Jnn Ruig poſſess vnnd gewher diſer Zins geſetzt ſein, dennſelben hinfüro zu gedachten

Zeiten von dem ehgemelten hauß vnnd desselben Jnnhaber empfahen vnnd einnemen, zu Jrer gelegenhait nutzen niessen geprauchen, vnnd möchten also gentzlich damit thun vnnd hanndeln alls mit anndern dergleichen Jren aignen erkaufften vnnd Jnen zustenndigen guetern, wie vnnd was sie wolten, vnnd Jr notturfft erfordert, deß alles von denn Verkauffern Jren erben vnnd sonnsten meniglich vnuerhindert, vnnd Jnn solichs hat alßbald bewilligt der fürsichtig Erbar vnnd weis herr Bernhart Baumgartner alls eins Erbarn Rats verordennter Zinnßmaister gemeiner diser Stat vnnd von wegen derselben, denen die Aigenschafft vnnd aigentzinns an vnnd auf obbemelter behausung zustünd, doch dennselben vnnsern herrn an allen Jren habenden Rechten vnnd gerechtigkeiten, genzlich vnnd Jnn allweg one schaden vnnd Jnnsonders dergestalt vnnd mit der beschaidenhait, das der obbenannt verkauffer oder sein erben vnnd nachkomen angezogner behausung Jnnhaber die berürten zwainzigk guldin gatterzinns Jnn denn nechsten zwaien Jaren oder zu ausgang derselben mit obbestimbter haubtsumma vnnd zalung aller verfallner zinns widerumb abkauffen vnnd das haus derwegen vnnd solicher beschwerden halb ledig vnd frey machen sollen, deß er sich zuthun zugesagt vnnd bewilligt vnnd die kauffer disen kauf dermassen angenomen haben, alles Jnn pester form one geuerdt Actum Jn Judicio Mitwoch den sechs und zwaintzigisten Augusti 1545. Lit. 59. fol. 130.

Hanns Sachs der Schuchmacher vnd kungund sein ehewirtin bekennen, das Jnen der obgedacht Lienhard Weinschenk als verkaufer an den obermelten zwainzigk gulden Jerlichs Aigenzins Jtzo zehen gulden Zinns mit zwayhundert gulden grober münz die er Jnen entricht vnd bezalt widerumb abgelöst, also das sie hinfüro mer nit dann noch zehen gulden Jerlichs Zinns auf obestimbter behausung haben, Sagen Jn demnach der abgelösten zehen gulden vnd der empfangen zwayhundert gulden hauptsuma halb quit ledig vnd los Jn pester form Testes H. Jeronimus Schürstab Hanns praun Act. 4ª den Ailften Augusti 1546.

Hierzu von denselben eine Quittung von 2ª 13. Aug. 1548, bezeugt von Endres Ortel d. eltern und Augustin Tichtel, dass

der Weinschenk die noch restirenden 10 fl. ebenfalls mit 200 fl. abgekauft, und so die Behausung von dem Gatterzins frei gemacht habe.

1557. Aug. 6.

Hanns Beßler Büttner und Kunigund, seine ehliche Wirtin verkaufen aus dem Erb ihrer Behausung an der Kotgassen zwischen Hanns Sachsens und Wilhem Frankens, Buchbinders Häusern liegend, 3 f. Gattergeld an Frau Anna Hannsen Volkamers sel. Wittib. Lit. 73 f. 167.

1572. Aug. 14.

Behaufung in St. Sebalds Pfarr in der Spittelgassen, beim Kappenzipfel, vornen gegen Mittag zwischen Martin Kuns und Hannsen Sachsen Häusern liegend, wird von Elisabeth Peter Wellers Schneiders Wittib an Endres Rolck Schuhmacher für 640 f. verkauft, nebst einer nicht näher ausgesprochenen Eigenschaft, die der Anna Heinrich Lutzners Weissgerbers Ehewirtin gehört. Adv. 73.

Tod und Begräbniss.

Auch zuverlässige Quellen schwanken in der Angabe des Todestages des Sachs zwischen dem 19. und 20. Januar. Diese Ungewissheit wird entschieden durch folgenden

Extract aus dem Rathsmanual (im Kgl. Archiv zu Nürnberg) Januar 1576. fol. 16.

Freytag den 20 January 1576.

Auf Veit Feffelmans bei dem jüngern Herrn Burgermeifter befchehenes anpringen wie Hanns Sachs geftern abends mit tod abgangen, welcher noch etliche gedicht vnd fonderlich zwen pafquillos, ainen von dem Schloß Plaffenburg, vnd den andern von Hohenlandfperg hinder fich gelaffen haben foll, die bifher nicht an tag kommen, auch nicht gut were, das folche weiter gebracht würden, foll man gedachts Sachfen Erben befchicken, vnd was für gedicht der Sachß hinderlaffen, zu meiner Herren Handen erfordern.

H. Ebner.

Vorstehendes wurde bereits gedruckt im Nürnberger Korrespondenten. 1872. 26. Jul. Nr. 381. In Murrs Beschreibung von Nürnberg (S. 750 der Ausgabe von 1778. vgl. S. 169 der Ausg. von 1801) liest man: „Hanns Sachs ist den 21. Jänner 1576 begraben worden. Im Sebalder Leichenbuche steht er mit folgenden Worten eingeschrieben: Hans Sachfe Teutfcher Poet und gewefener Schumacher, im

Spitlgeßlein." Dass er bei St. Johannis begraben liegt, ist, weil er auf der Sebalder Seite wohnte, wahrscheinlich, aber eine Ausmittelung seines Grabes ist nicht mehr möglich. Das Grab 503 mit der Jahreszahl 1589 birgt Hanns Sachs den Zuckermacher. In der damaligen Zeit kommen so viele Hanns Sachs vor [sogar ein Meistersänger dieses Namens 1590—1594. s. die Dresdner Handschrift M 100[c] Bl. 57. 77. 100[b]. 101[b].], dass man alle Vorsicht anzuwenden hat, um sie nicht unter einander zu mengen. Um sie nicht für Anverwandte des Dichters zu halten, muss man berücksichtigen, dass seine Söhne vor ihm und nach Allem unverehlicht starben, er selbst aber ein einziges Kind seiner Eltern [dieser Angabe widerspricht wohl nicht die Stelle: H. Sachs hggb. von Keller. Bd. 4. 1870. S. 412. Z. 7. 8. vgl. Hoffmann, H. Sachs. S. 138] und sein Vater ein Eingewanderter war.

Nachlass und Erben.

1576. März 12.

Barbara weilund Hannſen Sachſen deß teutſchen Poeten vnd burgers hie ſeeligen hinnderlaſſene wittib, Hanns vnd Jacob die Pregl, Katharina Paulуſen Wirſings eeliche hauſſfraw, mit beyſtanndt deſſelben, vnd dann Hanns Mumler an ſtatt vnnd von wegen Maria ſeiner Eewirtin, für die er gut zuſein verſpricht, alle vorgedachts Hannſen Sachſen ſeeligen hinnderlaſſne erben, Bekhennen ſamptlich vnd ſonderlich. Nachdem gemelter Hanns Sachß viertzig gulden Rheiniſch ewigs gelts, von vnnd ab gemeiner Statt Loſungſtuben, Jnnhalts zweier permenter beſiglter brief, deren data ſtehen den acht vnd zweinzigſten des Monats decembris, des fünfzehenhundert zwei vnd fünffzigſten, der ander aber, den erſten Nouembris Jm fünfzehenhundert ain vnd ſechzigiſten Jars, erkaufft gehabt, von denen aber den ſibenden Maij des fünffzehenhundert fünf vnd ſibenzigiſten Jars hundert gulden hauptſumma abgelößt worden, Das ein Ernuester Fürſichtiger Erbar vnd weiſer Rath diſer Statt vnſere Günſtige Herren Jhnen die vbrige ſibenhundert gulden heut dato auch günſtiglich herauß volgen, vnd ſunst allen verfallnen außſtenndigen zinnſen entrichten vnd bezalen haben laſſen, Sagten vnd zelten demnach vnd hierauff obernannte Sächſiſche erben, ehrngedachten einen E. Rath, gemeiner Statt loſungſtuben, dero verwalltere vnd ire Nachkhomen, vnd wer oder was ſunſt weiters quittirens vnd verſicherns von nöten ſein mag,

beſtimpter vierzig gulden ewigs gelts der darfür entrichten vnd vergnügten hauptſumma, vnd aller verfallner zinnß halben hiemit vff ein ganntz enndt, quitt frey ledig vnd loß Jnn beſtenndigiſter form getreulich vnd one geuerde. Diſe quittung hat der Erbar vnd vest Wolff Pömer loſungſchreiber, von mehrgedachts eins E. Raths wegen neben empfahung der zweier beſigelten brief angenommen. *Testes* Mathes Praun vnd Niclas Nützel. *Actum* 12 Martii 1576.

Dass Sachs den Tod seiner sämmtlichen sieben Kinder erlebte, wusste man bereits aus seiner eigenen Erzählung (s. J. L. Hoffmann, H. Sachs. S. 138). Die ihn überlebenden vier Enkel waren von seiner ältesten Tochter. [Durch den Inhalt dieser und der nachfolgenden Urkunde erklärt es sich, dass man im Anfang des 17. Jahrh. Jacob Bregel im Besitz von des Sachs zwölftem und fünfzehntem Meistergesangbuch antrifft.] Hanns Pregel Messerer 1546 Lit. 57. fol. 58. Hanns Pregel Messerer der älter, und Margreth sein ehliche Hausfrau 1547 Lit. 62. fol. 37ᵇ. Ebenderselbe 1547 Lit. 61. fol. 108. 109. Martin Pregel der Beck, Anna sein Ehewirtin 1546 Lit. 61. fol. 33ᵇ. [Jacob Pregel Handelsmann Genannter 1592 kam ab oder starb 1622 Roth, Verzeichn. aller Genannten. Nbg. 1802. fol. S. 100.]

1576. März 30.

Barbara weilund Hannſen Sachſen burgers vnd teutſchen Poeten alhie ſeeligen wittib vnd mit Jr Hanns vnd Jacob die Pregel gebrüder, dann hanns Mümler, anſtatt Maria Preglin ſeiner Eewirtin, der abweſenden er ſich mechtigt, vnd Katharina Preglin, Pauluſen Wirſings Procurators hie eeliche haußfraw, mit beiſtannd vnd hilf deſſelben, obbenannts Sachſen ſeeligen Eniglein vnd erben, Bekennen ſampt vnd ſonderlich für ſich vnd Jre erben, Nachdem Jnn tailung ermelts Sachſen ſeeligen verlaſſenſchaft ein Jedes vnd ſonderlich die Wittfraw mit parem gellt, ſchuld vnd farnus hindangericht vnd allerding vergnügt vnd bezalt, wie dann ſolche Jm ende deß auffgerichten Jnuentarii nach lengs ordenlich verleibt worden, vnd ſie dieſelbigen abtailung vnd geübte handlungen ſo gedachts Sachſen halben beſchehen, allerding hiemit ratificirt vnd bekrefftigt haben wollen, Das vnnder annderm Jnn ſolcher tailung Jr der Katharina Wirſingin neben Jrem Eewirt angefallen weren, die funfzehen gulden Jerlichs zinnß vff Caſpar Pernſteins des Sporers

hauß am Milchmarkt, zwischen Chuntzen hofman vnd ettwa hannsen Pauchs goldschmids heusern gelegen, vnd dann hanns vnd Jacoben den Pregeln, auch Maria Mümlerin Jrer schwester were allen dreien zusammen worden, so sie biß zu Jrer fernern vergleichung miteinander zu haben angenommen, die aigen behausung Jnn der Spittelgassen, darJnnen er Sachs seeliger gewont, zwischen Endressen Rolickhs vnd Wolf Wallings* heusern gelegen, Mehr die aigen behausung Jnn der Kottgassen zwischen herrn Michael Peßlers** Predigers vnd Hannsen Schweitzers heusern gelegen, vnd dann die fünf vnd zweinzig gulden Jerlichs zinnß auf wolff Gilgen deß schusters hauß, vnder den huttern ligend, dergestallt, das sie dieselbigen für das Jrige, vnd vff maß wie hernachsteht Jnnen haben, besiczen, verlassen, verkauffen, die Zinns empfahen, vnd Jnn allweg damit zuthun macht haben solten, was sie wolten, vnuerhindert der andern tail vnd meniglichs, dann sie dieselbigen krafft diser erblichen tailung einannder vbergeben vnd eingeantwort hetten, vnd was einem tail wie oblaut zugeaignet, des wolten sich die anndern mit aller daran gehabter vnd ererbter recht vnd gerechtigkeit verzigen vnd begeben, vnd deren aller einander Jnn ruige possess vnd gewehr gesetzt haben, Also das Jr Jeder an dem, das Jhme wie oblaut worden were, hiedurch einen rechtmessigen erblichen titul vnd ankunfft erlangt, vnd wolten auch hierauff an einander für sich vnd Jre erben der ganzen Sächsischen erbschafften halben, vnd was Jnn vnd mit derselbigen begriffen, one die geschribne bücher, welche noch vnuertailt, quittirt vnd ferner vnansprüchig frey ledig vnd loß gesagt, Auch solches alles obgehörts von einander für bekhannt angenommen haben *Testes Rogati* Tobias hundertpfundt vnd Georg heen *Actum* 6ª 30 Martii 1576.

* [vielleicht identisch mit Wolff Waltung, Schuhmacher, der Sachs in einem Lied vom 14. Mai 1576 die „Letz" gab. s. Mscr. Dresd. M 6 Bl. 202].

** Michael Peßler war vermuthlich Hannsen Peßlers, Färbers oder Büttners Sohn. vgl. oben die Urkk. v. J. 1527 und 1557.

Herzog Georg von Sachsen als Dichter.

Von

Johann Karl Seidemann.

Unter dem folgenden von Canzleihand geschriebenen Titel: 'Ein Lied Gedicht durch Herczog Georgen zu Sachßen wieder diejenigen, ſo von Biſchoff zu Meißen erdicht haben als ſolte er die Worte ausſtreichen Laßen: Gottes Wort bleibt ewig' verwahrt das Dresdner Hauptstaatsarchiv nachstehendes Gedicht von Georgs eigener Hand:

Ein naw lid von den vngſchwnden lugen der Jenen dy vom Biſchoff von meyſſen gthicht haben als ſolt her zcu poſſen dy wort haben auß gleſt gotts wort bleybet ewiglich.

Der brauch iſt nun zcu diſſer zceit
durchs teuffels gſpenſt eingefurt,
das ſich auß bitterlichen neit
des vaters art icz in den rurt,
dy alle welt noch ſich wollen reformiren 5
vnd konnen dach das winigkſt glit ires leybes nicht regiren.

Den es iſt in gancz angeborn
ligen vnd trigen zcu tichten.
ir vater hat gottes Hold volorn
mit der glich Falſſer art auſrichten, 10
do bey ſy ſich loſſen kennen.
wy lugen hafft ſy vmmber ſein, muß man ſy ewangeliſch nennen.

vnder deſſem edlen namen
brengen ſy iren gifft an tag.
der warheit tun ſy nichts, amen, 15
es helff ſy gleich, was es mag.
So werd mancher btrogen,
wy hy och offenbar gſchicht. ir gticht iſt alle erlogen.

Da das Verbum Dei manet in aeternum aus Psalm 119, 89 und Jesaias 40, 8 i. J. 1522 Wahlspruch Kurfürst Friedrichs

des Weisen geworden war laut Spalatin. bei Mencken. II 614. 616. 658., so gehört Georgs Lied vermuthlich schon in dieses Jahr. Der Meissner Bischof war Johann VII von Schleinitz.

Höchſt wahrscheinlich ist von Herzog Georg auch das Bennolied v. J. 1524: 'Benno, du viel heiliger Mann', welches aus einer Breslauer Handschrift zuerst in Hoffmanns von Fallersleben und F. J. Mones Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Zweiter Jahrg. 1833. Sp. 77—79 und daraus bei Fr. Leonard von Soltau, Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder. Lpz. 1836. S. 285 f. abgedruckt ist.

Dass Herzog Georg der Bärtige Dichter war, wie Heinrich der Erlauchte Minnesänger, beweist auch das folgende Gedicht:

Sing ich nit wol, daß iſt mir leydt,
vnnd thets ſo rechte gerne,
vnnd wer nach meynem ſingen fragt,
der mochts vil liber entperen.
daß ſchafft alles mein ſußer geſang, 5
darzu meyn frolich ſchallen:
meyn weyß iſt manchen vbel zudank
vnnd tuth im gantz vbel gefaln.

Dennoch wil ich eyn guden mut haben
vnnd wilß durch nimandes wil laßen. 10
meyn freude ſol mir nit vergan,
ich treybs zu rechter maßen.
meyn reym, der heyſt: ich achtes nicht,
den für ich gantz vnverborgen.
da mit fert al meyn trauren dahin, 15
für mich darff nimandt ſorgen.

Den ſorgen thut dem heuptleyn wehe
vnnd krenckt mir meyn gemute.
daß narren ſol mir nit vergehn,
ich grun von rechter gute. 20
waß mich erfreut vnnd nimandt ſchat,
daß mocht man mir wol gunnen.
damit fert al meyn trauren hinweck.
ich ſunge gern, wen ich kunde.

Dieses Lied steht in der Handschrift M 53 der Dresdner Bibliothek in zwei Abschriften: diejenige, welche ich für die

jüngere halte, hat die Ueberschrift: Hertzogk Georgen Liedt wider den Churfürsten Hertzog Friederich, do ehr ime rieth, ehr ſolde nicht in Frießlandt ziehen, und bietet folgende bemerkenswerthere Varianten: Z. 11. das narren will mich nit vergan. Z. 15. vnd iſt dis allweg mein alter ſitt. Z. 19. Mein Freude die ſoll mir nit verghen. Dieselbe Hand, von der die zweite Abschrift herrührt, hat noch hinzugefügt:

Hertzogk Friderichs zu Sachſen Antiphonon, auff H. Georgen: Sing ich nit wol etc.
Poema H. von Schleynitz

Mir iſt, wie dir, mein freundtlich Ein,*
du achſt mich clein,
das will auch ich,
gleubs ſicherlich.
das mein begir 5
nicht ſehr nach dir
in ſehnen ficht.
helſtu dich nicht,
mein ſchöne Meyd,
findt ich villeicht auch mein beſcheidt. 10

Dan gleich, wie dir, anderſtwohin
ſteht mir mein ſinn,
wiewol ich auch
der gleich mich brauch
vnd gen dir ſtell, 15
als ob ich well
dein eigen ſein.
Sint aber mein
nicht achten biſt,
mir clein daran gelegen iſt. 20

Weil ich dan ſpur dein wanckelhertz,
ſey gnug des ſchertz.
lig[e]t nicht dran.
las nur vmbgan,
findſt wol dein gleich. 25
meinthalben ſcheuch
kein kunckel ſpiel.
hinfort ich will

* res unica.

lieb legen an,
do man mein trew erkennen kan. 30

Eine dritte Hand in M 53 hat zu dem letzten Liede die musicalischen Noten hinzugefügt. Ein Heinrich von Schleinitz, der Herzog Georgs von Sachsen Oberhofmarschall und ein heftiger, sogar schriftstellèrischer Gegner des Herzogs Heinrich gewesen sei, kommt in Aug. Schumanns Lexikon von Sachsen. Bd. 10. S. 337 vor.

Zwei neue Meistersängerhandschriften.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Seitdem ich meine kleine Abhandlung: „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs" (Berlin, 1872) veröffentlicht habe, hat die Dresdner Bibliothek zu den vierundzwanzig Meistersängerhandschriften, welche dieser Abhandlung als Quellen dienten, drei neue hinzu erworben. Eine Besprechung der ältesten darunter soll einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Die zweite (bezeichnet M 100^{c}. 107 numer. Blätter in 4.) charakterisiert sich selbst durch die folgenden Worte, welche man Bl. 35^{b} liest: „Anno 1587 an ſanct thomas tag iſt mir hanſ glöckler, meineſ hant-wercks ein ſchwartz-ferber, von einer Erbarn geſchelſchafft der mayſter-ſinger daſ ſchul-klainot oder dauid mit 27 ſchildten vber-antwort worden vnd bin damals ſchon vber 20 iar ein ſinger geweſen. Anno 89 hab ich daſ ſchul-klainot auch mit einem glid gemert, alſ ich gefreyt pin worden. Anno 1591 am oſtertag haben die küneriſchen fünff pruder daſ ſchul-klainot auch mit einem ſchönen ſchilt gezieret vnd gemert. vnd ſo lang nun diſe mein hant-ſchrifft in diſem vnd andren nachvolgenden ſchul-püechlein gefunden wirt, ſo lang pin ich gemeiner ſchul dreüer vor-geher gwesen. hof, ein Erbare gſelſchafft werde mir nichts vnErbarſ nach zu ſagen haben. got sey lob."

In diesem grossentheils von Glöckler geschriebenen Nürnberger Singschulbuch findet man zu Anfang (Bl. 1. 2): „Ordnung der Nurmbergiſchen maiſterſinger ſo ſie gemacht haben Im 1583 Jar Zu erhaldtung der ſing-ſchuell" (hauptsächlich Bestimmungen über die von den Mitgliedern zu zahlenden Geldbeiträge betreffend) und die Namen der folgenden „ſinger Die diſſer ordtnung ſindt ein-gangen:" Hans grieſſer, Brieff-

maller, Pangratz Jeörg meſſer-ſchmidt, Walteſer maier feiln-hauer, Lienhart ferber getrait-meſſer,* Hans lederer f[l]aſchner, Wolff moſt feiln-hauer, Hans glöckler ſchwartz-ferber, Jöerg fenitzer meſſer-ſchmidt [ausgestrichen], abraham neher barchet-webers-geſell, Hans girtler Cocka-macher** [ausgestrichen], Jacob Spinler meſſer-ſchmidts-geſell, Caſpar Enderla Kandel-gieſſers-geſell, Veit Keſſler Barchet-weber, Hans ſchwert-feger [ausgestrichen], Hector Biltz [dsgl.]. Die weiter folgenden Namen sind nachträglich hinzugefügt: gregorius ner, thomas Ziſcher,*** Jung fenizer [ausgestrichen], Cunradt Sauer.

Die Handschrift gehört zu derjenigen Art von Quellen, welche ohne grossen selbständigen Werth zu besitzen, doch durch ihren urkundlichen Charakter wichtig sind für die Entscheidung von Fragen, welche von aussen an sie herangebracht werden. Folgende Probe möge zeigen, in welcher Weise darin die Aufführungen eingetragen sind:

Bl. 38[b]]

Am pfingſtag anno 1588 hat gorg Seutla ſchul gehalten.
volgen die par

veit keßler	den Suſen vogel in dem ailfften Capitel
hanſ hoffman	laid thon nachtigal vor dem Criſtus
hanſ muler	gſang weiſ Sachſen daſ | erſt der apoſtel geſchicht
abraham neher	den krönten weſel lucaſ berichte
Bl. 39[a]] gorj neher	krönten thulner nach dem, alſ am pfingſtage
aſerla	vnbenanten fritz zorns alſ an dem heiligen pfingſtag
hanſ weber	korweiſ munchs von Saltzburg hört wie im driten der geſchicht

* Leckkichner nach einer anderwärts vorkommenden Bezeichnung. Zur Gesch. des deutsch. Meistergesangs. S. 16.

** So lese ich wenigstens. Doch kennt die Nürnbergische Handwerksgeschichte nur Docken- und Rocken-macher.

*** „Der Zischer, ein Tüncher“ war als guter Schauspieler bekannt und „zur Rolle eines Königs oder Kaisers gemacht.“ (Will), histor. diplom. Magazin. Bd. 1. S. 210.

görg Seutla — gfangen vogl
nach dem gefangen war petrus
waltaſ mair — dailten nachtigal
alſ zu theſalonich pauluſ
hanſ ledrer — raiſig freud weiſ gerg ſchedners
je | der man merck zu dem beſchluſ

---

die par an der zech

Sebalt [Frydpeys] — geſchiden nachtiggal
eſ Sagt fur ware
hanſ arnolt — hön weiſ
wer hie iſt muſig leben
aſerla redla — vergulden wolfron
Eins tags ein lantz knecht kame
gorj neher — hön weiſ wolfron
ir werden Singer alle

Bl. 39b]

die gwiner

veit keſler — daſ ſchul klainat
hanſ muler — den ſchul krantz
gorj neher — den zech krantz

In dieser Weise werden etwa 120 Aufführungen aus den Jahren 1583—1594 verzeichnet. Daneben sind Mitgliederverzeichnisse, welche zum Zweck der Cassenabrechnung zusammengestellt sind, aus den Jahren 1583—1585, 1587, 1588, 1590 und 1591 zu finden. Eine vollständige Ausnutzung dieses Materials setzt eine genauere Kenntniss des Meistergesangs, besonders des Nürnbergischen, voraus, als bis jetzt erreicht und zu erreichen der Mühe werth gehalten worden ist. Für jetzt kann ich der Handschrift nur die folgenden wenigen Notizen entnehmen.

Am 2. August 1584 (s. Bl. 8b) trug Kuncz Saur als Singer an der Zech ein Lied in der Radweis Lieben von Gengen vor: „hörtt zu vom lörles pad ein ſchwank,“ also wahrscheinlich das von Hans Sachs 1538 gedichtete Lied, welches S. 52 f. meiner angeführten Schrift abgedruckt ist, zu dessen Erklärung ich hier eine Stelle aus Pe. Probsts Fastnachtspielen (Dresdn. Hdschr. M 85 Bl. 124b) nachtrage:

„kumbt her, wir wollen miteinand
faren ins lorles bad Sannt Wand.“

1584 kommt ein Wolf Nestler von Speyer (s. Bl. 15

u. 16), vermuthlich identisch mit dem gleichzeitig genannten Wolf Helmer von Speier (Bl. 18b) vor.

Der Name Georg Hagers erscheint in der Singschule zum ersten Mal am Ostertage (16. April) 1587, an welchem Tage er ein nicht bezeichnetes Lied im Rosenton des Hans Sachs (s. Bl. 31) vortrug. 1580 war er nach seiner eigenen Angabe (in M 100) von der Wanderschaft zurückgekehrt, 1624 soll er gar 55 (?) Jahre gesungen haben (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1859. S. 385). Das in E. Wellers Annalen. Bd. 1. S. 407 angeführte Lied Hagers aus dem Jahre 1648 mit seinem „Portrait aet. 82“ darf daher nicht veranlassen, seine Geburt erst in das Jahr 1566 zu setzen. Benedict von Watt tritt zum ersten Mal am Sonntag vor Johannis (20. Juni) 1591 mit einem Lied im güldnen Ton Vogelgesangs: „Eſ ſchreibet der prophete“ auf (s. Bl. 70). Sein Gewerbe ist Bl. 71 in der Weise angegeben, dass kurſner und goldreiſer neben einander geschrieben steht und das erstere Wort ausgestrichen ist (vgl. Zur Gesch. des deutsch. Meisterges. S. 10).

Als Curiosum möge noch erwähnt werden, dass ein zweiter Meistersänger des Namens Hans Sachs seit 1590 (s. Bl. 57) und noch 1594 (s. Bl. 100b) vorkommt.

Die dritte der neu erworbenen Handschriften (bezeichnet M 100e. 89 und 57 numerierte Seiten in 8°) ist nach Angabe einer von fremder Hand herrührenden Vorbemerkung von dem Rector Jobst Wilhelm Munker († 1787) geschrieben, dessen Sammlungen über den Meistergesang zu Nürnberg schon Häßlein (Bragur Bd. 3. 1794. S. 98) erwähnt. Der Inhalt der ersten Blätter bezieht sich auf eine im Schoss der Nürnberger Meistersänger entstandene Streitigkeit aus dem Jahre 1624, deren Verlauf und Parteien (auf Seite der Anhänger des Althergebrachten stand Georg Hager, an der Spitze der Neuerer Hans Winter) man aus den von K. A. Barack in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Jahrg. 4. 1859. S. 376 — 390 mitgetheilten Actenstücken kennt. Zu Barack bemerke ich nur, dass S. 385 für Hans Wintzer Venitzer zu lesen sein dürfte.

Es schliesst sich bei Munker an, den Raum bis S. 89 ausfüllend: „Ordnung einer löblichen Geſellſchaft der Teutſchen

Maisterſingere in deß H. Reichs Statt Nürmberg in dieſes *Corpus* gebracht 1635 durch Matthiam Wolffen, Schreiberey verwanthen und Liebhabern der Kunſt, zuvor zuſammengetragen und beſtettigt durch die Erbare und Sinnreiche Hanns Glöcklern, Schwarzfärbern, und Georg Hagern, Schumacher, beede verordnete Merckere, im Jahr Chriſti 1616 hernacher verbeßert, durch Steffan Angerer, Philipp Hager, beede Schumacher, u. Hainrich Wolff, nagelſchmid, verordnete Merckere" (vgl. Häßlein im Bragur. Bd. 3. S. 105). Diese Ordnung nebst Tabulatur ist wohl eines der letzten Lebenszeichen von den Nürnberger Meistersängern als Gesammtheit. Wie in der Ordnung von 1583 (M 100[c]), so erscheint auch noch hierin neben der Katharinakirche die Predigerkirche als Ort der Versammlung bei Gelegenheit der Festschulen. S. 30. „Es ſollen die Sinnger bei den Predigern zue früe umb früemeß leuthen anfangen zue ſinngen jre lieder, die ſie hernacher auff der Schuhl wieder ſinngen in rechter Ordnung, doch wirdt jnen nicht gemercket, dann es iſt nach alter löblicher gewonheit ein freundtliches Geſellenſingen, wann aber einer in dießem ſinngen ſtuzt, oder ein *confuſion* macht, dem ſoll hernacher auf der Schuhl nicht gemerckt werden." Nicht ohne Interesse ist auch folgende Stelle (S. 86 f.): „oder wann einer gar auß einem klingenden wort einen ſtumpfen reimen macht, alß wie in den Prembergern oder Gaßenhauern geſchicht, oder wie man ſunſt in alten Liedern findet, alß zum Exempel in der Flam Weiß Wolfframs

> Ir Herren wollt ihr hie betagn
> groß Abentheur will ich euch ſagn
> von ſtarckhen ſtürmen härte.

Dieße erſte zween reimen ſollen ſtumpff ſein, ſo hat ſie der Dichter auß zweien Silbigen klingenden Wörtern in ein Silben gezwungen."

Der zweite Theil derselben Handschrift M 100[e] enthält auf 57 Seiten zwölf Meisterlieder von M. Ambrosius Metzger aus den Jahren 1626—1630. Wohin der Meistergesang im 17. Jahrhundert gekommen war, zeigt das zweite dieser Lieder „in der über kurtzen Sänfftkörnlein weis", dessen erstes Gesätz, Stollen und Abgesang enthaltend, lautet:

Ach Gott ~
Mein Nott ~
die
hie
mit zagen ~

Obwohl Metzger von den Eigenschaften des Dichters nicht viel mehr als den Stolz besessen zu haben scheint, so räume ich hier doch seiner gereimten Selbstbiographie, da sie nicht bloss für seine Person charakteristisch ist, einen Platz ein.

Curriculum Vitae

a primis cunabulis M. Ambroſii Metzgeri uſque ad quinquageſimum ſeptimum annum.

M 100e II S. 32–52.

In Apollinis Harpffenweiß.

1.

Als man funffzehn hundert Jahr
drey und siebenzig zehlet,
mein Mutter auserwehlet,
ſo Urſula hieß, mich gebar mit Klag
anderthalb ſtund vor dem Mittag 5
in dem letzten Jenners eben.
Mein Vatter Ulrich Metzger g'nant,
ſo bürtig auß dem Schwabenland,
freyet die, dä ſie ein Witfrau geweſen.*
Wie es nun ietzt an dieſem war, 10
das ich ſollt mit verlangen
die heylig Tauf empfangen,
damit ich theil hett an der Gnaden Bund,
ſo auf derſelbigen beſtund,
thet mein Vatter erheben 15
ſich ünd dazu ein G'fattern bat,
das derſelbig an meiner ſtat
antworten ſolt dem Prieſter außerleßen.
Ambroſius Schneider ward mein dot g'heißen,
ſo ein Schwarzfärber g'weßen iſt, 20
der ſich *in actu* alſo thet erweißen,
wie bey denſelben üblich iſt.
Als das ſiebent Jahr noch nicht gar

* Im Original fehlt die Abtheilung der Stollen, die wohl nach jedem 9. und 18. Vers anzunehmen ist.

ich völlig thet erreichen,
mein Eltern ſich vergleichen 25
mit einander der Zeit theten dahin,
daß ſie zu ſchärpfen meinen ſinn
mich wolten zur Schul geben.
Welches auch in das Werckh gericht,
vnd gaben mich in der Schul pflicht 30
einer Witfrau, ſo fleiß braucht unermeßen

2.

mit mir Knaben in ihrer Lehr.
Als ich den Druckh thet faßen
und auch etlicher maßen
denſelben ohne fehl herleſen kunt, 35
meinen Eltern groß freud beſtund,
da ſie dieſes erſpehen.
Beſchloßen ſich darauf alsbald,
daß in eins Schulmaiſters gewalt
des Schreibens halb ſie mich wolten ergeben, 40
daß ich vor eim andern mit Ehr
im Schreiben ſollt was wißen.
Weil der Zeit hoch geprießen
ward in Unterrichtung der Knaben ſein
Martin Braun, mich die Eltern mein 45
zu dem auch ließen gehen.
Alß ich ietzt das dreyzehent Jahr
meines Alters erraichet gar,
thet ſich in meinem G'müth ein luſt erheben
den freyen künſten mit fleiß nachzuſetzen 50
und in derſelben *Studiis*
mich mit höchſter freudigkeit zu ergötzen.
Als deßen mein Eltern gewiß
waren, ſie ſich erfreuen ſehr
und theten mir ohn ſaumen 55
dieße Willkühr einraumen,
daß ich mir ein Schul erwehlen ſoll,
drinn ich lateiniſch lernen woll.
So bald dieſes geſchehen,
hab ich St. Sebald-schul erwehlt, 60
der zum *Rectore* fürgeſtelt
[illegible] Johann Praetorius eben.

3.

arinn zubracht ein Jahr,
ohn großes Irren
wol *decliniren*, 65

ward auch rund in der *conjugation.*
Mein *Praeceptor* für meins fleiß lohn
mich in *Tertiam* ſetzet.
Als ich darinn ein Jahr zubracht,
ich gringr *argumenta* mȧcht, 70
wie man den Knaben anfangs thut fürlegen.
Auß *Tertia* man mich dan war
ad Secundam verſchieben,
und bin darinn verblieben
zwey Jahr lang, eh ich gar kam *ad primam.* 75
Drinn ich recht lernt *Grammaticam*
und mich gleichfalls ergötzet
in Dialectica der kunst,
zu *Rhetorica* trug ich gunst
und ward mich in dießer zu üben pflegen. 80
In *Stylo* ich mich auch übet ohn maßen
und braucht darinnen großen fleiß,
biß ich denſelben ziemblichen thet faßen,
daß ich davon konnt haben preiß.
Weil täglich der Studenten schar 85
in die Schul aufgenommen,
ſo auß der fremd herkommen,
ich mit etlichen in kundſchafft gerieth,
die mir erzehlten auf mein Bit
die Warheit unverletzet, 90
wie es in der frembde zugieng.
Davon ich großen luſt empfieng,
der mein Hertz zur Wanderſchaft thet erregen.

4.

Mich zum *Rectore* fügen was,
ſo Wolf Hegius g'heißen, 95
thet mit Danck ſehr hoch preißen
ſein auf mich ang'wande Müh und Arbeit,
fodert mein Abſchied dießer Zeit.
Der mir dann ohn Abſchlagen
denſelbigen alsbald ertheilt. 100
Darauf ich mich nicht lang verweilt,
thet meine Reiß nach Regenſpurg anſtellen.
Allda ich auf das Waſſer ſaß,
thet darauf nach Lintz ſchiefen.
Auf der Schiffahrt fürliefen 105
gar mancherley und ſeltzame Geſpräch,
desgleichen man in einer Zech
ſonſt pfleget fürzutragen.
Auf dem Schiff fand ich ein Geſpan,

der ſich anbot zu mein G'leitsman, 110
drumb er ſich auch zu mir freundlich thet g'ſellen.
Zu Lintz ward uns gar große G'fahr entgegen.
Dahin wir kamen etwas ſpat,
ein Schiffknecht außſprang, das Sail anzulegen
am Stockh, den es am Ufer hat. 115
Als er nicht recht verrichtet das,
ward urplötzlich geſchehen,
daß das Schiff fort thet gehen
von hinten her, alſo das man der Stund
die Ruder nicht gebrauchen kunt. 120
Sehr groß Geſchrey und Klagen
man allenthalb im Schiff erhört,
des Tods Gefahr die freud zerſtört,
die vor dem Ausſteig ieder thet erwehlen.

5.

In ſolcher G'fahr und höchſter Noth 125
Gottes G'nad herfür blickhet,
daß Ers mit dem Schiff ſchickhet,
daß es ſteckhen blieb zwiſchen der Brück Joch,
des wir alle erfreuet hoch
und theten Gott Danckh ſagen 130
für ſolche uns erzaigte Gnad.
Mit Schelchen* an das Ufer ſtat
wurden wir aus dem Schif in Eil geführet.
Des Tags hernach halfe mir Gott,
daß ich gegn Steyr thet kommen, 135
und ward allda aufg'nommen
in die Schul und derſelben Canterey,
der ich über ein Jahr wohnt bey.
Einsmals thet ſich zutragen,
daß ich in der faſten-nachts-Zeit 140
in meines guten G'ſellen Geleit
freud groß zu haben nach dem Wayr ſpaciret
zu eim guten Freund, der dieß Orts geweßen
ein Glied der Schul. Als ietzund wir
frölich waren, theten trinckhen und eßen, 145
bekam der *Rector* Luſt zu mir,
alſo daß er mir Dienſt anbot
der Schul und B'ſoldung billig.
ich verhieß ihms gutwillig
und ſtellt mich auch bey ihm nach Oſtern ein, 150
thet auch auf anderthalb Jahr ſein

* Schelch Kahn,

des *Collega* ohn klagen.
Nachdem ward ich geſprochen an
von einem ſteifen Edelman,
das ich deſſelben drey Söhn *informi*ret. 155

6.

Uebers Jahr ich allda verblieb,
durch mein Dienſt Huld erworben.
Weil mein Vatter geſtorben
unterdeßen in meins abweßens Zeit,
mein Mutter mich nach Hauß beſcheid. 160
Als ich ietzt anheims kommen,
die Schul zu b'ſuchen ſie mich b'red.
Da ich ihrer Bit genug thet,
mir ſolcher G'horſam nit übel gelückhet.
Dann als man Sechßzehen hundert ſchrieb, 165
ward mir nach wenig tagen
von eim Rath aufgetragen,
das ich mich nach Altorff begeben wolt
und daſelbſten ſtudieren ſolt,
biß ich hett angenommen 170
des *Magiſterii gradum.*
Nachdem ietzt das viert Jahr herum,
es Gott hat, das ich den erlangt, geſchickhet.
Drauf ich mich in Predigen *exerci*ret,
und fünff und viertzig Predig thet. 175
Weil ich lang über das Jahr *expecti*ret
und gar nichts zu verzehren het,
mich die groß Armuth dahin trieb,
das ich mich muſt bequemen
und ein Schuldienſt annehmen, 180
der bey *St. Aegidien* ledig war.
Daraus ich ſpühret offenbar,
daß Gott beyſtünd ſein frommen.
Als Sieben war die geringe Zahl,
ich dießen Dienſt betrat dießmal. 185
In gröſter Noth Gottes G'nad herfür blickhet.

7.

Und neben meiner Schul arbeit
thet ich mich *exerci*ren
und G'ſänger *componi*ren,
und daſelbig darinn auch ſo weit bracht, 190
das ich zwen theil der G'ſänger g'macht,
die ich in truckh ließ gehen,

ſo *Veneris* Blümlein genant,
die vielen G'lehrten noch bekannt.
Weil aber mein G'ſicht anfieng blöd zu werden, 195
das ich beraubt der G'legenheit,
ſo erfodert im ſchreiben,
muſt ich es laſſen bleiben,
begab mich hernach auf die Meiſter-kunſt.
Weil ich zu der trug liebes-brunſt, 200
thet ich mich ſtarckh umbſehen
nach eim, ſo der kunſt wißenſchafft,
der mir entdeckt den Grund warhafft,
ſo in der kunſt verborgen, ohn beſchwerden.
Auß allen mir Hannß Winter zugewießen, 205
ſo dieſer kunſt ein maiſter war,
der ſich auch dahin höchlich hat befließen,
das mir die kunſt entdeckhet gar.
Darauf ich auch nach kurzer Zeit
Maiſter-lieder gedichtet, 210
ſo auf die kunſt gerichtet,
welche nicht nur hetten den bloßen nam.
Daher mir große feindſchafft kam,
und ſolches thet geſchehen
nur von den G'ſellen, die faſt grob, 215
ſo der kunſt nie gethan ein Prob,
auch die auß grobheit nicht zu thun begerten.

8.

Hernach auf maiſter-thön ich mich
begab zu *componi*ren,
pflag dieſelben zu zieren 220
mit *Intervallis* der Muſic gemeß,
denen die groben G'ſellen g'heß,
die das gringſt nicht begeren
zu lehrnen, was recht künſtlich iſt,
wollen viel lieber ieder friſt 225
verbleiben nur bey ihrer alten Gaigen.
Mancher ein Maiſter nennet ſich
oder leſt ſich ein ſchelten,
da doch derſelbig ſelten
recht verſtehet, was ein Maiſter thut ſein, 230
und führet nur des namens ſchein
oder des Tituls ehren.
Welcher ein Maiſter in der that,
der muß von ſeiner kunſt genad,
was die in ſich begreift, können anzeigen. 235
Ihr viel wollen auch Maiſter der kunſt heißen,

wann ihnen etlich Thön bekannt,
können doch drauß das g'ringſte nicht erweißen,
was derſelben rechter Verſtand.
Ingleichen ſie nicht aigentlich 240
die Bundreimen verſtehen,
müßen allein drauf gehen,
wie ihnen die vom Maiſter fürgemalt,
und können von derſelben G'walt
keinen andern nicht lehren, 245
weil ihneñ unbekannt der pflicht.[1]
Kein *differenz* verſtehn ſie nicht,
noch was iedlichen raimen zuſteh aigen.

9.

Mancher hat mein Gedicht veracht
und mein thön *reformi*ret, 250
der keiner *componi*ret
einigen Thon noch lied, wie das ſein mag,
ſondern hat ſeiner Jugend tag
mit Faulenzen verzehret,
haben gedacht zu ieder Zeit, 255
wir können des Maiſters arbeit
mit ſchlechter Müh und Geld wol an uns bringen.
Dießer, ſo ein andren verlacht,
ſoll dahin ſein geflißen,
das er was mehr mög wißen 260
als der andre, den er verachtet hat,
oder dem gleich ſein in der that,
den er mit ſpot verſehret.
Dann es einem ſteht übel an,
der dieß verlacht, ſo er nicht kan 265
und auch nicht begeret darnach zu ringen.
Dieß iſt auch den ſpöttern hoch zu verſprechen,
wann ſie mit gewißen liedlein
nur allein bauen die Singſchul und Zechen.
Nichts neues iſt bey ihnen g'mein. 270
Das ſchon vor vielen Jahren g'macht,
ſie ohn aufhören treiben
und auch darbey verbleiben,
tragen ihrer Grobheit gar keinen ſcheu,
dießes, ſo gut, wann es iſt neu, 275
wird keines wegs begeret,
und gehen ihren alten Gang,
bleiben auch bey dem alten G'ſang,
thun keines Nagels breit darvon abſpringen.

10.

Was anlanget die Gedicht mein, 280
hab ich ohn alles ſparen
innerhalb ſieben Jahren
derſelben in die dreytausend gemacht,
thet auch wol offt um Mitternacht
unverdroßen aufſtehen, 285
wann mir etwas künſtlichs einfiel,
ließ dieß auf das papier ſubtil
durch mein Knaben darzu beſtellet bringen.
Meine thön, welche von mir ſein
in der Zeit *componi*ret, 290
ſeind dieſe ungeirret:
drey hundert und auch vierzig an der Zahl,
die man noch all könnt dieſes mal
ohn einigen fehl ſehen.
Den ich für einen Maiſter halt, 295
dem Läſtren beywohnt manigfalt,
wann er mich übertrifft in ſolchen dingen.
Dieß iſt zwar leicht, das man ein ding kan ſchelten.
Wann aber man gleichs machen ſol,
ſo ereugt ſich dieß in dem Werck gar ſelten 300
und verbleibt unverrichtet wol.
Nunmehr bringt mir gar g'ringe pein
der loßen Leut verachten,
wann ich dieß thu betrachten,
das man getadelt *Homeri* gedicht, 305
der ſeins gleichen gehabt hat nicht,
was g'ſchicht und thut geſchehen
Hanns Sachßen den berühmten Man,
dem es nie keiner gleich gethan,
ſein kunſt thut aller Maiſter kunſt fürdringen. 310

11.

Darumb ihr Singer allzumal,
die ihr der Singkunſt günſtig,
erzeiget euch inbrünſtig,
das ihr durch eur Gedicht mit großem Lob
in derſelbigen thut ein prob, 315
laſt euch darvon nicht wenden
böße nachred und leſterung,
übt euch darinn, weil ihr ſeid jung,
im Alter thut es gar ſelten fortgehen
laut dem ſprichwort, ſo überal 320
hin und her im land ſtreifet:
was Hännßlein nicht ergreifet,

dafelbig wird Hanns lernen nimmermehr.
Strebt embfig nach der Singkunft ehr
und thut an allen enden 325
in that vermehren dießes lob,
laft embfig folcher kunft ein prob
von euch durch zierliche Gedicht gefchehen.
Dann die *Poesis* das einige Mittel,
dardurch die kunft erhoben wird, 330
ohn dieße ift gering der Singkunft Tittel,
wie fchön auch fey der Thon geziert.
Dann derfelb nur ein bloßer Hall,
fo urplötzlich verfchwindet,
daher gegen fich findet 335
ein fchöns Gedicht auch gar nach langer Zeit.
Wenig hilft des thons lieblichkeit,
den deß Hall thut einhenden (?).
Hingegen wo die Wort dafein,
die dringen durchs Marckh und Gebein, 340
wann man derfelben Innhalt thut verftehen.

fecit M. Ambr. Metzger.
den 8. Novemb. 1629.

Nachtrag.

Herrn Dr. Lochner verdanke ich die Nachweisung aus Lit. 43 f. 156[b] im Nürnberger Städtischen Archiv, dass Martin Lorl und Margret sein Hausfrau am 10. November 1531 das Bad zum Pröllen mit der Bedingung des Rückkaufrechts zu gleichem Preise nach fünf Jahren verkauften. Das „lorles“ oder „lörles“ pad (s. S. 51) war hiernach in der That ein Nürnbergisches Bad, und zwar ein durch schlechte Wirthschaft herabgekommenes, in üblem Ansehen stehendes.

Martin Opitz an Nicolaus Rittershausen.

S.P.D. Clariſſime Rittershusi,

His etiam tuis paullò ſerius reſpondeo, quod iussu tuo carmen aliquod ex me naſciturum ſperabam, et expectatione tua et ea qua te proſequor obſeruantia dignum. Nunc cum non conditio ſolum mea, haud parum ex quo tu hic fuiſti inquietior facta, tantum mihi hactenus non permiſerit, verum etiam quicquid Muſarum est auerſior quasi à me eſſe videatur, irritos ſaltem conatus meos ſcribendi officio redimere volui. Quam quid[em] literarum viam ſi placere tibi intellexero, gn[avum] me ſemper exhibebo ac induſtrium. Caeterum gratiſſimum illud fuit de coniugio tuo, et nos tibi ea ex animo tuaeque volumus omnia, quae optare nobis ipsi poſſemus, idem aliquando aggreſſuri. Quod quidem quando futurum ſit neſcio; ita me libertas Eclecticorum adhuc tenet. De Malcho* gratias habeo ſingulares; in eiusque locum Grotii de Veritate Relig. Christianae libellos, ex ſermone Batauico à me verſos, ſtatim transmittam: ſunt enim iam ſub incude typographi. Saluianum aliunde nactus ſum: adeò vt ex ſummi viri parentis tui operibus praeter Guntherum et Oppianum vix deesse, quod ad inſtitutum meum pertineat, quicquam mihi cenſeam. Vale, V. CL. et me magnis qui apud vos ſunt viris commenda. Habebam quidem in animo, cum e Gallia redirem, vrbem veſtram et vicinam Academiam; [so!] ſed cum rerum mearum ratio et viarum turbae hoc non permiſerint, ſpem tamen eò perueniendi nondum

---

* Das Verzeichniss der Schriften Conr. Rittershausens s. bei Will-Nopitsch, Nürnberg. Gelehrten Lexic. Th. 3. S. 355 ff. Th. 7. S. 274 ff.

deposui. Et cum in Mifniam post paucas mihi feptimanas negotii herilis cauffa iter eundum fit, hoc voti mei compendio vti forfitan potero. Vale iterum, decus patriae. Vratifl. IIX. Cal. Apriles. CIↃIↃCXXXI.

Tibi, Rittershusi erudiß[e]
addictiß[us]
M Opitius.

CL. raraeque eruditionis Viro Nicolao Rittershusio, Domino fuo et Amico fingulari.

Norimbergam.

(praefent. 26. Martij
1631)

Das Original, ein Blatt in folio, mit Siegel befindet sich unter den Manuscripten der Dresdner Bibliothek in der C 107[h] bezeichneten Capsel.

Paul Fleming an seinen Vater.

Mitgetheilt

von Wilhelm Loose.

Pacem â Pacis Angelo Magno.

Hertzliebster Vater

fo Ihr fampt der Hertzlieben Mutter vnd Schwefter fo wohl auch das gantze Haußgefünde noch zur Zeit glückfehlig lebetet, were mirs eine Sonderbahre Freude Zuerfahrn Ich, Gott lob, bin noch wohl auff. Es laßen Euch, Lieber Vater, durch diefes Kleine Schreiben fehr vnd zum höchften bitten meine *Condifcipulj* zum theil auch Landes Leute, als G. Theod. Gastelius, Abrahamus Braunhartius, Johannes Krebs &c. Vnd andere meine Kammergefellen, Das Ihr fie, doch vnbefchweret wollet innerhalb Viertzentagen, (wenn Jhr weile) befuchen, denn fie gerne wolten mit Euch befammen fein, Vnd mit einander allmehlig *conversiren,* denn es wird bald ein *Examen instituirt* werden, damit Jchr(!) doch zu vor möchtet

kommen, Ich wolte Euch auch gantz fleißig gebeten haben, das Ihr mir doch ein bar Schue, Döpflein Butter vnd wenig Keſe, ſampt den (wie Jch Verhoffe) gebundenen *concertis* mit herunter bringen, Das wir etwas Luſtiges daraus ſingen mögen, *Vale.*

Datum Lipſiae 23. Auguſtj Ao. 1622.

F. T. Dilect:

Paulus Flemig,

Hartt:

Aeussere Aufschrift:

Humaniſſimo nec non Doctiſſimo Viro Domino Abrahamo Flemico, Pastorj Topſeifartsdorffenſi, Patri ſuo dilectiſſimo hae advolent Literae.

Das Original, ein Blatt in folio, befindet sich in der Chemnitzer Stadtbibliothek, bezeichnet als Handschrift nr. 12. Aussen von anderer Hand Bruchstücke von Predigten. Paul Fleming schrieb obenstehenden Brief, noch nicht dreizehn Jahre alt, als Thomasschüler zu Leipzig (s. Fleming, deutsche Gedichte hggb. von Lappenberg. Bd. 2. Stuttgart, Literar. Verein, 1865. S. 855). Die Namensform Flemig ist mehrfach belegt (s. a. a. O. S. 856). Auch Lessings Vorfahren nannten sich Lessigk. Die „Condiscipuli,“ welche Fleming anführt, sind anderweit nicht bekannt. Topseifersdorf liegt anderthalb Stunde von Wechselburg.

Der sächsische Dichter Gottfried Finckelthauss.

Von

Heinrich Pröhle.

Leben und litterarischer Charakter von Gottfried Finckelthauss.

Zu den angesehenen Gelehrtenfamilien unter Johann Georg I. gehörten in Sachsen die Finckelthauss und die Lichtwers. Erst als der Stern der Lichtwers in Sachsen wieder mehr erblichen war, ging er auf einige Zeit in Preussen wieder auf durch den Fabeldichter dieses Namens. Indem diesen hier endlich eines Tages Herr v. Carmer als gewissenhaften Pedanten alten Schlages in der stürmischen Zeit während der Verbesserung der preussischen Rechtspflege förmlich zu Tode marterte, lieferte er nur den traurigen Beweis, wie wenig es den Räthen Friedrichs des Grossen trotz aller Redensarten* damit ernst war, für die vom Könige verkannte deutsche Literatur nur so viel zu thun, als der König selber wünschte oder doch gestattete. Und vielleicht war es zunächst bloss Lichtwers sächsischer Dialekt — wo nicht gar sein Dichterruf selbst — welcher Carmer in Suarez Gegenwart veranlasste, so lange am grünen Tische in Halberstadt bei Lichtwer zu verweilen, als nöthig war, um ihn in Preussen zu Tode zu ärgern.**

Die Finckelthauss hatten sich schon seit dem Jahrhunderte der Reformation litterarisch bekannt gemacht. Die Leipziger Chronik*** weiss das Datum, an dem der gute Lorenz

---

* S. Carmers Brief an Bürger ungefähr aus derselben Zeit in meinem Leben Bürgers S. 61.

** S. in Lichtwers Schriften, 1828 herausgeg. durch seinen Enkel v. Pott, Lichtwers Biographie von Friedrich Cramer.

*** Vogels Leipz. Gesch. (1734): 11 Dez. 1580.

Finckelthauss vor Schrecken über den Tod seiner Tochter verstarb. In Leipzig geboren, verwaltete ein Finckelthauss bedeutende Aemter zu Lübeck. 1606 wurde er von seinem Schreiber am Schenkel und an der linken Seite tödtlich verwundet.* War schon dieser Protosyndicus und Diplomat vor seiner Verheirathung mit einer Leipzigerin durch eine italienische Reise gebildet, so zeichnete sich einer seiner Namensvettern in Leipzig während des Dreissigjährigen Krieges in noch höherem Grade durch seine humanistische Bildung aus. Wir meinen Sigismund Finckelthauss.** Dieser gehörte nicht allein zu den grossen Juristen, die sich während des Dreissigjährigen Krieges ausgebildet hatten.*** Einmal Decan der juristischen Facultät, stand er nicht nur überhaupt einem Carpzow gegenüber. Dreimal Rector der ganzen Universität in seiner Vaterstadt Leipzig † war er zugleich einer der besten Griechen seiner Zeit. Er starb zu Dresden am 12. August 1644, von wo der Leichnam des angesehenen Mannes nach Leipzig zurückgebracht wurde. ††

Ihre schönsten Blüthen entfaltete jedoch diese Leipziger Gelehrtenfamilie in dem freilich immerhin nur mässigen und beschränkten poetischen Talente von Gottfried Finckelthauss. ††† Sein Geburtsort war ver-

---

* Man sehe über ihn unter anderm Chron. Lubec. 255. 287. Caspar Conradus sagt von ihm:

> Lipsia natales, artesque, gradumque, thorumque,
> Munus, equos, tumulum clara Lubeca dedit.

Er schrieb lateinisch. — Von ihm verschieden war ohne Zweifel Laur. Finckelthusius Northusanus (s. Johannis Molleri Cimbria Literata II. 191. 192).

** Sigismund Finckelthauss war möglicher Weise der Bruder oder Neffe jenes Protosyndicus in Lübeck.

*** Gretschel, Universität Leipzig, Dresden 1830. S. 224.

† Schneider Chronicon Lipsiense (1655) S. 323.

†† Vogel S. 615.

††† Koch's Compendium II, 1798, S. 98 sagt: „Gottfried Finckelthauss war Stadtrichter zu Leipzig und blühte um das Jahr 1634". Stadtrichter (wie M. Sigismund Finckelthauss jun. 1652 und Sigismund Finckelthauss sen. 1639 und 1642) ist er nie gewesen. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung mit seinen Verwandten zu Grunde. Da wir indessen immer nur die jährigen Bürgermeister und Stadtrichter von Leipzig auffinden konnten, so kann er doch noch ein städtisches Amt

muthlich Lützen,* weniger wahrscheinlich Meissen** oder Leipzig.

---

in Leipzig bekleidet haben. Karl Gödekes Grundriss I. S. 450 nennt ihn Stadtschreiber. Das Bedeutendste, was bis zu dem Erscheinen von Schröders Hamburger Gelehrtenlexikon über ihn geschrieben wurde, findet sich in Neumeisters dissertatio de poëtis Germanicis S. 32. 33. Wir lassen diese Stelle, die auf das Urtheil von Gervinus Einfluss geübt hat, deutsch hier folgen:

„Finckelthauss (Gottfr.) Bürgermeister [?] zu Leipzig, pflegt seinen Namen scherzend unter dem erdichteten Namen Greger Federfechter von Lützen zu verbergen. So in einem scherzhaften Hochzeitsliede:

Gross bin ich in dem Himmel. (Gott.)
Man hört ein Kriegs-Getümmel,
Wo ich nicht mag auff Erden
All hier gefunden werden;
Wesswegen auch die Stände
Bemühen Haupt und Hände,
Damit vor allen Dingen
Sie mich zu wege bringen. (Fried.)
Der Orth, den ich besitze,
Hat Glantz, doch keine Hitze. (Finckelthauss.)
Rath, ob dus kanst erfinden,
Wie heiss ich vorn und hinden.

Die bedeutendsten seiner Werke sind: Des weisen Salomons Hohes Lied, samt andern Geistl. Andachten. Leipz. 8. 38. Wo er mit Opitz in Wettkampf zu treten scheint. —

Deutsche Lieder. Leipzig. 12. 44.

Lob-Spruch des wunderbahren Heilbrunnens zu Hornhausen, als auch von Kayser Carls des Grossen Tochter, Nahmens Imma etc. Dressd. 4. 46.

Ausserdem haben wir von ihm ein sehr gelungenes Epithalamium, bei der Hochzeit eines gewissen Gabriel Voigt gesungen:

Von Freyhen: Bey Hochzeitlichem Feste Herrn Gabriel Voigtens, Und Jungf. Euphrosinen Köppelin, Beyden Verlobten, Ercläret und vorgetragen, Von Greger Federfechtern, Von Lützen. Den 11. Winter-Monaths-tag 1645. 4°. 8 Blätter. Er spielt und scherzt auf eine passende Weise, indem er die verschiedenen Nationen der Welt und fast alle Lebensweisen einführt und nachweist, dass überall bei den Völkern die Liebe herrsche. Seine Dichtung ist so vorzüglich, dass Joh. Christ. Goering in der Vorrede zu: der Liebes-Morgen Blümelein, unter Anderem sich wünscht: Herr Finckelthausen Orffeisch-Bluton-und Proserpien-erweichendes, Amffionisch-Steinfelsen-nach sich führendes und Arionisch-Delffin-bewegendes Klingen. Scherzend, Blühend, reich an anmuthigen Erfindungen, sauber und leicht, die Freiheit des Geistes nicht aufopfernd der Härte derjenigen, die mit einer gleichsam gesetzgeberi-

Was später Göttingen für die Mitglieder des Hainbundes wurde, das war Leipzig allem Anscheine nach für das poetische Leben und Treiben von Paul Fleming, Gottfried Finckelthauss und einigen Andern.

Die „schöne Lindenstadt“ mit ihren „grausgipflichten Lindenbäumen“ und ihrer „von der Lustigkeit selbsten abgetheilten Lustebene,“*** in der es sich später ein Goethe wohl sein liess, war schon im 17. Jahrhundert für die Tändeleien der Freundschaft und der Dichterjugend ein gar „behagliches Schäfergefilde“. Sogar die ganze blühende Aue mit ihren zwischen Weiden- und Obstbäumen versteckten Dörfern von Leipzig bis Merseburg, wo Sigismund Finckelthauss, der Rector der Universität Leipzig, eine Pfründe hatte, ist jedem unvergesslich, der sie vor der weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes einmal an einem schönen Sommertage durchwandert hat. Kinder, Jünglinge und Jungfrauen feiern dort die Sonntagnachmittage in idyllischer Weise. Den Bauern in den Dörfern dicht um Leipzig her musste der Magistrat der „Lindenstadt“ zur Zeit der Finckelthaussischen Rathsherren das Vogelstellen unter der Kirche durch eine Verordnung verbieten.† Das erinnert an die jetzigen Helgoländer. Ohne Zweifel war damals dicht bei Leipzig noch ein ebenso buntes und naives Volksleben zu Hause wie jetzt auf den friesischen Inseln oder den verstecktesten Dörfern in Niedersachsen.

---

schen Strenge alle Wörter, die nicht deutschen Ursprungs sind, aus der Muttersprache und vornehmlich aus der Poesie mit Händen und Füssen hinausstossen wollen. Ich weiss nicht, mit welchem Rechte die Censoren eine solche Gewalt sich anmassen, dass sie den ganzen Parnass mit ihren, ich hätte beinahe gesagt absurden, Gesetzen zu fesseln und zu beschränken ihre liebe Noth haben, als ob aus den Wörtern, die schon deutsches Bürgerrecht erlangt haben und Niemandem unbekannt sind, die Republik der Dichtkunst grossen Schaden nehmen könne.“

* Schröders Hamburgisches Schriftstellerlexikon II. S. 302.

** Aus Zarnckes Statutenbüchern der Universität Leipzig ersieht man, wie leicht die Bezeichnung als Misnicus — (Joh. Mollers Cimbria literata II, S. 191) landschaftlich und landsmannschaftlich zu verstehen sein kann.

*** J. G. Schoch, Kriegs- und Friedensschäferei. Naumburg, 1663.

† Schneider S. 635.

Zu diesem lustigen Völkchen, an einem schönen Maitage, wendet sich dann auch wohlweislich Paul Fleming,* nachdem er mit gutem Bedacht, wie Opitz, Finckelthauss und Günther gleichfalls jeder in einem eigenen Gedichte thun, den Plato weggeworfen hat. Eine längere Schilderung des Rosenthales beginnt der Dichter des Kirchenliedes „In allen meinen Thaten" mit folgenden anziehenden Worten:

Itzund lass dich von mir führen
in den feuchten Rosenthal,
dass wir sehn die Flora zieren
ihrer langen Wiesen Saal.
Wie sie ümm die Bäume tantzt
und manch schönes Blümlein pflanzt.

Nachdem er dann mit vieler Nachsicht die verfänglichsten Scenen auf einer grossen Bauernhochzeit in Gohlis beschrieben hat, fährt er fort:

Andre, die zugegen seyn,
führen einen Bauer-Reyn — —

Zwar wir könnten auch uns wenden
auf das schöne Schönefeld
und den Knaben vor uns senden,
der uns alles wolbestellt.
Doch wie schöne jenes heisst,
Pfaffendorff** bleibt vorgepreist. — —

Auf dem schattenreichen Rasen
dieses dicken Apfelbaums,
oder dort, wo jene grasen,
ist der Platz sehr gutes Raums,
oder liebt diess Lusthauss bass,
da ich oft vor diesem sass. — —

Haben wir denn Lust zu Weine,
Leipzig ist bald an der Hand,
die den besten Trunk vom Reihne,
die den süssen Alakant,
und was liebers noch kan seyn,
auf der Post uns liefert ein u. s. w.

---

* Flemings Poemata. Jena; 1651. S. 415—427. „Auf eines seiner besten Freunde Geburts-Tag."

** Gretschels Beiträge 1835. S. 97.

Unter den von uns weggelassenen Stellen in der Beschreibung von Gohlis finden sich Verse von der Art, wie sie bei Fleming noch als bloss naiv, bereits bei seinem Nachahmer Günther aber und noch mehr in Schillers erster Periode als roh und unsittlich erscheinen. Ueberhaupt halte man gegen Flemings Gedicht auf die Gegend von Leipzig das schönste von Finckelthauss: „Sonne meiner schwachen Sinnen,“* dessen erste und letzte Strophe ganz wie ein Liebeslied aus dem 19. Jahrhundert klingt und von Robert Franz componiert zu werden verdiente. Fleming, der Predigerssohn, zeigt sich auch in seinen weltlichen Liedern begabter, edler, klarer und volksthümlicher. Finckelthauss, das schwächere Talent und Flemings Schüler, trägt dagegen etwas von der Urbanität und der Weltbildung einer angesehenen Bürgerfamilie (freilich gewiss auch nicht ohne allen Einfluss der Schattenseiten der grossen Kaufmannsstadt Leipzig) in die Kunstlyrik hinein. Die ganze moderne erotische Poesie, von der mittelalterlichen und antiken so verschieden, wurde dadurch erst möglich. Töne von volksthümlicherem Klange, meist nicht ohne Ironie und niemals ohne ein gewisses erwachendes culturgeschichtliches Selbstbewusstsein, verwies er dagegen schon in das eigentliche moderne Gesellschaftslied.** Unter den im allgemeinen hierher gehörigen Gedichten gehört die Beschreibung einer Kirmes,*** wohl aus Sachsen, zu seinen allerbesten.

Wenn wir nun auch annehmen könnten, dass sich auf diese Weise in Leipzig ein bescheidenes und etwas einseitiges lyrisches Talent durch das Zusammenwirken von mancherlei

* S. unten.

** Unsere Charakteristik von Finckelthauss muss derjenigen des trefflichen Gervinus (4. Aufl. III. S. 265) schon deshalb gerade gegenüberstehen, weil er ihn bei etwas schwächlicher Begabung, die er mit Recht an ihm erkennt, doch nach seinen Sitten ganz irrthümlich für mindestens gleich kräftig und volksthümlich hält wie Fleming. — Gervinus findet es ganz in der Ordnung, dass Goethe für den doch auch von Gervinus so günstig beurtheilten Fleming kein Interesse fassen zu können glaubte. Wie stimmt das aber damit überein, dass Varnhagen von Ense viele Gedichte Flemings „der Jünglingsdichtung Goethes auffallend verwandt“ findet?

*** Man findet es unten bei den Gesellschaftsliedern.

Umständen zum ersten eigentlichen erotischen Dichter und formell zum Vorläufer der ganzen eigentlichen modernen Lyrik, in gewisser Hinsicht vielleicht mehr nach ihrer krankhaften, als nach der gesunden Seite hin ausgebildet hätte, so müssten wir doch selbst an diesem nicht ganz unzweideutigen Ruhme der Stadt Leipzig Heinrich Heines mächtiger Hammonia einigen Antheil zugestehen, da Gottfried Finckelthauss schon 1633 in Hamburg lebte* und erst „um 1634" geblüht haben soll. Das kurze Gedicht auf die „Ostsee",** welches doch erst nach der ersten sächsischen Periode entstanden sein kann, gehört in der That zu seinen schönsten Liebesliedern.

Es waren der Tod Gustav Adolfs und die Verwüstungen nach der Schlacht bei Lützen, welche die protestantischen Dichter Fleming und Finckelthauss aus Sachsen vertrieben.*** Der Erotiker Finckelthauss floh mit einem protestantischen Theologen, nämlich mit seinem Bruder Sigmund Finckelthauss, der 1656 als Hauptprediger in der Wilster-Marsch starb, wo ihm die Frau mit einem Studiosen durchgegangen war.† Nur dem umfassenden Talente eines Fleming aber, das auch der politischen Poesie gewachsen war, wurde es gegeben, uns zu sagen, was diese Dichter in Sachsen litten: „Ach du liebes Meissen du (sagt Fleming) wie bist du gerichtet zu! Deine Felder liegen bloss. Deine Dörfer sind verbrannt. Aller Vorrath ist verzehrt".†† Und noch „vor Derky der Zirkassen" sehnte sich der edle Dichter††† am caspischen Gestade:

---

* Schröders Hamburger Schriftstellerlexikon II. S. 302.

** S. das Gedicht mit dem Anfange „Erhebe Deine Macht und die ergrimten Wellen". Gottfried Finckelthauss scheint auch irgend wann in Kopenhagen gewesen zu sein. Wenigstens findet sich in Gottfried Finckelthaussens deutschen Gesängen (Hamburg, Gundermann, Quer-8°) ein 7 Seiten langes Hochzeitsgedicht: „Auff Herrn H. P. hochzeitlichen Ehrentag gehalten in Copenhagen".

*** Schröder II. S. 320 u. 302. Zu dem Artikel über Fleming und wohl auch über Finckelthauss gab ihm Lappenberg Notizen.

† Schröder a. a. O. Da der Theologe Sigmund Finckelthauss der Bruder des Dichters war, so war der Rector Sigmund F. ohne Zweifel nicht des Dichters Bruder, sondern sein Oheim oder Vetter.

†† Flemings Poemata 1651. S. 290.

††† A. a. O. S. 98—100. S. 99 die Stelle:
Ich sang der Deutschen Ruhm, und ihrer theuren Printzen,
Biss Mars mich da treib' aus, der Unhold aller Kunst.

ACH! Dass ich mich einmahl doch wieder solt' erfrischen
an deiner reichen Lust, du edler Mulden-Fluss,
Da du so sanffte gehst inn bergichten Gebüschen,
Da, da mein Harttenstein mier boht den ersten Kuss.

Nicht für den Jugendaufenthalt in Leipzig, sondern für ihren späteren gemeinsamen Aufenthalt in Hamburg ist die Freundschaft der beiden Landsleute Fleming und Finckelthauss verbürgt. Er fällt in die Zeit nach Flemings persischer und vor Finckelthaussens brasilianischer Reise. Von dieser letzteren ist jedoch den Litterarhistorikern noch nicht das geringste bekannt. Die meisten lassen ihn ohne jede Abwechselung als Stadtrichter in Leipzig gemächlich altern.

Aber selbst diejenigen, die ihn bis Hamburg begleitet haben, übersehen, dass er sich (wohl seit 1639 oder 1640) in Holland* befindet. Ja, noch mehr! Offenbar mischte er seit dieser Reise auf eine in moralischer und ästhetischer Hinsicht gleich abscheuliche Art die afrikanische und die amerikanische Menschenrace in seine deutschen Liebesgedichte ein.** Woher kommt dies? Diese Lieder von den Negerinnen und den Indianerinnen, gewiss, er

„Holte sie sich nicht von der leipziger Messen,"

wie die Litterarhistoriker bisher geglaubt zu haben scheinen. Oder sollten dieselben, nachdem sie selbst mit ihren Scherzen über Finckelthaussens unschuldige Liedchen auf die deutschen „Schwarzköpfchen", den Teufel gewissermassen an die Wand gemalt, ganz übersehen haben, dass er da, wo er salva venia von Schwarzen und Braunen spricht, nicht vom dunkeln oder nussbraunen Haare seiner Landsmänninnen redet, sondern horribile dictu von Geliebten mit schwarzen oder kupferbraunen Gesichtern? Aber Spass bei Seite! Hätten sie ihn etwas

---

* S. sein Gedicht „Reisewunsch Auff der Rückreise [von Brasilien] nach Holland auff der Spanischen See. 1. Mayi 1641" bereits in meinen „Feldgarben" S. 330—332.

** Vergl. die vorige Anmerkung, sowie das unten abgedruckte Gedicht mit dem Anfange „Je das treff mir eben ein" und später unsere Auszüge.

genauer gelesen, so würde ihnen ebenso wenig als uns entgangen sein, dass er, während sie ihn in Leipzig beinahe bis zum Bürgermeister aufrücken liessen, mit den Holländern in Brasilien gewesen ist, welches diesen von den Portugiesen nach dem Regierungsantritte des Hauses Braganza vertragsmässig auf eine Reihe von Jahren überlassen wurde!

Von 1642—1646 scheint Finckelthauss in den deutschen Küstenlandschaften oder in Leipzig gelebt zu haben.

Die buntesten Erinnerungen an Brasilien scheint er 1645 in dem Hochzeitsgedichte für Gabriel Voigt niedergelegt zu haben.* Es dürfte von ausserordentlicher Wichtigkeit für die Culturgeschichte sein.

Jedoch zeigt uns auch sein Brunnengedicht** vom folgenden Jahre den kenntnissreichen und weitgereisten Mann, der mit Wind und Wellen Bescheid weiss und von Opitz ebensoviel wie von Fleming als Dichter gelernt hat, wenn er auch von der Art, in welcher Neubeck in seinem Gesundbrunnen den Stoff dichterisch belebt und erwärmt, als Opitzianer noch keine Ahnung hat. Indem Finckelthauss in diesem Lehrgedichte von den sieben Weltwundern spricht, zeigt er eine vollständige

---

* Leider kenne ich es nur durch die in einer früheren Anmerkung angeführte Stelle aus Neumeister. Auch das Hohe Lied und Kaiser Karls Tochter sind mir unbekannt.

** Abgedruckt in meinen „Feldgarben“ S. 323—329. Vorausgeschickt ist S. 303—313 die kurze Geschichte des Brunnens zu Hornhausen im Auszuge aus der jetzt vergriffenen „Chronik von Hornhausen“ von H. A. Pröhle, wo die Geschichte dieser Heilquellen 1850 ausführlicher als irgendwo anders zusammengestellt wurde. Ueber die Biographie von Finckelthauss und über die muthmassliche geschichtliche Wichtigkeit des Badeortes Hornhausen mit Bezug auf den westfälischen Frieden enthalten jedoch die Feldgarben noch gar nichts. Erst nachdem mir jetzt besonders durch Hrn. Prof. Pfund auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin, aber auch durch die Gefälligkeit der Hüter der Universitätsbibliothek der Einblick in eine sehr grosse Anzahl von Schriften erleichtert war, konnte ich endlich der Politik des grossen Kurfürsten von 1646 einen Schritt näher zu treten versuchen, wenn auch für Finckelthauss das Wesentlichste sich allerdings durch wiederholte Lectüre der schon in die Feldgarben aufgenommenen und der für die nachfolgende Blumenlese abgeschriebenen Gedichte ergab.



Kenntniss der Erfindungen,* auf welchen die grossen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen beruhten.

Als siebentes Weltwunder betrachtet Finckelthauss den neuen Heilquell zu Hornhausen. Er sieht jedoch in ihm nur den Anfang von Millionen neuer Gnadenströme, welche das durch einen beinahe dreissigjährigen Krieg verwüstete Deutschland im Frieden erquicken werden. Und in der That hatte ja ganz Deutschland in dem plötzlichen Entstehen dieses Gesundbrunnens am Geburtstage des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen den 5. März 1646, zur Zeit, da Ferdinand IV. in Prag zum Könige von Böhmen gekrönt wurde,** allgemein ein omen obsecuturae pacis gesehen. Der schwedische Oberfeldherr Torstenson selber wusch sich in Hornhausen die Wunden. Für 400 Polen war Quartier bestellt, — man glaubte, der König müsse mit seinem Leibarzte darunter sein. Der grosse Kurfürst und die Königin Christine von Schweden waren jedenfalls dort. Da wir aber nicht wissen, ob sie genau zu derselben Zeit in Hornhausen waren,*** so sind wir auch noch

* S. besonders Feldgarben S. 324.

** Schoch S. 308.

*** Dass der grosse Kurfürst und dass die Königin Christine 1646 in Hornhausen waren, wird für den ersteren unter Anderm dadurch verbürgt, weil ihm die erste, und für Christine ausschliesslich dadurch, weil ihr die zweite Liste der in Hornhausen geheilten Personen durch den Ortsprediger Salchmann mit entsprechenden Worten gewidmet ist. Wir haben nur die Bestätigung der schon von Augustin ausgesprochenen Vermuthung, jedoch nicht die Gewissheit, dass sie zusammen dort waren (wenn auch vielleicht nur wenige Tage), finden können. Riedels Cod. dipl. und Ledebuhrs Schauplatz der Thaten gibt über den grossen Kurfürsten und Grauert für die Königin Christine um die fragliche Zeit gar keinen Aufschluss. Jedoch kommen in Archenholz Daten aus dem Jahre 1646 vor, nach denen sie in Stockholm war, und die recht gut erlauben, dass sie mit dem grossen Kurfürsten später noch zusammen in Hornhausen war. Ihre Mutter war wohl jedenfalls schon vor ihr dort. Nach der Nachricht, dass Weise, Leibarzt des grossen Kurfürsten, der ihn besonders in die Bäder begleitete, in Hornhausen 14 königliche, kurfürstliche und fürstliche Personen angetroffen habe, ist anzunehmen, dass der grosse Kurfürst damals an keinem anderen Orte als in Hornhausen im Halberstädtischen sein Standquartier hatte und dass er nur von Hornhausen aus das 2 Stunden entfernte Gröningen und das 4 Stunden von Hornhausen entfernte Halberstadt selbst besuchte. Es ist dies auch

immer nicht zu behaupten im Stande, dass die einmalige Saison in Hornhausen durch die jedenfalls günstige Lage des Ortes zwischen Schweden, Brandenburg, dem Kriegsschauplatze und den beiden Städten der Friedensverhandlungen und zugleich an der Grenze der beiden damals so gut wie herrenlosen Bisthümer Halberstadt und Magdeburg selbst zu einem glänzenden Fürstencongresse geworden und zu irgend welchen unmittelbaren Berathungen fürstlicher Personen muthmasslich benutzt sei. Wir führen aber die Hauptstelle aus der Schilderung dieser merkwürdigen Saison durch Finckelthauss an. Er sagt:

Hat gleich das Carols-Bad besondre Krafft und Gaben,
Das Schmerzen lindern sol: Ob Eger auch kan haben,
Den sawren Wasser-Trunk, der viel bey Schwachen thut;
Ist gleich der warme Quell zu Döplitz klar und gut:

Hornhausen hat bey sich ein grössers zu geniessen,
Ein' allgemeine Cur, die lesst sie reichlich fliessen,
Schliesst keinen Kranken aus, und heilet iederman,
Der sich mit Andacht recht des Wassers brauchen kan,

---

niemals anders angenommen. Doch geben die Halberstädtischen Chronisten Abel und Leuckfeld, der in Gröningen lebte und eines mehrmaligen, hauptsächlich aber auch späteren Besuches des grossen Kurfürsten (eines späteren Beilagers daselbst) gedenkt, zu wenig Aufschluss im Verhältniss zur Wichtigkeit des Gegenstandes. Indessen war es dieses Gröningen im Halberstädtischen und nicht etwa Gröningen am Schuiten-Diep, von wo der grosse Kurfürst — also nach Kenntnissnahme von dem Magdeburger und Halberstädter Lande — den Befehl nach Osnabrück sandte, für Brandenburg auf einen Theil Pommerns in den Friedensverhandlungen zu verzichten und dafür Magdeburg und Halberstadt u. s. w. u. s. w. zu verlangen, wie Erdmannsdörffer zeigt. Weder Erdmannsdörffer noch Jacobs, der in der Zeitschrift des Harzvereins ein Schreiben des grossen Kurfürsten aus Schöningen auszieht, weiss etwas vom Badeaufenthalte in Hornhausen. Nach Schöningen, 3 Stunden von Hornhausen, aber im Braunschweigischen, scheint der grosse Kurfürst auf längere Zeit nach dem Badeaufenthalte gegangen zu sein. Vielleicht aber wohnte der Kurfürst überhaupt nicht in dem verwüsteten Dorfe, in dem die Heilquellen so seltsam entsprungen waren, und fuhr in der Regel täglich zuerst nach dem schönen bischöflichen Schlosse Gröningen und in den späteren Wochen zu einer Verwandten nach Schöningen zurück, welches er gleichfalls in 2 Stunden erreichen konnte. Dies würde manche Schwierigkeit lösen und, wenn er noch von Schöningen aus badete, sein Zusammentreffen mit der Königin Christine fast zur Gewissheit erheben.

Vnd wahrer Zuversicht. Diss zeugen allermassen
Die Krücken, so dabey die Kranken hinterlassen,
Die nun durchaus geheilt, erquickt, frisch und gesund
Dem Höchsten danckbar sind mit froher Zung und Mund.

Aus der Saison in Hornhausen wird Finckelthauss nach Leipzig gegangen sein.* Mit Riesenanstrengung benutzte 1647 der auch in der vaterländischen Geschichte wohl bewanderte Abenteurer aus Brasilien gleichsam Schlag auf Schlag hinter einander die Geburtstage der drei ersten Johann George zu dem Versuche einer vollkommenen Rehabilitation in Sachsen. Den Geburtstag Johann Georgs I., des Vaters, verherrlichte er zu Leipzig. Darauf tritt der peregrinus advena zum Geburtstage Johann Georgs II., des Sohnes, am Hofe zu Dresden selbst auf. Wie es scheint, erwartet Finckelthauss in Dresden, wenn er nicht ganz in Dresden bleibt, die Geburt des heldenmüthigen Enkels Johann Georg III. Nachdem er auch diesen

* Ueber sein Leben im folgenden Jahre geben uns vier Festschriften einigen Aufschluss. Diese, welche sein, wie wir sahen, eigentlich nur bis 1640 einigermassen bekanntes, bis 1646 aber allerdings den Litterarhistorikern schon früher durch die Brunnenschrift verbürgtes Leben bis 1647 feststellen, sind noch nirgends aufgeführt und mir aus der Kgl. Bibliothek zu Dresden gütigst nachgewiesen und geliehen worden, wofür ich derselben meinen Dank ausspreche. Auf allen Festschriften nennt sich F. juris utriusque consultus. Sie sind alle wie seine Gedichtsammlungen ohne Seitenzahlen. Es sind folgende vier Festschriften: 1) Zum Geburtstage Johann Georgs I. 5. März 1647: Votum devotum etc. Folio. Auf Kosten des Verfassers gedruckt. Das schön vergoldete und in Schweinsleder gebundene Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Dresden scheint ein Dedicationsexemplar, vielleicht das Prachtexemplar für den Kurfürsten selbst zu sein. Auf den letzten beiden Seiten enthält es zwei Tintenstriche als Correctur, auf denen noch der glänzendste Streusand sass. Der Anfang lautet: „Si te, Serenissime, inter votivarum precationum acclamationes totiusque Aulae gratantis certantia studia .... laetabundo animo ambulantem .... conspicarer: vix compos mei essem, qvin .... augustos tuos pedes subjectissimo osculo adorirer". 2) Ad Johannem Georgium II. epistola. 4. Zu dessen Geburtstage 31. Mai 1647. „Pietas, clementia tua, hanc peregrinus ego advena specto." 3) In felix puerperium Magd. Sibyllae, Joh. Georg. II. conj. 4. Nach dieser Schrift scheint es wahrscheinlich, dass G. Finckelthauss um Johanni 1647 ein Amt bekleidete. 4) Vota „natalitia". 4. Meist Wiederholungen und Uebersetzungen, wohl die letzte von G. Finckelthauss zum Abdrucke gegebene Schrift.

bravsten und geliebtesten unter den Johann Georgen noch in den Windeln besungen hat, verstummt sein liederreicher Mund auf ewig. Schwerlich wäre er stumm geblieben, wenn er den westfälischen Frieden erlebt hätte, den das Brunnengedicht im Voraus verherrlicht hatte,* oder gar 1656 den Regierungsantritt Johann Georgs II.,** der ihm geneigter gewesen war als sein Vater.

Die Leipziger Chronik*** merkte es getreulich an, als am 30. Mai 1650 noch einmal ein Finckelthauss† ein ehrenvolles Examen bestand. Allein von dem Brasilianer Finckelthauss, dem peregrinus, dem sächsischen Freiligrath und Lenau in einer Person hat sie nach wie vor nichts zu berichten. — — —

Es ist bekannt, dass am 24. Sept. 1715 Johann Christian Günther unter vielem Segen und Glückwünschen seiner Eltern, Gönner und Freunde in Schlesien sich aufmachte, um in Wittenberg das studium medicum, worin er schon zu Hause bei seinem Herrn Vater einen guten Grund gelegt hatte, fortzusetzen. Noch bekannter ist es, dass Günther in Wittenberg eben dies Studium der Medicin vernachlässigte, nicht minder aber wie er einem Schiffbrüchigen gleich von Wittenberg nach Leipzig kam, dem ehemaligen Wohnorte von Gottfried Finckelthauss, und gleich diesem von da (im Sommer 1719) nach Dresden ging, bei der Rückkehr von Dresden aber selbst von seinem Herrn Vater in Schlesien auf das übelste empfangen wurde.

Wenn nun aber auch Günther die erotische Poesie durch seine Leidenschaftlichkeit erst mit einem grösseren Inhalte

---

* Der Dreissigjährige Krieg war selten so vollständig verurtheilt wie in dem Gedichte „der Soldate“ von Finckelthauss, abgedruckt in den „Feldgarben“ S. 334—336. Der Anfang lautet: O grosser Gott der grossen Krüge (Wortspiel mit: Kriege).

** Mit Rücksicht auf diesen hatte Finckelthauss einmal bemerkt: ein Printz solle einem Weiser gleichen, der zwar viel schöner und grösser sei als andere Bienen, aber ohne Stachel, womit er verletzen könne. Allein dies hindere nicht den Zorn und den Eifer gegen die schlechten Beamten mit ihren gefälschten Rechnungen.

*** Vogel S. 647.

† Jener M. Sigismund Finckelthauss jun., wohl der Sohn des Rectors, als Licentiat der juristischen Facultät.

erfüllte,* so hat doch Finckelthauss, in mehrfacher Beziehung sein Vorläufer, bei viel geringerem Talente in formeller Hinsicht an der Erzeugung des modernen Liebesliedes und dadurch an der Gestaltung der neueren Lyrik überhaupt nicht unwesentlich mitgearbeitet. Mit Sünde und mit Schuld beladen tritt der Erotiker Günther zuerst im Gefühle seiner vollen sittlichen Verantwortlichkeit als Heros der modernen Subjectivität auf, während Finckelthauss noch einen schwachen Zug von volksthümlicher Objectivität an sich trägt. Wer jedoch den rothen Faden gar nicht sähe, welcher auch die Lyrik eines Finckelthauss schon mit der modernen Kunstdichtung verbindet, dem rathen wir dessen schönes Gedicht auf „die Hand der Astrea“** mit den zum Theil etwas schläfrigen neueren Gedichten auf die menschliche Hand zu vergleichen, die Masius in seiner Abhandlung über diese*** so anmuthig zusammengestellt hat. Es steht ihnen, glaube ich,

---

* „Eleonore liess ihr Hertze
Nicht länger unempfindlich seyn,
Sie räumt' es nach so langem Schmertze
Dem wohlbekannten Dichter ein
Und liess ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen.“

Günthers Ged. 3. Aufl. 1742. I. S. 294—296. Den in diesem Gedichte erwähnten Kirchhof habe ich im Sommer 1871 in Schweidnitz als den neben dem Gymnasium gelegenen ausgemittelt. Das ehemalige Gymnasialgebäude, auf dem Kirchhofe gelegen, jetzt von Geistlichen bewohnt, ist das von Günther besuchte. Im ersten Gasthofe der Stadt sagte man, dass eine Gedenktafel für Günther am Rathhause befestigt sei. Man führte mich hin, und sie bezog sich auf Suarez, der nach dieser Tafel 27. Febr. 1746 in Schweidnitz geboren ist. Man sagte mir, dass in dem nahen Striegau die Strasse, wo Günther geboren sei, kürzlich die Güntherstrasse genannt sei. Dies war zwar noch nicht der Fall. Doch gab mein Besuch in Striegau Veranlassung, dass Herr Gutsbesitzer und Lieutenant a. D. Ritter bald darauf diese Strasse wirklich die Güntherstrasse taufen liess. Er bestimmte auch die Stelle in derselben, wo Günthers Geburtshaus gestanden hat. Ein von Herrn Ritter geschriebener Artikel über Striegau, der sich in der 4. Auflage von Griebens Riesengebirge. 1872. S. 119. findet, enthält die näheren Ortsbezeichnungen.

** S. unten die Alexandriner mit dem Liedesanfange „DV schöne Handt“.

*** Naturstudien II. S. 217—246. 290—298.

in anständiger und gewandter Haltung nicht nach und dabei an feuriger Behandlung noch immer voran. Von den Reisen des Dichters mussten wir vorläufig urtheilen, dass sie nicht günstig wirkten auf seine Poesie. Wie leicht sie ihn jedoch auch mit höheren Bildern hätten erfüllen und weit über sich selbst hätten erheben können, möge folgende schöne und im allerbesten Sinne ganz moderne Stelle noch beweisen:

Zur grossen See will ich mich stellen,
So stetz bewegt ein frischer Wind.
Was sollen mir die faulen Quellen,
Die in den matten Wäldern sind,
Ein jeder folge seinem Sinne,
Ich halts mit keiner Schäfferinne.*

Erotische Gedichte von Gottfried Finckelthauss,

nach den Liederanfängen alphabetisch geordnet.

Armille.**

ACh schönes Hauss der keuschen Jugend,
Du reiner Spiegel aller Zier,
Erfrewe dich, die weisse Tugend
Hat einig jhren Sitz in dir.
Dir hat sich drumb mein freyes Leben,
Zu aller Dienstbarkeit ergeben.

Reich vnd sehr artlich ist gezieret
Dein Alles: Alles lieblich lacht,
Was hin vnd wider wird verspüret
An vielen, hat dir zugebracht
Des Höchsten Magt, dass du solst haben
Den Ausszug aller schönen Gaben.

Mit guten Sitten ist beschencket
Dein Sinn, der stoltz vnd Hoffart schewt.
Kein Hönisch seyn dein Hertze dencket,
Das frey von aller Vppigkeit.
Wer dich nicht wil, wie ich, erkennen,
Der ist ein Tugend-Feind zu nennen.

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. („Ein hoher Sinn.“)

** G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Der Beweis, dass alle unserer Auswahl zu Grunde gelegten Schriften wirklich von Gottfried Finckelthauss herrühren, ist blos in den „Feldgarben“ geführt worden.

Sonnet.*

CHrysillis ist Dir huld: Astree liebet Dich:
Armille hofft nach Dir: Melite will Dich haben,
Die thewre** Dorilis verehret Dich mit Gaben.
Die keusche Cynthie die hat Dich gern vmb sich.
Ach, wie viel glücklicher bistu doch Freund, als ich!
Rubelle die ist Todt, Parthenie begraben:
Die falsche Basile soll*** anderwerts sich laben,
Vnd, mein Hertz, Amnien die hab ich nicht vmb mich.
O Strenge Wiedrigkeit so gleichgesinnter Freunde!
Was mich Dich preisen heist, das macht sich mir zum Feinde.
Dein Lieben ist mein Hass, mein Hassen Deine Lust.
So thu denn, Freund, wie ich: Hilff mein Verhängniss schelten,
Wie ich Dein Glücke lob, vnd lasse was Du thust.
Was aber? Dass Du mich besuchest gar zu selten. P. F.

Antwort:

CHrysillis ist mein Feindt: Astree will mich nicht:
Armillens Liebe treugt: Melite liegt begraben:
Die thewre† Dorilis ist gar zu karg in Gaben.
Die keusche†† Cynthie sich anderwerts verspricht.
Das ist ja Quaal vnd Angst, die mir das Hertze bricht!
Kanstu Rubellen nicht, Parthenien nicht haben,
Lestu die Basile, so magstu doch Dich laben
Mit Deiner Amnien, die Dir sich hoch verpflicht.
Mir macht sich Deine Lust zum Hass vnd zum betrüben.†††
(Wiewol ich weiss, dass nichts bestendig sey verblieben.)

---

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Es sind dies die beiden Gedichte von Fleming und Finckelthauss. S. auch Flemings Poëmata, 1651, S. 597. 598.

** Braune bei Fleming.

*** Will bei Fleming.

† Junge bei Fleming.

†† Falsche bei Fleming.

††† Die hier beginnende Strophe lautet bei Fleming:
So kanst Du mehr als ich von solcher Freude wissen.
Vnd ich muss meine Lust, die nicht mehr meine, missen,
Von allen bin ich ab, und Du kömmst bald zu ihr.

Erst 1639 war Fleming von seiner grossen Reise nach Hamburg gekommen. Er war verlobt und meint mit der Amnia seine Braut. Da nun Finckelthauss in dieser Antwortstrophe sagt: während Fleming bald mit seiner Braut vereint sein werde, werde er sich von seiner Geliebten trennen, womit er auf seine Reise nach Holland anspielt, und da auch Fleming kurz nach Abfassung dieses Gedichtes nach Holland ging, um in Leyden Doctor der Medicin zu werden, so ist es sehr wahrscheinlich, dass beide Dichter die Reise nach Holland zusammen gemacht oder doch noch in Holland zusammen verkehrt haben. Fleming starb nach der Rückkehr von Holland in Hamburg 2. April 1640. Die Unterschrift unter

Von meiner zieh ich weg: Vnd Du kommst bald zu jhr:
So bistu ja, als ich, mehr glücklicher zu preisen.
Wie aber foderstu so Deine Schuldt* von mir?
Zusagen lob ich zwar, mehr in der That erweisen.

Vber die Hand der Astree!**

DV schöne Hand: Was, Hand! ja Ketten, denn sie bindt.
Was Ketten? Wollnne mehr, weil' sie so weich zu drücken.
Was, Wollen? Fewer mehr, denn sie das Hertz entzündt.
Was, Fewer? Mehr als Schnee, die Weisse muss sie schmücken.
Doch keines: Ketten nicht: ich bin ja frey zu nennen.***
Nicht Wollen, die sonst bald verwehen kan der Wind.
Nicht Fewer: siehstu denn die Gluth so helle brennen?
Nicht Schnee, weil sich in der die rechte Wärme findt.
Jedennoch siehet Dich des Volkes blinder Wahn
Aus Liebe vor den Schnee, Fewr, Wollen, Ketten an.

An Armillen.†

EIn jeder mag jhm was zu seinem Laabsal haben,
Das nach Melancholey jhn wieder frölich macht.
Ich hab ein bessers mir vor andern ausgedacht:
Alkanten, Reinscher Wein, vnd Malvasier kan laben.

An die Ost-See.††

ERhebe Deine Macht und die ergrimten Wellen.
Sey vngezäumte See noch eins so wild und raw:
Wil gleich der Winde Gott die hohen Berge fellen,
Bricht Mast vnd Schiff entzwey, reist Segel, Strick vnd Taw:
So bleibet dennoch vnbeweget
Mein vnbewegter Sin in mir:
Es wird vielmehr durch diss erreget
Mein Wunsch vnd Dencken hin zu ihr.

---

dem Antwortgedichte von Finckelthauss lautet bei Fleming „Dein getreuer beständiger Freund und Bruder G. Finckelthaus", wogegen sich dieser ein Jahr nach Flemings Tode als von Freund und Glück verlassen darstellt. Die zahlreichen Geliebten von Finckelthauss, welche Fleming kennt, sind wohl nicht alle Hamburgerinnen, sondern machen die Jugendfreundschaft beider Dichter in Sachsen noch wahrscheinlicher. Vergl. Flemings Leben von Varnhagen, der indessen Finckelthauss nie erwähnt.

* Besuche.

** Gottfried Finckelthauss deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Mit dem Bilde Amors auf dem Schwan. Quer-8°.

*** Finckelthauss wollte die Astrea nicht heirathen.

† G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.

†† Aus Gundermanns Ausgabe mit dem Bilde des Amor.

Labelle.*

ICh seh vnd merck euch, jhr Cristallen,
  Wie jhr in ewern Golde spielt;
Vnd euch, ihr lachenden Corallen,
  Auff die allein mein Auge zielt.
Ach möchte sich mein Sinn erkecken,
Vnd euch sein gantzes Hertz entdecken.

Wie geht es aber meinen Sinnen,
  Labelle, wie geschiehet mir?
Ich kan nichts weiter mehr beginnen,
  Vnd bin wie ohne Muth vor dir.
Ach möchte sich mein Sinn erkecken,
Vnd dir sein Hertz, O Hertz, entdecken.

Ich kan es wol den andern sagen,
  Wenn ich bekenne meine Pein.
Doch so ich solches dir wil (wohl?) klagen,
  Muss ich Mund-, Zung- vnd Sprach-loss seyn.
Ach möchte sich mein Sinn erkecken,
Vnd dir sein Hertz, O Hertz, entdecken.

Du hast, Labelle, meine Seele:
  Mein Geist behauset nur in dir.
Den gieb der abgekränckten Höle,
  Vnd schencke mich gantz wieder mir:
So wird sich dann mein Sinn erkecken,
Vnd dir sein Hertz, O Hertz, entdecken!

An die lagerhaffte Labelle.**

FEllt deine Schönheit so, vnd sol sie gar ersterben?
Labelle, meine Lust: so muss ich mit verderben.
  Dein Kranckseyn kräncket mich, vnd bin ich schon kranck mit [dir:
  Ich sterbe von mir selbst vmb deiner Glieder Zier.

Du Wangenpurpur du, O Augen als Crystallen!
Ach schöner Hände Schnee! Ihr Lippen von Corallen!
  Wo ist der thewre Schmuck, die vngefärbte Pracht?
  Nur eine Kranckheit thuts, die euch vnzierlich macht.

Solt' ich auch wol auff dich, Labelle, recht vnd eben
Von Tulpianen her ein Bild vnd Beyspiel geben?
  Ihr Bett ist bloss vnd leer, sie sind nunmehr verblüht:
  So man durch Kranckheit auch dich als erstorben sieht.

---

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. Zum dritten mahl übersehen vnd auffgelegt. Leipzig, bei Heinrich Nerlichen, 1642. Vergl. auch das folgende Gedicht und die Auszüge.

** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Ist nun gleich mit der Zeit die Blumenart vergangen,
So sieht man doch darauff die frischen Rosen hangen,
Zu einer newen Lust: vielleicht wirds auch geschehn,
Dass man dich wieder bald kan frisch vnd frölich sehn.

Indessen wollestu dein Hertz, O Hertze, stillen:
Dein Wille willig sey, zu folgen dessen Willen,
Der dich vnd deinen Sinn auff eine Probe stellt:
Der ist geschickt vnd klug, der jhm gedultig helt.

Solt' auch dein Antlitz gleich die böse Kranckheit schänden,
Ob eine Narbe bleib' an Wangen, Stirn vnd Händen,
So bleibt doch meine Huld dir vnverfälscht vnd rein,
Im Fall dein Hertze nur wird sonder Mackel seyn.

Rubelle.*

ICh wil es frey vnd kühne wagen,
Es sol nicht mehr verschwiegen seyn:
Vnd was von meiner Schönen sagen,
Das sonst nicht allen ist gemein.
Denn wer sie nicht, wie ich, erkennt,
Wird recht ein Tugend-Feind genennt.

Der werthe Thron der frommen Sinnen
Ist mehr als köstlich auffgeführt:
Der Keuschheit Sitz ist schön von innen
Mit Tugend Bildern ausgeziert,
Selbst die Natur hat angewandt
Fast alle Kunst vnd Fleiss der Hand.

Die zarte Pforte der Gedanken
Ist mit Rubinen aussgesetzt:
Von klaren Perlen sind die Schrancken,
So gantz kein Mackel hat verletzt.
Wenn sich eröffnet diese Thür,
So bricht ein keusches Wort herfür.

Die klare Wand der weichen Wangen
Gar keine falsche Farben trägt:
Daran gesprengte Rosen hangen,
Mit Elffenbein schön eingelegt.
Noch lieblicher diss alles leucht,
Wenn sie die stille Zucht befeucht.

---

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. 1642. Leipzig. Vergl. unter den Bruchstücken „Der Schönen Tugendt schöne Wohnung", aber auch „Die Vngetrewe".

Zwo helle Fenster gleich den Sternen
Sind in diss Haus gesetzet ein.
Aus welchen blicket offt von fernen
Ein schönes lieb- vnd freundlich seyn.
Wer sich nicht drumb verliebt befindt,
Der ist an Sinn vnd Augen blind.

Ein Spiegel ist sie recht zu nennen,
Ein Auszug aller Zucht vnd Zier.
Sie wird mir noch ein Wort vergönnen,
Dass ich diss sagen mag von ihr:
Sie ist der Erden Königin,
Vnd meiner Sinnen Herscherin.

Er lobet seine Schwartze.*

JE das treff mir eben ein,
Dass ich so nicht solte können
Denen huld und günstig seyn,
Die sich braun vnd schwartze nennen?
Lobe du die roth vnd weiss:
Schwartze haben doch den preiss.

Woraus erstlich Adam kam,
War ein Kloss von schwartzer Erde:
Von dem seinen Vrsprung nahm
Nachmals aller Menschen Heerde.
So zeigt schwartze Liberey,
Dass sie vnsrer Mutter sey.

Bistu denn von Elffenbein,
Marmor oder von Corallen,
Dass du drumb wilst schöner seyn,
Weisse, mehr gelobt vor allen?
Dieses klärlich vns erweist,
Dass du nur ein Stieff-Kind seyst.

Ist das nicht zu lieben mehr,
Was selbst die Natur gezieret,
Als was sich zur Schönheit sehr
Mit den falschen Farben schmieret?
Jenes bleibet, diss verschwindt,
Vnd gar bald den Wechsel find.

* Deutsche Gesänge. Mit einem Amor auf dem Schwan reitend. Hamburg, bei Gundermann. Quer-8°. Ebenda auch noch ein ähnliches Gedicht: „Eine Schwartze“.

Schwartze Kirschen sind im werth.
Pflegt man nicht im schertz zu sagen,
Dass sich mancher drumb begehrt
Auff die Bäume hoch zu wagen?*
Tadle den Lacrytzen-Safft,
Den Syrup, vnd seine Krafft?

Räpgen sind zu reiten gut.
Schwartz helt biss zum letzten Faden,
Ob du das wilst in der Gluth
Vnd in scharffen Essig baden.
Schwartzbraun Augen sind gepreist,
So man eine Schöne heist.

Also bleib ich vngericht,
Dass ich kan die Schwartze lieben;
Weil auch selbst im Angesicht
Schwartze Farbe mir geblieben.
Lobe du die roth vnd weiss:
Meiner Schwartzen bleibt der Preiss.

Er bittet vmb Antwort.**

1.

IHr schwartzen Augen seht zu mir,
Vnd brich herfür,
O braunes Haar, du starckes Band:
Entblösse dich, schneeklare Hand,
Vnd deute durch gewissen Schein
Ja oder Nein.

2.

Lasst nur ein freundliches Nicken sehn,
Vnd lasst geschehn,
Dass durch ein Wincken ich dabey
Kan mercken, was die Antwort sey:
Vnd sagt, was bald gesagt kann seyn:
Ja oder Nein.

---

* Vergl. in meinen „Harzbildern. Sitten und Gebräuche" S. 38 das zu Finckelthauss Zeiten gewiss auch noch in vornehmeren Kreisen gebräuchliche Spiel in den jetzigen Spinnstuben, wobei gesprochen wird:
Nach rothen Kirschen steigt man hoch,
Nach schwarzen noch viel höher.

** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

3.

O Schatz, die Wangenröthe zeigt,
Die nicht betreugt,
Dass du in deinen Sinnen hast
Dir einen Ausspruch abgefasst:
So sprich, was bald gesagt kann seyn:
Ja oder Nein.

4.

Ist Ja dein Wort, so weist du diss,
Wie sich gewiss
Mein Hertz in vnzertrennter Pflicht
Dir ewig biss ins Grab verspricht:
Drumb sprich, was bald gesagt kann seyn:
Ja oder Nein.

5.

Wird aber Nein darauff von dir
Zur Antwort mir,
So sey es auch, als dirs gefellt,
Was meinen Sinn gebunden helt,
Wird loss vnd wird auch fester seyn
Durch Ja vnd Nein.

6.

Du Hand, jhr schwartzen Augen jhr,
Du braune Zier
Der glatten Haar', ach denkt dabey,
Wie lang ich auffgehalten sey?
Drumb sagt, was sol die Antwort seyn?
Ja oder Nein?

Julia.*

1.

IVlia, was machst du doch,
Denckst du denn auch meiner Noch?
Wenn ich sitze, lige, stehe,
Fahre, gehe,
Wenn ich reite, kommt mir für
Deine weit gepreiste Zier.

2.

Julia, was machst du doch,
Denckst du denn auch meiner noch?

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Wenn ich schlaffe, wenn ich wache,
Wenn ich lache,
Wenn ich weine, kömmt mir für
Deine weit gepreiste Zier.

3.

Julia, was machst du doch,
Denckst du denn auch meiner noch?
Wenn ich lese, schreibe, singe,
Hüpfe, springe,
Wenn ich tantze, kömmt mir für
Deine weit gepreiste Zier.

4.

Aber wie hab' ichs verschuldt,
Dass du mir versagst die Huld?
Bin ich wercklich, bin ich spitzig,
Nicht zu witzig,
Bin ich lang, bin ich zu alt,
Bin ich schwartz, vnd vngestalt?

5.

Bin ich alber, oder thumm,
Bin ich tölpisch, bin ich stumm,
Bin ich wilde, bin ich eurisch,
Bin ich bäwrisch,
Bin ich geitzig, bin ich karg,
Bin ich schlimm, vnd bin ich arg?

6.

Nun so sage, wie ich mich
Soll bezeigen gegen dich,
Was vnd wie ichs recht soll machen:
Soll ich lachen,
Soll ich weinen, soll ich gehn,
Soll ich sitzen, soll ich stehn?

7.

Soll ich leben gantz allein,
Oder soll ein Cläusner seyn?
Soll ich hüpffen, tantzen, springen,
Soll ich singen,
Soll ich süss' vnd sawer sehn,
Oder was soll sonst geschehn?

8.

Alles steht allein bey dir,
Was du wirst befehlen mir:
Was dich kräncket, was dich naget,
Was dich plaget,
Dieses will ich stellen ein,
Wenn du nur wilst meine sein.

Seine Sonne.*

SOnne meiner schwachen Sinnen,
Ach entdecke deinen Schein:
Dass ich etwas kan beginnen,
Vnd darauff ermuntert seyn.
Zeige deiner Flammen Pracht,
So mich Todten lebendt macht.

Zwar du weisest deine Wangen:
Doch ist's bald vmb dich geschehn.
Wenn du kaum herein gegangen
Bistu drauff nicht mehr zu sehn.
So bin ich in kurtzer Zeit
Bald betrübet, bald erfrewt.

O Ihr dünnen Wolken fliehet,
Haltet jhren Gang nicht auff!
Ienem solches Liecht entziehet,
Der nicht achtet jhren Lauff,
Der mit rechten Würden nicht
Recht beehret solches Liecht.

Nun so scheine fort vnd immer,
Scheine sonder falschen Schein.
Lass auch nicht dein Schönes Zimmer,
Sondern mich erleuchtet seyn.
Sonne, dass ich leb' allhier,
Dass ich sterbe, kömmt von dir.

Lisille.**

VMbsonst! vmbsonst must ich mich qvelen:
Vmbsonst, mein Hertze, brichstu dich!
Denn sie, die Seele meiner Seelen,
Muss seyn vnd leben wider sich:

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge etc. Leipzig 1642. Auch in den lustigen Liedern.
** G. F. Dreissig Teutsche Gesänge etc. Leipzig 1642.

Sie darff nicht sagen, was sie denckt,
Noch dass sie sey, vnd ich gekränckt.

Verdeckt, versteckt euch, jhr Cristallen,
Seyd ja von mir gantz abgewandt.
Es sind erblasst, todt vnd verfallen
Mein Mund, das Auge mit der Hand.
Weicht ab, weicht ab: denn ewer Schein
Vergrössert meine Qvaal vnd Pein.

Gehabt euch wol jhr zarten Wangen,
Du schmale Hand, du weiche Brust,
Ihr Arme, die mich offt vmbfangen!
Denn meine vorgeübte Lust,
Vnd was sonst süsse Frewde war,
Ist mir verbittert gantz vnd gar.

Was hilfft viel Klagen, Schreiben, Dencken,
Vnd Seufftzer schicken ohne Zahl?
Nur dieses kan am meisten kräncken,
Dass ich, Lisille, meiner Qvaal
Die Vrsach vnd den rechten Grundt
Nicht einem auch darff machen kunt.

Er selbst von sich.*

WEil ein jeder in der Welt
Sich so hoch vor andern helt,
Vnd sich selbst kann ehren,
Wil ich auch zur Lust allhier
Meiner Dorilis von mir
Etwas lassen hören.

Fromm, einfältig vnd gerecht,
Eingezogen, still vnd schlecht
Bin ich stets geblieben;
Doch zu weilen nach der Zeit
Muss in Lust vnd Fröligkeit
Seyn der Tag vertrieben.

Schön vnd lieblich bin ich nicht,
Sondern braun von Angesicht,
Welche Farb ich preise;
Dennoch halt ich mich auch fein,
Sauber, nett, polirt vnd rein,
Nach des Landes Weise.

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. Leipzig, bei Heinrich Nerlichen. 1642. Auch in den lustigen Liedern, wo es das II. ist.

Mein Geschlechte, Stamm vnd Stand
Ist dem Adel nicht verwandt,
  Bürger sind die Ahnen:
Drumb bey mir auch wenig gilt
Bley vnd Pulver, Schwerd vnd Schild,
  Picquen oder Fahnen.

In den Rechten ich studier;
Vnd was sonsten mangelt mir,
  Ich noch willig lerne;
Frembde Sitten, frembdes Land
Mach ich mir auch jetzt bekandt,
  In der weiten Ferne.

Viel von Mitteln, Geld vnd Gut,
Als ein stoltzer Pracher thut,
  Wil ich nicht aufschneiden.
Täglich wird mir noch mein Brodt:
Niemahls hab ich müssen Noth,
  Durst noch Hunger leiden.

Ich bin weder arm, noch reich:
Halte doch mich denen gleich,
  Die sich hoch ausgeben:
Keinem auch ich schuldig bin.
Baarbezahlt macht frischen Sinn
  Vnd ein freyes Leben.

Schöne Damen lieb ich zwar:
Solt ich denn sie hassen gar?
  Aber sie alleine,
Dorilis, erlesen ist:
Die ich ausser Trug vnd List
  Recht vor allen meyne.

Was ich bey den andern nun
Muss, wie sonst gebräuchlich, thun,
  Ist ein blosses Schertzen.
Halt mich gleich ein frembdes Land,
Dennoch bleiben vngetrannt
  Vnser beyder Hertzen.

Stündlich leb ich noch in jhr,
Als die mich mit Liebe mir
  Halb vorhin genommen:
Ach, in welcher süsser Lust
Wird sie legen Brust an Brust,
  Wenn ich werde kommen.

Auff ein zugesagtes Band.*

WO bleibet deine Schuld, Lisille?
Ist jenes denn nicht mehr gedacht?
Hat sich verkehrt dein guter Wille,
Der stoltze Hoffnung mir gemacht?
Ey dencke, dencke, doch dabey,
Wie lang ich auffgehalten sey?

Lass meine Bitte doch was gelten,
Vnd sag' es deiner milden Hand,
Dass lange Weile sey zu schelten,
Vnd gib das zugesagte Band.
Ein frommer Geber ist geliebt,
Vnd wer es bald, es doppelt giebt.

Wolan ich frewe mich indessen,
Bey dir besteht allein der Schluss.
Ist aber gantz die Schuld vergessen,
Vnd dass ich solche darben muss,
So gläub, es kömmt noch wol die Zeit,
Lisille, da es dich gerewt.

Als er solches empfangen.**

SEy mir tausendmahl willkommen,
Schönes, werthes, liebes Band,
Das ich von Lisillens Hand,
Von der schönen Hand genommen.
Ach sey tausendmal geküsst,
Weil du mir erbeten bist.

Frewe dich, du mein Verlangen,
Deine Seufftzer sind gestillt:
Heute wird dein Wundsch erfüllt,
Da du deinen Danck empfangen:
Dieses ist der schöne Preiss,
Den ich von Lisillen weiss.

Aber wie sol ich mich stellen,
Fromme, dass ich nicht dabey
Gegen dir vndanckbar sey?
Du wirst selbst ein Vrtheil fällen,

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. Leipzig 1642. Auch in den lustigen Liedern.
** G. F. Dreissig Teutsche Gesänge etc. Leipzig 1642. Auch in den lustigen Liedern.

Wie dir sol nach Würden recht
Dienen dein verpflichter Knecht.

Nun ich Armer wil dich ehren
Nach Vermügen jederzeit,
Schönes Band: dich sol kein Neid,
Auch kein Auge nicht versehren:
Ich wil loben für vnd für
Dich vnd der Lisillen Zier.

Amnie. *

ZWeymahl sind die Zeiten hin,
Da sich alle Sommer-Frewden
Durch den Winter musten scheiden,
Vnd wo ich nicht jrre bin,
Nun das dritte Jahr sich findt,
Da gleich eben diss beginnt.

Seit dass ich, O Amnie,
Deine Lust vnd schönes Küssen
Trawrig habe lassen müssen:
Seit dass ich verirret geh,
Vnd in dieser Frembd ohn dich
Bin gewesen ausser mich.

Freylich, freylich hat mein Sinn
Alles Froh-seyn vnd ergetzen
Weit zu rücke müssen setzen,
So dass ich verstaunet bin,
Wenn ich in der Einsamkeit
Wil gedenken jener Zeit.

Doch was hilfft es, also viel
Sich mit seinem übel quelen,
Vnd jhm seinen Hass erzehlen?
Meine Reise hat jhr Ziel.
Es sol, hoff ich, alle Pein
Todt vnd gantz vergessen seyn.

---

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. Leipzig. Bei Heinrich Nerlichen. 1642. Auch dieses Gedicht scheint 1641 auf der Seereise entstanden zu sein. Dasselbe Gedicht ist in G. F. Lustige Lieder, Lübeck, bei Jauch, 1648 überschrieben „Es verlangt ihn". Die erste Strophe beginnt: „Dreymal sind die Zeiten hin". Sollte der Dichter nach 1641 noch eine grosse Seereise gemacht haben? In dem späteren Gedichte wird statt Amnie eine Marilis genannt.

Amnie, wenn sonder Leid
Mit geneigtem Wind vnd Glücke
Wird nun seyn gelegt zu rücke
Der Verdruss der langen Zeit,
(Ach! Ach! solt es bald geschehn!)
Wil ich dich denn wieder sehn.

O wie viel vnd offt hab ich,
Schöne, mit gebrochnem Hertzen
Vnser vorgepflegtes Schertzen
Hochbeweinet bitterlich,
Vnd mit äusserster Begier
Mich gewündscht zu seyn bey dir.

Doch ich hoffe, dieses Leid
Sol sich bald zurücke kehren;
Denn wird sich die Frewde mehren,
Wenn ich nun in kurtzer Zeit
Fürder dich noch manchen Tag
Wieder schön vmbhälsen mag.

Gesellschaftslieder und Verwandtes von Gottfried Finckelthauss.

Die Mertens-Ganss.* Nach dem Rundadinella.

WEil nun Sanct Merten bricht herein,
Rundadinellula
Muss seine Ganss besungen seyn.
Rundadinellula
Zwo breite Füss' vnd kurtzen Schwantz
Rundadinellula
Muss haben vnsre Mertens-Gans.
Rundad.
Das Leder schmeckt vns wohl zu Tisch,
Rundad.
Die Flügel geben Flederwisch.
Rundad.
Sie dadadadert mit geschrey,
Dadadadadada.
Gick, gack, gick, gack rufft sie dabey.
Rundad.
Drumb rupfft vnd zupffet diese wohl,
Rundad.
Sanct Martin eine haben soll.

---

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Auch in Hoffmanns von Fallersleben Gesellschaftsliedern.

Rundad.
Sanct Martin bleibt bey seinem Recht,
Rundad.
Weh dir, du armes Ganss-geschlecht.
Rundadinellula.

Dutzschwesterlied.*

Er:

WEil wir noch der schönen Zeit
Zugebrauchen haben,
Ey, so lasst vns alles Leid
In den Wein vergraben:
Lieber, lasst vns ohne Schew
Wieder auff das newe
Trincken auf den Dutz dabey
Vnd auff rechte Trewe.

Ich vermercke, dass du bist
Ein fein ehrlich Mägdgen:
Wenn dirs nicht zuwider ist,
Liebes Jungfer Kätgen,
So sol dir es seyn gebracht
Auff den Dutz das Glässgen:
Diese, die es anders macht,
Sey ein kleines Hässgen.

Sie:

Weil ich lange dich gekannt,
Wil ich mich nicht schemen,
Dieses Glas von deiner Hand
Willig anzunehmen:
Deine Schwester wil ich seyn,
Vnd, zum Angedencken,
Wil ich, liebstes Brüderlein,
Den Favor dir schencken.

Er:

Schwesterlein, ich bin bereit,
Stets zu thun vnd lassen,
Was dir lieb, vnd was dir leid:
Welcher dich wird hassen,

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Den wil ich biss in den Todt
Vor den Feind erkennen:
Keine Schmertzen, keine Noth,
Sol von dir mich trennen.

Sie:

Ich, bey meiner Höchsten, dir
Dieses wil zusagen,
Keine Macht reisst dich von mir:
Mit dir wil ichs wagen,
In den Todt zu gehn, mein Eyd!
Dir wil ich beyspringen,
Wenn das Leben nur allzeit
Ich davon kan bringen.

Auff die Kürmes.*

JEzund in den kurtzen Tagen,
Da das abgemeyhte Feld
Schnee vnd scharffes Eys muss tragen,
Da man sich vmbs Fewer helt,
Vnd bey guter Winterkost
Zehrt vnd trinckt den süssen Most:

Da wir fast nicht ohne Grawen,
Wenn es hat bey Nacht gereifft,
Fürs gefrorne Fenster schawen:
Wenn durch hole Dächer pfeifft
Vnd zerscheitert, was er findt,
Des geschärfften Nordens Wind:

Thal vnd Felder, Büsch vnd Höhen,
Der vor schattenreiche Wald,
Trawrig, wüst vnd öde stehen,
Kahl, erfroren, vngestalt,
Laub vnd Gras vnd bunter Klee
Sind verfaulet durch den Schnee:

Sollen wir denn vnsre Frewden
Auch zur Seiten legen hin
Durch diss schwere Winterleiden?
Soll denn nicht ein freyer Sinn
Frölich seyn auff einen Tag,
Wenn es jhm vergünt seyn mag?

---

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Ey so lasst vns heute haben,
Was zu vnsrer Frewde dient,
Weil die jungen Schenckel traben,
Vnd noch vnser Alter grünt:
Lasset vns zugleich auffstehn,
Vnd hinaus zur Kirmse gehn.

Mit den wackern Bawerkäthen
Kan man auch noch lustig seyn:
Wenn ich gleich nicht bin gebeten,
Stell ich mich doch willig ein,
Denn ich kan es auch so gut,
Wie ein Bawer höfflich thut.

Meinen Trunck wil ich mit bringen.
Vnd, wenn euch wil frieren sehr,
Wil ich hurtig mit rumspringen,
Biss man schreyt: Er kan nicht mehr:
Denn wer wil da seyn betrübt,
Wenn der Bawer Kirmse giebt?

Auszüge aus verschiedenen Gedichten von Gottfried Finckelthauss.

Der Vngetrewe Vnbestendige.*

— — — —

Immerzu auff eine lauschen
Bringt nur den Verdruss zuletzt.
Meine Damen vmbzutauschen
Ist allein, das mich ergötzt.
Kehr vnd wendig bleibt mein Sinn
Von der zu der andern hin.

Der Schönen Tugendt schöne Wohnung in seiner Schönen.**

GEpreisstes Hauss der Keuschen Jugendt,
Du reiner Ausszug aller Zier,
Erfrewe dich, die schöne Tugendt
Hat einig jhren Sitz in dir.
Die Würde dieser Hoheit macht,
Dass du so löblich wirst geacht.

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.
** G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.

Der werthe Thron der frommen Sinnen
Ein Alapaster-gläntzen führt.
In diesem sind der Keuschheit Zinnen
Mit Tugendt-bildern ausgeziert.
Der Himmel hat dich wol bedacht
Vnd alle Gunst dir zu gebracht.

Die 3., 4. und 5. Strophe gleichen noch mehr als die zweite denen von Rubelle (s. S. 84: Ich wil es frey). Die 6. und 7. lauten:

Nun diese deine Tugendt-flammen,
Du fromme Schöne, deine Zier,
Dein gantzes All vnd du zusammen
Hat mich so hoch verbunden dir.
Dass ich dir nicht, doch nicht auss schein,
Dir, meiner Lust, kan abholdt seyn.

Ich werd' auch keine finden können,
Der ich ein gleiches schuldig sey.
Du wirst mir noch ein Wort vergönnen,
Dass ich mag dieses sagen frey:
Du bist der Erden Königin,
O Ausserwehlte Schäfferin!

Abendlied. An die schläfferige Labelle.*

— — —

Meine Klage, die ich klage,
Weist du wol vnd mehr als ich:
Vnd die Schmertzen, die ich trage,
Sind dem Hertzen Streich und Stich.
Aber diesen meinen Wunden
Ist ein Mittel schon gefunden:
Denn es ist genug gethan,
Siehst du mich genädig an.

— — —

Die kleine Dorilis.**

ISt mein Hertze gleich verliebet
In ein junges Mägdelein,
Solt ich denn darumb betrübet
Oder gar zu schelten seyn?
Warlich dieses sag ich schlecht:
Dorilis ist eben recht.

— — — — —

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
** G. F. Dreissig Teutsche Gesänge etc. Leipzig 1642.

Das Brünettgen.*

— — —

Wenn andre vor den spiegel treten
Zu ferben jhrer Wangen Zier,
So setzt die Meine sich zum Beten
Vnd nimmt die Wasserquelle für,
Daraus sie jhre Seele schmückt
Vnd macht sich recht zu Gott geschickt.

— — —

Das Schwärtzgen.**

Solt ich mich denn so hoch betrüben,
Dass der Dorillen stoltzer Sinn
Niemahls gedencken kann zu lieben
Die schwartzen Leute, wie ich bin.
Ey, wil sie nicht, so mags so seyn:
Das Schwärtzgen ist ja auch noch fein.

— — —

Die Vngetrewe.***

— — — —

Wilt du, Rubelle, meine heissen,
Vnd meine bleiben, wie vorhin,
So must du dich von andern reissen
Vnd seyn, wie ich beständig bin.
Hingegen schwer ich dir allein
Getrew auch biss ins Grab zu seyn.

Die Kleine.†

— — — —

Kan sie gleich nicht prächtig setzen
Ihre Reden vnd die Wort,
Ey so kan mich diss ergetzen,
Dass ich bin bey jhr gehort,
Vnd dass sie drauff jederzeit
Antwort giebet vnd Bescheidt.

— — — —

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch. Es ist ein schwarzer Mann gemeint.
*** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
† G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Die güte Dirne.*

— — — —

5.

Zu Gast offt gehn, vnd auszuspatziren,
Das Spielen vnd die Garten Jagt,
An Thür vnd Fenster die Augen rumbführen,
Diss alles wenig mir behagt.
Doch kan ich nicht eben
Den Nonnen gleich leben:
Ich mag wol eins mit lustig seyn.
Geschiehts dann in Ehren,
Wirds keiner mir wehren:
Doch hass ich auch den falschen schein.

— — —

Er wil nicht mehr blöde seyn.**

— — — — —

Die schöne Zucht, der schönen Tugend Schein,
Die trifft zugleich mit deinen Augen ein.
Drumb sol vnd muss ich sagen diss:
Ich liebe dich, O werthe Margaris.***

— — — —

Er lobet seine Algen.†

— — —

Sie preiset jhren Sitz im Lande,
Den Ahnenstamm, vnd jhr Geblüth:
Vnd meine lebt im Bawerstande,
Hat Zucht vnd Tugend im Gemüth.
Ein jeder mag von seiner schreiben:
Mir sol mein Bawermägdgen bleiben.

— — —

---

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

*** Margarethe Bär, wie aus dem schon Feldgarben S. 333. 334 wieder abgedruckten Gedichte „An einen schönen Berg" zu schliessen ist. Jener dort auch Ursa Margaris genannte „schöne Berg" ist also gewissermassen der Venusberg, welcher den Halbgebildeten noch jetzt zu vielen Zweideutigkeiten Veranlassung geben muss. Der steilste Berg (sagte ein alter Gastwirth) ist der Frauenberg. Denn wie man auch davor steht und vorwärts treibt: man kommt nie hinauf. Venus verzaubert den Verliebten, wenn sie ihm auch den Eingang in ihren Berg öffnet. Auch das Gedicht „An einen schönen Berg" vermochte ich übrigens in den Feldgarben selbst noch nicht zu erklären.

† G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Marilis die Seine, vnd keines andern.*

— — —

Lass mich den Tag ja nicht erleben, da man sagt:
Ein Frembder habe dich in seiner Pflicht:
Trotz biet' ich einem auch, der es so kühne wagt
Vnd meine Marilis vor seine spricht.
Ich oder jener sterben muss,
Der dir aus leichtem Muth'
Abstehlen wil den Wangenkuss
Vnd mirs zum Trotze thut.

— — — —

Labelle.**

— — —

Mein ungeübter Sinn sich viel zu schlecht befindt.
Drumb nimb doch willig an, O Werthe, dieses Leben,
Das ich, Labelle, dir zu eigen wil ergeben:
Vnd weil ich ärmer noch, als selbst die Armuth, bin,
So nim zum schlaventhumb dir meine Freyheit hin.

— — —

Labelle.***

— — — —

Erbarm, Labelle, dich des Armen, welches Leben,
Das er vnd sich selbst gantz in deine Pflicht gegeben,
Auff deiner Huld besteht: denn was jhn macht betrübt,
Ist nur dein schöner Sinn, indem [in den?] er sich verliebt.

Er wil ein Weib nehmen.†

— — — —

Bald auch erholt er sich vnd fäht sich an zu putzen,
Lasst jhm sein krauses Haar vnd seinen Baart auffstutzen:
Das newe Sontagskleid muss sauber, nett vnd rein,
Auch Degen, Mantel, Hut jhm wol anstendig seyn.

Dann kömmt er so geziert mit erbärlichen Tritten
Des Tags wol siebenmal vor Liebgens Thür geschritten:
Er schenckt jhr manchen Trap, biss sich es letzlich schickt,
Dass er das werthe Kind durch Gitterloch erblickt.

— — —

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch. Vergl. oben die vollständig mitgetheilten Gedichte auf Labelle.
*** G. F. Dreissig Teutsche Gesänge etc. Leipzig 1642.
† G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Gebet
einer mannbarn Jungfrawen.*

O Grosser Himmels-Gott, du Quelle reicher Gaben,
Von dem der arme Mensch Trost, Hülff vnd Schutz muss haben,
Eröffne mir dein Ohr, vnd, wie du vor gethan,
Nim dich auch deiner Magd in rechten Gnaden an.

— — —

Die Zeiten meiner Zeit, als lange du wilst fristen,
Was mir noch übrig ist. Den Geistlichen, Juristen,
Den Artzt, den Weltmann auch, den Kauff- vnd Cramersmann,
Wil ich von deiner Hand mit Frewden nehmen an. —

— — — —

Der keuschen Barbaris.**

— — —

Nun kennst du mich noch nicht aus diesen meinen Schrifften,
O Edle, wil ich dir noch ein Gedenckmahl stifften,
Das nim vnd halt es werth. Vor das, was ich gethan,
Sey deine Gunst mein Danck, die ich hoch schätzen kan.

— — —

Er liebet.***

— — — —

Häuffig stehen die Narcissen,
Neglein, Rosen, tausendschön.
Zwetzschken mit den Pumpernüssen,
Völlig, gross vnd dicke stehn.
Wachsen nicht viel Schoten-Taschen,
Die wir so begierig naschen?

Siehe, wie der Reben-trauben
Lieblich hangen alzumahl:
Wie sie sich in sich verschrauben
Vnd vmbschliessen jhrem Pfahl?
Solten denn nicht vnsre Sinnen
Dieses gleich, als sie beginnen?

— — — —

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
*** Gottfriedt Finckelthaussen deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Anders und viel kürzer als hier in den Dreissig Gesängen.

Das Geelstrümpgen.*

VOm Geelstrümpgen wil ich hier,
Von Schwartzköpgens Zucht vnd Zier
Euch ein Liedgen singen.
Ich wil sagen, was ich weiss,
Wenn jhr hören wolt mit Fleiss
Von den newen Dingen.

Das Schwartzköpgen ist zwar klein,
Doch helt sich Geelstrümpgen fein:
Kan auch wenig lügen:
Fromm vnd recht sie allzeit ist:
Jener kömmt sie vor mit List,
Die sie wil betrügen.

Wenn sie nicht die Nadel führt,
Noch jhr Vmbgebinde ziert,
Als sie pflegt zu machen,
Nimmt die Schlüssel sie zur Hand
Vnd besieht das güldne Band
Mit den schönen Sachen.

Wenn sie lacht vnd wenn sie schreyt,
Kan Geelstrümpgen jederzeit
Hoch die Stimme führen.
Zacharies, der kluge Mann,
Kaum so laut vnd helle kan
Seinen Zincken rühren.

Das Scherwentzeln kan sie auch.
Posslen das ist jhr Gebrauch
Mit den jungen Knaben.
Wenn sie nicht gewinnen kan,
Wil sie denn von jedermann
Ihr Geld wieder haben.

Sie ist jung, starck vnd gesund,
Vnd hat einen rothen Mund,
Hat auch weiche Backen.
Ihre Stirn ist hoch vnd glatt:
Runte Brüstlein sie auch hat
Vnd den weissen Nacken.

Hell ist jhrer Augenschein,
Schwartz vnd schön: Ihr Näselein

* G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Sie recht erbar zieret.
Das zwiefache Kinn an jhr
Giebt jhr eine rechte Zier,
Ist auch schön formiret.

Sie ist nicht zu klein, noch lang,
Sondern hurtig vnd geschlang:
Sie kan auch nicht machen
Baselmans, wie man jtzt thut:
Dennoch schickt sie sich noch gut
In die newen Sachen.

Des Geelstrümpgen schwartzes Haar
Gläntzt vnd gleichet sich fürwar
Recht den schönen Raben.
Auff den Sontag sie sich frewt,
Da sie kan in Erbarkeit
In die Kirche traben.

Sie trägt auch ein Perlen Band
Vmb den Hals: Vnd vmb die Hand
Hat sie viel Corallen.
Also meynet sie dabei,
Dass sie recht geputzet sey,
Mir auch wolgefallen.

Wer jhr was zu wider thut,
Fasst sie einen frischen Muth,
Lesst sie grimmig hören:
Stein vnd Steckel nimmt sie bald,
Wirfft vnd schmeisset mit Gewalt,
Sich im Zorn zu wehren.

— — — —

Der Schäffer Blax an die Allo-Mode Brüder.*

— — — — —

Trag ich gleich keinen Biberhut,
So thut die Zippelmütze gut.
Hab' ich auch keine Feder drauff,
So knüpff ich einen Strohseil auff.

— — — — —

Was wolt jhr euch dann bilden ein,
Vnd mehr, als ich, gesehen seyn?
Ich habe noch viel alte Heller
Vnd gutes Dorffbier in den Keller.

— — — — —

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.

Auff Herrn H. P. hochzeitlichen Ehrentag, gehalten in Copenhagen.*

WIe seh ich hier die klaren Sternen,
Vnd auch dich, schöner Mon, von fernen
So gar in newenn Schmucke stehn?
Die hocherfrewten Himmelsscheiben
Seh ich verwunderndt stweben bleiben
Vnd gleich in newem Golde gehn.

Ists nicht, dass dieser fromme Himmel
Ein so gar liebliches Getümmel
Läst hören wegen vnsrer Braut?
Ja recht. Von diesem kömmet eben,
Dass alles muss in Frewden leben,
Was vnser Copenhagen schawt.

— — — — —

Chrysillens Crantz.**

— — — — —

Geh, Haussknecht, hole guten Wein,
Denn heute muss getrunken seyn
Der edle Safft vnd Krafft vom Reben.
Wir wollen mit dem Krantz vmbgeben
Das runte Glass, damit dabey
Die Schöne nicht vergessen sey,
Die Schöne, die sich mir ergiebet,
Vnd keinen mehr von Hertzen liebet.

Vnd diss Gesetze sey gemacht:
Wem solches Glass ist zugebracht,
Der soll zuerst vor allen Dingen
Etwas von meiner Schönen singen.
Ein gantzes bring ich, Bruder, dir.
Nimm's recht in acht, vnd folge mir.
Es ist gelehrt, zu jhren Ehren
Will ich was schlechtes lassen hören:

Du Morgenstern der Zucht vnd Zier,
Chrysille, sey gegrüsset mir:
An dir bespiegelt sich die Jugendt,
Du auserwehlter Sitz der Tugendt.

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.
** G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann.

Dass ich mehr dein, als meine bin,
Macht nur allein dein frommer Sinn,
Der reich an Gaben ist beschencket
Vnd nie das hönischseyn gedencket.

Der Himmel hat dich wohl bedacht
Vnd alle Gunst dir zugebracht:
Wer dich nicht will, wie ich, erkennen,
Der ist ein Tugendtfeindt zu nennen.
Nim Bruder dieses Gläslein an
Vnd trincke gleich wie ich gethan,
Auff Meiner Wohlergehn vnd Leben,
Die mir hat diesen Crantz gegeben.

So recht geh, Haussknecht, schenck es ein:
Das Glass soll nimmer stille seyn.
Du must auch Meiner zu gefallen
Ein kurtz Gedichte lassen schallen:
Dein schöner Ruhm vnd dein Verstandt,
Chrysille, macht dich weit bekandt.
Die Zucht vnd wohlgestalten Sitten
Sindt nie von andern vberschritten.

Die Würde deiner Schönheit macht,
Dass du so löblich bist geacht:
Der ist gantz ausser Witz vnd Sinnen,
Wer dich nicht wolte lieb gewinnen.
So ist es recht vnd wohl gemacht,
So wollen wir die gantze Nacht
Durchaus mit trincken vnd mit singen,
In Lust vnd Fröligkeit zubringen.

Wenn solches alles ist gethan,
Vnd keiner stehn noch gehen kan,
Wenn vns die Rede wird gebrechen,
Dass wir kein Wort mehr können sprechen,
So will ich drauff mit meiner Handt
Den Crantz an Venus Tempelwandt
Zum Angedencken einverleiben
Vnd hart dabey die Reime schreiben:

Der wohlgeschmückte Blumen Crantz,
Den ich dir, Göttin, eigne gantz,
So würdig, als ich denn auch wolte,
Der vnverwelcket grünen solte,

Hat vnlengst zugesendet mir
Chrysille, meine Lust vnd Zier,
Der Preiss vnd Ausszug vnsrer Erden,
Als eine war, vnd je mag werden.

Stellen, in denen Gottfried Finckelthauss seine erotischen Gedichte zu bereuen scheint.

An sich selbst.*

— — — — — —

Vergiss der Amnien, der Stoltzen, die indessen
Schon deiner allbereit aus übermuth vergessen:
Vnd die Rubelle sey nicht mehr so viel geacht,
Weil diese deiner auch gar wenig hat gedacht.

Die thewre Dorilis ist dir gar abgestorben:
Ein Andrer hatte sich auch schon vmb sie beworben:
Dorille mag dich nicht, du bist jhr viel zu schlecht:
Ein andrer hat sie lieb, der ist jhr Löffel-Knecht.

— — — —

An das
In Tugend edle vnd
vollkommene
Hochlöbliche Frawenzimmer.**

— — —

Der eiteln Liebe Lust, die junge Hertzen rührt,
Hat mich auff dieses Thun gebracht vnd angeführt.
Nun ich hab allbereit dem allzustrengen Leben
Vrlaub vnd gute Nacht auff eine Zeit gegeben:
Es wird mir auch nicht ehr diess wieder sein bekant,
Biss ich mit einer soll recht ehlig seyn genant.

— — —

Er entsaget der Liebe.***

— — — —

Hola, Junger, geh vnd siehe,
Wo die Federn mögen seyn.
Hole Dinten vor den Wein.
Morgen wil ich auff seyn frühe

* G. F. Dreissig Teutsche Gesänge. Leipzig, 1642. Auch in den lustigen Liedern.
** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.
*** G. F. Lustige Lieder. 1648. Lübeck, bei Jauch.

Ich wil aller Lieb' indessen,
 Aller schönen Jungfern Gunst
 Vnd der bitter süssen Brunst
Der verdammten Lust vergessen.

Jetzt wil ich mich setzen nieder.
 Niemand lass herein zu mir
 Vnd verschliesse vest die Thür:
Alle meine Buhlenlieder
Sollen gäntzlich sich verlieren.
 Dieser Tag vnd diese Nacht
 Sol von mir seyn zugebracht
Nur mit Lesen vnd Studieren.

Kurtze Gedancken
vber die Kürtze vnd Flüchtigkeit des Menschlichen Lebens.*

. . . . . Lieber, erweget doch bey euch die vergeblichen Sand-Tritte, mit welchen jhr die Ewre, die doch niemahls ewer ist, täglich zubeehren pfleget, vnd das in ewrem höfflichen Lügen närrische hofieren, das ewrem ehrlich hergebrachten Nahmensglimpffe vnd tapfferem Ansehen bey Verständigen einen vnausslöschlichen Mackel vnd Schandflecken anhenget. Bedencke du anderer die Kranckheit, die du dir selbst durch dein vnordentliches Schwelgen auff den Hals geladen hast: Betrachte auch darneben, was ohne Nutz von der Zeit, in welcher dein Leben bestand, durch dich selbst vergeblich abgelauffen ist: so wirstu noch weniger an Jahren haben als du zehlest. . . . .

* G. F. Deutsche Gesänge. Hamburg, bei Gundermann. Auch in den Leipzig-Dresdner Festschriften verleugnet Finckelthauss seine erotische Poesie. — Wir fügen hier noch eine Bemerkung zu unserer Abhandlung über Finckelthauss hinzu. Nach dem Resultate der Schlacht bei Lützen könnte es doch befremden, dass Fleming und Finckelthauss wegen derselben aus Sachsen geflohen sein sollen. Wir müssen die Verantwortlichkeit über diesen interessanten Punct dem Hamburger Lexikon und zwar, wie es scheint, Lappenberg überlassen. Wie übrigens nach der Schlacht „die Stimmung der Landeseinwohner" in Sachsen, wenn auch zunächst gegen Wallensteins Armee, von Grund aus aufgewühlt war, ersieht man schon aus Rankes Wallenstein S. 271.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

I.

Herr Georg Kestner in Dresden, der durch seinen Namen zeigt, in welcher Weise er durch Abstammung mit der grossen Epoche unserer neueren Litteratur in Verbindung steht, hat als der Erbe und Vermehrer einer grossartigen Briefsammlung dieser Zeitschrift, vor Allem aber sämmtlichen Freunden der Litteratur einen mit wärmstem Dank zu begrüssenden Dienst zu erweisen sich entschlossen, indem er eine Auswahl aus seinen Briefschätzen zur Veröffentlichung bestimmt hat. Welche Hoffnungen sich an diesen Entschluss knüpfen lassen, mögen die hier folgenden Briefe der Frau Rath beweisen.

Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, an den die untenstehenden Briefe gerichtet sind und dessen reichhaltige Correspondenz voraussichtlich einen Theil des Stoffes zu mehreren der nächstfolgenden Mittheilungen liefern wird, war am 30. November 1746 zu Berlin geboren. Nachdem er sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung angeeignet hatte, wurde er Legationssecretär bei dem preussischen Ministerresidenten von Jung in Danzig und betrat erst 1774 als Mitglied der Seylerschen Gesellschaft zu Gotha die Bühne. Später wirkte er als Schauspieler und Director an den Bühnen zu Bonn, Frankfurt am Main und Hannover. Er starb am 20. Mai 1796. Seinem Verhältniss zu Lessing hat er selbst eine bleibende Erinnerung durch seine Schrift: Lessings Denkmal. Eine vaterländische Geschichte (Hannover 1791) gestiftet. Seine übrigen prosaischen und poetischen Werke, sowie seine genaueren Lebensumstände findet man bei K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 2. S. 257—263 und Bd. 6. S. 249 f. angegeben. In dem von Robert Keil heraus-

gegebenen Briefwechsel der Frau Rath (Lpz. 1871) berichtet diese (S. 233 f.), wie er sich nach dem Brande im Frankfurter Theater 1785 benahm. In einem anderen Briefe (S. 191) stellt sie den „Schauspieler Großmann“ dem „frommen Lavater“ gegenüber, um auszudrücken, welche Gegensätze ihre in Monatsfrist sich ansammelnde Correspondenz vereinige. Großmann ist auch die berüchtigte Kotzebuesche, unter Knigges Namen veröffentlichte Schmähschrift: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn (1790) zugeeignet.

Goethes Mutter an Großmann.

1.

den 27ten September 1777.

Lieber Gevatter! daß Jhnen mein Brief Freude gemacht ist mir lieb, daß Sie den sehr braven Schauspieler Opitz angenommen haben Davor wird Jhnen unser publikum gantz besonders verbunden seyn, denn jedermann freut sich wenn Er mitspielt, ich sebst (was sagen Sie dazu) habe Jhn im Hamlet den Laerthes mit großem vergnügen machen sehn, den Auftritt mit der Wahnsinnigen Ophelia machte Er meisterhafft — Lieber Gevatter! Sie müßen von mir längst überzeugt seyn, daß ich Jhnen und den Jhrigen wohl will, also will ich freylich alles thun was möglich ist, daß wir Jhnen bald wieder hir sehen — Eins thut mir leid — Opitzen kan ich das Geld nicht geben, meine Casse hat diese Meße gar einen großen Riß gekriegt, den Herr Rath kennen Sie zu gut als daß mit dem so was anzufangen wäre — glauben Sie mir daß mirs wehe thut, könte ich wie ich wolte!!! Wer kan aber in dieser Welt alles zusammen begehren — Mit einem Wort Sie kennen mich, und sind überzeugt daß das was ich sage, keine Fratzen sind. Der Herzog wird etwan in 3 wochen wieder kommen — Zu der Corpulentz der Frau gevatter gratulire von Hertzen — Berichten Sie mirs ja gleich, obs der Lotte gleich sieht. Jm übrigen verlaßen Sie Sich drauf, Himmel und Erde soll bewegt werden, Jhnen die Ostern hir zu sehen — Noch eins Sprenkel gibt sich vor einen gewissen

Schaufpieler aus Böhmen viele mühe — Da mann Jhnen aber hir fchon kent, und von andern gar nichts weiß, fo wird die Wage gantz gewiß zu Jhrem vortheil finken. Leben Sie wohl. Jch bin wie immer Jhre Freundin

Goethe

N. S. daß Sie alles fchön grüßen Sollen, verfteht fich am rande.

2.

(An Frau Großmann, geb. Hartmann.)

Liebe Freundin!

Das Vertrauen fo Sie zu mir haben freut mich ungemein, ich würde es Jhnen in einer langen Epiftel noch deutlicher Vorlegen, wann nicht mein Hauß von oben biß unten mit fchönen Geiftern vollgepfropft wäre. Wielandt ift fchon einige Tage da, auch Freund Merk. Herr Docter Wagner wirds Jhnen fagen, daß von Morgens biß in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gevatterin da Sie felbft einen Poeten zum Mann haben, und alfo aus Erfahrung wiffen daß die Gattung Menfchen in einem Tag mehr unfug anrichtet, als wir andern arme Erden-würmer in einem Jahr; fo können Sie Sich leicht meine Dermahlige Häußliche unordnung und Verwirrung Vorftellen. Diefes fchreibe ich Jhnen früh Morgens um 6 uhr da alles noch in tieffen Schlaf begraben liegt. Sonft ftehe ich freylich auch bey fo dunkeler Jahrzeit fo frühe nicht auf, aber Jhre Niderkunfft jagte mich aus den Federn. Taufendt Element dachte ich wenn die liebe Frau ins Kindbett käme und wüßte unfre nahmen nicht und fie Taufften das arme Kind in der Angft Urfula, Angnes, oder wohl gar Triftmegiftus, Diefem allen Vorzukommen berichte Dann, daß ich Catharine Elifabetha, mein Sohn aber Johann Wolfgang heiffet. Nun liebe Frau Gevatterin! Gott feegne Jhre Niderkunfft ich werde mich auf alle gute Nachrichten von Jhnen freuen. Leben Sie wohl! grüßen den Herrn Gevatter, und küffen mein Goldiges Lottgen Taufendtmahl von mir und dem großpapa, Behalten Sie uns in gutem Ange-

denken, biß wir uns wieder von Angeſicht ſehen und ſeyn Versichert daß ich bin

Frankfurth d. 19ten Decembr* 1777.

Jhre

aufrichtige Freundin

C. E. Goethe

N. S. Mein Mann empfiehlt ſich Jhnen aufs Beſte.

3.

Frankfurth d. 19ten Februar 1779.

Lieber Herr Gevatter! Danke gar ſchön in unſerm und der Welt nahmen daß durch Jhnen abermahls ein ſchönes Geſchöppf mehr Bey der Hand iſt, die liebe Frau Gevatterin ſoll auch (und zwar den größten theil) dran haben — Es iſt keine geringe wohlthat vor das Menſchengeſchlecht, daß noch Leute da ſind die die Welt mit ſchönen Geſtalten verſehen, den warlich Fratzen und Affengeſichter ſieht mann die menge, alſo nocheinmahl einen ſchönen großen dank. Wie gehts Jhnen den in Bonn? ſind Sie zufrieden? haben die Leute geschmak? Vielleicht mehr als die Frankfurther. Die güngſtige aufnahme des Hamlets hatte mir beynahe unſer Publicum ehrwürdig gemacht, aber beym Licht beſehen, war es nichts gar nichts als neugirde — etliche wenige ausgenommen reſoniren ſie wie die Pferde. Vor einigen Tagen trafe ich in einer Geſellſchafft eine Dame von der ſo genandten großen Welt an, die vom Hamlet das Urtheil fällte es wäre nichts als eine Farſe — O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farſe!!!!! Jch dachte ich kriegte auf der ſtelle eine Ohnmacht — Ein anderer behaubtete (noch obendrauf mit dem ausdruk) Daß ihn der Teufel holen ſolte, wo er nicht eben ſo ein Ding voll unſinn ſchreiben könte, und das war ein Diker Vierſchröderiſcher Weinhändler. Da iſt nun als ein Gekreiſche von unſerm Jahrhundtert, von erleuchten Zeiten u. ſ. w. und doch iſt, (eine kleine Zahl ausgenommen die freylich das Saltz der Erden ſind) bey denen Herrn und Damen alles ſo ſchal, ſo elend, ſo verſchoben, ſo verſchrumpft, daß ſie kein ſtück Rindfleiſch

---

* Uebergeschrieben an Stelle von November, was ausgestrichen ist.

kauen und verdauen können — Milchbrey — gefrohrne ſachen — Zuckerpletzger — hogout das iſt ihr Labſahl, freylich verderben ſie ſich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kan helfen — Wen ich Schauſpiel Direcktor wäre, (ſo will ich ſchippen Dame ſeyn) wen ſie nicht den Hermann von Frau Gottſched* zu genießen kriegen ſolten, es iſt ein feines ſtük, regelmäßig, moraliſch, mit einem wort nicht ſchwer zu verdauen — Der Schauplatz ſtelt einen Wald vor, an den Bäumen hängen Bildnüße von alten Helden, Herrmann und ſein Vater tretten auf — Vater.** Nun Herman höre zu, und merke mit bedacht, warum dein Vater dich in dieſen Hayn gebracht — Sohn!!! wo dich Muth und Glück zu edlen Thaten tragen; ſo laß dir deine pflicht (Er wendet Sich gegen die Bäume) von dieſen Bildern ſagen u. ſ. w. Was Herman drauf zur Antwort gibt habe ich vergeßen, den ich war 10 Jahr alt als es hir gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein ſtekenpfferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der ſpaß paſirt ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honette Companie gehe wirds vernageld. Darum thut ihm die Freyheit ſo wohl, aber jetzt Punctum Die Commiſion nach Weimar ſo wohl wegen der guten Muhme als auch wegen des Coffers ſind aufs Beſte beſorgt, und erwarte ich von Phillipp*** Herrn goethens Blitz gegen eheſtens antwort die Sie ſo gleich vernehmen ſollen. Die liebe Frau Gevatterin iſt doch wieder recht wohl? grüßen Sie Sie ja recht ſchön — und die goldne Lotte, und das Hänßgen, Vergeßt auch die Flittnern† nicht, und zwar das alles von Herr Rath und von mir, die ich bin, lieber Herr Gevatter! Eure wahre Freundin.

C. E. Goethe.

---

* Vielmehr von Joh. Elias Schlegel.

** Die Verse sind genau citiert. S. Gottscheds deutsche Schaubühne. Th. 4. 1743. S. 49. Nur der dritte Vers lautet: „Sohn, wo dich Hitz und Muth zu edlen Thaten tragen.“

*** Philipp Seidel, Goethes Diener. Vgl. Keil, Frau Rath S. 78 Anm. und sonst.

† Großmanns Stieftochter Friederike, verheirathet erst mit Unzelmann, dann mit Bethmann. Berühmt als Schauspielerin.

4.

Franckfurth d. 7ten Mertz 1779.

Lieber Herr Gevatter! Jnnliegendes ist mir von Weimar aus zugeschikt worden, mit dem bedeuten, daß die Acten bey Gelegenheit nachgeschickt werden solten. Jch hoffe daß meine liebe Frau Gevatterin und alles was Jhnen zugehört sich wohlbefinden wird. Wären Sie noch bey Herrn Seiler; so würde ich mich auf die annährung der Ostermeße viel mehr freuen — aber so gehts in der Welt! alles ding eine Weil ein Sprüchwort ist, mein lieber Christ u. s. w. Jetzt gibts nicht morgens um 10 uhr Schachspiel zu vieren — Jetzt sehe ich die goldige Lotte nicht als Milchmädgen mehr — Jetzt ist der spaß mit den kleinen Büßquittger am Ende, es ist doch eine lumpenwirtschafft unter diesem Mond. Aber trost(s) ists doch allemahl wenn die Leute die mann lieb hat noch mit uns von einer Sonne beschienen werden, wenn sie nur nicht gar in die Elisäischen Felder Marschiren, der gute Docter Wagner steht nah dran, ich glaube nicht daß Er noch 3 wochen lebt — Er ist so ausgezehrt, daß nichts als Haut und Knochen an Jhm ist — Jch bedaure Jhn sehr. Leben Sie wohl! und laßen mich von zeit zu zeit immer gute Nachrichten von Jhnen und den lieben Jhrigen hören, Dieses wird jederzeit sehr vergnügen

Jhre wahre Freundin
C. E. Goethe.

N. S. Der Herr Rath grüßt Sie alle besonders aber seine Lotte.

5.

Frankfurth d. 19ten May 1780.

Lieber Herr Gevatter! Sehr, recht sehr hat es mich gefreut daß Sie glücklich in Bonn angelangt auch Jhre lieben Kinder wieder hübsch frisch und munter angetroffen haben — Halten Sie ja Jhr versprechen künfftige Meße mich wieder eins dieser lieben Geschöpfe sehen zu laßen, doch (verstehts sichs) der Lotte ohnbeschadet, den die ist und bleibt nun einmahl mein Jdeal. Küßen und grüßen Sie das herrliche Mädgen,

und ſagen Jhr, daß ich, und die kleinen Büßquitger mit ſchmertzen auf Jhre Rückkunft warten. Nochmahls vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage die Sie mir vier hübſche Wochen lang tag täglich verurſacht und gemacht haben. Bey meiner Lage, bey der ſtille die um mich herum herſcht iſts nöthig, iſts Wohlthat wenn mir was vor die Seele geſtelt wird das ſie aufzieht, in die höhe ſpant, daß ſie ihre anziehende kraft nicht verliehrt. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, ſondern daß Sie nach Hertzens luſt hat wachſen und gedeihen, Jhre Aeſte weit ausbreiten können u. ſ. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier Gärten zum Sonnenfächer iſt verſchnitten und verſtümmelt worden; ſo fühle ich alles was wahr gut und brav iſt, mehr als villeicht Tauſend andre meines Geſchlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Hertzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem ſchnappe, ſo kan eine andre die neben mir ſitzt, mich angaffen, und ſagen, es iſt ja nicht wahr, ſie ſpielens ja nur ſo — Nun eben Dieſes unverfälſchte und ſtarke Nathur gefühl bewahrt meine Seele (Gott ſey ewig Danck) vor Roſt und Fäulniß. Den letzen Tag Jhres hirſeyns ware ich zum Beſchluß noch recht vergnügt — Henriette hat mir gantz auserordentlich behagt, bittens uns auf künfftige Meße zum Regal und Hertzens weide wieder aus. Heut iſt mit Schiffer Frantz Matheus mein und meines Sohns Gibs Geſicht, wie auch die Nackäſche an Jhnen abgegangen — Wünſche viele Freude dran zu erleben. Leben Sie recht wohl! Grüßen vielmahls von mir (beſonders aber vom Papa) Jhre liebe Frau, Lotte, Hänßgen, Fritze, Fräntzgen und Antonette (Sie ſehen doch daß ich die nahmen hübſch behalten kan) Kommen Sie die Meße Geſund und vergnügt wieder zu uns — Laßen Sie Jhre Herrn Schauſpieler nebſt Frauen und Jungfrauen ihre Rollen recht ſchön einſtudiren — Damit ich und andre brave Menſchen in der herrlichen Täuſchung erhalten werden, Jm Hamlet und andern ihm ähnlichen ſtücken, von gantzer Seele flennen — Jn den 6 Schüßlen, in der Jagdt von gantzer Seele lachen — Jn Trau ſchau wem — bald über das unglückliche paar hertziniglich betrübt ſind — bald über

den drolligen pips tränen lachen. Summa Summarum — daß alles hübſch klapt und paßt. Nun nocheinmahl leben Sie wohl! Und glauben daß ich bin

Jhre

wahre Freundin
C. E. GOethe.

6.

Lieber Herr Gevatter! Schon wieder eine Angelegenheit! Es wird nehmlich um die Loge No. 9 weidlich gezankt — Die Streitenten Parteien ſind, Frau Bettmann Metzler, Frau Bernus, und Frau Rath Goethe eines theils, Contra Herrn Behrnhard von Offenbach andern theils. Frau Bettmann behaubtet, daß Sie dieſe Loge ſchon vorige Meße bey Herrn Helmuth, und dem Scheideweiler beſtelt habe — Jn dieſer gewißen Zuverſicht ſuchte Sie nun Abonenten, und Frau Bernus und ich ſagtens Jhr gleich zu. Nun kommt Bernhard und will die nehmliche Loge auch haben — Frau Bettmann beruft ſich auf Jhr älteres Recht und will weil Jhre Schwägerin, die Bettmann Schaffin Die Loge No. 8 hat abſolut keine andre nehmen — Ferner führt Sie zum Beſten Jhrer ſache an, Daß Sie, und die gantze Bettmanniſche Familie vor und nach der Meße niemahls fehlen, da hingegen Bernhardt nur die Meße käme, und Sie überhaupt die Loge gleich nach der Oſtermeße, Bey Herrn Helmuth beſtelt hätte. Jch bin in der ſache unparteiiſch, ich werde wohl zum Lachen und Greinen ein Eckelgen finden, und die Bernus mögte auch zuſehen, wie Sie zurecht käme — Aber Lieber Herr Gevatter! Um Jhnen iſts mir zu thun — Die Bettmänner haben großen einfluß in hiſiger Stadt, und die vielen Fremden die die Meße über bey Jhnen aus und eingehen, macht auch etwas aus, die den doch allemahl auch einigen einfluß haben. Da nun noch überdiß No. 10 nicht vergeben iſt; ſo könte Herr Bernhardt meiner Meinung nach wohl damit zufrieden ſeyn. Herr Helmuth dürfte nur bezeugen, daß die Loge No. 9 an Frau Bettmann durch Jhn ſchon wäre verſprochen geweſen, daß aber Scheideweiler nichts davon gewußt hätte. Jetzts überlegts lieber Herr Gevatter! Antwortet nur mit zwey zeilen — Denn die Bett-

männin ist so krittlich wie ein Kind das zahnt. Uebrigens freue ich mich recht sehr Sie und alles was Sie mitbringen wieder zu sehen. Leben Sie wohl! Jch bin immer

Jhre wahre Freundin
C. E. GOethe

Den 27ten Augst 1780.

7.

Frankfurth den 16ten November 1780

Lieber Herr Gevatter! Schon längst hätte ich Jhnen erzählen können warum die Rahmen noch nicht fertig sind, und worans hangt und langt; nehmlich jede soll 10 gulden kosten, weil wegen dem Ovalen sehr viel Holtz verschnieden werden müßte. Da mir das nun Verwünscht theuer schien; so wolte es Jhnen erst berichten, und warum dieses nicht geschehen, sollen Sie jetzt gleich hören. Erstlich war der Herr Rath auf den Todt krank, und das biß jetzt vor ein paar tagen, da sichs wieder sehr gebeßert hat. Zweytens war zu gleicher Zeit die Herzogin Mutter auf 12 Tage hir, noch überdiß kam auch noch Drittens mein Schwiegersohn Schlosser mit Frau und Kindern angemarschirt — Da ging es nun freylich etwas bunt durcheinander, und ans Schreiben war kein Gedancke. Auch muß ich bekennen, daß ich eine kleine Schadenfreude habe, den Herrn Minister als Hauß-Aresttant unter meinem Beschlag zu haben. Es mag ein gantz guter Mann seyn, aber daß Er bey Jhrem letzten hirseyn, alles zur unzeit that läßt sich nicht leugnen; Da geht Er dem Maximilian entgegen, und mein guter Herr Gevatter schikt die stafette ohne allen nutzen in die weite Welt. Jetzt hat Jhn der Geyer wieder nicht an Ort und stelle: mit einem wort ich habe einen pick auf die Exzelentz, und Er kan in Gottes nahmen Sich noch in meiner Commodeschublade amusiren wie Er mag und will. Daß die Ge[se]llschafft deuscher Schauspieler in Deobalds Saal noch tag täglich ihre Bühne eröffenen und Trauer und Lustspiele nach Hertzens Gelust aufführen, wird Jhnen durch die Fama wohl zu Ohren gekommen seyn. Am vergangenen Samstag war ich zum erstenmahl auch drinnen; es wurde ein Moralisch Ding Armuth und Tugend aufgeführt, und ohngeachtet

es Hundekalt im Saal war, ſo kriegte ich doch vor Angſt ſo rothe Backen, als wenn fingers dik der Der Carmin drauf läge. Die armen Leute Heulten und Greinten ſo erſchröcklich, als wenn ſie die Daumen ſchrauben an Händen und Füßen hätten — Beſonders war das auf die Knie fallen vor einem Wohlthäter u. ſ. w. ausnehmend ängſtlich, und that allemahl einen ſolchen plotz, daß ich alle Knieſcheiben vor verlohren gab — der Vorhang fiel endlich zu meiner großen erquickung — drauf wurde die Weinleſe gegeben, und das gerithe nicht übel, Der Prinzipal der Fiſcher heißt, iſt ein guter Comiſcher Schauſpieler und die andern waren auch alle beßer in ihrem Fach — Mann konte doch vor ſeine 30 xr ſich ſatt lachen, und das war doch allemahl das Geld unter Brüdern werth — Zumahl da wir auch noch mit einem Balet Regalirt wurden. Einen jungen Mann haben ſie, der, wenn Er gute Muſter vor ſich ſähe, zu Liebhaber Rollen, gut werden könte weil Er auf dem Theater ſehr gut ausſieht, vorjetzt merkt mans ihm aber noch zu viel an, daß es nur geſpielt iſt. Die Weiber machens Doch im Schreiben wie im Reden iſts einmahl im Gang klipp klapp gehts wie eine Mühle — Gott ſeye dem gnädig der mit vielen Correſpondite! Jetzt nur noch viele Grüße an Weib und Kinder, und dann Gott befohlen. Jch bin wie Sie längſt wißen, Jhre wahre Freundin Goethe.

N. S. Wegen der bewußten Geld ſache bin ich überzeugt, daß es Jhnen ſelbſt wehe gethan hat, daß Sie nicht den verſprochenen Termin einhalten konten. Eben ſo überzeugt bin ich, daß Sie alles anwenden werden Jhre Frau Gevatterin nicht ſteken zu laßen — Jndem ich mir wenigſtens einbilde daß Jhnen an meinem Credit etwas gelegen iſt; alſo kein wort mehr Punctum

---

8.

Lieber Herr Gevatter! Die Nachricht daß Sie künfftige Oſtermeße wieder zu uns kommen, hat mich ungemein erfreut — Wollen wünſchen und hoffen, daß es beßer wie vorige Meße geht. Dießmahl Herr Gevatter greifen Sie Sich aus allen kräfften an, den jetzt liegen die würfel auf dem Tiſch — das neue Schauſpiel hauß wird gantz gewiß zur Herbmeß fertig,

und es wäre ein großer ſpaß wen Sies einweihten!!!! Aber lieber Herr Gevatter! nichts vor ungut — Haben Sie denn Die ſtelle von Opitz wieder erſetzt? kriegen wir einen rechten Blainville, Dornim, Tadler, Hamlet, Beaumarchais? Herrn Steiger ſehe und höre ich recht gern, Er iſt ein braver Schauſpieler, aber Er kan doch nicht zwey rollen in einem Stücke übernehmen. Sie ſind überzeugt daß das geſagte aus Freundſchafft vor Jhnen ſo hin geſchrieben iſt, Das Neue Schauſpielhauß ſteckt mir eben im Kopf, alſo nichts vor ungut. Wegen unſerer Geldgeſchichte Dint ſo viel zur Nachricht, Daß ich bloß mit Jhnen zu thun haben will, und weder die Bettmänner noch ſonſt jemandt mag, Zudem würden mich ja dieſe weiße Herrn vor eine dumme Ganß gehalten haben einen Wechſel, der weil er ſchon lang verfallen nur noch als Handſchrift gilt, doch als Wechſel zu preſentiren — Mit einem Wort — Können Sie es möglich machen, mir noch vor Jhrer Herkunft einen theil abzutragen; ſo wäre mirs Lieb, wo es aber gar nicht thulich iſt; ſo mags dann biß zur Oſtermeße 1781 ſeyn Bewenden haben, nur Lieber Herr Gevatte[r] daß es als dann gewiß iſt, und zwar in der zweyten woche — Sie Sind überzeugt daß ich keine Grimaßen mache — Sie kennen mich zu gut Dazu — aber verſchiedne nothwendigkeiten zwingen mich, daß ichs da haben muß. Wir hoffen ja noch lange in Dieſer Werkeltags Welt zuſammen zu Leben, und da kan noch oft eine Hand die andre waſchen, ſagt der weiße Sancho. Nun viel Glück und Segen zum neuen Jahr — Langes Leben, gute Geſundheit, ein Schauſpielhauß jedesmahl vollgepfropft voll Menſchen u. d. g. Leben Sie wohl! Grüßen Jhr liebes Weib — Fritze, Lotte Hans Wolf und wie die andern alle heißen. Jch bin wie immer

Jhre

wahre Freundin Goethe

Frankfurth d. 23ten Decembr 1780

9.

Lieber Herr Gevatter! Längſt hätte ich Jhren mir ſo angenehmen Brief beantwortet, wäre nicht beykommende Theater Zeitung (die ich doch gern mittſchicken wolte) bey

Buchbinder geweßen. Ja lieber Herr Gevatter Jhr Brief hat mich recht gefreut! Das wird ja die Meße recht hübſch werden, da Sie ſo gute Leute mitbringen — vor mich wirds ein groß Gaudium ſeyn, meine Leibſtücker mir vortragiren und vor Comiſiren zu laßen — Als da ſind Heneriette, trau ſchau wem, die Schwiegermütter, der Schmuk, und wenn die Nobleße eine glatte Haut hätte — die 6 Schüßlen aber aber das Stück iſt vor die art Menſchen zu ſtarcker Taback — Den Berlinern verdirbts den Magen nicht — das iſt unerhört wie ofts Döbelin aufgeführt hat — und ich habe eine Berliner Dame geſprochen, die mich verſicherte, das Hauß ſeye jedesmahl zum erdrüken voll geweßen. Emilie Kalotti, Hammlet, Clavigo, Ariadne — und beynahe hätte ich meine Minna von Barnhelm vergeßen — wan ich noch an das Stück denke, und wie alle rollen ſō gut beſetzt waren; ſo iſt mirs immer noch ein Jubel. Vorſtehendes und was ihm ähnlich iſt währe nun ſo ohngefähr mein Geſchmack — Was aber Franckfurth überhaubt betrieft, ſo mag der liebe Gott wißen was ſie wollen — Schon vor 40 Jahren (ſagte mir mein alter Agend Schneider) hätte Madam Neuberin beynahne eben das geſagt und geklagt. Solte ich aber in Erfahrung bringen was Dieſer oder jener gern ſähe und wolte; ſo will ichs Jhnen (Verlaßen Sie Sich drauf) redlich melden. Von dem ſchönen Geleße des Königlichen Verfaßers habe mir gar viel erzählen laßen — Aber ſonderbahr iſts doch, daß ſo gar unſere Philiſter ſagen — Jhro Könignichkeiten hätten Sich Damit, doch etwas proſtituirt. Jch laße neulich eine Annekdotte von der großen Königin der Britten Eliſabeth, die die Aufſchrift hatte — Die größte Königin iſt doch nur ein Weib — Hier mögte ich ſagen, der größte König iſt doch nur — ein Menſch! Meinem Sohn iſt es nicht im Traum eingefallen ſeinen Götz vor die Bühne zu ſchreiben — Er fand etliche ſpuren dieſes vortrefflichen Mannes in einem Juriſtiſchen Buch — ließ ſich Götzens Lebens Beſchreibung von Nürmberg kommen, glaubte daß es anſchaulicher wäre in der Geſtalt wies vor Augen liegt, webte einige Epiſoden hinein, und ließ es aus gehn in alle Welt.

Meiner lieben Frau Gevatterin, wünſche Heil und Seegen ins Wochenbett — Hoffen doch daß es wieder was hübſches

geben wird — ſo ohngefähr wie Lotte und Hanß Wolf. Frau Bettmann Metzler und ich haben unſere Loge No. 9 ſchon beym Kopfe gekriegt, andre Leute mögen auch zuſehn, wie ſie zurechte kommen. Nun leben Sie recht wohl! Grüßen Jhr gantzes Hauß — Bald ſage ich Jhnen mündlich, daß ich bin — Jhre wahre Freundin. C. E. GOethe.

Frankfurth den 4ten Februar 1781.

N. S. Bringen Sie die Theater Zeitung nur auf die Meße wieder mit, ich brauche ſie nicht ehender — und ich weiß daß Sie mir hübſch drauf achtung geben — weil eine Krankheit meines Buchbinders ſchuld iſt, daß ſie nur geheft, und nicht einmahl planirt iſt.

10.

Den 10ten Juli 1781.

Lieber Herr Gevatter! Daß wir uns Die Herbſtmeße nicht ſehen ſollen ärgert mich recht ſehr. Gott weiß wie das ding zugegangen iſt — Jhre Wiederſacher wuſten juſt das Temmpo in acht zu nehmen, da Jhr Patron Glauburg die Cur trank, und mein Bruder abweſend war. Doch die ſache beym Lichte beſehn; ſo iſts vielleicht auch ſo ſchlimm nicht. Böhms Truppe ſoll von Hertzen ſchlecht ſeyn, das wißen viele von unſerer Obrigkeit ſelbſt — aber ſie ſprechen, man hätte dem Churfürſt von Mäntz doch einmahl einen Gefallen erweißen müßen. Nun glaube ich gantz gewiß, daß Jhn die Frankfurther bald ſatt kriegen — und werden dann gezwungen ſeyn zu bekennen, daß Jhre Truppe weit beßer ſeye — Daß ich dazu aus allen kräfften helfen werde, darauf verlaßen Sie Sich. Die Nahmen Schmidt, Steiger, Viala, Großman, Hellmuth — will ich dem verkehrten Geſchlecht ſo in die Ohren kreiſchen — Darob ſie ſich männiglich verwundern ſollen. Auch kommt der glückliche umſtand noch dazu, daß vor dem Jahr Chriſte 1782 N. B. erſt in der Herbſtmeße, (und wans da erſt wahr iſt) Das neue Schauſpiel Hauß gar nicht zu genießen ſeyn wird noch kan — Drum nur getroſt Herr Gevatter, denn ich ſehe im Geiſte bey aufziehung des Vorhangs im neuen Hauße, Herrn Schmidt hervortretten, und an uns ſampt und ſonders eine gar herrliche Rede halten,

Amen. Da ich aber mit all meinen guten Ausſichten, Jhnen doch künfftige Meße nicht ſprechen kan; ſo muß ich eben holter ſchreiben — dieſes betrieft unſer Geld Commertz — Sie wißen daß das darley von 500 f in Der Oſtermeße 1780 geſchahe — Sie verſprachen die Herbſtmeße zu zahlen, Sie mußten über hals und Kopf fort alſo unterbliebe es — Die Oſtermeße war ſchleſcht ich gab Jhnen noch 52 Conrenthaler — Sie verſprachen mir eine Anweißung auf Herrn Tabor — Dieſes iſt Jhnen vermuthlich in dem wir war Vergeßen und entfallen. An allen dieſen Händlen, die Jhnen und mich behelligen, iſt doch im Grunde Jhr Herr Miniſter ſchuld — dannenhero habe ich großen Luſten an Jhro Exzelentz ein ſchreiben in meinem Stiel ergehen zu laßen, worinn ich Jhm ſagen werde — daß die Curköllische Schauſpieler Geſellſchafft zu brave Leute wären, um ſie ſteken zu laßen, daß aber auch ein particulier kein Curfürſt ſey um aus allen Nöthen helfen zu können — Jch will das ding ſchon fein machen Verlaßen Sie Sich drauf — denn das iſt doch unausſtehlich daß der Mann ſolche Ratten hat — doch vorher noch einen Brief mit Jhrer genehmigung erwarten — Weil Sie aber Geſchäffte haben könten; ſo ſoll ein ſtillſchweigen von 8 biß 10 Tagen das Singnahl ſeyn daß Sie meinen Plann billigen. Berichten Sie mir auch wie das Jnokuliren abgelaufen, und ob Lotte und Hans Wölfgen ihre ſchöne Geſichtergen noch haben. Grüßen Sie Frau und Kinder, und ſeyn verſichert, daß ich bin

Jhre

wahre Freundin.
GOethe.

11.

Lieber Herr Gevatter!

Da No. 3 die wichtigſte numer in Jhrem Brief iſt, da Jhre Zufriedenheit davon abhengt; ſo verdient ſie billig den vorzug, die beyden andern können und ſollen nachkommen. Sie verlangen, daß ich Deuſch, gerade, und bieder meine Meinung ſagen ſoll — das iſt viel begehrt! Denn um das recht und mit wahrer Treue zu thun — müßte man ja die Perſon genau kennen — ihre Tugenden und Fehler klahr einſehen —

alsdan erſt laßen ſich Gründe davor und darwieder abwiegen — und da läßt ſich ſehen, ob die Schaale fält oder ſteigt. Das iſt nun mein Fall in der that nicht — Jch kenne die Demoiſelle Schrott, nur als Schauſpielerin — wäre alſo die Frage von Jhren Theatraliſchen Talenten da mögten meine Kentnüße noch wohl hinreichen — aber wer ſagt mir Ob Sie ein gutes braves Weib eine treue Mutter eine Ordentliche und ſpahrſame Haußfrau iſt Oder werden wird — und doch möchte ich Jhnen ſo gern meinen beſten Rath geben, weil Jhre Ruhe, Jhre Glückſeligkeit auf Jhr übriges gantzes Leben, das Glück Jhrer Kinder Suma Sumarum alles davon abhangt. Wenn es wahr iſt, Daß des Volck Stimme Gottes Stimme iſt; ſo ſieht es mit Jhrer wahl freylich bedencklich aus — den das iſt doch ſonderbahr, daß, alle wie abgeredt Freunde und Feinde ja ſo gar Menſchen die Jhnen gar nicht kennen, das Theater nie beſuchen gegen dieſe Verbindung laut declamiren — Da Sie nun mein Lieber Herr Gevatter! längſt Ueberzeugt ſind, daß mir Jhr wohl und Glük nicht gleichgültig iſt, ſo wahr ſehr natürlich daß auch ich (bloß aus Freundſchaft vor Jhnen, den was vor Vortheil oder Schaden hätte ich ſonſt davon) dieſe Wahl nicht billigen konte. Sie wißen daß nicht alle hieſigen Menſchen Freunde von Jhnen ſind — und daß es Leute gibt, die nur auf der lauer ſtehn um etwas zu erhaſchen, um Jhnen beym Pupplicum ein Bein unterzuſchlagen — das wuſte ich mußte es mit anhören, und da wünſchte ich die ſache anders. Aber etwas iſt mir bey der Begewenheit doch ſehr aufgefallen — nehmlich der allgemeine Lerm gegen dieſe Heurath — Die urſach läßt ſich aber doch begreifen und iſt ſo ſchwer nicht einzuſehn. Die Lebens beſchreibung Jhrer Seeligen Frau iſt in jedermans Händen* — Sie erſcheint in derſelben in einem ſolchen Licht, das beynahe blendet — Beſonders die gantz gräntzenloſe Liebe zu Jhnen, das anhangen an Jhre Kinder — die genaue und gute Führung Jhrer wirtſchaft, das alles ſetzt die Verklährte in ein ſolches Licht — daß freylich die Demoiſelle Schrott zu ſtark in Schatten und

* (Ch. Go. Neefe), Karoline Großmann, eine biographische Skizze. Göttingen, 1785.

in Hintergrund ſtelt. Lieber Großmann! bedenken Sie Sich wohl! Heurathen iſt warlich kein ſpaß, es iſt ein wichtiger Schritt! Phillipp in den 6 Schüßlen hat gantz recht — daß man ein weib ſo geſchwind am Hals hat wie das Fieber, nur daß die China nicht ſo dagegen hielft. Noch einmahl ſage ichs, überlegen Sie die ſache reiflich — Sie Sind ein Mann von Einſicht, Klugheit und Erfahrung — aber eben deßwegen mehrerem Tadel ausgeſetzt — und es zeigt Doch allemahl eine Achtung und Theilnehmung von ſeiten des Pupplicums an, daß es ſich ſo erſtaunliche Mühe gibt dieſe Heurath zu verhindern, und ich zweifle ſehr obs Jhnen nach dieſem Schritt noch mit Wohlwollen begegnen würde. Hier haben Sie alles was ich Jhnen ſagen kan — Obs Jhnen gefält weiß ich nicht, aber Deuſch, Gerade und Bieder iſt es, das weiß ich. An Schloſſern will ich ſchreiben — an meinen Sohn kan ich deßwegen nichts gelangen laßen, weil ich nicht weiß wo er gegenwärtig iſt — man ſagt in Böhmen. Leben Sie wohl! Kommen Sie geſund und vergnügt wieder zu uns — Das wird alle Jhre Freunde, beſonders aber diejenige freuen, Die Unverändert iſt

Jhre
wahre u aufrichtige Freundin
Eliſabetha Goethe.

12.

Franckfurth d. 9ten Juli 1785.

Lieber Herr Gevatter!

Wer ſoll, Wer kan in der Wichtigſten Sache Jhres Lebes Richter ſeyn als Sie ſelbſt. Salomon mit aller ſeiner Weißheit könte das ohne die Acten geleſen zu haben nicht, und würde um vernünftig zu handlen ſein Urtheil ſuſpendiren. Das Publicum, Jhre Freunde (worunter ich mich wie billig ſetze) und Feinde ſind in dem nehmlichen Fall — Unſer Reſonemant muß und kan Jhnen nicht anders als ſchief vorkommen weil unſer Augenglaß anders geſchlieffen iſt — und alſo gantz nathürlich auch anders ſieht, und aus eben dem Grund auch anders urtheilt.

Sie glauben an Demoiſelle **Schrott** ein gutes braves Weib — eine treue Mutter — eine Sparſame Haußfrau theils ſchon zu finden — theils Sie noch (wo es etwa fehlen ſolte) dazu zu bilden. Eben dießes bezweifelt nun Jedermann und eben deßwegen iſt Jedermann dagegen, weil mann glaubt, daß Sie Lieber Freund! eines beßerns Glüks würdig wären. Das ſind die Gründe, Das iſt die Urſach. Sie ſehen aus dieſem allen daß Sie Sich ſelbſt der beſte Rathgeber ſeyn müßen — und das kan Jhnen Lieber Herr Gevatter! doch auch ohnmöglich ſchwer fallen. Die Demoiſelle Schrott iſt ſchon verſchiedne Jahre gleichſam unter Jhrer Aufſicht — Jhr gutes und Jhre Fehler müßen und können Jhnen nicht im minſteten verborgen ſeyn — zumahl einem Mann von Jhrer Welt und Menſchen kentnüß — dazu komt noch daß das Mädgen wie Sie ſelbſt ſchreiben — gut, gerade und bieder iſt bey ſolchen Umſtänden, iſt das prüffen eben keine ſehr ſchwere Sache — Noch mehr — Die Demoiſelle **Fritze** iſt ja auch beſtändig um und bey Der Demoiſelle Schrott — was ſagt denn Die? ich hoffe die Wahrheit — voraus geſetzt daß Jhnen die Fritze noch eben ſo liebt und ehrt wie ſonſt. Das iſt nun alles was ich Jhnen Lieber Herr Gevatter über dieſen punct ſchreiben oder ſagen kan. Ein altes Sprüchwort ſagt: Bette dich gut, ſo ſchläft du gut — Dieſes gebe Gott! Amen.

Aber Lieber Herr Gevatter! Jch bin böße auf Jhnen recht böße — was haben wir Franckfurther den geſündigt, daß wir bey Meiſter **Böhm** und Conſorten ins Schauſpiel gehen **müßen** um unſer Abonement von **dem** vortragirt zu kriegen??? Geben Sie dann dadurch nicht zu erkennen, daß Jhre und Böhms Leute einerley Schrot und Korn ſind — Den ſchlechteres werden Sie uns doch nicht zumuthen zu ſehen. Und nur den kitzel von des Hanßwurſt Freunden mitanzuſehn könte einem wieder Gichtbrüchig machen. Spielen könte er ſo lang er wolte, nur Jhr Abonement ſollten Sie abſolut nicht an ihn abgeben. Jhre Freunde zumahl die, die bey dem letzten Unglük ſich ſo viele mühe um Sie gegeben haben — ſind Fuchs wild — und wenn ſich der vorhang hebt und es erſcheint ſo ein Chriſtel, Diſtel Petrübi N. B. vor mein Groß-männiſches Abonement; ſo ärgere ich mich abſcheulich —

und das haben Sie doch warhafftig auf Jhrem Gewißen. Vorjetzt Leben Sie wohl! Gedencken zu weilen an den großen Hirſchgraben und an diejenige die unverändert iſt

Jhre

wahre Freundin

Eliſabetha Goethe.

N. S. Bitte die Jnlage an Herrn Schmidt gefälligſt abzugeben.

13.

Den 24ten Aprill 89.

Lieber Herr Gevatter!

Die unerwarttete ankunft Jhres Lieben Briefes hat mir viel Vergnügen verurſacht — mir wards, als trätte ein alter guter Freund in meine Stube — und ſpräche: Da bin ich wieder. Die Vergleichung gefält mir — meine Einbildungskraft wird mir beyſtehen — Sie ſitzen in der bekandten Wohnſtube — das Band meiner Zunge wird loß — und ich hebe an meinen Spruch. Wenn Thalien und Melpomenen an mir etwas gelegen war; ſo mögen ſie ihre Häupter mit Flohr verhüllen und ihre Leichname in Trauer gewand einwicklen. Die Urſachen dieſer großen Revolution laßen ſich her ſagen wie — ein pater noſter Wer nur das mindeſte Gefühl hat kan Der es anſehn, daß ein Menſch von der plumpſten Sorte — Deßen eigendlicher Beruf porteſchäſchentragen wäre, deßen heulenden Organ ihn zum Nachtwächter qualivicirte — Daß ein ſolcher Den guten biedern Wolf im Otto ſpielt! Ein gewißer Herr Großmann ſtellte dieſen treuen Diener ſo auserordentlich brav dar, daß bey ſingung der Romanze kein Auge trocken blieb — bey dem Vierſchröteriſchen Wolf — lachte alles überlaut — Muß es nicht alle Jluſion ſtören, wenn Madam Beck die wenig zähne mehr hat in den Beyden Billiet das Rösgen macht — ich will ihren ſonſtigen Talenten dadurch gar nicht zu nahe tretten — aber ein Rösgen iſt ſie doch warlich nicht — Jn dieſem Thon könte ich Jhnen noch viel vorerzählen — aber zu was nutzt es, zu was fromt es — ſoviel iſt ausgemacht, daß die vortreflichſten Stücke bißhieher wegen Dem fortgehen der geſchickteſten Leute entweder gar

nicht, oder ſehr elend ſind gegeben worden. Ein gantzes Schock neuer Menſchenkinder ſind zwar angelandet — da ich aber dieſe Meße noch mit keinem Fuß im Theater war; ſo kan ich von ihren Talenten oder nicht Talenten auch nichts ſagen. Da ich überzeugt bin, daß mein Lieber Herr Gevatter ſchweigen kan — und alſo von allen dieſen Nachrichten keinen Gebrauch als vor Sich Selbſt macht; ſo kan ich auch von Koch offenherzig reden. Er ſcheint mir ein guter Mann zu ſeyn, ſcheint keinen üblen Carackter zu haben, aber träge, unordtenlich, manchmahl wißen Die Schauſpieler nicht was übermorgen geſpielt wird — in der Garterobe ſoll eine Confuſion herſchen die ohne gleichen iſt — einige Rollen ſpielt er brav — Den Siegfried in der väterlichen Rache — guthertzige Alte — aber zu jungen Rollen iſt ſein Cörperbau zu ſtarck, ſeine Stimme zu hohl und Rau und äußerſt unangenehm Z. E. als Hammlet, als Poſa im Don Carlos iſt er mir Unausſtehlich, auch als Tellheim iſt er Ungenißbar. Stegmann iſt jetzt der Liebling des hieſigen und Mainzer publicums — er iſt Opern director — hat jetzt Gute Singſtimen — Madam Helmuth — Madam Schick — Madam Walther — er läßt die Opern recht einſtudiren — und wenn Koch doll würde, ſo giebt er keine Neue biß die Leute ſie aus dem Fundament hertrillern können — da nun Koch es mit dem Schauſpiel juſt umgekerth macht — und die Leute mit den Rollen keine Zeit gelaßen wird, ſo folgt gantz nathürlich, daß alles in Die Oper läuft — und beym Schauſpiel lehre Bänke in menge ſind. Weil nun Stegmann dadurch der Kaße mehr einbringt als Koch; ſo iſt leicht zu begreifen, daß er hir u in Maintz ſehr gut angeſchrieben iſt — auch hat er ſich auf 12 Jahr aufs neue anwerben laßen. Da ich ſo lange nichts von Jhnen gehört hatte; ſo waren mir die dramaturiſchen Blätter von Herrn von Kniege* ein wares Freudenfeſt. Leben Sie wohl! Grüßen Jhre Liebe Frau Lotte und alles was Jhnen lieb iſt von

Jhrer wahren Freundin
E. Goethe.

* Knigge, dramaturgische Blätter. 3 Quartale. Hannover, 1789.

14.

Den 29ten Mertz 1791
in großer Eil

Werthgeſchätzer Herr Gevatter!

Es iſt die Wahrheit daß die angeſehnſten Männer ſich große Mühe geben ein Nationahl Theater hir zu Stande zu bringen Viele Converenßen ſind ſchon deßwegen gehalten worden — und nächſtens wird eine Bittſchrift deshalben an den Magiſtrath ergehen — um 1792 in der Herbſtmeße (da die 10 Jahre von Tabor vorbey ſind) ein beſtändiges Theater zu errichten. Von dieſer ſeite iſt alles in Ordnung — ſchon an die 60 Theilnehmer wo jeder 50 Louidor gibt ſind bey der Hand — von dieſen ſind Chiron — Schemo — Kißner und der älſte von Stockum als Ausſchuß ernent — an einen derſelben mann ſich alſo wenden muß — Chiron iſt (unter uns geſagt doch die erſte Jnſtans — Ob aber bey allem dieſem gutem Anſchein die Sache zu Stande kommt kan mann nicht zuverläßig ſagen — Erlaubt die Obrigkeit die Adventszeit die 7 Faſten Wochen und die Sontäge nicht — ſo wird aus der gantzen Geſchichte nichts — auserdem thut Maintz ſehr böße, und es iſt bekandt daß uns dieſes in vielen Sachen ſehr wehe thun kan — So bald dieſe Hindernüße beſigt ſind — ſollen Sie mehr hören. Unterdeßen können Sie imer an einen derer Herrn ſchreiben Chiron (ob ich den Nahmen recht ſchreibe weiß ich nicht) iſt Banquier — Chamo (iſt der nehmliche fall meiner Unwißenheit) iſt Handels mann — Kißner iſt Holtzhändler — von Stockum iſt adelich. Daß es mir übrigens ein Vergnügen ſeyn würde Jhnen hir zu ſehen das ſind Sie überzeugt — auch werde ich nicht ermanglen Jhr Andencken bey dieſer Gelegenheit zu erneueren — und Jhre warhafte große Thalente als Director und Schauſpieler mich eifrigſt bemühen ins Licht zu ſtellen. Da Sie aus großer Eilfertigkeit in Jhrem Brief den Ort Jhres Aufendthalts nicht bemerkt haben; ſo ſchicke ich dieſes aufs Geradewohl nach Hanover — Leben Sie wohl! Grüßen Jhr gantzes Hauß von Jhres

guten Freundin u Gevatterin
Goethe.

15.

den 27ten Aprill 1793.

Werthgeſchätzter Herr Gevatter!

Sie werden verzeihen daß ich Jhnen ſo lange die Antwort auf zwey Briefe ſchuldig geblieben bin — Doch liegt meine Entſchuldigung in den gegenwärtigen Zeitläuften — ſeit dem 22ten October 1792 hatten wir andere Dinge zu betreiben und zu beſorgen als Briefe zu ſchreiben, die erfordern (wenigſtens bey mir) ein ruhigs Gemüth, wer aber bey zwey Milionen Brandſchatzung — bey der ſtarken Einquartirung (da ich eine Stube vor mich vor Eßen — Trinken — Schlafen und viſiten guter Freunde nur übrigbehalten habe) wer bey Einnahme der Stadt in Gefahr war ſein Hauß und Vermögen in die Luft fahren zu ſehen — wer aus Chriſtlichem Mitleid den armen Bleſirten und Gefangenen — Nahrung und Kleidung Stücke in die Spiethäler und Gefängniße zu ſchiken hatte — wer bey allem dieſem wirr warr ſich ruhig hinſetzen und Briefe ſchreiben konte der war geſchickter wie ich — und noch biß auf den heutigen Tag ſind ſind und können wir nicht ruhig ſeyn — ſo lange das beklagungs würdige Maintz nicht wieder in Deuſchen Händen iſt, dürfen wir noch nicht gantz ohne Furcht ſeyn. Aus allem dieſen erhelt nun zur Gnüge daß uns die Lebendigen ſo viele Arbeit — Mühe, und Koſten verurſachen daß wir an die Toden nicht dencken können — Ueberhaubt mögte ich mein Hertz (über verewigung — großer Menſchen — durch Obelisken — Urnen u d g) wohl einmahl ausſchütten — aber nur nicht gegen Jhnen — denn da Sie alle Briefe dieſer art drucken laßen;* ſo könte mir dieſe Ehre ebenfals wiederfahren — welches mir dann keinen kleinen ärger verurſachen würde. Vor die überſendung der Tramatugiſchen Blätter dancke ergebens — ich leße ſo was mit Vergnügen — da das Theater noch biß dato mein liebſtes Steckenpferd iſt. Jch habe im Jorick geleſen, daß das ein bößer Wind wäre, der Niemand was gutes zuwehete — das

* Bezieht sich auf Großmanns oben angeführte Schrift: Lessings Denkmal, worin Briefe, die er in der Angelegenheit des projectierten Lessing-Denkmals empfieng, abgedruckt sind.

gielt von Unſerm hieſigen Theater — das hat durch den Krieg dieſen Winter erſtaunlich gewonnen — Der König von Preußen — die Printzen — Genährle — kurtz alles war alle Abend im Schauſpiel worüber ich denn eine hertzinnigliche Freude hatte und in denen Stunden alles übrige Leyd ſo zimlich vergeße. Der guten Viala bin ich auch noch eine Antwort ſchuldig!! Grüßen Sie Sie auf ſchönſte und beſte von mir und verſichern Derſelben die Fortdauer von meiner Freundſchaft — Dieſes nehmliche ſagen Sie Jhrer Lieben Ehehälfte der Frau Gevatterin — und zum beſchluß Sich ſelbſt. Jch bin wie vor Olim

Dero

Gute Freundin
Goethe.

Christoph Martin Wielands helvetisches Bürgerrecht.

Von

Dr. Ludwig Hirzel.

Es ist bekannt, dass Christoph Martin Wieland schon in seinen Jünglingsjahren mit der Schweiz und den im vorigen Jahrhundert litterarisch thätigen Schweizern in mannigfaltiger, ja inniger Verbindung gestanden hat. Bereits als Tübinger Student im Frühling 1752 war er mit dem Pfarrer Schinz in Altstetten und mit Johann Jacob Bodmer in Briefwechsel getreten und dieser letztere, noch immer etwas unangenehm von dem Ausgang seines Verhältnisses mit Klopstock berührt, verkündete, nachdem ihm der junge Wieland seinen „Hermann" zur Beurtheilung übersendet, mit Jubel seinen Freunden, dass er „einen neuen Klopstock bekommen habe, dem die Geheimnisse der Poesie alle bekannt seien, der von den Musen in einem wenig geringeren Grade begünstigt sei, der mehr Lectüre habe, logischer denke und gern ein Schweizer geboren wäre." Bekanntlich liess Bodmer bald nach Eröffnung dieser Correspondenz eine Einladung an Wieland ergehen, und im October 1752 traf derselbe wirklich in Zürich ein, nahm Wohnung in Bodmers gastlichem Hause und blieb bei seinem neuen väterlichen Freunde ein und ein halbes Jahr, bis Juni 1754. Wie, in geradem Gegensatz zu Klopstocks Verhältniss zu Bodmer, Wielands Beziehungen zu demselben immer die freundschaftlichsten und zartesten blieben, auch nachdem Wieland das Haus des Amtmanns von Grebel in Zürich bezogen hatte, um dessen Söhne auf die Universität vorzubereiten, habe ich nicht nöthig hier auszuführen. Nicht nur mit Bodmer selbst, auch mit dessen Freunden, Breitinger, dem Bürgermeister Heidegger, dem Maler Caspar Füßli, dem Fabeldichter Meyer von Knonau, besonders aber mit Salomon Geßner

blieb Wieland im besten Einvernehmen und, als ihm Dr. Zimmermann in Brugg spöttisch seine allzugrosse Abhängigkeit von Bodmer und dessen Kreise vorwarf, nahm er denselben gegen den Brugger Correspondenten auf das lebhafteste in Schutz. Auf eben dieses Zimmermann Empfehlung kam Wieland, als er seine erzieherische Aufgabe in Zürich beendet hatte, in das Haus des Herrn von Sinner nach Bern, im Juni 1759. Fast noch ein Jahr blieb Wieland in Bern; allerdings nicht als Lehrer im von Sinner'schen Hause, denn es sagte ihm zu wenig zu, mit den sehr jungen Zöglingen, die man ihm anvertraut, „alle Tage vier Stunden die Elemente der Grammatik zu tractiren," sondern, nachdem er im Einverständniss mit seinen Berner Freunden, dem Professor Stapfer, den Rathsherrn Fellenberg, Tscharner, Bonstetten im September 1759 seine Hauslehrerstelle aufgegeben hatte, mit philosophischen Studien und Vorlesungen über Philosophie, die er einigen jungen Männern gab, beschäftigt. Damals knüpfte sich sein Freundschaftsbund mit Julie Bondeli. Damals dachte er sogar daran, sich in der Schweiz dauernd niederzulassen und in dem zu jener Zeit noch Bernischen Städtchen Zofingen eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu gründen. Doch ein Brief aus der Heimath, der ihm die Anstellung als Rathsherr zu Biberach verkündete, gab seinem Schicksal eine andere Wendung. Im Mai 1760 verliess Wieland die Schweiz, um nur ein einziges Mal in seinem Leben wieder dahin zurückzukehren, im Sommer 1796. Es war nicht bloss der Wunsch, die alten Freunde wiederzusehen, von denen viele ja schon todt, was ihn nach sechsunddreissig Jahren wieder nach Zürich zog. Auf ihrer Reise in die Schweiz mit der Familie Baggesen im Jahre 1795 hatte Wielands Tochter Charlotte sich mit Salomon Geßners Sohne Heinrich, dem nachmaligen Nationalbuchdrucker der helvetischen Regierung zu Bern und Freunde H. v. Kleists, verlobt, und als Wieland das Jahr darauf nach Zürich kam, begrüsste er neben den alten Freunden nun besonders auch die geliebte Tochter mit ihrem Gemahl.

Von dieser Zeit an ist der Dichter des Oberon wieder in den innigsten und lebhaftesten Beziehungen zur Schweiz. Be-

sonders die politischen Schicksale des Landes, in welchem seine Kinder wohnen, beschäftigen und bekümmern ihn. Ich habe in den Grenzboten (1870, II, Seite 260) einen Brief Wielands aus dem Jahre 1802 an seinen Sohn Ludwig in Bern abdrucken lassen, der von diesem Interesse ein merkwürdiges Zeugniss gibt. Hier aber ist es meine Absicht, eines anderen Beweises für die Innigkeit von Wielands Beziehungen zur Schweiz Erwähnung zu thun, welcher ebenfalls des Genaueren noch nicht bekannt geworden ist: ich meine die Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes der helvetischen Republik an Wieland.*

Man weiss, dass, als die Stürme der Revolution von Frankreich aus durch Europa brausten, auch die Eidgenossenschaft der dreizehn Kantone mit ihren vielen zugewandten und schutzverwandten Orten, ihren Unterthanenländern und gemeinen Herrschaften in Folge innerer Zerrissenheit und Fäulniss zusammenbrach. An die Stelle der föderativen Verfassung trat 1798 fast unvermittelt mit allen früheren Zuständen der Einheitsstaat der „helvetischen Republik“. Man beurtheilt auch heute noch in der Schweiz die Zeit der „Helvetik“ vielfach ungerecht. Es war eine Zeit des idealen Schwunges, die Sturm- und Drangperiode in der schweizerischen Politik. Allerdings der Fluch der Einführung durch fremde Gewalt lastete auf der neuen Verfassung, aber indem die Männer der Helvetik vor allem den Blick über die engen Grenzen der Kantone hinaus auf das Wohl des gesammten Vaterlandes richteten, schufen sie eine Menge von Einrichtungen, welche zwar unter den Widerwärtigkeiten der Zeit keinen festen Bestand gewinnen konnten, die aber für eine weitere Entwickelung des schweizerischen Staatswesens noch lange Zeit Vorbilder bleiben werden.

Zu den idealen Zügen der ersten helvetischen Verfassung gehört auch das Gesetz vom 29. Weinmonat 1798, nach welchem „Fremde, die sich um die Republik oder die Menschheit Verdienste erworben, durch Decret zu helvetischen Bürgern er-

* Dieselbe wird vorübergehend erwähnt von A. v. Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, Bern 1843, zweiter Band, S. 354. Die litterarhistorischen Werke über Wieland wissen nichts davon.

klärt“ werden konnten. Dieses helvetische Bürgerrecht, unabhängig von einem Gemeinde- oder Kantonsbürgerrecht, ist während des fünfjährigen Bestehens des helvetischen Einheitsstaates im Ganzen nur drei Männern, Deutschen, ertheilt worden. Zuerst (am 18. October 1800) ward der Professor der Mathematik an der Berner Akademie, Joh. Georg Tralles aus Hamburg,* damit beschenkt, sodann (am 7. März 1801) Joh. Georg Ebel, der Verfasser des Werkes über die Gebirgsvölker der Schweiz etc.** Der dritte aber, welcher dieses Bürgerrecht erhielt, war Christoph Martin Wieland.

Es war am 14. März 1801, dass im Gesetzgebenden Rathe der helvetischen Republik zu Bern von einem Mitgliede, welches ich leider nicht namhaft machen kann, folgende Rede gehalten wurde:

„Auch ich, Bürger Gesetzgeber, möchte die wenigen Augenblicke unserer Einstweiligkeit benutzen, um meiner und Ihrer Humanität ein ewiges Denkmal zu stiften.“

---

* Derselbe schrieb im Auftrag der helvetischen Regierung mehrere Schriften über die Einführung der einheitlichen Masse und Gewichte.

** Das Dankschreiben, welches Ebel für das ihm, wie es scheint, von dem Minister Rengger persönlich in Paris übergebene Decret an die helvetischen Räthe richtete, lautet:

„Bürger Stellvertreter! Der helvetische Botschafter in Paris hat mich mit dem Beschlusse bekannt gemacht, wodurch mir der gesetzgebende Rath das helvetische Bürgerrecht ertheilt. Empfangen Sie meinen Dank für diese Verfügung Ihrer Huld. Nichts konnte meiner Ehre schmeichelhafteres, nichts meinem Herzen willkommneres begegnen, als Staatsgenosse eines Volkes zu werden, dessen mannhafte Sitte, dessen Wahrheit in Wort und Wandel ich beständig verehrt habe. Die glücklichsten Jahre meines Lebens sind in der Schweiz verflossen; ich bin mit diesem geliebten Lande in Denk- und Empfindungsverwandtschaft getreten, seine Schicksale konnten mir nicht einen Augenblick fremd bleiben. Voll des aufrichtigsten Eifers übernehme ich daher zugleich mit den Rechten alle Bürgerpflichten, welche Ihr huldreicher Beschluss mir auflegt. Die Vorsehung gebe Ihrem Wirken Gedeihen, und Segen der helvetischen Republik. Empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Verehrung.“ Das Schreiben ward am 20. Mai 1801 im Gesetzgebenden Rathe verlesen, dann dem Vollziehungsrathe mitgetheilt. Vgl. D. neue schweiz. Republikaner. Herausgegeben von Usteri (Bern bei J. A. Ochs), vom 29. Juni 1801.

„Kennen Sie nicht einen Greisen, der in Bodmers patriarchalischer Hütte, an den Ufern der Limmat, die Morgenröthe von Deutschlands Litteratur aufgehen sah, der in Helvetiens Gefilden die Classiker von Rom und Griechenland verstehen lernte und sich würdig machte, selbst ein Classiker zu werden? Kennen Sie nicht einen Greisen, dessen unwiderstehlicher Zauber Sie oft in die Zeiten der Ritter und in die unendlich schönen, ewig jungen Zeiten der Griechen versetzte? Kennen Sie nicht einen Greisen, der, ein zweiter Proteus, jetzt als Plato, jetzt als Aristipp, bald als Ariosto, bald als Lucian, hier als Cervantes, dort als Fielding, immer original, immer neu und unnachahmlich, die Tugend und Freude lehrte?“

„Dieser Greis, der Ruhm des abgeschiedenen Jahrhunderts, auf Deutschlands Parnass der Triumvire einer, schon lange die Geisel der Archonten und Zunftmeister und des lustigen Gesindels kleiner Duodezkantönchen und naselanger Hauptstädtchen und all der Treibereien und Plackereien, Herz- und Geistlosigkeiten abderitischen Andenkens und eben dadurch lange schon der überzeugendste Prediger helvetischer National- und Regierungseinheit.“

„Dieser Greis, der Erzieher eines der aufgeklärtesten Fürsten Deutschlands, hoch bei ihm in Ehren und Mitglied seines Hofraths, dem das hochlöbliche Vorort Zürich einen monatlichen Aufenthalt verweigert hätte, wäre nicht unser College Füßli uraltwohlhergekommenermassen Bürge für ihn geworden, dass er während dessen Dauer einem wohlverordneten Spend- und Spitalamt nicht anheim fallen werde; dieser Mann ist nicht nur Dichter, Welt- und Menschenkenner, Philolog und Philosoph. Seitdem der göttliche Funke in ihm erwacht ist, war er stets und ist es noch jetzt in der grossen, heiligen Bedeutung des Wortes und in dem Sinne, den Phocion und Epaminondas, Leonidas und Brutus ihm gaben, ein wahrer ächter Republikaner, unerschütterlich die Rechte seines Volkes und die Rechte der Vernunft und des Menschen gegen Jedermann mannhaft und nachdrucksamst zu vertheidigen. Er ist und war von jeher das Muster eines zärtlichen Gatten, der Vater und Freund seiner Kinder, der gewissenhafteste Bürger, der liebevollste Nachbar.“

„Dieser Mann ist und war von jeher der zärtlichste Liebhaber unseres Vaterlandes; die innigste Sympathie machte ohne Unterlass zur Wonne seiner Seele, zum Schmerz seines Herzens all das Gute und all das Unglück, das unserm Vaterland widerfuhr und die feurigste Liebe scheint ihn bei Helvetiens Widergeburt gleichsam neu geboren zu haben.“

„An den würdigen Sohn seines Freundes, der den ersten Schiffer und den ersten Menschen besang, der seinen Staub der Erde wiedergab, vermählte er das köstlichste Kleinod seines Herzens, die geliebteste seiner Töchter.“

„In unsern freundschaftlichen Cirkeln lernten wir schon eine geraume Zeit einen seiner hoffnungsvollsten Söhne kennen, achten und lieben, als einen Jüngling der mit ächten Republikanern gienge bis in den Tod.“*

„Bürger Gesetzgeber — ich schweige. Einmüthig, wie am 18. Februar 1801, als Ihr dahingerissen von höherer Begeisterung das Organ unserer Nation waret und Eins und untrennbar mit einander zu leben und zu sterben beschlosset, einmüthig wie damals klopfen unsere Herzen all, und wir denken: Das ist Wieland!

* Ludwig Wieland, der sich damals in Bern aufhielt, wurde laut Protokoll des Vollziehungsrathes vom 24. März 1801 bei der helvetischen Regierung beschäftigt. Hier der Beleg: „Le Conseil exécutif sur la proposition d'un de ses membres et après avoir entendu le rapport de son Secrétair Général, voulant donner au citoyen Wieland, fils du célèbre Auteur de ce nom la facilité de connaître le travail du Gouvernement et les occasions d'acquérir dans les affaires une expériance, qui puisse lui devenir utile,

arrête

1. Le Secrétair Général du Conseil exécutif est autorisé d'employer dans son bureau le citoyen Wieland.

2. Le citoyen travaille d'abord comme volontaire et employé supernuméraire sans appointement déterminé. Il sera soumis au Secrétair Général et au Chef du bureau de rédaction, qui est invité de lui donner ses directions, dont il pourrait avoir besoin pour se rendre utile.

3. Après avoir fait l'épreuve des talens, de l'assiduité et du caractère du citoyen Wieland le Secrétair Général fera un rapport au Conseil exécutif sur la manière dont il conviendrait de recompenser son travail. Le Conseil exécutif prononcera sur ce rapport.

4. Le présent arrêté sera inseré au Procès verbal des séances du Conseil exécutif et il en sera donné communication au citoyen Wieland.“

Hier ist das Denkmal, das ich unserer Einstweiligkeit für die späteste Nachkommenschaft zu setzen wünschte:

Der gesetzgebende Rath verordnet:

Dem Dichter Wieland in Weimar soll das helvetische Bürgerrecht ertheilt sein."

Es ist mir, wie oben gesagt, nicht möglich anzugeben, welches Mitglied des Gesetzgebenden Rathes der helvetischen Republik es war, welches diese Rede, die übrigens im „Neuen Schweizerischen Republikaner" vom 8. April 1801 vollständig abgedruckt ist,* gehalten hat. Denn ebenso wie die schriftlichen Protokolle des Gesetzgebenden Rathes, welche ich im eidgenössischen Archiv zu Bern durch gütige Vermittelung des Hrn. Dr. Keiser daselbst vollständig durchsehen konnte, den Namen des Antragstellers verschweigen, spricht auch der „Neue Republikaner", welcher über alle Verhandlungen der helvetischen Räthe ziemlich ausführliche Berichte bringt, nur von „einem Mitgliede", welches die Ernennung Wielands zum helvetischen Bürger beantragt habe. Man kann daher nur vermuthen — vielleicht dass eben der Herausgeber des „Republikaners" selber, nämlich der Zürcher Usteri, der Antragsteller war, oder doch ein anderer von den Zürcherischen Unitariern; dies dürfte wenigstens die Anspielung der Rede auf gewisse Zürcherische Zustände und der Umstand einigermassen wahrscheinlich machen, dass Wielands schweizerische Freunde zu Zürich wol am zahlreichsten waren. Doch Gewisses hierüber wollten eben die Herren der Versammlung selbst nicht wissen lassen, aus welchen Gründen will ich nachher zu zeigen versuchen, ich gebe zunächst, was die Acten über den schweizerischen Ehrenbürger weiter enthalten.

Nachdem in das Protokoll des Gesetzgebenden Rathes der helvetischen Regierung vom 14. März 1801, dem Tage, an welchem die oben mitgetheilte Rede gehalten wurde, die Worte aufgenommen worden waren, dass „von einem Mitgliede der schriftliche Antrag verlesen und regelmässig auf den Kanzleitisch gelegt worden sei, dass dem als Schweizerfreund, Dichter

* Der neue Schweizerische Republikaner. Herausgegeben von Usteri. Mittwoch den 8. April 1801 (18. Germinal IX). No. 296.

und Philosoph bekannten Christian (sic), Martin Wieland zu Weimar das helvetische Bürgerrecht ertheilt werden möchte," enthält das Protokoll vom 18. März den folgenden eigenthümlichen Passus:

„Auf die zweite Verlesung des Antrages eines Mitgliedes zur Ertheilung des helvetischen Bürgerrechtes an den Hofrath Wieland zu Weimar wird der Beschluss darüber vertagt und die öffentliche Bekanntmachung indessen untersagt." Am Rande des Protokolls, querüber geschrieben: „Geheim".

Man fragt sich, welche Gründe können bestimmend gewesen sein, den Beschluss über jenen Antrag zu vertagen und die Geheimhaltung desselben zu beschliessen. Ich habe zunächst daran gedacht, es möchten vielleicht in der Versammlung des Gesetzgebenden Rathes gewisse Bedenken geäussert worden sein, ob auch der vielfach angefochtene Charakter von Wielands Schriften die Ertheilung des Bürgerrechtes an den Verfasser rechtfertigen könne. Denn die ehrsamen Bürger von Zürich und Bern, wie die von andern Orten, hatten ja früher schon auch an denjenigen von Wielands Schriften, die wir heute gar nicht mehr zu den frivolsten rechnen, so bedeutenden Anstoss genommen, dass z. B. der Antistes zu Zürich den Druck des Agathon verweigert hatte, und als derselbe doch gedruckt worden war, das Buch verbieten liess, dass ferner, weil für den Don Silvio das Gleiche zu erwarten stand, dieser Roman in Ulm gedruckt, von Bern aus der Verfasser aber bald darauf als ein unsittlicher Mensch denuncirt wurde, der mehr als unsittsame Situationen schildere, welche kein ehrbarer Mensch und, wer noch Achtung vor den Sitten habe, billigen könne (Gruber, I, 400). „Die Mehrheit meiner Freunde in den 13 Cantonen," hatte Wieland selbst, allerdings vor Jahren, an Zimmermann geschrieben, „versteht keinen Spass und ille ego qui quondam würde (bei Verletzung des Incognitos als Verfasser des Don Silvio) ohne Gnade verdammt werden, weil ich ehrliche Leute zu lachen gemacht" (Gruber, I, 347). Jetzt war der Dichter sogar noch als der Verfasser der Wasserkufe bekannt, einer Erzählung, die bekanntlich an Frivolität alles andere hinter sich zurücklässt.

Allein, wenn man die Sache näher betrachtet, erweisen

sich doch solche Gründe jener Vertagung als nicht wahrscheinlich. Es scheint vielmehr, man habe die Verschiebung des Beschlusses mit den damaligen politischen Verhältnissen der helvetischen Republik in Zusammenhang zu bringen und aus ihnen zu erklären. Es handelte sich in jenen Tagen um nichts Geringeres, als um den Fortbestand derjenigen Verfassung von „Helvetien", durch welche allein Wieland das schweizerische Bürgerrecht erhalten konnte. Mit dem Einheitsstaate gänzlich unzufrieden, verlangten die demokratischen Kantone damals lauter und lauter die alte Föderativverfassung der Schweiz zurück; die aristokratischen waren der Einheit günstiger, Alles aber berief sich auf den Artikel 11 des Lüneviller Friedens, nach welchem die Betheiligten sich jede ihnen schicklich dünkende Regierungsform zu geben berechtigt seien. Die einander entgegengesetzten Bestrebungen im Volke riefen Unruhen aller Art hervor, und die Folge derselben war die Entsendung jener helvetischen Deputation nach Paris, deren Haupt, der Minister Albrecht Rengger, am 11. Mai mit dem sogenannten Verfassungsentwurf von Malmaison nach Bern zurückkam.

Doch hatte Napoleon schon am 1. Mai 1801 dem schweizerischen Gesandten Glaire den neuen Verfassungsentwurf mitgetheilt. Derselbe war mehr föderalistischer Natur, als die bisherige Verfassung, aber centralisiert blieben noch immer Militär, Polizei, diplomatischer Verkehr mit dem Ausland, Civil- und Criminalrecht, Münze, Unterricht; auch das von einem kantonalen unabhängige helvetische Bürgerrecht blieb bestehen. Gewiss, dass man in Bern schon vor der Rückkehr Renggers durch ihn oder Glaire die Grundzüge der neuen Verfassung kennen konnte; wahrscheinlich, dass man, als der Fortbestand des Einheitsstaates fraglich war, die Angelegenheit der Bürgerrechtsertheilung an Wieland ruhen liess, davon sogar nicht sprechen wollte, dass aber, als Einheitsstaat und Bürgerrecht wieder gesichert schien, man sogleich darauf zurückkam. Denn am 7. Mai ward laut den Protokollen des Gesetzgebenden Rathes der Antrag betreffend Wieland neuerdings in Berathung gezogen, am 9. aber liess der Vollziehungsrath den Decretsvorschlag des Gesetzgebenden Rathes mit folgenden

Worten an den letzteren zurückgehen: „Bürger Gesetzgeber! Auf Ihren Decretsvorschlag vom heutigen Tage, durch welchen dem Hrn. Hofrath Christoph Martin Wieland von Weimar das helvetische Bürgerrecht ertheilt werden soll, eröffnet Ihnen der Vollziehungsrath, dass er sich freue, den Mann welchen die gelehrte Welt und die ganze gebildete Classe der Menschen als Beförderer wahrer Aufklärung verehrt, auch in Ihrer Mitte durch öffentliche Anerkennung und Würdigung seiner Verdienste um die Menschheit geehrt zu sehen. Der Vollziehungsrath ladet Sie demnach ein, Bürger Gesetzgeber, Ihren Vorschlag zum wirklichen Gesetze zu erheben."

Dies geschah. Durch Decret vom 11. Mai beschloss der Gesetzgebende Rath: „Dem Hofrath Chr. M. Wieland ist das helvetische Bürgerrecht ertheilt." Am 13. trat der Vollziehungsrath auch diesem Beschlusse wieder bei, und unterzeichnet von dem Präsidenten Zimmermann und dem General-Secretär Mousson ward derselbe in dem „Tageblatt der Gesetze und Decrete des Gesetzgebenden Rathes der helvetischen Republik, Bern, in der Nationalbuchdruckerey" veröffentlicht.

Man hatte beschlossen, das Decret, mit dem Siegel der Republik versehen, dem Minister des Innern zur Uebermittelung an Wieland zuzustellen, und in der That findet sich auch im Manual des Ministers des Innern, Albrecht Rengger, unter dem 16. Mai 1801 die nachfolgende Aufzeichnung:

„An Wieland."

„Sie erhalten beiliegend eine Abschrift des Decretes des gesetzgebenden Rathes vom 11. Mai, das Ihnen das helvetische Bürgerrecht ertheilt. Diese Abschrift wird Ihnen die Stelle eines Bürgerbriefes vertreten, und zufolge desselben werden Sie von nun an alle Rechte eines helvetischen Bürgers zu geniessen haben."

Gleichwol ist Wieland nie in den Besitz dieses Decretes gekommen.

Dies erhellt unzweifelhaft aus den Protokollen im eidgenössischen Archiv vom Jahre 1803.

Protokoll des Vollziehungsrathes der helvetischen Republik vom 25. Januar 1803:

„Auf den Antrag eines Mitgliedes beschliesst der Voll-

ziehungsrath: Das Departement der innern Angelegenheiten einzuladen, in seiner nächsten Audienz zu berichten, ob das Decret vom 11. Mai 1801, welches dem berühmten Schriftsteller Wieland das helvetische Bürgerrecht ertheilt, demselben gehörig mitgetheilt worden oder nicht, und im letztern Falle die Gründe dieser Verspätung anzuzeigen, welche sogleich wieder gut gemacht werden soll."

Protokoll des Departements des Innern vom 31. Januar 1803:

„An den Vollziehungsrath."

„Sie haben mich unterm 25. dieses beauftragt etc. etc.

Ich habe die Ehre, Sie hierauf zu benachrichtigen, dass dieses Decret während meiner Mission nach Paris ergangen ist, dass aber aus den Protokollen meines Departements erhellt, dass unterm 16. Mai 1801 dem Hrn. Hofrath Wieland in Weimar eine Abschrift des bemeldeten Decretes übermacht worden mit dem Beifügen, dieselbe werde ihm die Stelle eines Bürgerbriefes vertreten und er demzufolge von dato an alle Rechte eines helvetischen Bürgers zu geniessen haben."

Protokoll des Vollziehungsrathes vom 7. Februar 1803:

. . . . „Der Staats-Secretär zeigt an, dass nach dem Protokoll des Departements dem Hrn. Hofrath Wieland eine Abschrift dieses Decretes unterm 16. Mai 1801 übermacht worden sei."

„Der Vollziehungsrath benachrichtiget, dass der Herr Hofrath Wieland diese Ausfertigung nicht erhalten — trägt dem Staats-Secretär auf, demselben eine zweite Abschrift, mit einem verbindlichen Schreiben begleitet, zuzusenden."

Soweit die Protokolle, die, sehr fleissig geführt, durchaus nichts weiter über die Angelegenheit enthalten. Aus welchem Grunde hat Wieland jene erste Abschrift des Decretes nicht erhalten? Sollte sie auf dem Wege nach Weimar verloren gegangen sein? Ich gestehe, dass mich dies nicht eben wahrscheinlich dünkt. Oder ist sie etwa doch in Bern zufällig liegen geblieben, vielleicht auch absichtlich, trotz des Beschlusses, nicht abgesendet worden? Wenn es richtig ist, dass schon nach der allerersten Berathung der Angelegenheit im März 1801 die Zeitverhältnisse, der höchst fragliche Fort-

bestand der helvetischen Einheitsverfassung und ihres Bürgerrechtes die Ausführung der Sache hindern konnten, so, scheint mir, war dies nach Verlauf des März, im Mai 1801, noch weit eher möglich. Man bedenke nur, welchen Schicksalen die Helvetik im Frühling 1801 entgegengieng. Auch der sog. Pariser Verfassungsentwurf (von Malmaison) hatte die Gemüther keineswegs befriedigt. Nur mit vermehrter Leidenschaft traten die Gegner und die Freunde des ganzen helvetischen Staates einander gegenüber. Gewaltsame Verfassungsumwälzungen und Staatsstreiche, in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren bis zur Napoleonischen Mediation mehrmals wiederholt, erschütterten die Republik im Innersten; die Anhänger des Föderativsystems gewannen immer mehr Boden. Schon am 28. October 1801 hatte die Partei der Kantonalsouveränität den ersten Sieg über die entschiedenen Revolutions- und Einheitsmänner erfochten; am 17. April 1802 wurden die Föderalisten wieder gestürzt. Es folgte die Annahme der letzten Verfassung (der sogenannten Notabeln), durch welche die Centralisation wieder etwas gekräftigt wurde im Juli 1802, aber schon rüsteten sich auch die Feinde der Helvetik zur Gegenrevolution, und die Berner Aristokratie war die Triebfeder dieser Bewegung. Da Napoleon unter dem Vorgeben, er wolle nur dem Lande seine Unabhängigkeit lassen, seine Truppen aus der Schweiz zurückgezogen hatte, brach der letzte Halt der Helvetik zusammen und zuerst mit ihren eigenen schwachen Truppen von den Nidwaldnern überfallen und geschlagen, musste die helvetische Regierung am Ende selbst ihre Hauptstadt den Bernischen Insurgenten preisgeben, darauf sich in ihrer Ohnmacht nach Freiburg und in die Waadt zurückziehen. Schon versammelte sich in Schwyz die Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft wieder, da trat der Machtspruch des französischen Consuls zwischen die Streitenden. Dem Gebote, die Helvetik einstweilen wieder anzuerkennen, folgte der neue Einmarsch französischer Truppen und die Rückkehr der helvetischen Regierung nach Bern (October 1802).

Es scheint mir nicht zweifelhaft, die Thatsache, dass vom Monat Mai 1801 bis Anfang 1803, mit welchem Jahre ein Moment verhältnissmässiger politischer Beruhigung und schein-

barer Consolidierung der Verhältnisse eintrat, von Wielands Bürgerrecht auch nicht einmal die Rede ist, steht mit den hier natürlich nur in ihren Hauptzügen angegebenen Ereignissen in irgend einem inneren Zusammenhang. Wieland erhielt seinen Bürgerrechtsbrief nicht, weil derjenige, der ihn abzusenden hatte, entweder, den Kopf voll andrer Angelegenheiten, es vergessen hatte, oder aber Bedenken trug, an eine so geachtete Adresse ein Document gelangen zu lassen, welches schon im Augenblicke seiner Ankunft gegenstandslos, ja lächerlich hätte geworden sein können.

Hat nun aber Wieland wenigstens jene zweite Abschrift erhalten, welche auszufertigen dem Staats-Secretär am 7. Februar 1803 aufgetragen wurde? Auch dies ist nicht geschehen. Und ich weiss auch hierfür keine andere Erklärung, als die, welche in der Betrachtung der politischen Verhältnisse zu liegen scheint. Schon vor jenem siebenten Februar, an welchem der Vollziehungsrath der helvetischen Republik die Erneuerung der Abschrift des Bürgerrechts-Decretes für Wieland beschloss, waren seine und der ganzen Helvetik Tage gezählt. In Paris sass schon seit dem December des abgelaufenen Jahres die schweizerische Consulta zu den Füssen Napoleons. Man fabricierte die neue Verfassung, welche nachher unter dem Namen der Mediationsacte die Forderungen der neuen Zeit mit der Anhänglichkeit an die alte zu vereinigen bestimmt ward. Am 19. Februar wurde dieselbe zu Paris von Consul und Consulta unterzeichnet. Mit dieser Verfassung fiel das bisher bestehende, von jedem Orts- und Kantonsbürgerthum unabhängige helvetische Bürgerrecht dahin. Wenn, wie gewiss ist, die Intentionen Napoleons, der schweizerischen Verfassung wieder einen föderativen Charakter zu geben, schon ziemlich lange vorher in „Helvetien“ bekannt geworden waren, so kann man sich eher darüber verwundern, dass noch zwölf Tage, bevor die Gegenstandslosigkeit des Beschlusses betreffend Wieland fast evident geworden sein musste, der Vollziehungsrath die Erneuerung der Mittheilung desselben verfügte, viel weniger aber darüber, dass, wie mir nicht zweifelhaft ist, der Staats-Secretär, in richtiger Voraussicht der nächsten Zukunft und im vollen Gefühle jener „Einstweiligkeit“, von welcher

in dem Antrag, Wieland mit dem Bürgerrechte zu beschenken, die Rede gewesen war, die Mittheilung unausgeführt gelassen hat. —

Man sieht, die Geschichte von der Bürgerrechtsertheilung an Wieland durch die helvetische Republik macht einen ähnlichen tragi-komischen Eindruck, wie ihr Seitenstück in der Litteraturgeschichte, die Ernennung Schillers zum Bürger der „grossen Nation“.

Schiller und eine Stelle aus Tausend und einer Nacht.

Von

Reinhold Köhler.

Im dreizehnten Auftritt des dritten Aufzugs von Wallensteins Tod folgten, wie man seit langem weiss,* auf die Verse:

Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Läger Menschen sammeln.
Ich thats. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen, alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —

ursprünglich fünf Verse, die Schiller dann im Druck wegliess, „sicherlich wol, — um Ernst Köpkes Worte** zu gebrauchen, — weil das Bild in denselben, so anmuthig an sich, eben durch seine Anmuth für den Helden und seine Situation zu zierlich ist.“ Die Verse lauten:

Und wie des Waldes liederreicher Chor
Schnell um den Wundervogel her sich sammelt,
Wenn er der Kehle Zauberschlag beginnt,
So drängte sich um meines Adlers Bild
Des deutschen Landes kriegerische Jugend.

Wie wir aus dem erst im vergangenen Jahre erschienenen 12. Theil der Stuttgarter historisch-kritischen Schiller-Ausgabe (S. 120) sehen, hatte Schiller aber auch in den Piccolomini denselben wunderbaren Vogel in ähnlichster Weise verwendet, aber ebenfalls wieder getilgt. In dem siebenten Auftritt des

* Siehe Viehoffs und Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen VII (1850), 403 und XIII (1853), 38 und: Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. Herausgegeben von W. von Maltzahn, Stuttgart 1861, S. 48.

** Viehoffs und Herrigs Archiv XIII, 38.

zweiten Aufzugs der Piccolomini finden sich nämlich nach den Worten Wallensteins:

— — Durch Sachsens Kreise zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken seines Namens tragend —

in dem s. g. Ruesschen Manuscript auf der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart folgende Verse:

Wie aus den Wolken fielen da Armeen
Und Länder und Viktorien ihm zu,
Und Kaiserliche Majestät vermeinten
In mir des Mährleins Vogel zu besitzen,
Der mit der Kehle wundervollem Schlag
Des Waldes Sänger an sich lockt.

Ich kann das „Mährlein," in welchem der wunderbare Vogel vorkömmt, nachweisen: es ist das letzte Märchen der Gallandschen Tausend und einen Nacht, welches „Histoire des deux soeurs jalouses de leur cadette" betitelt ist.* Hier erzählt eine alte Frau der Prinzessin Parizade von drei wunderbaren Dingen, und zwar beschreibt sie das erste derselben mit folgenden Worten:

La première de ces trois choses est l'oiseau qui parle: c'est un oiseau singulier qu'on nomme Bulbulhezar [les mille rossignols], lequel a encore la propriété d'attirer des environs tous les oiseaux qui chantent, lesquels viennent accompagner son chant.

Schiller hat natürlich die für seinen Zweck gleichgiltige, für den Verlauf des Märchens freilich besonders wichtige Eigenschaft des Sprechens weggelassen. Dagegen hat er in einer Stelle der Turandot den Vogel des Märchens nur in seiner Eigenschaft als „den Vogel, welcher redet," und zugleich mit den beiden andern wunderbaren Dingen des Märchens verwendet. Die beiden andern Wunderdinge beschreibt die Alte in dem Märchen folgendermassen:

La seconde [chose] est l'arbre qui chante, dont les feuilles sont autant de bouches, qui font un concert harmonieux

* Das arabische Original dazu findet sich in keinem der bekannten Texte der Tausend und einen Nacht, wahrscheinlich fand es sich aber in dem nach Gallands Tod verloren gegangenen Band der Pariser Handschrift.

de voix différentes, lequel ne cesse jamais. La troisième chose enfin est l'eau jaune, couleur d'or, dont une seule goutte versée dans un bassin préparé exprès, en quelqu' endroit que ce soit d'un jardin, abonde d'une manière qu'elle le remplit d'abord, et s'élève dans le milieu en gerbe, qui ne cesse jamais de s'élever et de retomber dans le bassin, sans que le bassin déborde.

Nun vergleiche man die folgenden Verse im ersten Auftritt des zweiten Aufzugs der Turandot:

Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet.

Die entsprechende Scene in Gozzis Turandot ist nur eine Stegreifsscene, die Ausführung derselben ist durchaus Eigenthum Schillers. Man könnte sich nun denken, dass Schiller die drei Wunderdinge ausschliesslich dem Märchen der Tausend und einen Nacht entlehnt, aber das dort umständlich beschriebene wunderbare Wasser der Kürze wegen selbständig als „tanzendes Wasser" bezeichnet habe. Erinnert man sich jedoch, dass in dem „Augellino belverde" Gozzis die singenden Aepfel, der redende Vogel und das klingende und tanzende Wasser („l'acqua che suona e balla," oder: „che suona e danza") eine grosse Rolle spielen,* so wird man nicht zweifeln, dass Schillern, als er die beiden Verse der Turandot schrieb, sowol das Märchen der Tausend und einen Nacht als auch das Drama Gozzis vorgeschwebt haben, und dass er aus letzterem die Bezeichnung „tanzendes Wasser" hat.

* Gozzi hat bekanntlich den Stoff seines „Augellino belverde" hauptsächlich aus Straparolas Piacevoli notte IV, 3 geschöpft, aber auch das obige Märchen der Tausend und einen Nacht benutzt. Straparolas Märchen und das Märchen der Tausend und einen Nacht sind nur verschiedene Versionen eines und desselben Märchens, welches sich auch in mehreren in neuerer und neuester Zeit in Italien, Deutschland und anderwärts aus dem Volksmund aufgezeichneten Märchensammlungen findet.

Zu Schillers Tell.

Ein Wort in eigener Sache.

Im zweiten Bande dieses Archivs S. 544 hat Herr Dr. Peppmüller den Vorwurf angedeutet, der Herausgeber Herr Prof. Dr. Gosche ihn zu begründen gesucht, dass ich manches aus einem Aufsatze im Archiv I, 461 ff. in meine „Erläuterungen“ Tells herübergenommen, als seien es meine eigenen Wahrnehmungen. Nichts kann unbegründeter sein, nichts mir ferner liegen, als mich mit Herrn Peppmüllers kleinen Wahrnehmungen zu bereichern; ich bin weder so arm, noch so gewissenlos, noch so thöricht, am offenen Tage das Archiv und Herrn Peppmüller berauben zu wollen. In meinen „Erläuterungen“ habe ich alles benutzt, was von früheren Leistungen mir erreichbar war, und so auch den Aufsatz von Peppmüller, was ich dadurch ausdrücklich bezeichnete, dass ich einmal bei einer ihm eigenthümlichen Vergleichung seinen Namen nannte. Bei allen Bemerkungen und Wahrnehmungen, die andere vor mir gemacht, diese als Vorläufer zu nennen, war mit dem Zwecke meiner „Erläuterungen“ unvereinbar und um so weniger an der Stelle, als ich vieles unmöglich für ein Eigenthum dessen halten konnte, der es zuerst geäussert; aber selbst bei demjenigen, was mit Recht dieser oder jener als seine Bemerkung beanspruchen kann, war die Nennung des Namens durch den Zweck meiner möglichste Kürze fordernden „Erläuterungen“ ausgeschlossen. Aus demselben Grunde hatte ich ja auch meist das mir Eigenthümliche ohne irgend eine Andeutung, dass es mir angehöre, gegeben. Herr Peppmüller hätte nur in dem Falle Recht, sich gegen mich zu beklagen, wenn ich irgendwo das, was er zuerst gegeben, als meine Wahrnehmung bezeichnet hätte, wovon natürlich bei mir nicht die Rede sein kann. Herrn Gosches Behauptung, ich habe Peppmüllers Arbeit mit fast allen ihren Einzelheiten, „bisweilen sogar fast mit Beibehaltung des Wortlautes“ aufgenommen, ist nicht gegründet; nicht den „Wortlaut“ Peppmüllers, sondern den der von Schiller benutzten Quellen, den ich natürlich nicht ändern durfte, habe ich beibehalten. Was ich von Peppmüller benutzt habe, sind erstens Anführungen aus Scheuchzer,

die J. Meyer noch nicht gegeben hatte; aber hierbei konnte ich ebenso wenig immer anführen, dass Peppmüller eine Stelle zuerst verglichen, wie ich bei den andern jedesmal J. Meyers Namen hinzufügen durfte, den ich nur einmal in Bezug auf die erste Entdeckung der Quellen genannt habe. Zweitens sind es Bemerkungen über Stellen, wo Schiller Tschudis Bericht missverstanden; schon andere hatten ein paar Stellen bemerkt, Peppmüller einige hinzugefügt, deren Missverständniss sich bei einer so genauen Vergleichung, wie ich sie anstellte, von selbst ergab, und es dürfte Peppmüller der Beweis gar schwer fallen, dass ich auf die betreffenden Bemerkungen nicht von selbst gekommen. Als meine eigenen habe ich sie nicht ausgegeben, Peppmüllers Namen freilich bei den betreffenden Stellen so wenig genannt, wie bei den anderen die Namen derjenigen, die zuerst eine derartige Bemerkung gemacht. Drittens sind es Homerische Stellen, die ich doch wenigstens eben so gut wie Peppmüller kannte, dessen Namen ich da, wo er zuerst die Vergleichung öffentlich gemacht, eben so wenig genannt habe, wie bei den anderen diejenigen, die dasselbe bei den anderen gethan. Dass ich die Vergleichung nicht als mein Eigenthum in Anspruch genommen, ergiebt sich zum Ueberfluss daraus, dass ich einmal S. 124 ausdrücklich bemerke, eine Schiller vorschwebende Stelle habe man „bisher übersehen.“ Dass ich anderwärts Peppmüllers Verweisungen, ohne ihn zu nennen, abweise, lag in der Natur der Sache; denn Peppmüller that mit seinen Anziehungen Homerischer Stellen eben dem Dichter oft genug Unrecht, so dass vor einer solchen Vergleichungssucht zu warnen wohl an der Stelle war. Von dieser Art sind auch die von Peppmüller neuerdings a. a. O. S. 544 ff. gemachten Vergleichungen, die geradezu komisch sich ausnehmen. Wo ein Ausdruck sich aus der Situation von selbst ergiebt und nichts Eigenthümliches hat, ist es geradezu verfehlt eine Stelle herbeizuziehen, in welcher etwas entfernt Aehnliches und ein gleiches Wort sich findet. Wenn Schiller seinen Stauffacher beim Abschiede, wo dieser seiner Frau empfiehlt, den Pilger und den für sein Kloster sammelnden Mönch reichlich und wohl gepflegt zu entlassen, sagen lässt, sein Haus verberge sich nicht, sondern

stehe „zu äusserst am offnen Heerweg, ein wirthlich Dach für alle Wandrer,“ so soll dem Dichter hierbei die ganz nebensächliche Erwähnung eines von Diomedes getödteten Axylos vorschweben, dessen Vater „wohne in der schöngebauten Arisbe, reich an Lebensgut, geliebt von den Menschen, weil er alle mit Lieb herbergte, wohnend am Heerweg,“ und obgleich an der Stelle nichts dem Homerischen „reich an Lebensgut“ entspricht, wird die Bemerkung gemacht, Stauffacher sei ja ebenfalls ein wohlhabender Mann, und zwei andere Stellen hinzugefügt, in welchen in ähnlicher Verbindung „reich an Besitzthum“ steht, und auf die letzte dieser beiden ganz besonderes Gewicht gelegt, weil auch anderes aus derselben entnommen sei. Denn wenn Gertrud „sich des edlen Ibergs Tochter“ rühmt, so soll dies, statt aus der jedem Leser des Homer geläufigen Redeweise, aus der Aeusserung des Diomedes, er „rühme sich stolz nicht weniger edlen Geschlechtes, Tydeus Sohn,“ genommen sein und bei Gertruds Schilderung:

> Gesegnet ist dein Fleiss, dein Glückstand blüht,
> Voll sind die Scheunen und der Rinder Schaaren,
> Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht u. s. w.

des Diomedes Erwähnung des Adrastos vorschweben, der „reich an Lebensgut wohne im Hause, auch genug der Weizengefilde hatte und viel Fruchtgärten, von Baum und Rebe beschattet, viel auch des weidenden Viehs.“ Also die Schilderung eines reichen schweizer Landmannes hätte Schiller nur aus dieser so sehr abweichenden Homerischen des Adrastos schöpfen können! Wohin steuern wir, wenn wir auf diese Weise unsere Classiker nicht erläutern, sondern durch gelehrten Ballast verunstalten, uns den freien Blick umnebeln. Von solchem Ballast galt es die „Erläuterungen“ rein zu halten. Von Homerischen Stellen verdanke ich Herrn Peppmüller nur eine, bei welcher ich ihn genannt habe. Dass ich dies nicht öfter gethan, mag er bedauern, Herr Gosche, dass ich das Archiv nicht genannt, aber die „Erläuterungen“ sollten möglichst von gelehrtem Apparat frei bleiben. Auf alle Wahrnehmungen, die Peppmüller zuerst hat drucken lassen, hat er selbstverständlich das schriftstellerische Prioritätsrecht, ich nur auf dasjenige, was in meinen „Erläuterungen“ zuerst sich findet, denen es mehr

zum Vorwurf gereichen würde, wenn sie das Vorhandene nicht benutzt hätten, als wenn sie das von anderen gebotene Förderliche ohne Nennung des jedesmaligen Urhebers mittheilen. Meine „Erläuterungen“ verschmähen eben jeden gelehrten Ballast, suchen aber die Namen derjenigen, die sich wirklich um die Erklärung verdient gemacht haben, durch gelegentliche Erwähnungen zu ehren. Den Vorwurf, dass ich Peppmüllers Wahrnehmungen gebe, als ob sie meine eigenen seien, d. h. als ob sie indicta ore alio wären, hätte Herr Gosche sich billig ersparen sollen, da er mich sonst als gewissenhaft zu kennen scheint. H. Düntzer.

Zusatz.

Ich scheine nicht allein Herrn Prof. Dr. Düntzers Gewissenhaftigkeit zu kennen, sondern kenne sie wirklich und setze sie voraus; im anderen Falle würde ich die ihn aufregende Frage über das Verhältniss zwischen ihm und Herrn Dr. Peppmüller gar nicht aufgeworfen haben. Indem seine vorstehenden Erörterungen durch künftige Untersuchungen aufgenommen werden mögen, habe ich hier vor allem mein Bedauern darüber auszusprechen, dass er durch den besonderen Zweck seiner „Erläuterungen“ sich gehindert geglaubt hat, sich über sein Verhältniss zu Vorgängern und Mitforschern genügend zu erklären, wodurch aller Streit vermieden worden wäre. Dann erkläre ich in theilweiser Uebereinstimmung mit Herrn Prof. Dr. D. von meinem persönlichen Standpuncte aus, der als derjenige des früheren Herausgebers des „Archivs“ keinem Mitarbeiter desselben gegenüber zu voller Geltung gebracht werden durfte, ausdrücklich, dass ich mit der Annahme von Entlehnungen sowol ganzer Litteraturstoffe als auch besonders einzelner Wendungen in der gegenwärtigen beinahe modischen Uebertreibung durchaus nicht einverstanden bin. Endlich aber lehne ich mit noch grösserer Entschiedenheit Herrn Prof. Dr. D.s Voraussetzung ab, dass ich bedauern möge, dass er das „Archiv“ nicht genannt habe: vielleicht hat er mittlerweile selbst schon darin (um den mildesten Ausdruck zu brauchen) eine stilistische Verirrung bedauert.

Halle a/S. Richard Gosche.

August Wilhelm Schlegel an C. A. Böttiger.

Michael Bernays hat im Anhang seines Buchs: Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare (Lpz. 1872) einige zwischen August Wilhelm Schlegel und Eschenburg gewechselte Briefe veröffentlicht, deren Inhalt durch die nachstehend abgedruckten Briefe an Carl August Böttiger theils bestätigt, theils ergänzt wird. Die Briefe der Gebrüder Schlegel an Böttiger bilden in dessen in der Dresdner Bibliothek aufbewahrter Correspondenz ein Octavbändchen, das die nachfolgenden 4 Briefe des älteren, und von dem jüngeren Bruder 15 Briefe aus den Jahren 1796 und 1797 und 2 a. d. J. 1813 enthält. Friedrich Schlegel empfahl, noch ehe er selbst die persönliche Bekanntschaft Böttigers gemacht hatte, diesem seinen Bruder in einem Briefe, datiert Dresden, 7. May 1796, worin er sagt: „Ein Bruder von mir, A. W. S., der ſich ſchon lange Jhre perſönliche Bekanntſchaft gewünſcht hat, und den ich, da er eben über Leipzig nach Jena und Weimar abgereiſt iſt, Jhrer gütigen Aufnahme im voraus empfehle; mein älteſter und genauſter Freund, deſſen Umgang ich ſeit Jahren entbehrt hatte, hielt ſich einen Monat bey uns auf."

1.

Jena d. 21 Nov. 1796

Mein wertheſter Herr Conſiſtorial-Rath!

Gewiß hätte mich die Erinnerung der angenehmen in Weimar verlebten Stunden, vorzüglich der in Jhrem Hauſe genoſſenen Freundſchaft und Güte, bewogen meinen Freund Göſchen dahin zu begleiten, wenn meine Beſchäftigungen es nicht ganz unmöglich gemacht hätten. Dieſe haben mich auch abgehalten, mir ſchon weit eher das Vergnügen einer ſchriftlichen Mittheilung zu geben, und Jhnen unter andern eine Menge herzliche Grüße von Tiſchbeins aus Deſſau zu

beſtellen, wo ich von Leipzig aus hinreiſte und ein anderthalb Tage ſehr glücklich zubrachte. Jch habe mich auch ungemein gefreut, dort die Porträte von Jhnen, Wieland und Herder zu ſehen.

Vor allen Dingen nehmen Sie meinen wärmſten Dank für die ſo ganz gelungene Bemühung an, auch uns, die wir Jfland nicht geſehen haben, ſo viel möglich an dieſem Genuſſe Theil nehmen zu laſſen. Eine das Theater betreffende Arbeit von Jhnen machte indeſſen mein Verlangen nach Jhrem Terenz doppelt rege, welches leider wohl noch nicht ſo bald befriedigt werden wird.

Göſchen hat mir geſagt, Wieland habe ſich geäußert, die Geßnerſche Buchhandlung in Zürich würde vielleicht meine neue Überſetzung des Shakeſpeare übernehmen wollen. Jch bin nähmlich in dem Falle, mich nach einem andern Verleger umſehen zu müſſen, weil der, mit dem ich die Sache ſchon voriges Oſtern in Richtigkeit gebracht, wie es ſcheint, nicht im Stande iſt, ſeine Bedingungen zu erfüllen. Jch habe zwar ſchon vorläufig mit einem andern Buchhändler geſprochen, bin aber für jetzt noch nicht wieder durch einen Vertrag gebunden. —

Ehe von meiner poetiſchen Überſetzung die Rede war, war es H. Eſchenburgs Abſicht eine neue verbeſſerte Ausgabe ſeiner proſaiſchen in der Geßnerſchen Buchhandlung zu veranſtalten. Er ſagte mir zwar, als ich ihn in Braunſchweig darüber ſprach, er habe dieß nunmehr gänzlich aufgegeben; indeſſen möchte ich doch nicht den kleinſten Schritt thun, der mir den Schein gäbe als drängte ich mich an ſeiner Stelle ein, ehe ich nicht mit Sicherheit weiß, daß die Buchhandlung auch ihrerſeits den Plan, die Eſchenburgiſche Überſetzung von neuem zu verlegen, hat fahren laſſen. Denn mir däucht, dieſe beyden Überſetzungen haben einen ſo verſchiednen Zweck, daß ſie ſehr gut neben einander beſtehen können. Wieland iſt jetzt ſo ſehr beſchäftigt, daß ich nicht gewagt habe, an ihn ſelbſt darüber zu ſchreiben. Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie gelegentlich mit ihm ſprechen und mir in wenigen Zeilen das Reſultat melden wollten. Jſt keine zweyte Ausgabe der Eſchenburgiſchen Überſetzung mehr

zu erwarten, ſo würde ich Sie bitten, bey W. folgende vorläufige Anfragen zu thun, die er wahrſcheinlich, da ſein Schwiegerſohn die Handlung führt, wird beantworten können

1) Ob die Geßnerſche Buchhandlung ein Honorar von 150 Thlr. für jedes Schauſpiel *Sh—s* würde daran wenden wollen?

2) Ob ſie ſich zu einem zierlichen Drucke, nach den Wünſchen des Überſetzers verſtehen würde?

3) Ob ſich die Sache wohl ſo ſchnell würde betreiben laſſen, daß der erſte Theil (wozu zwey Stücke ſchon ganz fertig und das dritte in der Arbeit iſt) noch auf die nächſte Oſtermeſſe erſcheinen könnte?

Wenn W. dieſe Fragen mit nein beantworten ſollte, ſo wäre es gar nicht nöthig, eine unmittelbare Unterhandlung mit der Buchhandlung anzufangen, und ich bliebe bey dem Buchhändler, dem ich ſchon im allgemeinen den Vorſchlag gethan.

Faſt beſchämt bin ich, daß ich die Anzeige der Terpſichore, die Sie von mir erwarten, noch nicht geliefert habe. An meinem guten Willen hat es nicht gefehlt: Sie würden mich entſchuldigen, wenn Sie wüßten, wie ſich ſeit meiner Reiſe nach Leipzig die Arbeiten bey mir gedrängt, und mich immer noch von dieſer angenehmeren abgehalten haben. Jndeſſen habe ich mich ſchon durch Leſung der Terpſichore und Vergleichung des Balde ſehr vorbereitet, und werde in dieſen Tagen daran gehn. Was mir auch ein Hinderniß geweſen, iſt, daß ich das Stück der Leipz. Bibl.,* welches die tadelnde Recenſion enthält, worauf ich doch ſtillſchweigends Rückſicht nehmen müßte, hier am Orte nicht habe habhaft werden können. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie es mir ohne Beſchwerde von Weimar aus nur auf wenige Tage verſchaffen könnten.

Haben wir nicht Hoffnung, Sie bald einmal hier, und auf längere Zeit wie im verwichnen Sommer zu ſehen? Sie werden mich jetzt in der Stadt in einer geräumigeren Wohnung und

* Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 56. Stück 1. S. 28—59.

mehr eingerichtet finden. Kommen Sie doch ja! Mein Bruder wird Jhnen ſelbſt ſchreiben, wie er mir geſagt hat; meine Caroline läßt ſich Jhnen beſtens empfehlen. Dürfte ich Sie um meine angelegentlichſten Empfehlungen an Wieland und Herder bitten? Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich in freundſchaftlichem Andenken.

Ganz der Jhrige

A W Schlegel.

Sie verzeihen mir doch dieß abſcheuliche, in jeder Hinſicht nachläßige Geſchreibe.

Original drei Blätter in 8⁰.

2.

Jena d. 25 Nov 96

Wertheſter Herr Conſiſtorial-Rath, empfangen Sie meinen wärmſten Dank, für die bereitwillige Güte, womit Sie bey ſo viel eignen Geſchäften in meine Angelegenheiten eingehen. Jch will Sie heute nur ſo lange damit aufhalten, als grade nothwendig iſt.

Hier iſt das verlangte Blatt mit den weſentlichſten Vorſchlägen und Bedingungen. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie es mit einem Brief an H. Geßner begleiten wollen. Jch wünſchte, daß es die Buchhandlung nicht ſo anſähe, als ob ich mich aus eigner Bewegung mit Vorſchlägen an ſie gewandt hätte; ſondern als ob ich von Freunden veranlaßt dieſen Zettel aufgeſetzt, um damit dieſem oder jenem Buchhändler nach Belieben Vorſchläge zu thun.

Jch ſprach H. Eſchenburg im verwichnen Sommer zu Anfange des Julius. Freylich kann ich nicht ſagen, ob ſein gegen mich geäußertes gänzliches Aufgeben dieſer Arbeit ein feſtgeſetzter Entſchluß oder mehr nur Stimmung des Augenblicks war. —

Auf keinen Fall möchte ich ihm in den Weg treten: und ſollte Hoffnung daſeyn, er werde eine verbeſſerte Ausgabe übernehmen, ſo rathen Sie H. Geßner ja, lieber dieß als meine Vorſchläge zu ergreifen.

Die Anfrage wegen der Noten habe ich zum Theil ſchon auf dem Zettel beantwortet. Eſchenburgs Noten ſind ein

fremdes Eigenthum, das ich bey meiner Überſetzung abdrucken zu laſſen nicht das geringſte Recht habe. Überdieß ſind ſie vor Erſcheinung der Maloniſchen Ausgabe geſchrieben, welche aller erſt für die Kritik des Textes etwas befriedigendes geleiſtet, und nach vielen vergeblichen Konjekturen die ächte Leſeart hergeſtellt hat. Unverändert möchten daher viele nicht mehr paſſen. — Nun wäre es zwar eine ſehr leichte Arbeit aus ſo vielen Engliſchen Kommentatoren neue Anmerkungen auszuwählen und zuſammenzuſtellen: allein ich geſtehe, daß ich mich nicht entſchließen kann, meine Überſetzung dadurch zu entſtellen, weil ich einen abgeſagten Haß gegen Noten zu einem ſchönen Geiſteswerke in der Mutterſprache habe.

Leben Sie recht wohl, mein gütiger Freund! Erfüllen Sie ja recht bald die angenehme Hoffnung die Sie uns geben Sie bald in Jena zu ſehen. Meine Frau, die ſich Jhnen beſtens empfehlen läßt, wird ſich ſehr freuen, die leider nur noch ſo im Fluge gemachte Bekanntſchaft mit Jhnen näher zu knüpfen.

Ganz der Jhrige

A W Schlegel

Mein Bruder läßt ſich für das Überſandte bey Wieland, und bey Jhnen für die gütige Beſorgung bedanken.

Original zwei Blätter in 8°.

Geßner antwortete in ſeinem Zürich d. 6. Xbr. 1796 datierten Brief auf Böttigers Anfrage.

„Die Probe einer neuen Überſetzung Schackſpear von Schlegel in den Horen habe ich zwar mit vielem Vergnügen geleſen, u. ſein Anerbieten des Verlags meiner *Soccietät* hat in vielen Rückſichten Jntereße für mich aber die Bedingung 150 baare Thaler — — ſcheint mir bey aller Achtung für Hrn. Schlegel, enorm u. mit ſo ſcheelen Augen ich auch dieſen neuen Schackeſpear, (wenn er zu Stande kommen ſoll) in den Händen eines andern Buchhändlers ſehe, ſo konnt ich doch nicht, beſonders bey gegenwärtiger Laage des Buchhandels ſehr in meine *Aſsocies* dringen. Oder was halten Sie davon? Stellen Sie dieſer neuen Bearbeitung Schackeſpears, den wie mir däucht Wieland u. Eſchenburg doch auch ſchon über-

ſezt haben, einen ſo glücklichen Horoſcop? daß ſich die große Entrepriſe wagen laße. — Jſt dieſ nicht der Fall, ſo geben Sie nebſt meinem höflichſten Reſpect, Hrn. Schlegel ohne fernern Umtrieb den Korb. —

RathsHerr Füßli, den ich einzig in Fällen ſolcher Art conſultiren kann — iſt auch ohngefehr gleicher Meinung mit mir. —“

Original in dem mit dem Titel Gessner bezeichneten Bande der Böttigerschen Correspondenz.

3.

Jena d. 5 Jan 1797.

Eben war ich im Begriff, mein verehrter Freund, an Sie zu ſchreiben, und Sie dabey mit einer Bitte zu beläſtigen — etwas, wovon Sie die Schuld Jhrer allzugroßen Gefälligkeit geben müſſen, wenn es Jhnen häufig begegnet — als mich Jhre angenehme Sendung überraſchte. Haben Sie tauſend Dank dafür — ich muß dieſen Brief abſchicken, ehe ich im Stande bin, Vater Wielands kritiſchen Dialog mit rechter Ruhe zu leſen, weil der Chevalier Duvaux, der ihn mitnehmen will, ihn bey Zeiten haben muß. — Es trifft ſich grade, daß in der LZeitung* mit Eröffnung dieſes Jahrgangs auch ein Urtheil über die beyden letzten Muſenalmanache ſteht, worin Voß ſehr getadelt wird. Freylich wird er auch gelobt, aber das gilt einige Gedichte im vorigen Almanach. Wenn er heilbar wäre, würde er ſich endlich von der gemeinen Behaglichkeit ſeiner häuslichen und geſellſchaftlichen Lieder heilen laſſen, wofern er dießmahl noch dem leiblichen Tode entgeht, denn es hat ſehr ſchlimm mit ihm geſtanden. Jn Schillers Alm. iſt er nicht wegen jener ſondern wegen ſeiner Louiſe und ſeiner Einſichten in das klaſſiſche Alterthum gelobt, und beydes, denke ich, verdient großes Lob. Hennings muß wohl ſehr bitter gegen die Xenien ſeyn, daß er ſeinen alten Freund Voß zugleich mit angreift. Bis jetzt habe ich weder den Genius** noch die Urianiade*** geſehn,

---

* Abgedruckt in: A. W. v. Schlegels Werken, hrsggb. von Böcking. Bd. 10. S. 331—351.

** Genius der Zeit, hrsggb. von A. Hennings. 1794—1800.

*** Urians Nachricht, von Claudius?

die wahrſcheinlich nicht ſehr furchtbar iſt. (Am Rande: Haben Sie Reichards Manifeſt im X^ten^ Stück Deutſchland geleſen?)

Mein Bruder iſt noch nicht wieder zurück. Er arbeitet in Halle fleißig an der letzten Redaktion ſeines Grundriſſes der Geſch. der Griech. Poeſie. Es iſt gut, daß er dabey Wolf über manches konſultiren kann, mit dem er gleich ſehr gute Bekanntſchaft geſtiftet hat. Jch denke das Buch ſoll durch den längeren Aufſchub ſeiner öffentlichen Erſcheinung nicht verloren haben — vielleicht kann mein Bruder Jhnen ſchon auf Oſtern den erſten Theil vorlegen, um Jhr Urtheil darüber zu erfahren. Daß Wieland mit ſeinem Lyſias zufrieden iſt, wird ihm ſehr angenehm ſeyn.

Die Rec. der Briefe Mir [abeaus] an Chamfort* iſt nicht von mir. Sie hat meine Neugier durch die überſetzten Proben auch ſehr befriedigt, indeſſen würde ich doch anders verfahren ſeyn, wenn man mir die Arbeit aufgetragen hätte: ich hätte weniger excerpirt und mehr raiſonnirt, denn ein Urtheil wie jenes verliert doch im Grunde ſeinen Werth, ſobald das Buch ſelbſt in aller Händen iſt oder ſeyn kann. Haben wir vielleicht eine Beurtheilung des Buchs von Mad. Necker von Jhnen zu erwarten? Wenn das iſt, ſo thun wir gern noch darauf Verzicht — ſonſt aber werden Sie mir und hauptſächlich meiner Caroline ein großes Vergnügen dadurch gewähren. Sie können verſichert ſeyn, daß es gut in Acht genommen wird. Und nun kommt meine große Bitte. Könnten Sie mir wohl *Vasari Vite de pittori, scultori* u. ſ. w. auf einige Tage verſchaffen? Es iſt ja gewiß in der dortigen Bibliothek. Jch wünſchte bey einer gewiſſen Arbeit das Werk zu Rathe zu ziehn, die ich gleich jetzt vornehmen möchte. Göthe hatte mir verſprochen, wenn er herüberkäme, ſeinen Vaſari mitzubringen, nun iſt er aber verreiſt. Noch einmahl: Sie würden mich ſehr verbinden, aber es muß ohne Jhre Beſchwerde geſchehen können.

Um doch gegen ſo viele freundliche Gaben und Anerbietungen nicht ganz leer vor Jhnen zu erſcheinen, ſchicke

* Jen. Litt. Zeit. 1796. nr. 405. Bd. 4. Sp. 777—782.

ich Jhnen hier die Fortſetzung des Werks von Fiorillo.*
Der Artikel vom Raphaël iſt noch nicht geſchloſſen: das eigentliche Urtheil über ſeinen Styl kommt noch. Jch bin begierig auf den Auffatz von Fernow im Merkur.

Jch danke Jhnen wegen der Mittheilung von Frommanns Äußerung. Er bezeugte ſchon auf der Leipziger große Luſt — damahls war ich aber noch nicht von dem heilloſen Michaelis los. Jch beging den Fehler, mir zuerſt Vorſchläge von ihm thun zu laſſen — nun machte er ſie mir zu gering, da er ſonſt vielleicht, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, meine Foderungen eingegangen wäre. Wahrſcheinlich iſt der Druck jetzt bey Unger ſchon angefangen, und der erſte Band ſoll wie ich hoffe auf Oſtern das Licht der Welt erblicken.

Jhren Auftrag an H. von Humbold will ich unverzüglich beſorgen.

Von den Horen iſt das letzte Stück g [gedruckt?] aber erſt ein einziges Exemplar angekommen. Es enthält die Fortſetzung von Agnes von Lilien, und ein ſehr geiſtvolles und leicht geſchriebnes, obgleich nur Fragmentariſches Urtheil über Wilh. Meiſter.

Verzeihen Sie dieſe unordentliche Schreiberey, mein wertheſter Freund. Viele herzliche Empfehlungen von meiner Gattin an Sie und an die Jhrige. Wie Schade daß unſre mündlichen Mittheilungen immer nur ſo kurz dauern müſſen.

Ganz der Jhrige

A•W Schlegel.

(Von anderer Hand an den drei Rändern:) Jch bin Jhnen noch ganz beſonders für die Mittheilung des Mercur verbunden, da ich das Geſpräch wirklich ſchon, zwar in aller Eile, indem Schl. ſchrieb, aber doch mit einigem Verſtande (in der Eile haben wir Weiber gewöhnlich beßern Verſtand als in der Ruhe) geleſen habe, und ganz außerordentlich damit zufrieden bin, welches nicht anders ſeyn kann, da ich mir einbilde ohngefähr eben ſo geurtheilt zu haben. Schicken

* Schlegels Betheiligung bei der Uebersetzung von Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste ist in der Vorrede dieses Werks (Bd. 1. Göttingen, 1798. S. XX) ausdrücklich erwähnt.



Sie uns ja das nächſte Stück ſobald es gedruckt iſt und Sie ſollen im voraus ſchönſtens bedankt ſeyn.

Caroline S.

Original drei Blätter in 8°.

4.

Jena d. 15 Sept 97.

Wertheſter Herr Conſiſtorial-Rath!

Jch hatte gehofft, Sie würden auf Jhrer Rückreiſe durch Jena kommen; da dieß aber nicht geſchehen iſt, ſo iſt es mir wenigſtens ſehr erfreulich geweſen, von unſerm Freunde Göſchen (der eine Nacht und einen Vormittag mit den ſeinigen bey uns zugebracht hat) zu erfahren, daß Jhnen Jhr Ausflug gut bekommen iſt, und daß ſich auch Jhre Frau Gemahlin nach den Umſtänden ziemlich wohl befindet. Wir ſtatten Jhnen zu der glücklichen Vermehrung Jhrer Familie unſern herzlichſten Glückwunſch ab.

Mein Bruder hat uns geſchrieben daß er das Vergnügen gehabt, Sie in Berlin zu ſehen. Er wird Sie wegen der ihm geliehenen Bücher an mich gewieſen haben, und ich will hiemit ſeine alte Schuld gut machen. Jch weiß zwar nicht, ob er den Dio Chryſoſt. auch von Jhnen hat, vermuthe es aber doch. Nun iſt doch nichts mehr rückſtändig?

Hier ſchicke ich Jhnen wieder drey Bogen von Fiorillo's Werk, wovon ich nächſtens wieder eine Fortſetzung zu erhalten hoffe. Die Artikel von Batoni und Mengs werden Jhnen vielleicht nicht unintereſſant ſeyn. — Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir die Bogen die Sie noch haben, zurückſchicken wollten: ich brauche Sie (so!) manchmal bey Fortſetzung der Arbeit zum Nachſchlagen.

Mit der reichſten Unterhaltung und Belehrung habe ich das erſte Heft Jhrer Vaſengemählde geleſen, und auch nicht müde werden können, die wenigen dazu gehörigen Kupfer zu betrachten. — Beſonders intereſſant iſt mir eine Jdee geweſen, die Sie nur in einer Note hingeworfen haben, nämlich von den drey Hauptperioden der Griechiſchen Kunſt: der Joniſchen, Doriſchen und Attiſchen. Wenn man die ſogenannten etruriſchen Vaſen für doriſche Produkte hält, ſo iſt auf ein-

mahl ihre charakteriſtiſche Verſchiedenheit von den Denkmählern der Attiſchen Kunſt in Statuen u. ſ. w. erklärt, und dieſe Annahme muß auch ſonſt ergiebig an den wichtigſten Reſultaten ſeyn.

Wir haben hier während Jhrer Abweſenheit einen angenehmen Beſuch vom Rittmeiſter von Funk gehabt, der wenn er nicht ſo iſolirt und von Litterariſchen Hülfsmitteln entfernt lebte, gewiß noch weit mehr für die Geſchichte leiſten könnte, als er bis jetzt gethan hat. Er hat große Luſt, nach Jtalien zu gehen, und zwar grade in dem jetzigen Zeitpunkte, weil er nicht mit artiſtiſchen ſondern mit hiſtoriſchen und politiſchen Geſichtspunkten reiſt; er wußte aber noch nicht, ob er Urlaub erhalten würde.

Meine Frau iſt ſeit ein paar Tagen unpaß an einem Flußfieber. Sie läßt ſich beſtens empfehlen. Vielleicht habe ich in einigen Wochen einmal das Vergnügen Sie in Weimar zu ſehen.

Vergeſſen Sie uns indeſſen nicht.

Ganz der Jhrige

A W Schlegel.

Original zwei Blätter in 8⁰.

Zur Geschichte der niederländischen Litteratur.

Von

Carl Schröder.

Von Jonckbloets Geschichte der niederländischen Litteratur, deren erster Band schon im Jahre 1870 erschien und in diesen Blättern von anderer Hand besprochen ist (vgl. Bd. I. S. 509 ff.), liegt nun auch der zweite, abschliessende Band vor;* derselbe schildert uns in drei Büchern zuerst sehr eingehend „Die Republik der Vereinigten Niederlande“, sodann „Die dichtliebenden Genossenschaften“ und endlich „Die neuere Zeit“, jedoch mit Ausschluss der noch lebenden Schriftsteller.

Die Vorzüge, die man dem ersten Bande nachgerühmt hat, zuverlässige Gründlichkeit und vorurtheilslose Kritik, besitzt auch der vorliegende Band in hohem Grade, und namentlich die letztere Eigenschaft macht uns das Buch um so werthvoller und fordert um so mehr unsere Achtung und Anerkennung heraus, als sie nicht immer bei niederländischen Litterarhistorikern gefunden wird. Man kann mehrfach die Wahrnehmung machen, dass die Niederländer leicht geneigt sind, den Werth ihrer nationalen Litteratur zu überschätzen, Dichtungen mittleren Gehaltes als Werke ersten Ranges hinzustellen. Wo diese Tendenz herrscht, da wird das Amt des Litterarhistorikers ein schwieriges und undankbares; leichter ist es und dankbarer, verkannte Grössen zu Ehren zu bringen, als ererbte günstige Vorurtheile zu zerstören, die Hohlheit und Nichtigkeit dessen darzuthun, was Jahrhunderte hindurch

* W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der Niederländischen Litteratur. Von Verfasser und Verleger des Originalwerkes autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg. Mit einem Vorwort und Verzeichniss der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von Dr. Ernst Martin. Zweiter Band. Leipzig, 1872. F. C. W. Vogel. 8⁰. 700 S.

für gross und erhaben galt; man wird den leicht krittelsüchtig und pietätlos schelten, der solches zu thun sich unterfängt. Auch in Jonckbloet's Buche glauben wir manchmal noch durchzufühlen, dass es ihn Ueberwindung kostete, von der banalen Werthschätzung sich zu emancipieren; nicht immer will uns scheinen, als sei der Conflict, in den der Niederländer und der Litterarhistoriker in ihm kamen, ganz und voll ausgetragen, aber wir sind gern bereit anzuerkennen, dass in der Regel der Historiker den Sieg davon getragen hat.

Gleich der Anfang des vorliegenden Bandes bietet uns davon ein Beispiel. In der Einleitung entwirft uns der Verfasser ein liebevoll gezeichnetes Bild von dem blühenden Zustande Hollands im 17. Jahrhundert: im siegreichen Kampfe gegen Spanien hatte Nordholland seine Kraft erprobt, nun schritt es auf allen Gebieten des Lebens rüstig fort; der Handel nahm einen unerhörten Aufschwung, die indischen Compagnien wurden gegründet, Gewerb- und Fabrikthätigkeit blühte, aber auch Universitäten wurden gegründet, die tüchtigsten Männer der südlichen Provinzen, unleidlichem Drucke entfliehend, fanden im Norden bereites Asyl, alle Fächer des Wissens waren durch bedeutende Namen vertreten, und unter den Künsten erhob sich namentlich glänzend die Malerei. Konnte unter solchen Umständen die Poesie schweigen? Gewiss nicht! Vielmehr entwickelte sie sich mit vollem Bewusstsein auf dem ihr eigenen Kunstgebiete: die Poesie wird wieder Poesie!

Das sind Jonckbloets eigene Worte. Aber er macht, indem er so sagt, nur der herkömmlichen Anschauung seiner Landsleute eine Concession, denn die Art, in der sich, zunächst wenigstens, die Poesie entwickelte, ist nicht nach seinem Geschmack: es sind die Ausläufer der Renaissance, welche jene Periode beherrschen, und diesen steht der Verfasser durchaus feindlich gegenüber, in ihnen sieht er „die alles bedrohende Schattenseite der Bildung im 17. Jahrhundert“ (S. 9). So kann er denn auch den Vertretern dieser antinationalen Richtung nur geringe Sympathie entgegenbringen.

Im Mittelpuncte des Kreises, den die litterarischen Grössen jener Zeit bildeten, steht Hooft, der Drost von Muiden, der Mann, mit dem, nach dem Ausdrucke seines Leichenredners

Brandt, die holländische Poesie geboren war. Diesem Ausdrucke stimmt Jonckbloet zwar (S. 17) bei, aber er urtheilt später wesentlich anders, wie wir sehen werden. Hooft war entschieden ein bedeutendes Talent, aber ein grosser Dichter ist er nicht geworden; ein Charakter zu sein verhinderte ihn seine Eitelkeit. Hooft hatte die lateinische Bildung genossen, er meinte selbst besser Latein zu verstehen als deutsch schreiben zu können; als er dann als historischer Schriftsteller in seiner Muttersprache auftrat, schwankte sein Stil haltlos zwischen bombastischer Rhetorik mit einem Heere von Fremdwörtern und einem ebenso unverständigen Purismus. Andere seines Kreises verschmähten ihre Muttersprache ganz: Barläus, der gern ein Dichter sein wollte, schrieb nur lateinisch und musste seine Verse von Freunden ins Holländische übersetzen lassen, selbst Vondel, „der vorzugsweise holländische Dichter", durchwebte seine Prosa mit Stellen aus lateinischen Schriftstellern und lieferte Gedichte, „die mehr heidnisch-römisch als christlich-holländisch", die ein „Beispiel von dem unnatürlichen Geschmacke der Zeit" waren.

Wenn nun zu diesem Treiben sich Jonckbloet durchaus ablehnend verhält, wer wollte ihn darum tadeln? Wenn er mit Hoofts Dramen scharf ins Gericht geht, wer möchte ihm widersprechen? So wird Achilles und Polyxena als eine „unreife Frucht seiner Jugend" bezeichnet (S. 64); in Theseus und Ariadne ist „kein einziges vernünftiges Motiv" (S. 65); in Bezug auf die Granida ist Jonckbloet geneigt sich Geysbeeks Urtheil anzuschliessen, der behauptet: „Dieses Stück ist ein Gewebe von Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten; keine der Personen erweckt unser Interesse oder verdient unsere Achtung" (S. 66); der Gheraardt van Velzen ist „ein missglückter Versuch" geblieben (S. 70); der Baeto, Hooft's letztes Trauerspiel, lässt Zuschauer und Leser noch unbefriedigter (S. 72); das Gesammturtheil spricht von „absolutem Mangel jedes tragischen Gedankens", von „widerwärtiger Gespreiztheit" (S. 76). Etwas glimpflicher lautet zwar das Urtheil über Hoofts Prosa (S. 78 ff.), an seinem Lustspiel Warenar wird sogar hier und da etwas gelobt (S. 131 ff.), aber wir sehen doch zur Genüge, dass wir es mit

der Poesie, die mit dem Ritter Hooft geboren sein sollte, nicht allzu genau nehmen dürfen, vielmehr werden wir diese und ähnliche Wendungen, die mit dem Gesammturtheil nicht immer völlig harmonieren, anzusehen haben wie das Gold, mit dem man eine bittere Pille überzieht, d. h. die unliebsame Wahrheit, dass die traditionelle Verehrung Hoofts und seiner ganzen Richtung der Berechtigung entbehrt. Jedenfalls aber besass der Drost grosse gesellschaftliche Verdienste; die Schilderung seiner Häuslichkeit, des regen Lebens, welches sich „im hohen Hause zu Muiden“ entfaltete, hat viel Anziehendes und gehört zu den hübschesten Partien des Jonckbloetschen Buches.

Gleichfalls in hohen Staatsämtern thätig, reich und angesehen, mit seinen litterarischen Producten aber in strictem Gegensatze stehend zu Hoofts aristokratischen Dichtungen, ist sein Zeitgenosse Jacob Cats, „Vater Cats“, zwei Jahrhunderte hindurch der bevorzugte Dichter Hollands, dessen „Buch“ in jeder holländischen Familie fast so werth als die Bibel gehalten ist, der Hauptvertreter der Richtung, die Jonckbloet euphemistisch „häusliche Poesie“ nennt, ein rechtes Beispiel der Plattheiten und Alltäglichkeiten, in denen sich die niederländische Dichtung so vielfach und mit so grosser Vorliebe bewegt hat. Es herrscht eine unbeschreibliche Nüchternheit in den sogenannten Dichtungen dieses Mannes. In seinem Herzen hatte einst ein „schönes und unbeschreiblich süsses“ Mädchen einen solchen „Minnebrand“ entzündet, dass er sie heirathen wollte, als er zu seinem Glücke rechtzeitig erfuhr, ihr Vater habe einmal Bankrott gemacht:

> Der Unglücksfall, der nun den Vater überkommen,
> Hat mir mit einem Mal die Liebe auch benommen.

Denn schlechte Geschäfte machen ist diesem Biedermann ein Greuel; sein Ideal zeichnet er uns mit den Worten:

> Es ist die beste That, des Lobes werth, auf Erden
> Gottselig sein, und auch dabei noch reich zu werden.

Wie es mit seiner Gottseligkeit beschaffen gewesen ist, geht uns nichts an; seine Zeitgenossen haben freilich behauptet, es sei bei seinen Geschäften nicht immer reinlich zugegangen.

Jonckbloet hat gewiss recht, wenn er sagt, dass Cats

aller Poesie entbehrte (S. 335). Wir würden ihm sogar nicht zürnen, wenn er seiner Verurtheilung noch schärfere Worte liehe; wenn er hinzufügt, dass wir bei Cats für den Mangel an Poesie gewissermassen entschädigt werden „durch ein aussergewöhnlich gutes Gedächtniss, welches ihm ohne jegliche Anstrengung zu jeder Zeit die Früchte seiner besonderen Beobachtungsgabe zu Gebote stellt," so bekennen wir, dass diese Entschädigung uns eine überaus geringe dünkt. Wir vermögen nicht über Cats als Dichter deshalb milder zu urtheilen, weil „er seine Verse mit den Aussprüchen der Hunderte von Schriftstellern füllt, die er je gelesen," und weil wir „fast auf jeder Seite allerlei minutiöse Bemerkungen über Pflanzen, Thiere und Menschen" finden. Was aber Jonckbloet bewegen mag, auch hier sein Urtheil wieder schonend zu verclausulieren, ist der Umstand, dass es sich bei Cats um mehr handelt als um eine dichterische Individualität, dass er so recht der Typus des niederländischen Volksgeistes ist. In ihm finden wir vollauf, was Jonckbloet uns (S. 9) als Eigenschaft seines Volkes bezeichnet, die grosse Vorliebe für erbauliche Betrachtung, selbst wenn sie in Plattheiten und Alltäglichkeiten ausartet, den Hang auch der Besten, sich in niederer Sphäre zu bewegen und ihr Talent im Besingen der oft sehr undichterischen Tagesereignisse zu zersplittern. Auch wo uns Cats in seinem behaglichen Privatleben geschildert wird, ist er der echte Mynheer, der sich mit dem Füttern seines Federviehs ergötzt, wenn er sein Pensum erbaulicher und beschaulicher Betrachtungen absolviert hat, und zur Stärkung der Muskeln Bäume beschneidet, — nur erfahren wir nicht, ob er etwa auch Buch führte über die mittlere Ankunftszeit der fünften Trekschuite, sonst wäre das Bild des Mynheer van Streeff fertig, wie es uns Immermann so prächtig gezeichnet hat.

Man kann sich wohl fragen, ob nicht solche Naturanlagen, wie sie uns in Cats typisch entgegentreten, überhaupt der Entwicklung der Dichtung hindernd im Wege stehen? Im Allgemeinen wohl. Nicht als ob es den Niederländern völlig an Dichtern gefehlt hätte, die sich über das Niveau der Mittelmässigkeit erhoben. Gewiss besass z. B. Brederoo Eigenschaften, die seine Lieder würdig machten, noch ein

Jahrhundert später gesungen zu werden, wenn auch seine Dramen „zu tief am Boden bleiben"; gewiss war in Vondel etwas von einem echten Dichter, eine Leidenschaft, die sich von der üblichen Behäbigkeit und Gemessenheit seiner Landsleute losrang, — seiner Landsleute, denn er war ein Vollblut-Amsterdamer geworden, wenn auch seine Wiege in Cöln gestanden hatte; wir wollen das fünfte Capitel des dritten Buches, welches die Würdigung Vondels zum Gegenstande hat, den Lesern ganz besonders empfohlen haben. Auch die neuere Zeit hat einen Dichter gehabt, der seine Zeitgenossen weit überragte: Willem Bilderdijk, — aber der steht einsam und ist durchaus unpopulär. Jonckbloet mag recht haben, wenn er behauptet (S. 596), dass Bilderdijks Persönlichkeit, sein Charakter und seine Denkungsart, die Heftigkeit seines Kampfes gegen alles, was den Meisten unter uns lieb und heilig ist, Abneigung und Widerwillen erweckte, aber es ist auch wohl etwas Wahres in dem, was sein Biograph Da Costa sagt, dass man in seinem Vaterlande das zu hoch Hervorragende eben nicht liebt, dass die behagliche, gemächliche Mittelmässigkeit allein es ist, was selbst die gebildeteren Kreise verlangen.

Und Jonckbloet selbst ist frei genug, das einzusehn und zu bekennen; das schöne Schlusswort seines Buches spricht es aus, „dass sich der Niederländer auf dem weiten Feld der Phantasie nicht zu Hause fühlt; dazu ist er zu ruhig, zu nüchtern, zu realistisch. — Der Kreis, in welchem wir uns auszeichnen können, war stets nur ein beschränkter, darüber müssen wir uns selbst Rechenschaft ablegen. Warum sollen wir uns stets ein vorzüglich poetisches Volk nennen? Unser Ruhm besteht in etwas Anderem: in der Poesie unserer selbstgeschaffenen Geschichte, in der Eroberung der Gewissensfreiheit unter Philipp II., in dem Dammaufwerfen gegen den Despotismus unter Ludwig XIV., in unserem Charakter, unserer Freiheitsliebe, unserer Ausdauer, unserer Duldsamkeit. Und kann dieser Ruhm darunter leiden, wenn wir den Muth haben, auf dem Gebiet der Litteratur der Wahrheit zu huldigen?"

Den wohlerworbenen Ruhm wollen wir den Niederländern

nicht schmälern; dem Litterarhistoriker wollen wir seinen Muth danken. —

Ein zwiefacher Anhang ist dem zweiten Bande beigegeben: der erste enthält die Uebersetzung der Proben, welche im ersten Theil in der Sprache des Originals gegeben waren, der zweite ein Verzeichniss der wichtigeren niederländischen Schriftsteller und Schriftwerke von Ernst Martin. Diese Beigabe ist vortrefflich und höchst dankenswerth. Was die Uebersetzungen des ersten Anhanges anlangt, so müssen wir ihre Zweckmässigkeit anerkennen, denn es sind doch nicht Viele unter uns in der Lage, niederländische Texte in der Ursprache zu lesen. Indessen lässt die Uebertragung manches zu wünschen, nicht nur bei den poetischen Stücken, wo allerdings erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, sondern auch in der Prosa; abgesehn von dem häufig undeutschen Stil begegnen auch Stellen, die das Verständniss erschweren; „authentische Stücke“ z. B. musste durch „Urkunden“ übersetzt werden, und das niederländische schrijver ist hochdeutsch nicht „Schreiber“, sondern „Verfasser“.

Zusatz.

Nachdem die ersten Bogen dieses Heftes gedruckt waren, ist das in Seidemanns Aufsatz mitgetheilte Lied Herzog Georgs: „Der brauch ift nun zcu differ zceit“ im Archiv f. d. sächs. Geschichte Bd. 12. Heft 1. S. 104 f. erschienen.

Johannes Herrgotts

Libellus de virtute colenda.

Nebst einigen Briefen und Reden von ihm und an ihn.
Nach der Greifswalder Handschrift (Mss. Lat. Fol. 15) herausgegeben von

Herrmann Müller.

Unter den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Universitäts-Bibliothek in Greifswald befindet sich ein Miscellan-Codex, dessen Beschreibung ich im Nachstehenden gebe:

Papierhandschrift in Lederband, gr. folio, von 316 Seiten, vorn und hinten je 2 Blätter Pergament eingebunden, welches durch Wurmfrass an vielen Stellen so arg gelitten hat, dass der frühere Text zum Theil ganz verschwunden ist, zum Theil nur noch halbe Worte und einzelne Silben stehen geblieben sind; das Papier dagegen ist vollständig und durchweg intact geblieben. Auf den Pergamentblättern ist die Schrift äusserst klein, eng und undeutlich; die Papierblätter, welche liniiert und an deren Vorder- und Hinterseite verticale Linien als Grenze für die Breite des Schriftraums gezogen sind, enthalten je 39 Zeilen Text auf der einzelnen Seite in einer Schrift, welche im Ganzen regelmässig, schön und deutlich genannt werden kann. Zu diesen 39 Zeilen ist der Text der Rubriken auf denjenigen Seiten, mit welchen ein neues Stück anfängt, nicht mitgerechnet. Durchweg, d. h. bei allen Schriften, welche die Handschrift enthält, finden sich viele von derselben Hand herrührende Marginal-Vermerke, welche ein kurzes Argument eines längeren Satzes oder grösseren Abschnittes geben, oft bloss die im Text vorkommenden Eigennamen wiederholen. Dittographien sind besonders häufig, und wahrscheinlich bei einer späteren Revision des Codex ist das überflüssige Wort

durchstrichen; gleichzeitig und bei derselben Gelegenheit scheinen die ursprünglich ausgelassenen Worte, deren Fehlen bemerkt wurde, theils über den Zeilen, theils am Rande hinzugefügt worden zu sein. Dennoch fehlt hier und da, aber nicht gerade oft, noch immer ein für die Construction und die Herstellung eines richtigen Sinnes unentbehrliches Wort. Die Initialen, in welchen doppelte Adler, Löwen, Schildkröten und andere zum Theil höchst komische Thiergestalten vorkommen, sind theils mit Gold geziert, theils in rother, schwarzer und gelber Farbe. Geschrieben ist der Codex in den Jahren 1454 bis 1456, der Schreiber desselben ist Johannes Herrgott selbst.

Wie von sämmtlichen in älterer Zeit erworbenen Handschriften, zu denen auch die hier besprochene gehört, lässt sich der Erwerbstitel der Bibliothek aus dem Grunde nicht nachweisen und angeben, weil Geschäftsbücher, Journale und Manualien aus alten Zeiten hier gar nicht vorhanden sind. Ueber frühere Besitzer der Handschrift findet sich am Ende von S. 314 die Notiz: S. C. F. C. N. M. nunc vero Sebastiani S. M. Mügii à Boffzheim. Die früher mit I, 7 bezeichnete Handschrift hat nach der neuen, im Jahre 1871 vorgenommenen Katalogisierung die Signatur MSS. Latina Fol. 15 erhalten.

Die Handschrift enthält:[1]

S. 1. a) Oratio Johannis Herrgott ad illustrissimum Principem dominum Ludovicum Sabaudiae ducem. Anfang: Si possem leviter explicare. Ende: non minus ratio quam necessitas expostulat. 20 Zeilen *.)

b) Votum papae Calixti tertii. Anfang: Ego Calixtus tertius promitto et voveo. Schluss: Sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei Evangelia. Romae die Jovis post annunciationem Dominicam anno M^{0}CCCC^{0}LVI^{0}. 14 Zeilen.

c) Ohne irgend welche Ueberschrift eine Aufzählung der impedimenta appellationis:

1. Die sämmtlichen im Folgenden abgedruckten Stücke sind mit * bezeichnet.

Appellare vetant scelus, excellentia, pacta,
Contemptus, minima res, interdictio facta,[1]
Arbitrium, res quae perit et si longius acta.

d) Ein Recept mit der Ueberschrift Meymüss. Rp. XII ova excluso albumine. etc. Unterschrift Müsch Hannes docuit. 7 Zeilen.

S. 2. a) De jubilaeo ecclesiae Argentinensis. Anfang: Quia annus jubilaeus. Schluss: a continua frequentatione gaudere. 16 Zeilen *.)

b) Modus celebrandi jubilaei. Anfang: Celebraturus jubilaeum. Schluss: annotari volumus et adscribi. Jo. Herrgott. Darunter von neuerer Hand mit sehr grossen Buchstaben: Humble et leal *.)

S. 3. Leer und unbeschrieben.

S. 4—10. Epistola beati Augustini episcopi ad beatum Cirillum Iherusolimitanum episcopum de magnificentiis et laudibus sanctissimi Jeronimi presbyteri cardinalis. Anfang: Gloriosissime christianae fidei athlete. Ende: Non enim suo aliqualiter defraudatur desiderio. Vale.

S. 10—16. Epistola beati Cirilli episcopi Iherusolimitani ad beatum Augustinum de laudibus Jeronimi. Eingang: Generali viro episcoporum eximio Augustino Yponensi. Schluss: Ut tuae quas pridie recepi litterae fatebuntur, haec omnia fine concludam. Vale. Amen.

S. 16. Incipit tractatus sancti Augustini de persecutione malorum in bonos viros et sanctos. Anfang: Frequenter diximus quod semper Christiani. Ende: Et da nobis locum poenitentiae ut non pereamus. Amen.

S. 17. Oratio consolatoria ad Lucretiam. Anfang: Noli te afflictare Lucretia. Schluss: Nunquam putabitur innocens, qui se nocentem supplicio afficit.

S. 18—19. Responsio Lucretiae. Anfang: Nolite me pater

1. Von späterer Hand über die beiden letzten Worte geschrieben: per papam.

sacratissime. Schluss: Ut sibi persuadeant impudicis licitam fore vitam.

S. 20—21. De morte regis Aragonum oratio. Anfang: Quamquam nova quae impraesentiarum. Schluss: Quod sibi nobisque parare dignetur Jesus Christus benedictus. Amen.

S. 22—23. Epistola papae Johannis ad Sigismundum Romanorum Imperatorem. Eingang: Carissimo in Christo filio Sigismundo. Ende: Super quibus dilectionis virtus te cogat colere piumque remandare responsum. Data Cellae Constantiensis dioecesis XXI mensis Maii, pontificatus nostri anno quinto.

S. 24—36. Egregii atque famosissimi artium doctoris et oratoris domini Johannis Marii Philelffi, poetae laureati, oratio laudis Johannis Herrgott etc. *.)

S. 37. Arenga receptionis illustrissimi excellentissimique principis et domini, domini Ludovici Sabaudiae ducis etc. *.)

S. 38. Oratio Johannis Herrgott in dimissione caputii etc. *.)

S. 39. Oratio Johannis Herrgott in assumptione doctoratus etc. *.)

S. 40. Oratiuncula (Johannis Herrgott) ad subeundum examen rigorosum etc. *.)

S. 41—42. Oratio Johannis Marii Philelffi, doctoris, poetae laureati, ducalisque consiliarii pro licentia ...... Johannis Herrgott, Rectoris etc. *.)

S. 43. Consilium Johannis Herrgott etc. *.)

S. 44–231. Incipiunt Resolutiones reverendissimi domini Nicolai Syculi alias archiepiscopi Panormitani nominatim super Clementinis. Prohemium. Anfang: Appellatione juris venit civile, canonicum et synodale seu municipale. Schluss: Et sic est finis hujus operis. Orent lectores pro compositore pariter et scriptore, ut carnis mole deposita verum et optatum finem pro laboribus consequantur. Amen. Scriptum Thaurini et completum XVIII mensis Septembris anno Domini M°CCCC°LIIII°.

S. 232—235. Ordo Juris. Anfang: Judex competens aditur. Schluss: Item tertio modo dicitur arbiter judex delegatus ex communi consensu partium electus. (Ein unvollendet gebliebenes Werk.)

S. 236—239. Sind nicht beschrieben.

S. 240—271. Ad illustrissimum invictissimumque principem N. de virtute colenda liber incipit. Et primo exordium *.)

S. 272—295. Incipit Breviarium Bernardi ad inveniendum omnes materias in jure canonico et specialiter in Decreto. Anfang: Verborum superficie penitus resecata de talento credito relinquo vobis socii margaritam. Schluss: Item quantum extenditur privilegium immunitatis et utrum ipso jure sint excommunicati transgressores ea. qu. omnes et c. sicut. *Ετος*[1]. Finis.

S. 296—300. Oratio laudis ad Regem, reducibilis ad quemcunque principem. Eingang: Aurum sapientiae et argentum eloquentiae serenissime principum ab omni specie rubiginis expurgatur. Schluss: Nam beneficium nedum postulatum sed quod nunquam petissemus accepimus. Ad laudem, gloriam et honorem Altissimi viventis in saecula saeculorum. Amen.

S. 300. Eine Sentenz in Sachen Speyer contra Breydenstein. Anfang: Etsi sanctiones id habeant sacrorum canonum. Ende: Tam diu et quousque ab eodem reverendissimo domino nostro aliud susceperimus in mandatis.

S. 301. a) De strage et captivitate illustrium Marchionum etc. *.)

b) Darunter:

Salve sancta {pa / labe ca} rens {refo / remo} ve {gen / men} tes quae {cor / sor} de {precan / gravan} tur.

S. 302—308. Incipit tractatus sancti Augustini episcopi quem ipse rogatus a matre sua de omnibus virtutibus

1. Ist τέλος zu lesen.

compilavit. Anfang: Quae petitioni carissima mater tibi ut rogasti scribere studui. Schluss: Illo donante et operante a quo omne bonum procedit, cui est honor et imperium per infinita saeculorum saecula. Amen.

S. 308—310. Oratio laudis ad Principem. Anfang: Quamquam multi illustrissime princeps benivolentia devincti. Ende: Aequissimum omnium praesidium munimenque in laudem Dei.

S. 310. Epistola Plutarchi consulatoria et congratulatoria Trajano discipulo suo ad imperium sublimato. Anfang: Plutarchus Trajano salutem: Modestiam tuam noveram non appetere principatum. Ende: Quia in pernicie imperii non pergis auctore Plutarcho. Vale.

S. 311. Ad Antonium Guntherum — die Ueberschrift ist von anderer späterer Hand und mit weit grösseren Buchstaben geschrieben — De morte magnae Susannae. Eine Todtenklage auf die Susanna, welche eine berüchtigte, feile Dirne gewesen sein muss, in 25 Distichen, worin in gewandten Ausdrücken so viele Obscoenitäten und Schlüpfrigkeiten vorkommen, dass ich es vorgezogen habe, den Abdruck zu unterlassen und auszuschliessen, wenngleich durch v. 2 und die Namensunterschrift die Autorschaft des Johann Herrgott, wenigstens auf den ersten Blick — der Verdacht absichtlicher Täuschung durch Einfügung oder Unterstellung dieses Namens ist damit keineswegs gänzlich ausgeschlossen — als sichergestellt und verbürgt erscheint. Anfang: Salve spes chori[1] Me Herrgott misit, carmine ut ista feram. Schluss: Fac modo mittantur in tumbam sculpta sepulchro, Carmina, conspiciat quisquis amat juvenis. Dem schliesst sich ein zweites Epitaphium der Susanna magna aus 4

1. Die übrigen Worte des ersten Verses sind durchstrichen und nicht mehr zu erkennen.

Distichen bestehend von gleicher Schlüpfrigkeit an. Anfang: Quae fueram dudum concilii requiesque salusque. Schluss: Continuo perii hic ossa sepulta jacent. Argentinae XX Kal. Februar. anno M^{o}CCCC^{o}LVI°.

S. 312. Ohne Ueberschrift. Ein Gebet von 10 Zeilen. Anfang: Contra bonitatem tuam peccavi Domine. Schluss: Qui es benedictus Salvator generis humani corregnans Deo patre in saecula saeculorum.

S. 313. a) Epistola ad deputatos chori Argentinensis post assumptionem caputii *.)

b) Rechtsgutachten in Betreff einer Praebende. Ueberschrift: Wigand de Grünenberg. Anfang: Dignetur S. V. cum devoto fratre Wigando de Grünenberg. Schluss: Non obstantibus quibuscunque et cum clausulis necessariis et oportunis.

S. 314. a) Epist. ad praeceptorem post assumptionem caputii.

b) Epitaphia praeceptoris [Bertonelli] von J. M. Philelffus und Joh. Herrgott. *.)

S. 315—16. Nicht beschrieben.

Während ich mit der Herausgabe des in der vorstehend genau beschriebenen Handschrift die Seiten 272—295 ausfüllenden Breviarium Bernardi ad inveniendum omnes materias in jure canonico et specialiter in Decreto beschäftigt war, wurde meine Aufmerksamkeit auch auf den in dem Codex enthaltenen Libellus de virtute colenda des Johannes Herrgott, ehemaligen Rectors der Universität Turin (1454), gelenkt. Nachdem ich durch eingehendere Beschäftigung mit dieser Schrift zu der Ueberzeugung gelangt war, dass deren Veröffentlichung wohl der Mühe werth sei, nahm ich mir vor, den genannten Libellus de virtute colenda zu edieren. Dies führte mich von selbst darauf, soviel wie möglich über die Herkunft und sonstigen Lebensverhältnisse des Verfassers mir Kenntniss und Nachrichten zu verschaffen. Aber alle in dieser Beziehung von mir angestellten Nachforschungen in Handbüchern der Litteraturgeschichte, Encyklopaedien, Gelehrten-Lexiken und sonstigen Nachschlage-Werken blieben durchaus ohne Erfolg und Resultat, ich fand in keinem derselben des Verfassers auch nur

mit einem Worte gedacht. Um so erfreulicher war es deshalb für mich, in den von demselben Verfasser, dem Joh. Herrgott, herrührenden Reden und Briefen, gleichergestalt in der von seinem Collegen und Freunde Joh. Marius Philelffus[1] bei Herrgotts Rectoratsantritte gehaltenen Rede hier und da einzelne Notizen für die Personalien des Letzteren aufgezeichnet zu finden, welche indess ganz zusammenhanglos und nicht dazu angethan sind, uns eine Uebersicht über den Bildungsgang, die von dem Verfasser nach und nach etwa bekleideten Aemter, seinen Aufenthalt an verschiedenen Orten und namentlich über die Beweggründe, welche ihn dazu bestimmten, der Universität Turin seine Dienste zu widmen, zu geben. Ich lasse diese zerstreuten Notizen und Nachweisungen zusammengestellt hier folgen. Durch sie erfährt die Geschichte der italienischen Litteratur eine nicht unwesentliche Bereicherung, sodann bilden sie namentlich einen interessanten Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Turiner Universität. Aus den vorgetragenen Gründen schien es mir angemessen, jene Reden und Briefe dem Libellus de virtute colenda als Beilagen hinzuzufügen.

Der Geburtsort Joh. Herrgotts ist die früher zur Dioecese Mainz gehörige Stadt Marburg[2] in Hessen; Tag und Jahr der Geburt sind nicht festzustellen. Sein Vater gehörte dem ritterlichen Stande an und lebte in guten Vermögensverhältnissen. An welchem Orte unser Herrgott seine Schulbildung empfangen und mit welchen Beschäftigungen und Studien er seine Jugendzeit ausgefüllt habe, darüber fehlt es an allen Nachrichten. Er muss jedoch das Studium der Theologie und den geistlichen Stand erwählt haben, denn er bekleidete später in der ecclesia Regia Argentinensis die Stelle eines Summissarius, ein Amt, zu dessen Erwerb, wenigstens bei dieser Kirche, die Abstammung in gerader Linie ex genere magnifico vel militari unerlässliche Bedingung war. Die mit diesem Amte verbun-

1. Eine eingehende und gründliche Abhandlung über Joh. Marius Philelffus findet sich in Guillaume Favre, Mélanges d'histoire littéraire Tome I. S. 9—145. — 2. Früher war die Schreibart Markpurg eine häufige; daher übersetzt J. M. Philelffus den Namen durch castrum medullae.

denen nicht unbeträchtlichen Einkünfte verwendete er zu mildthätigen Zwecken und Werken christlicher Liebe, oder zur Unterstützung mittelloser und bedrängter Freunde, sich selbst auf das Nothwendigste beschränkend. Später machte er grosse Reisen, wie es scheint, eine Art von Missions-Reisen zur Verbreitung der Lehre Christi und nahm auch Theil an dem Kriege gegen die Türken, in welchem der König von Polen und der Cardinal Julian ihren Tod fanden. Noch später taucht er als Mitglied der Universität Turin auf, wurde hier 1454 zum Rector gewählt und trat dies Amt am Tage vor Laurentius desselben Jahres an. Sein Vorgänger in diesem Amte war Ludovicus Bordinus, ein sonst nicht bekannter Gelehrter. Gegen die Annahme dieses Amtes sträubte er sich anfänglich aus Bescheidenheit und suchte dieselbe abzulehnen, gab aber zuletzt doch dem Andringen und den Wünschen seiner Wähler nach, wobei die Rücksicht auf die Ehre, welche seiner Familie, seinen sonstigen Verwandten und seinem Heimathlande daraus erwuchs, ein besonderes Gewicht hatte und den Ausschlag gab. Seinem Vaterlande hat er überhaupt viele Liebe und Anhänglichkeit bewahrt und nennt sich bei jeder Gelegenheit und mit Vorliebe Teutonicus. Die Verwaltung des ihm übertragenen Rectorats dauerte ein Jahr, wie sich aus der oratio in dimissione caputii ergibt, welche Herrgott am Laurentiustage des Jahres 1455 hielt. Seine Verwaltung des Rectorats entsprach durchaus und in jeder Hinsicht den, wie es scheint, etwas hoch geschraubten Erwartungen und gesteigerten Anforderungen seiner Genossen und Wähler; man brauchte gerade damals zu diesem Amte einen besonders tüchtigen, unerschrockenen und energischen Mann, einen aussergewöhnlich befähigten und gewandten Repraesentanten, da — wie dies ausdrücklich hervorgehoben wird — in jener Zeit die Universität Turin in allerhand schwierige Verhältnisse (vehementes necessitates) verwickelt war, welche Herrgott mit eben soviel Geschick wie Glück zu einem gedeihlichen Ende durchzuführen verstand. Die Doctorwürde erhielt er erst, nachdem er das Rectorat angetreten und eine Zeitlang verwaltet hatte. Dies geht unzweifelhaft aus der von Herrgott selbst bei der feierlichen Promotion

gehaltenen Rede hervor, aus welcher sich gleichzeitig ergibt, dass er in jure pontificio Doctor und dass er rite, d. h. nach voraufgegangenem examen rigorosum, nicht etwa honoris causa promoviert wurde. Im kanonischen Recht, dessen Studium eine seiner Haupt- und Lieblingsbeschäftigungen war, muss er auch einen über die Grenzen seines damaligen Domicils ausgedehnten und bis in seine Heimath gedrungenen Ruf sich erworben haben, dergestalt dass er zur Abgabe eines Rechtsgutachtens in Sachen des Plebanus der Kirche zum h. Heymeram gegen Prior, Custos und den Convent der Klosterbrüder von Ersterem aufgefordert wurde. Sowohl in dem Libellus de virtute colenda als in den übrigen beigegebenen Stücken tritt uns eine genaue Bekanntschaft und Vertrautheit des Verfassers mit den alten lateinischen und griechischen Schriftstellern entgegen. Wie es indess um Herrgotts eigentliche Kenntniss der griechischen Sprache bestellt gewesen sein mag, getraue ich mich nicht bestimmt zu entscheiden; die allegierten Stellen der griechischen Autoren kommen fast durchgängig in der lateinischen Version vor, was nicht gerade geeignet ist, einen günstigen Schluss in dieser Hinsicht ziehen zu lassen.

Was seine körperliche Erscheinung anbetrifft, so wird er als ein Mann von gratiöser, einnehmender Gestalt, von hoher Statur und besonderer Beleibtheit geschildert, dessen Gesicht den splendor solis und die latitudo lunae vereinigte und repraesentirte. Seinen Charakter schildert Philelffus als durchaus offen, ehrenwerth und unerschrocken, welche Eigenschaften ihm die angesehensten Männer und tüchtigsten Gelehrten seiner Zeit zu Freunden und Verehrern machten. Diesen Muth und Unerschrockenheit bewies er auch in seinen Schriften, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die unverhohlen ausgesprochene Wahrheit ihm Feindschaften, Nachtheile und Gefahren bringen könnte. Sonst scheint er in Turin nur seinen Studien und seiner Theologie gelebt zu haben, die ihm für alle andern weltlichen Freuden und Genüsse reichlichsten Ersatz und innere Befriedigung gewährten. Reliqua fortunae bona quae consistunt in sobole, is in spiritu statuit, sagt Philelffus gelegentlich von ihm, womit nicht das freiwillige, sondern durch den geistlichen Stand und Beruf

auferlegte Coelibat angedeutet erscheint. Anhänglichkeit an seine frühere Stellung, fortgesetzte Hochachtung und Liebe gegen frühere Vorgesetzte und Amtsbrüder documentiert sich unverkennbar in der epistola ad deputatos chori Argentinensis. Dieser letztere Brief drückt zugleich das volle Selbstbewusstsein Herrgotts aus, sein früheres geistliches Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet zu haben, und spricht mit Offenheit und Entschiedenheit die zuversichtliche Erwartung aus, dass seine ehemaligen Obern und Amtsbrüder dies gebührend anzuerkennen und ihm zu danken wissen werden.

Gänzlich widersprechend sind die Nachrichten, welche sich darüber finden, wie es um die Vermögensverhältnisse unseres Herrgott bestellt war. Während Philelffus dieselben als sehr gut und glänzend bezeichnet, namentlich auch dem Herrgott es zum besonderen Lobe anrechnet, dass er ungeachtet seiner vornehmen Herkunft und Abstammung aus reicher Familie, welche ihn leicht zu einem andern weltlichen Berufe mit weit glänzenderen Aussichten hätten bestimmen können, sich dem geistlichen Stande zugewendet und einem religiösen Leben geweiht habe, enthält Herrgotts eigenes Zeugniss und Geständniss in der epistola ad deputatos chori Argentinensis gerade das Gegentheil; hierin bittet er um eine Unterstützung mit Geld, da es ihm an eigenen Mitteln fehle, die mit dem neuerdings ihm übertragenen Ehrenamte, dem Rectorat, verbundenen unvermeidlichen sumtus soliti, geschweige denn die sumtus honorifici zu bestreiten. Gleichergestalt erklärt er in der epistola ad praeceptorem post assumtionem caputii, dass er nur über sehr geringfügige Mittel (opes facultatesque exiles et tenues) disponiere und spricht auch hierin um eine Subvention an. Ueberhaupt erscheint es sehr rathsam, zwischen den wahrhaft übertriebenen Lobeserhebungen, welche Philelffus unserm Herrgott spendet, und den sicherlich in demselben Masse bescheidenen Angaben des Letztern über sich selbst, einen Mittelweg in der Festsetzung und Annahme der einzelnen Daten zu gehen und nicht Beider Angaben sensu stricto zu nehmen.

Ueber die Zeit der Abfassung des Libellus de virtute colenda, welcher vom Verfasser selbst als ingenii exercendi

gratia geschrieben bezeichnet wird, können Zweifel nicht wohl aufkommen. Sie fällt, wie sich zur Genüge aus den Eingangsworten „otium ex negotio publico continuoque hujus praeclari muneris, quo immerito fungimur, mutuantes“ in das Jahr, in welchem der Verfasser Rector der Universität Turin war; ich wenigstens deute diese Worte so, dass unter negotium publicum etwa eine Professur zu verstehen, mit praeclarum munus das Rectorat gemeint ist. Gewidmet ist die Schrift an Landgraf Ludwig von Hessen, den Regenten des Heimathlandes des Verfassers, welcher auch in dieser Widmung Anhänglichkeit an sein Vaterland und dessen Fürstenhaus bezeugen wollte.

Hinsichtlich des Verfahrens bei Herausgabe der Schrift bemerke ich, dass die Marginalnoten, welche fast durchweg höchst abgeschmackte Summarien des Textes enthalten, auch ohne weitere Aufführung, etwa in einer Anmerkung unter dem Texte, von mir weggelassen, die Abschnitte des Textes, wie sie die Handschrift macht, dagegen hier beibehalten, offenbare Sprach- und Schreibfehler mit Angabe der Lesart des Codex in einer Note verbessert, durch Versehen ausgelassene, aber nothwendige Worte in den Text eingefügt und durch [ ] gekennzeichnet sind, ausserdem auch noch in einer Anmerkung besonders darauf aufmerksam gemacht ist. Mit Rücksicht auf die klar zu Tage liegende Thatsache, dass Herrgott ein weit besseres und geläufigeres, namentlich auch grammaticalisch richtigeres Latein schrieb als Philelffus, habe ich geglaubt, in den Schriften des Ersteren öfter einen Fehler verbessern, einem corrupten Worte das richtige substituieren oder ein ausgelassenes Wort supplieren und die untergelaufenen Unrichtigkeiten als blosse Schreibfehler ansehen zu dürfen, als in der Rede des Letzteren von mir geschehen ist. Hier halte ich mich eher berechtigt, den Fehler auf eine mangelnde Sprachkenntniss des Autors zurückzuführen und danach, so wie geschehen, zu verfahren. In der Reihenfolge und Zusammenstellung der Reden und Briefe von Herrgott und Philelffus, welche dem Libellus de virtute colenda als Anhang beigegeben sind, musste es mir selbstredend das Angemessenste erscheinen, von dem Platze, welchen diese einzelnen Stücke in

der Handschrift einnehmen, gänzlich abzusehen, dieselben vielmehr in chronologischer Ordnung nach der Zeit ihres Entstandenseins und dem sachlichen Zusammenhange aufeinander folgen zu lassen.

Ad illustrissimum invictissimumque principem N. de virtute colenda liber incipit[1]. *Et primo exordium.* [p. 240.]

Cum nescius non sim multos saepe dedisse operam, clarissime illustrissimeque princeps, ut mortalium animos atque ingenia ad virtutis sapientiaeque cultum excitarent et eos maxime quos summa cum benivolentia complectebantur, optimis institutis ornarent, non a magnitudine mei erga te amoris, te enim ipsum magnopere et amo et admiror, alienum visum est, si exercendi ingenii gratia, aliquid literis lustrassem, quod cum venisset in lucem, divino munere ac dono, quo haud scio an sit quidquam in homine praestantius, quod mens appellatur, dignissimum videretur, quandoquidem in rebus humanis nihil est venerabile cultuque dignum, nec solum ea quae vel industria hominum vel arte manufacta sunt, sed etiam quae natura, rerum, ut ajunt, omnium mater, gignit ac parit, omnia tanquam flosculi decidunt atque fragiliter corrumpuntur. Quid enim tam florens est, tam eximium, tam denique omni ex parte munitum, quod non possit aut hominum invidia saeviente absumi aut vetustate omnium confectrice consumi? Perit magna ex stirpe Troja, funditus Carthago jacet; quid aliud hac nostra tempestate est Roma, nisi quoddam gloriosum sine re nomen? Taceo de Athenis et Syracusis, de Corintho et Capua, de compluribus aliis maximis munitissimisque urbibus, quarum vestigium non exstat ullum. Nunquam enim humana potentia in solido stetit et ingentium imperiorum excelsa fastigia[2] collapsa saepenumero esse et in dies collabi constat. Quodcunque[3] igitur hoc ipso in mundo cernitur, nec permanere diu nec esse perpetuum potest. Nam rerum humanarum conditio fluxa est atque fragilis nullamque sequitur laudem perpetuitatis, sola autem virtus idcirco est, quae cum sit aeterna, illustrissimam gloriae immortalitatem meretur. De cujus quidem cultu, homine, ut nobis videtur, dignissimo, breve hoc opusculum elucubramus, otium ex negotio publico continuoque hujus praeclari muneris, quo immerito fungimur, mutuantes, ne vita nostra ullo loco aut tempore ullo virtutis vacet officio. Quippe ab ipsis incunabulis ita instituti sumus, ut nihil virtute laudabilius nihilque ad beatam vitam efficacius esse arbitremur. Cujus est maxime quemque[4] bonum [p. 241.]

---

1. Hier folgt im Codex eine Rasur von etwa 4—5 Worten. Mit dem Verweiszeichen auf diese Stelle stehen am Rande die Worte: In alma universitate studii Taurinensis. 2. Cod. vestigia. 3. Cod. quicunque. 4. Cod. quemquam.

efficere. Quod cum ipse jam pridem feceris sisque facturus, nemini debet esse hominum dubium, quin sis beatam prope vitam adeptus, si a te ipso non discesseris. Tanta est enim in te naturae dignitas, tantaque pulchritudo morum pariter ac divinarum humanarumque virtutum tantus splendor, ut regiam quamcunque majestatem tum gloriae praestantia, tum felicitate vitae non aequasse tantum, sed omnino superasse videare, praesertim cum iis incredibilis quaedam sapientia ac religio immortalis Dei piissima adjuncta sit, quarum altera publice et privatim domique et foris ac pacis et belli res omnes et praeclare administrare faciet, altera in pace magna cum omnium admiratione regnare ac proinde Deûm atque hominum gratiam tibi comparare maximam. Qua fiet ut cuncti mortales tuum certatim nomen et laudent et in coelum efferant, si ut coepisti, in hoc ipso optimo quidem vivendi genere versaberis et colendae pietatis et aequi servandi rationem curabis omnibus semper praelatum iri. Id autem cum e medio virtutis fonte proficiscatur, malui tibi librum de colenda virtute a me nuper conscriptum donare, quo vel quanti te faciam, aut quorsum haec mea de te exspectatio intelligas. Non enim spes ullius quaestus aut gloriae cupido, quae admodum nonnullos movet, sed divina Dei caritas et cepit me et incendit, ut vel sic tibi declarem, nullum vitae genus, nullamve dignitatem virtutis excellentiae non dico anteferri[1], sed ne mea quidem sententia conferri debere. Accipito itaque interlegendum meum si[2] tibi lubet librum, qui tametsi talem verborum sententiarumque elegantiam non redolet, qualis talem tamque[3] divinum principem decet, tamen ea animi atque fidei constantia offertur, ut jure tibi persuadere possis, me tibi deditissimum observantissimumque nominis tui et esse et semper fore nec gratius mihi quidquam contingere posse quam si tua me gratia [et in posterum sequatur],[4] quam[5] etiam[6] atque etiam plurimum caripendo.

Incipit liber de virtute colenda.

Quamquam omnes homines duce natura expetunt bene feliciterque in hoc brevi temporis curriculo vivere, tamen pauci sunt admodum, qui recte vivendi rationem, sine qua id vitae genus esse non potest, sequantur. Quippe alii divitiis potentiaque alii, alii honoribus nihil praestantius, nihil melius existimant; multi praeterea alii, quod belluarum potius est, quam hominum, voluptate metiuntur omnia atque ita ob tam diversas opiniones singuli fere [p. 242.] singulis in erroribus versantur, in tantaque societate generis

1. Cod. aufferri. 2. si fehlt im Cod. 3. Cod. tanquam. 4. diese eingeklammerten Worte, welche der Sinn erheischt, fehlen im Cod. 5. Cod. qua. 6. Cod. esse.

humani vix extitisse nonnullos compertum est, qui non aliqua parte et a virtute alieni fuerint et in haec communia omnium deliramenta declinarint. Quis enim voluptates aspernatur, quis honores, quis magistratus? quin etiam trahimur omnes atque ducimur dulcedine gloriae et optimus quisque maxime enititur, ut vel pace vel bello clarum aeternumque nomen assequatur. Natura etenim mortalium semper inmortalitati intendit quippe quae gloriae et imperii avida eo nititur pervenire, quo nominis claritas sit sempiterna pertingisse(?). Verum enim vero nulla re alia nisi virtutis studiis clari immortalesve fore meremur. Nam divitiae, voluptates, honores, gloria, imperia, ceteraque omnia ejusdem generis fluxa atque caduca sunt, sola autem virtus clarissima in luce versans, aeterna laudum monumenta et acquirit sibi et parat et omnium incendit ingenia in admirationem praedicationemque sui, efficitque ut omnes, qui ejus divina studia in vita humana colunt, quam primum perveniant ad bene beateque vivendum, ut ex eo percipi maxime potest, quod nemo est omnium quorum vel beata vita extiterit, vel nomen illustre celebretur, qui quidem virtuti non dederit operam quam studiosissime. Quid enim, ut eos ipsos primos numerem, septem sapientes, praeterea Socratem aut Platonem tantopere apud omnes commendavit? Quid Aristotelem, ipsum philosophorum principem, quid reliquos omnes philosophos? Nam virtus et scientia rerum illis peperit claritatem. Quid Laelio, quid Catoni sapientis tribuit cognomen, praeterquam singularis eorum ac prope divina sapientia? Quid Alexandrum, Themistoclem, Pyrrhum[1], quid denique Caesarem ipsum, postremo si altius repetendum[2] est, quid Paulos, Fabricios[3], Scipiones, Catones, Scaevolas[4] tantis in coelum laudibus extulit nisi animi magnitudo vel potius res per virtutem gestae, quibus magnifice floruere? Dehinc in veriora atque excellentiora virtutis sapientiaeque nonnunquam(?) pertingam. Quid Moysen, quid David, quid Salomonem, quid reliquos omnes sanctissimos et patres et vates? Taceo de principe apostolorum Petro, de Paulo, de utroque Johanne, de Stephano et aliis omnibus tam apostolis quam martyribus, quos divinos haberi in terra et coelicolas esse beatissimos effecit incomparabilis eorum virtus atque sapientia, qua nec praestantior ulla est nec unquam fuit, praetereo[5] quatuor maxima illa quidem atque praeclarissima mundi lumina, Hieronymum, Sanctum Augustinum, Ambrosium, Gregorium, quorum quia excellentissimi virtutis sapientiaeque cultores extitere[6], nec amplissima gloria nec nomen celeberrimum ullo unquam tempore exstingui poterit. Quid [p. 243.] plura in omni genere hominum? si tempora omnia singulasque aetates percurramus, nullus usquam mortalium reperietur [nisi][7]

1. Cod. pirrus. 2. Cod. impetendus. 3. Cod. fabriles. 4. Cod. scevolis. 5. Cod. praeter ea. 6. Cod. textitere. 7. nisi fehlt im Cod.

illis[1] studiis vel clarus fuisse vel beatus. Etenim virtus hominem fortem efficit, sapientia prudentem, siquidem illa suppeditat robur ac vires, haec ad veri cognitionem perducit; virtus item praeclara aggredi facinora audet, sapientia perficere docet, haec etiam adversis non frangi, illa prosperis moderari, haec despicere humana, illa indagare divina, haec felicem intrare in coelo, illa beatum reddit hominem. Itaque constat hac ipsa in vita mortali neque spectabilius quidquam virtute neque sapientia divinius hominum generi accidere posse, praesertim cum altera tollat imbecillitatem, qua quisque plerumque revocatur ab omni probitatis officio, altera ignorantiam, qua nihil est detestabilius: Ea enim fit ut ab recti[2] verique via semper aberremus, et quod omnium est maximum, id alterutra nobis praestat, ut summa in libertate vivamus, ad quam consequendam cuncti mortales suapte natura impelluntur. Naturale namque est omnes homines libertatem maluisse, et conditionem servitutis odisse. Sed hanc vivendi facultatem ut lubet, quae libertas appellatur perpauci [consequuntur],[3] quia quidam putant[4] opibus inesse et in gradibus[5] et imperiis; quod profecto tale est, quale si velimus aut deorsum ignem aut sursum aquam agi. Non sane ex his rebus, quas[6] fortunae temeritas pro sua cuique commodat libidine, sed aliunde petenda est libertas, quae cum nihil aliud sit quam potestas vivendi ut volumus, nulli viro nisi sapienti contingere potest[7]. Nemo enim hominum liber nisi sapiens et stultus omnis servus est, solus enim sapiens extra omnem est fortunam, virtutem sequitur, libidines refrenat, cohibet cupiditates, iram iracundiamque compescit, vitiis imperat omnibus, nulli quoque turpitudini servit, nihil nisi honestum appetit ac splendidum, nil coactus, nil dolens, nil invitus facit dicitve, sed omnia libenter atque libere, nec est quidquam, quod apud eum vel possit plus vel polleat quam suae voluntatis liberrimum arbitrium. Atque ideo vir sapiens recte ac libere vivens et naturae et fortunae et sibi ipsi dominatur et perinde ac hominum conditione jam superior vitam Deorum imitatur. Hinc arbitror Posidonium[8] dixisse, unum eruditorum[9] diem pluris aestimandum quam imperitorum[10] longissimam aetatem et tanta quoque sciendi aviditate quosdam flagrasse, ut a literarum studiis nullum vacare tempus paterentur. Catonem enim et duos Plinios legimus nunquam nisi invitos de manibus libros posuisse eundemque Catonem et dum rus jucunditatis causa cum familiaribus pergeret, libros secum tanquam sua- [p. 244.] ves comites gestasse et dum senatus cogeretur in curia frequenter lectitasse, quod itidem accepimus de Caesare, Alexandro, Augusto, qui in castris et legere plurimum et scribere consuevere.

1. ullis Cod. 2. Cod. abjecti. 3. consequuntur fehlt im Cod. 4. Cod. qui quidem putatur. 5. Cod. ingratibus. 6. Cod. qua. 7. Cod. posse. 8. Cod. Possidonem. 9. Cod. eruditorie. 10. Cod. imperitoris.

De Socrate nihil dico, de Platone, de Anaxagora et compluribus aliis, qui non solum terrenas facultates contempserunt, sed etiam ultimas munditias(?) ac paene totum orbem perlustrarunt[1] acquirendae sapientiae gratia, quemadmodum maxime ille non magus, ut vulgo ajunt, sed magnus, ut Pythagorici[2] tradunt, philosophus Apollonius fecisse dicitur, qui trans[3] mare, qui mundum universum, quoad mortalium naturae par est, peragravit, ut mores hominum, ut virtutum disciplinas, ut rerum rationes et discendo intelligeret et intelligendo experiretur. De quo quidem sicut egregius est testis Philostratus, ita et de eo poeta decantasse videtur:

Dic mihi Musa virum[4]*, captae post tempora Trojae*
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.

Atque haec cum ita sint, quae vita nobis jucundior quaeve commodior esse potest, quam virorum tam clarissimorum excellentissima vestigia sequi et pulcherrimis artibus disciplinisque optimis expoliri, [ut][5] tria haec bona et divina et humana consequamur, felicitatem scilicet, hominum cultus et immortalitatem, quae potissimum ex virtutis sapientiaeque studiis proficisci solent. Primum enim et certissimum boni viri praemium est felicitas, quae ut Aristoteli placuit, nihil aliud est quam virtutum operatio omnium. Quisquis[6] igitur virtuti dedit operam, is felix beatusque esse et dici debet; nihil enim ad beatam vitam efficacius est virtute, nihil expeditius, nihil facilius. Nam ut turpissima est scelerum in scelere miseria, ita pulcherrima virtutis felicitas. Ipsa sibimet est; unde dicitur prima ac maxima esse peccantium poena peccasse, inde imprimis optimum est bonorum praemium bene vixisse, nec in hac vita mortali ulla merces uberior nec gloriosius munus ullum, quam recte factorum conscientia, quae neque invidorum potest[7] detrectatione neque assentatione adulatorum circumveniri nec quorumvis improborum labefactari conatibus, sed semper sibi verissime constans inter male beneque dicta consulit, patrocinatur et congratulatur, ut divinissimus Paulus clara voce dicere non est veritus: gloria, inquit idem, nostra haec est testimonium conscientiae nostrae[8]. Denique qualis et quanta sit in virtutis actione felicitas, ex eo potest facile cognosci, quod vir bonus continuo perfruitur gaudio eo, quod nullo casu[9], nulla fortuna, nulla denique rerum vi diripi dissiparique potest, sed semper et ubique tranquillum est, tutum, solidum. Namque dominia [p. 245.] rerum ceterorumque[10] omnium collabuntur, bonae vero mentis

1. Cod. perlustrantur. 2. Cod. pictagorici. 3. Im Cod. wird qui vor mare wiederholt. 4. Cod. verum. 5. ut fehlt im Cod. 6. Cod. quisque. 7. im Cod. potest zweimal. 8. II. Corinth. 1, 12.—9. Cod. nulla causa. 10. Cod. ceterarumque.

possessio nullum nec fortunae incursum recipit, nec hominum impetum extimescit. Est enim domestica intrinsecaque virtuti felicitas, quam qui adeptus est, ubicunque erit locorum, beatus non esse non potest. Praeclare ergo Aristoteles ex opere, inquit, virtutis virorum beatissimam esse vitam idemque et Tullius et Seneca sensere. Constat itaque nec virtutem sine beata vita nec beatam vitam sine virtute haberi posse. Quicunque etiam ex scelere atque ignorantia id ipsum declarant; nihil enim infelicius, nihil miserius eorum genere hominum, qui ignorantiae et malitiae sunt obnoxii, siquidem tantis et tam inextricabilibus in erroribus obversantur, ut et Diis ludibrio et hominibus habeantur. Contra optimi sapientissimique viri coelo atque terra laudantur atque excoluntur. Quid enim virtute laudabilius, quid excultius, quid Diis hominibusque venerabilius? Reversus etenim ex Sicilia Plato, cum ad magnificentissimam illam Olympiorum celebritatem quasi quendam orbis terrarum conventum pervenisset, tam laetis cunctorum occursibus est receptus, ut e coelo Deus ad homines venisse videretur. Titi quoque Livii lacteo eloquentiae fonte manante tanta fuit atque tam pervulgata in omne genus hominum fama, ut ex ultimis Galliarum Hispaniaeque finibus ad eum plerique nobiles viri, ut ajunt, venerint, et quos ad sui spectacula Roma, orbis[1] terrarum domina non traxerat, unius viri virtus praeclara perduxit. Taceo de his, quibus ob virtutem divini[2] honores tributi fuere. Mos enim fuit antiquis, ut excellentes virtute viros in coelum fama atque praedicatione efferrent et hominum praestantium memoriam honore Deorum immortalium consecrarent. Hinc enim Hercules, hinc Castor, hinc Pollux[3], hinc Eumolpus[4], hinc Liber habiti dictive sunt divini; hinc et Romani suos consecravere Caesares. Praeterea ut homines in gentis[5] aut urbis suae conditores aut principes grati forent vel etiam ut viros fortitudine insignes aut foeminas castitate mirabiles summo cultu venerarentur, quibusdam in eodem genere praestantibus divinos honores tribuisse leguntur, uti Aegyptii Isidi, Mauri Jubae, Macedones Chabriae, Poeni Urano, Latini Fauno, Sabini Tatio[6], Romani Quirino. Eadem utique ratione Athenae Minervam[7], Samos Junonem, Paphos Venerem, Lemnos Vulcanum, Liberum Naxos[8], Apollinem Delphi[9] et alii alios in aliis locis, ubi virtutum cultores claruissent, summa veneratione[10] coluere. Quid opus est exemplis? ubicunque virtus claruit, ibi virtutis adest cultus et adsit semper necesse est. Siquidem boni natura ea est, ut ab omnibus et appetatur et ametur, [p. 246.] et quo majus, eo amabilius, si vero summum est, omnino

1. Cod. urbis. 2. Cod. dominii. 3. Cod. Polus. 4. Cod. Exalpius. 5. Cod. ingentes. 6. Cod. taceo. 7. Cod. Sarnos. 8. Cod. Nasos. 9. Cod. Delphos 10. Im Cod. steht vor coluere noch claruere, was aber durchstrichen ist.



amabilissimum est. Quod cum ita sit, quid virtute amabilius, in qua summi ratio boni sita esse videtur? Nec ideo nos latet, in virtute esse vim tantam, ut eam non modo in quibusdam, sed etiam in omnibus et interdum in hostibus atque in his quos nunquam vidimus diligamus, nec[1] etiam fugit, nullam possessionem tam magnam esse, nullam copiam auri argentive[2] tantam, quae pluris sit quam virtus aestimanda, carius amanda, diligentius observanda, maxime cum ipsa liberum semper hominem reddat, quo in rebus terrenis quid potest esse carius quidve inaestimabilius[3] et quo quidem sine beatus unquam extitit nemo. Prima namque et maxima hominis libertas est, carere vitiis et omnium libertatum nulla felicior, nulla praestantior ea, quae ex virtute venit, nec est illa profecto, quae ut sanctissimae jubent leges, omnibus rebus favorabilior est, quae inaestimabilis, immo infinitae est aestimationis, quam denique omnium animantium genera, quae terra, quae mari, quae coelo nascuntur, appetunt. Naturalissimum quidem est omnibus libertate gaudere, posse autem non nisi per virtutem contingit, quia nec prospera virtutem, nec adversa, nec terrena, nec coelestia, nec humana, nec divina praepedire valent, quin aut in eandem qua est aut in majorem se vendicet libertatem.

His potest adjungi, quod praeclarum est atque singulare munus, ut quoscunque virtus complexa fuerit, gloria eos donet immortali. Quid enim memoratu dignius, quid in hominum memoria immortalius esse potest insignibus recte factis illis, si quidem[4] cum fuerint collocata in luce, omnibus imitanda fore censebuntur; quid etiam est, in quo vel sit immortaliter gloriandum[5] nisi in his, quae bonis rectisque studiis nobis consequimur? Nostra etenim ista sunt, nostro tempore, nostra cura et industria et vigiliis parta, quae nec vivo unquam nec mortuo homini aufferri possunt. Nam cum Stilonis[6] philosophi [domum][7] solo aequasset, Demetrius eum interrogavit, an suarum quidquam rerum amisisset, nihil equidem is respondens; bellum, inquit, nulla ex virtute spolia ducit. Pulchrum quidem atque magno philosopho dignum responsum; vel enim quoniam virtutis bonum et solidum est et durabile, adeo ut nec latrocinia illud eripere queant neque praescriptio tollere, neque hostilis rapina diripere, sed hominem, quocunque eat, morientem viventemque sequitur. Unde unus ex septem sapientibus nomine Bias, cum ejus patriam cepisset hostis domusque sua fuisset igni consumta, nihil rerum secum deferens dixisse fertur, omnia mea bona mecum asporto[8] — animo enim, non humeris bona gestabat sua — mecum sunt prudentia, justitia, temperantia, fortitudo, patientia, ceteraeque vir-

1. Cod. eum. 2. Cod. argenti ne. 3. Cod. inexistimabilius. 4. Cod. si qui. 5. Cod. inmortalitas gloriandum. 6. Cod. Stillonis. 7. domum fehlt. 8. Cod. aporto.

tutes, multarumque rerum peritia; haec mea bona sunt, [p. 247.] quae nec consumere potuerunt hostes nec aufferre; cetera vero lubricae fortunae sunt, quae in omnia scilicet terrena, ut historicus ait, dominatur. Non immerito ergo virtus[1] fortunae donis prae omnibus vulgi opinionibus anteponi videtur debere, quae nec dari cuiquam nec aufferri potest nec vi eripi aut surripi ulla, neque naufragio neque incendio amitti, nec tempestatum nec temporum perturbationibus mutari, neque minis gradu dejici suo, nec superari supplicio nec morte exstingui, sed altissimis defixa radicibus eodem loco perstat, ac inter omnia rerum discrimina victrix triumphat et quidem sic, ut semper ex sese homini immortalitatem et vitae[2] pariat et gloriae. Hoc itaque sit negotium nostrum, hoc otium, hic labor, haec quies, hoc totum intentum nostrum in eo. Denique et vigilia reponatur et somnus, ut effingamus aliquid atque excolamus, quod sit perpetuo nostrum. Omnia enim reliqua rerum nostrarum post nos alios atque alios sortientur[3] dominos, una autem et sola est virtus, quae nunquam nostra esse desinet, si semel esse coeperit, quippe cujus maxime est proprium, claros et aeternos efficere eos, quos possidet, omnes et id praestare dumtaxat, ut relinquamus, quod nos bene vixisse semper testetur. Quo laudis munere, qua gloria, qua aeternitate quid majus aut praestantius homini dari potest?

Quocirca satis mirari nequeo, cum omnes bene vivere cupiant et sciant non alia re fieri posse, ut bene vivant, quam virtute et tamen ea neglecta per vitiorum anfractus delirantes plerique ad bene vivendum pertingere se posse opinantur, praesertim cum omnium gerendorum inceptio sine arte minimam vel nullam perfectam rei gloriam consequatur. Priusquam enim quidquam geratur, ars gerendi noscenda est. Itaque si bene vivere, si Deo, summo omnium opifici, similes esse volumus, velle autem debent omnes, animos virtutibus, in quibus solum ars consistit bene vivendi, excolamus, easque dum facultas cuique suppeditat[4], exerceamus. Solae nempe virtutes cultorem non modo bonum, sed et beatum efficiunt suum, nec quidquam potest in vita mortalium immortalius fieri, quam si omne omnino otium in negotio virtutum conteratur. Nec [ob][5] aliud cuncti homines in hanc lucem perducti fuisse aut fore videntur, nisi honestis ut intendant studiis. Praeterea ingenium, tempus, vita fuere hominum generi tributa, ut virtutes, quae vel ingenti errorum pravitate, vel summa opinionum perversitate jacent, excitentur[6] et in lucem usumque revocentur.[7] Id vero si fit, uti par est naturae conditionique mortalium, tunc etiam[8] homines ea vita frui videbuntur. Nemo enim homo jure dici debet, qui in-

1. Cod. et fort. 2. Cod. vita. 3. Cod. socientur. 4. Im Cod. eas vor exerceamus wiederholt. 5. ob fehlt im Cod. 6. Cod. excitantur. 7. Cod. revocantur. 8. Cod. tamen esse.



culto[1] animo, qui cum Diis, corpori, quod cum belluis commune est, inservit, ejusque divina bona i. e. virtutes negligens occupatur aut in voluptatibus potiundis aut[2] opibus accumulandis. [p. 248.] Quid enim magis atque magis contra hominis naturam, quam bonitatem non consequi, cum et ipse factus bonus bona semper expetat omnia? Si enim vulgari quis ducitur errore, omnia utilitate metitur, si illecebris carnis, nihil nisi quod oblectet, exquirit, si animi rationem omnibus anteponit, honestatem, quo fit, ut hominum ingenia videantur singulis semper diebus ad bonum eniti eoque actiones omnes tendere suas nilve aliud quaerere atque id ipsum quod dicimus bonum et optimum, sui ultimum finem statuisse.

Ceterum mortalium nonnulli oberrare saepenumero solent a ratione veri, quandoquidem diverse eo pervenire conantur. Alii enim in opibus, ut Croesus[3], pars maxima in voluptatibus, ut effoeminatus Sardanapalus, in gloria imperandi, ut C. Caesar, pauci admodum, ut sapiens Socrates, finem suum in virtute posuere. Quapropter pessimos perditissimosque plurimorum errores evitemus, optimam paucissimorum probatissimamque viam tenentes. Satius quidem est et apud omne genus hominum laudabilius cum paucis bene quam male cum multis vitam transegisse; quam ob rem quae sit via virtutis, definitionibus referre oportet[4], maxime cum bonorum tria distinguantur genera, scilicet animi, corporis et fortunae. Fortuna est perfectio divitiarum, honorum, magistratuum, imperiorum ceterorumque[5] his similium; domina est atque elargitrix, quae cum caeca atque instabilis sit, caecos instabilesque reddit eos, quos suis fallacissimis beneficiis exornat, ac propterea fortunatissimus[6] quisque saepissime miseriorem durioremque patitur casum. Ad corpus quidem spectat forma, genus, valetudo bona, vires, robur et hujusmodi alia. Et quia corpus ipsum imbecillum est, fragile, mortale, sic ipsius bona et caduca sunt et fragiliter corrumpuntur. Animus autem cum sit ipse aeternus atque immortalis, aeterna atque immortalia bona possidet, quae sunt virtutes quarum omnis laus et praemium omne ex perfecta actione ipro, venit.[7] Tanto enim quisque laudabilior et divinis[8] munerbusdignior judicabitur, quanto perfectius virtutes exercuerit. Nequeenim tam videtur ad aliud anima corpori conjuncta nisi, ut virtutes, scientias ceterasque bonas artes et discat operando et doceat. Quod cum fuerit effectum, coelesti divinaque mercede praemiabitur, aliter autem ad inferna tamquam iners et suae conditionis ignara relegabitur, ut Platoni in Timaeo[9] non modo placet, sed etiam divinae ut literae protestantur. Demus itaque operam, ut quoad

1. Cod. incultu. 2. Cod. opis. 3. Cod. Croesus inquit. 4. Cod. oportere. 5. Cod. ceterumque. 6. Cod. fortunatissimis. 7. Cod. pervenit. 8. Cod. divinius. 9. Cod. Thymeo.

possimus, benigne a conditore nostro Deo in coelo recipiamur et ad quod facti sumus, id exsequamur opere. Ad quod quidem non solum [p. 249]. ipsa beata vita, quae virtute conficitur, sed etiam ipsa maxima et plurima virtutis officia nos adducere debent.

Est enim homo ex natura animal erectum, sagax, providum, acutum, mente praeditum, particeps rationis, consilii sapientiaeque capax, sanctum universis, omnium animantium dominans, omnia virtute domans, si a se ipso non discesserit, si suae rationem conditionis agnorit, si vim virtutemque animi et ingenium sibi ingenitum summopere exercuerit. Sed cum virtus rationi in modum naturae sit semper consentanea[1] et solus homo utatur inter omnes animantes ratione, consequens est, ut semper vacet virtuti, ne per inertia et vana otia hoc divino munere abutatur, cumque maxime ad id negotii virtute invitetur[2] ipsa quoque cuique hominum jam atque etiam jam perofficiosa. Nunquam enim est officio sera virtus, nulli praecluditur, nusquam abest, neminem dedignatur: omnibus sese offert, ultro evocat ad se cunctos, singulos sua vi suaque dignitate allicit, ingenuos et libertinos, cives et peregrinos, principes et servos excipit, placida est omnibus, non precem quaerit, non pretium, solum nudumque complectitur hominem, amatorem consecrat suum, nobilitat, honestat; haec secundas res ornat, haec temperat adversas, haec publice nobiscum bene agit, privatim haec facit sola, ut homo domi forisque rebus suis contentus sit, per hanc ipsam virtutem rerum publicarum ornamenta illustrantur, per hanc ipsam insignia militaria ornantur, per eandem omnia munera regia et praeclare administrantur et administrata cum ingenti omnium admiratione celebrantur. Quid plura? hinc beate vivendi institutio, hinc perpetua nominis celebritas, hinc omnis honos, praedicatio et gloria proficiscitur. O maxime colenda ab omnibus studia virtutis, o divina atque immortalia munera, quibus virtutum cultores, quam credibile sit, donantur munificentius. Enimvero per virtutem mortales omnes summam beatitudinem non adipisci solum, sed etiam Dii effici dicique merentur et eo gloria beatiores, quo[3] virtutes praestantiores, quia ut Aristoteles, omnium facile philosophorum princeps, propter virtutum, inquit, excellentiam dicuntur homines facti Dii. Et divino vates cecinit oraculo, virtutum alloquens cultores, ego dixi, Dii estis et filii excelsi omnes.

Itaque nullus labor durus esse, nullum negotium difficile, longum tempus nullum, locus asper nullus, nullum denique rerum discrimen videri nobis formidabile debet, ut tali et tanta divini municipatus gloria insigniri decorarique possimus. Nec ulli[4] est indulgendum aetati, quin vel aliquid agamus semper boni vel

1. Cod. consecutanea 2. Cod. imitetur. 3. Cod. qua. 4. Im Cod. ulli zweimal.

discamus, nisi fortasse turpius sit, discere quam nescire. Cato etenim, is qui extitit portu familiae princeps, Latinas literas [p. 250.] prope senex, Graecas[1] jam aetate provecta didicit, Socrates quoque, tantus philosophus, jam senior fertur fidibus operam dedisse, digitosque suos magistro formandos commisisse, Solon praeterea dicere solitus, se quotidie senescentem aliquid discere, moriens vero Theophrastus naturam accusasse, quod tribuisset cornicibus vitam diuturnam, quarum id minime interesset, hominibus autem, quorum maxime interfuisset, tam exiguum vivendi spatium dedisset, quorum si aetas potuisset esse longinquior, futurum omnino fuisset, ut omnibus perfectis artibus, omnium doctrina hominum vita erudiretur; querebatur ergo se, cum illa videre coepisset, exstingui. Omni itaque tempore homini bene recteque faciendum est, et unus atque idem debet esse discendi ac vivendi finis, ut et sapientia cum annis et cum aetate virtutes excrescant. Tam enim per omnia turpe dixerim vitam sine doctrina agere, quam est impossibile doctrinam sine vita addiscere, et scientia quam aetate proficere multo est praeclarius multoque jucundius; quamquam enim semper veneranda senectus est, tamen mea quidem sententia longe est in homine venerabilior morum quam temporum profectus, nec mihi tam reverendus is, qui provectior aetate, quam qui[2] florentior virtute videtur. Itaque modus vitae in doctrina capessenda et doctrinae studium in omni agenda vita praefigatur, ut omnis aetas hominis possit esse venerabilis honoreque digna.

Quod si omnem doctrinam capessere nequimus, enitendum est omnino, ut studia percipiamus ea, quae humanitatis vocantur. Est enim in his et morum elegantia, pulchrior et compositior vivendi institutio et dicendi agendique scientior peritiorque praestantia, non minor jucunditas, par decus, major nonnumquam et splendidior gloria, maxime autem sunt hominum naturae propria et tantam animi oblectationem afferunt, ut proximi ad beatam vitam videamur. Primum quidem pellunt procul errorem omnem atque ignorantiam, tum[3] lumen veri videndi exhibent, tum[4] probandae sapientiae, tum[5] virtutis colendae rationem edocent, postremo quod omnium est magnificentissimum atque splendidissimum, mortalium animos ex sede sua ac statu potentes[6] sunt movere[7] ad odium, ad iram, ad amorem, ad commiserationem, ad clementiam. Mandatum enim literis est, quod praestantissimum illum Macedoniae regem vereque magnum Alexandrum ad iram et ad bellum saepe adeo, ut arma sumeret, impulerunt eundemque sedarunt et ad quietem pacemque carmina ipsa revocarunt. Quid? C. Caesarem non eo modo legimus adductum fuisse, ut saepenumero in multos et praesertim in Q. Ligarium, quem omnino statuerat damnatum iri, clementior foret, [p. 251.]

1. Cod. aut Graecas aut. 2. Cod. quod. 3. Cod. tamen. 4. Cod. tamen. 5. Cod. tamen. 6. Cod. potiti. 7. Cod. monere.

audita prudentissima quidem illa ac artificiosissima Ciceronis oratione. Pisistratum insuper ferunt, tantum dicendo valuisse, ut Athenienses ejus sese imperio submitterent, maxime cum ex adverso amantissimus patriae Solon niteretur. Sed horum alter disertius, alter salubrius contendere, quo evenit, ut sapientissima civitas servitutem libertati aliquando duxerit[1] anteponendam. Quis vero non magnopere admiretur, quod missi a Mario et Cinna[2], saevissimis ducibus, ad Marcum Antonium obtruncandum, sermone ejus stupefacti, strictos jam et vibratos gladios cruore vacuos vaginis reddidere? Pulchre igitur Euripides, omnia, inquit, conficit oratio, quae hostile ferrum conficere non potest. Quibus ex rebus satis luculenter apparet, quanti sit eloquentia aestimanda, tum quia praecipua est auctrix, ut persaepe multae res illustres gerantur, tum maxime quia optima est virtutis sapientiaeque comes ac excellentium magistra officiorum, et quasi quaedam justitiae civitatis alumna. Atque ut plerumque testatus est Cicero, eloquentia in omni libero populo ac in omni republica bonis moribus instituta maxime semper in honore habita est, nec ullus dignitatis nec auctoritatis ullus tantus est status, tanta amplitudo, quem non haec ingenuarum artium parens pariter et reliqua omnia quae ad humanitatem pertinent studia ornent, honestent et augeant, tueantur ac revereantur. Quae enim pulcherrime vitam hominis instituunt? studia humanitatis; quid, per quod gloriae immortalitas solet facillime? acquiri ob studia humanitatis.[3] Quid igitur percunctamur aut quousque animus est in dubio, utrumne tantis tamque praeclaris debeamus incumbere studiis; quandoquidem nullum vivendi genus, sciendi nulla peritia, nulla ars sine his jucunda esse laudarique posse jure mereatur; tanta enim ornamenta et vitae et gloriae, ut modo diximus et saepe dicemus, ab his ipsis studiis emanant, ut sit operae pretium eorum extranea, ut ita dixerim, limina terere[4] coepisse. Nam ut verba mihi Ciceronis usurpem, ceterae artes neque temporum sunt, neque aetatum omnium neque locorum; haec studia adolescentiam agunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, oblectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Quam ob rem facere equidem non possum, quin omnes ingenuos adolescentes, quibus inest excellendi cupiditas, prece horter atque commonefaciam, ut hoc tam singulare philosophandi genus im- [p. 252.] primis perquirant, tum [per][5] graviora ac sublimiora excellere studia properent.

Verum quia virtutes et scientiae, ut dicitur, affines ac ejusdem consortes gloriae fore videntur, haudquaquam est ab hominum

1. Cod. dixerit. 2. Cod. Cunna. 3. Die Worte: quid per quod — acquiri zweimal im Cod. 4. Cod. terrere. 5. per fehlt im Cod.

ingeniis alienum[1], si curaverint eas pariter ac summopere discere. Quid quod tanta sciendi cupiditas est mortalium mentibus a natura insita, ut omnes cupiant maxime scire, quo nihil pulchrius, et [erubescant][2] nescire, quo nihil turpius existimant[3], atque ideo trahuntur ac ducuntur omnes ad sapientiae cupiditatem, cujus si forma cerni oculis posset, omnium animos ad amorem suum maxime excitaret. Ignorantia autem et inscitia ut plurimum labitur[4], fallitur ac decipitur, sic et ob ejus turpitudinem a nullo concupitur. Jure ergo optimo danda est opera, ut non solum majora ac graviora studia, sed etiam alias artes minores, quas vocant[5] liberales, diligenter accurateque excolamus; nam per hujusmodi ingenuas artes quasi per quosdam gradus aureos pervenitur ad altissimam divinarum humanarumque rerum cognitionem. Hae autem sunt, ut est a majoribus traditum, grammatica, dialectica, rhetorica, musica, arithmetica[6], geometria et astrologia; de quibus pauca et singulatim perstringamus.

Principio enim puerorum ingenia[7] optimis imbuenda sunt disciplinis, et dum faciles animi juvenum sunt, dum credula aetas, dum vita innocens, pulcherrimis debent et artibus instrui et rationibus informari, ut in posterum pristina bene institutae adolescentiae studia polleant ac morum optimorum ebibitam a teneris annis gravitatem prae se ferentes redoleant. Sapit enim vas, quidquid primum acceperit, et ut satirus cantat poeta, quo semel imbuta recens, servabit odorem Testa diu; atque rerum quidem omnium potentissima pars est principium, valetque multum ad consequentium rerum gloriam futuram, bene coepisse. Itaque quam primum possunt aut infantes loqui aut dictorum factorumve memores esse, primis imbuantur elementis necesse est, ut vel sic paulatim aetas illa rudis erudiatur atque coaptetur imprimis ad quasvis[8] aliarum rerum disciplinas; tum variorum vocabulorum genera, species, figuras, declinationes, tempora, modos, numeros, analogias diversas ceteraque hujusmodi omnia, dies noctesque et noscere et secernere studeant, ex hisque perfectas componere orationes ac voces sonoras proferre, ut in omnibus, de quibus agendum est rebus, congruus[9] sermo servetur, ne dum studiosus quisquam accurate majora prosequitur, videatur in minoribus turpiter labi. Proxime vero alterum genus disciplinae est, quo in una quaque re quid verum quidve falsum sit, percipitur, dum dialecticae argumentationes proponuntur vicissim et propositae negando affirmandove vel probantur vel reprobantur, quae ratio disputandi confert quam [p. 253.] plurimum his, quorum ingenia et studia eo tendunt, ut quidquid

1. Im Cod. vor alienum noch absurdum. 2. erubescant fehlt im Cod. 3. Cod. est existimabatur. 4. Im Cod. steht vor labitur das Wort curat. 5. Cod. vocat. 6. Cod. arismetrica. 7. Cod. in ingenia. 8. Cod. quevis. 9. Cod. congruis.

noverint, habeant in promptu. Acuit enim ingenium disputatio et linguam emendat confirmatque memoriam; dum dialectica quisquam argumentatur disputatione, non solum solet multa discere, sed etiam, quae didicit, ea melius intelligit, scitque et eloqui aptius et recordari tenacius. Unde dialectica cum ipsa sit discendi scientia et sciendi disciplina, facillime ad doctrinam omnem patefacit aditum viamque demonstrat, qua quidem neglecta haud[1] certe scio an aliquis quidquam perfecte vel discere vel scire possit. Tertio autem loco inter liberales disciplinas non immerito sedet rhetorica; per eam enim artificiosa eloquentia componitur, de qua paulo ante dissertum est nonnihil. Verum enim cum haec disciplina apud tempora prisca nobilium hominum studiis et esset celeberrima et haberetur, ea venit tempestas[2], ut ex mortalium curis prope tota exoleverit. Quid enim sibi loci apud judices, cum non oratorio, sed dialectico more adductis in controversiam legibus invicem contendatur? Nec tam in defendendis insontibus aut sontibus deferendis eloqui quam insipida perstrepere verba videntur. Quid apud principes et rerum dominos? Hi nempe volunt paucis sententiam expediri et nudas afferri in consultationem rationes. In populis autem nusquam ei locus, si quidem hi habeantur dicendi peritiores, qui copiosius dicere valent, tum in laudando bonos atque malos vituperando.[3] Vix usquam ulla nec ars invenitur nec ratio; at[4] in conficiendis orationibus causisque perorandis his fere artibus utuntur omnes, quae omnino esse contra recta dicendi praecepta videntur. Quam ob rem dedat operam, qui vult recte in dicendo excellere, ut in omni genere causarum ornate copioseque possit ex arte disserere, neque etiam dedignetur praestantes in dicendo viros imitari et assidua dicendi exercitatione uti. Nam certissimus loquendi magister est usus et optima non modo legum, ut ajunt, interpres, sed etiam magistra rerum omnium est consuetudo. Ubi etiam animadvertendum est, dicendi genera esse quatuor, quae cuique ut[5] sui par est ingenii, videntur imitanda fore. Primum quidem est copiosum et ornatum, in quo M. Tullius incomparabiliter excellit. Quis enim in dicendo copiosior quisve ornatior Cicerone? alterum breve et elegans, in quo maxime Crispus Sallustius praestat; nemo unquam eo res plurimas brevius elegantiusque disserendo complexus est. Tertium grave et acutum, quod Frontino Quintilianoque dispertitur, quorum quidem gravitatem et acumina admirantur nonnulli. Postremum omnium floridum est et lene, quod est Plinio illi Secundo proprium; mira enim lenitate ac flo- [p. 254.] rido dicendi genere claret.[6] Sed ex his omnibus arbitror duos dicendi stilos variari solere, unum maturum et gravem, qualis dicitur Crassi fuisse, alterum vero huic contrarium ardentem et

1. Cod. aut. 2. Cod. tempestate. 3. Cod. vitiperando. 4. at zweimal im Cod. 5. Cod. et. 6. Cod. daret.

erectum, quali solitus est uti Antonius. Huc quoque accedunt duae comites, sine quibus ars oratoria perfecta esse non potest, poëtica scilicet et historiae notitia, quarum in utraque reperitur, quod plurimum potest tum[1] ad vitae delectationem, tum ad omnium genus orationum conferre. Equidem altera nobis artificiosa loquendi praecepta magna cum verborum elegantia ac stilum[2] per varios strictosque numeros, versus currentem subministrat, altera multorum saeculorum res cognitu dignissimas, quae cum memoriter tenentur, ad omnem casum proferre illustre aliquod exemplum norunt atque possunt.

Ars vero musicae apud Graecos tanto habita est honore, ut nullus sine cantu et fidibus putaretur liberaliter eruditus, idque circo Socrates jam senex, ut supra dixi, et didicit ipse et in ipsis ingenium adolescentes ut erudirentur, praecepit, non quidem ut molles[3] animi juvenum incitarentur ad lasciviam, sed ut faciles animorum motus sub rationis cohiberentur regula; quemadmodum quidem non omnis vox, sed sola vocis consonantia melodiam soni facit, ita et motus animi non omnes, sed soli hi qui rationi[4] sunt consentanei, jucundam perficiunt animi harmoniam. Nulli propterea dubitandum[5], quin[6] quicunque modulationis usus satis valeat ad fessi fatigatique animi remissionem perturbationesque sedandas. Dum enim speculamur sonorum varias naturas atque potestates, ex quarum proportionibus consonantias dissonantiasque causari persentimus, sevocamus animos a negotiis tam publicis quam privatis[7] et jucunda quadam recreatione demulcemus, atque ita demum omnis animorum ingeniorumque vis fortior ac potentior insurgit ad intermissas rerum rationes. Est[8] et alia de numeris disciplina, quae arithmetica[9] vocatur, et item alia de magnitudinibus, quae geometria appellatur; prima enim ex mutabilibus[10] parem imparemve constituit multitudinem, altera vero lineas, angulos, figurasque metitur et sic ex variis relationibus parium et imparium atque ex diversis linearum vel figurarum aut corporum dimensionibus variae diversaeque numerorum magnitudinumque species constituuntur, permulta alia in his demonstrantur, quorum cognitio et jucundissima est et in se semper certissima, confertque admodum alterutra his, quorum studia curaque omnis aut in urbibus statuendis aut in aedificiis, domibus, seu censibus persolvendis recipiendisque reditibus vel in ceteris horum similibus faciundis versatur.

Sed et illa quoque est eo pulchrior, quo admirabilior, quae [de][11] coelestium[12] corporum motibus, magnitudinibus, [p. 255.]

1. Im Cod. steht tamen vor tum. 2. Cod. stilo. 3. Cod. moles. 4. Cod. ratione. 5. Im Cod. stand vor dubitandum noch memoria, was aber durchstrichen ist. 6. Quin von anderer Hand über der Zeile. 7. Cod. tamen publicis non privatis. 8. Cod. et. 9. Cod. arismetrica. 10. Cod. mutatibus. 11. De fehlt im Cod. 12. coelestium zweimal im Cod.

distantiis, virtutibus atque effectibus docet. Pulchrum est enim et jucundissimum in hac disciplina cognoscere coelum esse incorruptibile ac immutabile[1] tam in substantia quam in forma, quae quidem coeli forma et sphaerica[2] et convexa et quasi concava quoad nos dicitur, evexa vero quoad ea quae sunt supra coelum. Motus autem ejus celerrime continuus et obliquus est,[3] cum septem planetarum orbes motu contrario[4] semper occurrunt, quo fit, ut ex ordinato[5] coeli motu et planetarum mutuo occursu gignatur sonus ille, qui acuta cum gravibus temperans aequaliter sonum concentumque efficit; sed propter nostri auditus defectum et illiusmodi soni excessum harmonia illa coelestis a nobis percipi minime potest; est enim coelum inquietum omnino et naturaliter mobile, sed a motore infinitae potentiae movetur super axem, qui inter duos polos arcticum[6] et antarcticum[7] stat fixus et quidem immobiliter. Contrarii autem orbes idcirco sibi occurrere non cessant, ut ex eorum elevatione atque oppressione nunc calor in centro generetur, nunc frigus, ne generationes inferiorum omnium atque animantium alimenta depereant[8], quod tanto[9] citius fieret, si secundum unam eandemque et dispositionem et mensuram mundus hic inferior radiorum susciperet influentiam; nam si directe moverentur quoad situm nostrum, vel calore omnia vel frigore consumerentur. Est insuper mirabile considerare septem planetas, Lunam, Mercurium, Venerem, Solem, Martem, Jovem, Saturnum, supra quatuor elementa locatos, ita ut alter altero sit miro ordine superior, quibus supersunt firmamentum cum duodecim signis ac constellationibus duabus et septuaginta innumerabilibusque stellis atque item aqueum coelum atque empyreum, quorum omnium tam elementorum quam planetarum aut coelorum alterum altero majus est, ut ajunt. Quamquam terra magna est, tamen eam decies excedit in magnitudine [aqua?], et tantundem aqua exceditur ab aere. Et ita transcurrendo unus reliquum istorum orbium ab infimo, scilicet a terra ad supremum usque, id est coelum empyreum, inferiorem superior decupla[10] magnitudine superat. Ex quo datur intelligi tanta tamque magna esse coelorum amplitudo, quod si denuo crearentur aequae molis tot terrarum orbes, quot sunt numero, innumerabilia arenae granula, quae maris ambitu continentur, adhuc empyreum non explerent coelum. Itaque quorundam sententia haud absurda videtur dicentium, si mola plumbea e coelo, cui[11] infixae sunt stellae, versus terram descenderet, vix quingentos annos descensum eam posse complere suum. In tanta ergo [p. 256.] et tam mirabili rerum fabrica, dum nos sevocamus ab his

1. Cod. imnitabile. 2. Cod. sperica. 3. Cod. esse. 4. Cod. contrarie. 5. Cod. ordinatio. 6. Cod. articum. 7. Cod. antharticum. 8. Cod. deperiant. 9. Cod. quanto. 10. Cod. de copula. 11. Cod. quae.

terrae tenebris aereque crasso ac in superiorem illam lucidissimam regionem tot tantisque luminaribus distinctam ad contemplandum oculis atque animo evehimur, incredibilis paene est jucunditatis tam magna, tam clara, tam denique super omne rerum sensibilium insensibiliumque genus efficaciter influentia corpora adspicere, ipsarumque stellarum vel erraticarum vel fixarum imagines discernere, locis nominibusque denotare et item earum conjunctiones solisque et lunae defectus et crementa et longe ante praevidere atque etiam praedicere, quae omnia plerisque ut admirabilia, sic et incredibilia esse videntur.

Quid de ea autem, quam philosophiam vocant, scientia dicemus, de qua quidem Plato in Timaeo[1], nihil, inquit, majus[2] philosophia unquam ad humanum genus a divina munificentia venit. Eam vero, ut dicitur, e coelo[3] evocavit Socrates is[4], qui omnium sapientissimus Apollinis oraculo judicatus est, sed Aristotele omnium philosophorum excepto semper doctissimo.[5] Ipsam naturam perscrutatus est adeo scienter, ut melius vel potius optime omnium ipse rerum causas cognoverit et omne genus philosophiae pertractarit totumque illud, quod sciri potest in natura, intellectu nescio quo et invenerit et conscripserit. Duplicem enim intellectum ipse solus invenit, scilicet agentem et passibilem, quorum altero est omnia facere, altero omnia fieri, ut vel sic quod intelligere non possumus, posse intelligi intelligamus, quodve potest intelligi, intelligere videamur. Unde magnus ille et praecipuus commentator Averroës[6] eundem Aristotelem in natura rerum regulam fuisse profitetur et singulare quod exemplar existere, quod ideo Deus, ut nos dicimus, sed ut ipse ait, natura effecit, ut per ipsum demonstretur ultima in materiis perfectio. Habemus igitur ab hoc ipso philosopho, quidquid de omni potest dici philosophia, qua nec optabilius quidquam est nec praestantius nec humanis ingeniis conformius, nec homine libero dignius. In ea quidem de natura omnis est disputatio, de moribus, de virtutibus de omnibusque aliis ad rationabiliter beneque vivendum pertinentibus. Verum enim hujusce philosophiae tria traduntur esse genera, unum, quo verum a falso discernitur, quae rationalis scientia vocatur, alterum, per quod naturalium rerum animatarum inanimatarumve principia passionesque et eorum, quae coelo et mundo continentur, motuum aut transmutationum causas effectusque indagamus idque ad naturalem pertinet, tertium autem est, quo dantur[7] praecepta, quid sequi quidve fugere conveniat, ut possit innocenter quisque atque juste vivere et in hoc ipso consistit ea, quae moralis appellatur. Insuper rationalis esse tripartita describitur, demonstrativa, probabilis et [p. 257.] sophistica. Prima quidem philosophorum est, secunda arguto-

---

1. Cod. inthymeo. 2. Cod. magis. 3. Cod. ecolo. 4. Cod. iis. 5. Cod. doctissimus. 6. Cod. Averoys. 7. Im Cod. dantur zweimal.

rum[1], dialecticorum ac ornatorum facundiae, tertia verbosorum, ut sic loquar, sophistarum[2] parum de veri notitia curantium. Item tres in partes, hoc est in physicam, metaphysicam et mathematicam, naturalis distribuitur, quarum prima ad rerum et causarum, quibus hae res insunt, cognitionem spectat, reliquae vero duae de primis abstractisque principiis ac formis a materia semotis tractant. Ab hac ipsa vero naturali philosophia videtur esse medicina derivata, quoniam quidem ejus scientiae, quae de rerum natura inquirit, ut Aristoteles [ait][3], est de sanitate et infirmitate prima principia invenire. Scite igitur dictum, ubi dimittit philosophus, ibi incipit medicus. Haec autem ipsa de qua nunc agitur medicina, et cognitu pulcherrima est et cultu dignissima, praesertim cum omnium rerum virtutem malitiamve perscrutetur diligentissime, ut vel repellendo morbifera vel salubria adsciscendo[4] vel contrariis contraria curando, quod est maxime medicinae proprium munus, mortalium corporum salutem procuret; cujuscunque artis finis cum laudibus existit, cum medicus futura in singulis perpendit, quamvis omnes procurare minime valeat; id autem si posset, jam non futurorum provisor, sed divinis prophetis nobilior, ut divus in prognosticis Hippocras inquit, diceretur. At philosophia moralis in ethicam, oeconomicam[5] et politicam dispertitur. Ethicae enim est, docere omnes, ut singuli quique diligentissime honestissimos sibi pulcherrimosque mores informent et virtutibus his, fortitudine, liberalitate, magnificentia, magnanimitate, philotimia[6], id est, amantia[7] honoris, mansuetudine, temperantia, veritate, affabilitate, eutrapelia, quam urbanitatem seu societatem(?) appellamus, justitia atque amicitia ornent sese atque excolant. Nam omnes fere humanae virtutes aut sub his comprehenduntur aut ad has reducuntur; oeconomicae[8] patres matresque familias instituere, quemadmodum rei domesticae familiarisque curam[9] et bene gererent[10] et concorditer: ubi enim concordia, ibi ex minimis maxima fiunt, ex paucissimis plurima, ex imbecillimis fortissimi, neque etiam quidquam tam magnum tamque munitum est, quod non discordia labefactari funditus possit; politicae vero ordinare omnes eos, qui in civitatibus morantur ut ut aeque ac par est unus[11] quisque maxime rempublicam juvet atque etiam conservet, sive princeps sit ille omnium, sive consultor, sive miles, sive nobilis, sive plebanus, seu etiam artifex — egent namque civitates artificibus, ut Aristoteli in Politicis placet — seu cujusvis alius muneris civis.
[p. 258.]

Omnes aeque nihil debent reipublicae anteponere caritati, nihil patriae amore carius habere, nihil diligentius custodire, verum

1. Cod. argumentorum. 2. Cod. sophisticarum. 3. Im Cod. fehlt ait. 4. Cod. assistendo. 5. Cod. yconomicam. 6. Cod. phylotina. 7. Cod. amantina. 8. Cod. yconomice. 9. Cod. cura. 10. Cod. gereret. 11. Cod. cujus.

imprimis omnibus, qui omnino reipublicae prodesse volunt, existimo illa duo Platonis praecepta tenenda, quorum alterum est, utilitatem civium sic tueri, ut quaecunque agunt, ad eam[1] referant obliti commodorum suorum, alterum et totum corpus reipublicae curare, ne, dum partem aliquam tuentur, reliquam deserant. Sed quia sine principibus est civitatem impossibile esse, ut dicit idem Aristoteles, duo praeterea alia optimum quemque maxime decent principem, sapientia et justitia. Beatissimas enim esse civitates scribit Plato, si aut philosophi regerent, aut reges philosopharentur. Nusquam vero nec civitatum nec locorum sine justitia compertum est posse habitari. Quid aliud sine justitia sunt mundi regna quam magna latrocinia, quidve mundi reges quam magni latrones? Addamus et tertium, quod cuique principi decentissime convenit, ut immortalis Dei religionem colat quam piissime. Tunc quidem et melior princeps putatur et justior ac per id magis ab omnibus amari timerique solet. Et quoniam dicendo hactenus sum provectus, attingam legum peritiam, quae omnino proxima sequitur. Equidem ut medicina ab naturali philosophia, ita ipsa a morali derivari videtur, quandoquidem omnia legum praecepta in hoc ipso versentur, ut omnes vivant honeste, et nemo laedatur omnium, ut cuique jus reddatur suum, ne injuriae fiant vicissim, quibus fit, ut in omni societate generis humani odia suscitentur, discordiae, inimicitiae, bella, clades ac proinde nusquam mortalium vita nec tuta esse nec quieta possit.[2] Ad hoc itaque leges omnes institutae fuere, sive divinae sint, sive humanae, ut earum vel timore temeraria coerceatur audacia facultasque nocendi refrenetur vel amore justitiae[3] ab omnibus in pace vivatur tollaturque omnis e mortalium vita injuria. Longe enim est innocentior, qui legum amore quam qui metu non peccat, ac multo melius[4] ac aequabilius humani generis societas stricta sanctaque servatur, cum non tam formidine poenae quam justitiae amore legibus obtemperatum itur. Quarum cum virtus sit omnis, ut qui imperent, aeque[5] vetent, permittant atque puniant, adhibenda est diligentia maxime, ne ulla ex parte violentur, sed integre intemerateque ab omnibus serventur. Sicut enim is melior est vel potius optimus omnium, qui vitam secundum leges agit, ita pessimum dixerim omnium, qui omnino est a legibus alienissimus. Itaque optimo merito quidem atque jure maximo leges et summo ubique honore habentur et sanctissimae sacratissimaeque censentur. Nam hominum generi tum privatim tum publice scientia juris conducit.

Scientia vero divina, quam theologiam vocamus, est [p. 259.] de altissimis causis et rebus cognitu difficillimis, quae cum semotae sint a sensibus nostris, non nisi intelligentia attingi, sed nulla-

1. Cod. eum. 2. Cod. potest. 3. Cod. juste. 4. Cod. minus. 5. Cod. adque.

tenus percípi possunt. Haec enim cum sit omnium scientiarum dignissima atque praestantissima, reliquae omnes disciplinae et famulantur obsequuunturque, nec ulla ars tam ingenua est tamque nobilis, cui ipsa nisi quoad vult, subjiciatur. Ceteras[1] vero doctrinas suis rationibus mancipat[2] omnino, ut congruentius omnium divinarum humanarumque rerum et causarum, quibus hae res continentur, rationes magisterio fidei docente demonstret; fides enim omnium rerum divinarum verissima est doctrix, sine qua nulla de Deo et eorum, quae divina sunt, cognitio haberi potest. Quid quod omnis humani intellectus vis non modo ad divinorum[3] sapientiam caeca est, sed ad ea ipsa quae aliqua ex parte cerni videntur, hebes et obtusa adeo, ut aeque sese ad ea quae Dei naturae sunt non[4] habeat, quae(?) vel noctua ad clarissimum solis lumen, ut inquit Aristoteles, vel surdus natus, ut Avicenna, ad suavissimam harmoniae delectationem.[5] Supplet igitur ingenii defectum fidei certitudo. Ex quo sciendum est, ut in hac sapientiae summa claruerint multorum magna et praeclara ingenia, qui cum fide instructi illustratique fuissent, de Deo, de angelis, de hominibus, de coeli mundique principio et fine, de vita, moribus, virtutibus, de sacramentis et omnibus denique[6] rebus sapienter excellenterque scripserunt. Diximus itaque de singulis disciplinis[7] et quidem minus, ut[8] tanta res dici possit, maxime cum tantum nec otii ex negotiis publicis[9], quibus occupati fuimus et occupamur in dies, nec ingenii a natura consecuti sumus, ut de omni scientiae genere disputare possimus egregie. Verum enim collabuntur(?) quascunque enumerare omnes, ut ad quam maxime quisque aptus erit, eam potissimum prosequatur; divini enim, non humani est ingenii, omnem scientiam apte perfecteque apprehendere posse et cujusque disciplinae viae tanta est tamque difficilis apprehensio, ut totum sibi hominem singula quaeque vendicet, quamquam omnes doctrinae sunt adeo conjunctae, ut nulla quaevis aliis ignoratis percipi possit. Arbitror tamen vacandum esse sic uni, ut omnes alias haudquaquam prorsus negligamus, praesertim cum ingenium nostrum aliis studiis intentum non obtundi, sed acui, non vinci, sed effici valentius videatur. Insunt namque hominibus ingenia perquam[10] diversissima; alii acris et acuti, alii obtusi atque hebetis sunt ingenii; quidam[11] tardi, plerique velocis, nonnulli versabiles ad omnia. In tanta igitur diversitate ingeniorum enitendum est, ut ibi quisque intendat, ubi ejus ingenium valet. [p. 260.] Porro quibus acies ingenii obtusa et hebes est, hi parum valent[12] ad studia literarum, militiam vero et alia laboriosa negotia, si corporis adest valetudo, sectentur, tametsi nihil est adeo obtusum, quod non assiduo possit acui studio, quo etiam omnes scientiae difficul-

1. Cod. cometas. 2. Cod. emancipat. 3. Cod. divinarum. 4. Cod. nostro. 5. Cod. declarationem. 6. deniqne doppelt im Cod. 7. Cod. discipulis. 8. Cod. et. 9. Cod. in quibus. In aber durchstrichen. 10. Cod. perquae. 11. Cod. quidem. 12. Cod. valat.

tates evincuntur. At hi qui ingenio vigent et acri et acuto, perlustrant omnia, nec quidquam cognitu tam difficile, quod non fiat his facile. Evenit etiam, ut nonnumquam aliqui acumen ingenii cum mollitie nescio qua sint nacti[1], quibus inter studendum crebris opus est interpellationibus; nam si primo impetu non penetrent, quod intendunt, nihil valent ultra, qui etiam quanto dehinc magis intenderint, tanto magis hebescunt. Quidam vero ob ingenii tarditatem difficiles existunt ad inveniendum, sed in dijudicandis rebus pergraves, quorum maxime interest reales excolere scientias. Alii facile in unoquoque, quid sit proponendum, inveniunt, et hi rationabilibus in studiis versentur oportet. Quid de his dicemus, quorum velox exstat ingenium, sed lingua tardior, ut saepenumero contingit? Legitur namque Demosthenes, quo apud Graecos nullus unquam exstitit eloquentior, conjectis in ore lapillis haesitantiam linguae emendasse; profecto tales ad compositum sermonem orationesque et ornatas et graves faciunt. Utrumque autem, hoc est ingenio et lingua prompti, dialecticis debent incumbere disputationibus; praeclare enim arguteque tales proponere possunt et respondere, contra adventitium[2] orationum genus sunt apti. Qui lingua autem veloci, ingenio autem tardi existunt, quia hujusmodi homines non dico loquuntur inculte, sed etiam insipide, nec possunt aliquid ex ratione affari, verum saepe, imo semper sunt sibi atque aliis fastidio et insulsis sermonibus suis non modo non ullam laudem, sed jam ingentem vituperationem reportantes. Quidam vero et perrari hi quidem sic versabile ingenium pariter ad omnia sortiti sunt, ut nati ad id unum, quodcunque agunt, videantur, quemadmodum de Catone scribit Livius. De ingeniis quidem satis, quae solent[3] prope nihil valere, si hebes est[4] memoria. Quid enim prodest ingeniosa rerum industria, ubi oblivione delentur omnia? Memoria vero praeter ingenium habet multum historiae, parum gloriae. At ubi utrumque simul adest, quod est maxime rarum, praeclare quoddam atque singulare solet existere. Tum enim invenire, tum addere, tum detrahere aliquod, tum aliud alio transferre, tum mutare, tum multa ut cito ita et insigne[5] scribere valemus.

(Fortsetzung folgt.)

1. Cod. nati. 2. Cod. adventium. 3. Cod. solet. 4. Cod. hebest. 5. Cod. indigne.

Vondels Palamedes.

Von

Ernst Martin in Freiburg i. B.

Das siebenzehnte Jahrhundert ist für uns Deutsche die trübste Zeit unserer Geschichte. In seiner ersten Hälfte wüthete der grauenvolle Dreissigjährige Krieg, dessen Folge auf lange, auf ein Jahrhundert hinaus die kläglichste Ohnmacht, das tiefste Elend der Nation war. Wohlstand und Bildung des Volkes vernichtet, die Fürstenmacht zu schrankenloser Willkürherrschaft ausgeartet, die Grenzen der Raub- und Zerstörungslust der Nachbarn preisgegeben, das sind die Grundzüge jener jammervollen Zustände, die bei den Zeitgenossen nur verzweifelnde Entsagung oder bitteren Hohn hervorrufen konnten.

Diesen tiefen Schatten gegenüber glänzt um so heller der Stern, der gerade im siebenzehnten Jahrhundert über ein früher mit Deutschland verbundenes, stammverwandtes Volk aufgegangen war. Das siebenzehnte Jahrhundert ist für Holland die Zeit der höchsten Macht, des lebhaftesten Erwerbs, der glänzendsten Bildung. Kein Wunder, wenn unser Nachbarvolk an diese Zeiten mit Stolz und Sehnsucht zurückdenkt. Aber auch wir Deutschen, die wir uns rühmen den Schicksalen und Zuständen aller Völker vorurtheilslose Theilnahme zu schenken, werden diese grosse Zeit eines benachbarten, sprach- und sinnesverwandten Volkes nicht gleichgiltig übersehen, zumal einige Strahlen dieses Glanzes auch in die damalige Nacht unseres Vaterlandes erhellend fielen.

Als Holland 1609 einen Waffenstillstand mit Spanien, zunächst auf zwölf Jahre abschloss, hatte es eine schwere, vier-

zigjährige Kriegszeit überstanden. Mit einer Thatkraft und Opferwilligkeit, der man nur weniges aus der Weltgeschichte vergleichen kann, hatte das kleine, vom Meere stets bedrohte, unfruchtbare Land dies spanische Joch abgeworfen und alle Anstrengungen des Feindes, der seine unermesslichen Hilfsmittel mit rücksichtsloser Grausamkeit, mit schlauster Arglist verwendete, zu Nichte gemacht. Zwar die südlichen Niederlande waren in spanischer Gewalt geblieben; aber ostwärts und am Rhein hinauf hatte sich die Grenze des Freistaats beständig vorgeschoben.*)

Trotz ihrer verhältnissmässig geringen Ausdehnung nahm die junge Republik unter den europäischen Staaten eine sehr ansehnliche Stellung ein.

Ihr Heer war im höchsten Masse kriegstüchtig, vortrefflich unterhalten und discipliniert. Der Oberbefehlshaber, Prinz Moriz, der Sohn Wilhelms von Oranien, galt mit Recht für den ersten Feldherrn jener Zeit; er hatte namentlich die Befestigungs- und Belagerungskunst so selbständig ausgebildet, dass auch fremde Officiere sie unter seiner Leitung zu erlernen kamen. Die holländische Flotte war nicht weniger ausgezeichnet: sie hatte nicht nur die Kriegsoperationen unterstützt, sondern den Feind auf allen Meeren angegriffen und besiegt. Vor allem waren die Colonien Spaniens und des mit Spanien verbundenen Portugal von ihr heimgesucht worden. Eine ostindische Compagnie hatte es unternommen die fernen Gebiete des indischen Archipels auszubeuten; bald sollte sich Batavia als Haupt dieser unerschöpflich reichen Besitzungen erheben. Nicht zufrieden mit den Verbindungen südlich von Afrika und Amerika suchte man nördlich um Asien herumzufahren. Die Holländer haben die Polarfahrten begonnen, die, wenn auch anfangs zu kaufmännischen Zwecken unternommen, doch der Wissenschaft zu Gute gekommen sind. Natürlich, dass die überseeischen Beziehungen den Handel des Landes ins

* Für diese Zeit des Kampfes sind jetzt bekanntlich J. L. Motleys Rise of the dutch republic und History of the united Netherlands die Hauptwerke. Für die Folgezeit ist Wagenaer, Vaderlandsche Historie, Amsterdam 1749—59 noch immer unübertroffen.

ungeheure steigerten. Vor allem wuchs Amsterdam mit zauberhafter Schnelligkeit: innerhalb weniger Jahrzehnte musste die Stadt dreimal erweitert werden, um die von 70000 Seelen auf das vierfache angewachsene Bevölkerung zu fassen. Hierher wandten sich namentlich die Auswanderer aus den spanisch gebliebenen Städten, während Antwerpen und Gent rasch aus blühenden Handelsplätzen zu Bettlerspelunken und Diebshöhlen herabsanken.

Aber auch die geistigen Schätze, Kunst und Wissenschaft, wurden in Holland eifrig und erfolgreich erworben. Zwar die Zeit der grossen Maler fällt erst etwas später, die Wissenschaft dagegen war unter den Waffen schon thätig. Leiden hatte zum Dank für seine heldenmüthige Vertheidigung 1575 seine Universität erhalten, an welche Gelehrte aus allen Ländern berufen wurden. Vor allem lehrten die grössten Philologen jener Jahrhunderte in Leiden und ihre Lehre befruchtete auch die holländische Dichtung.* Diese war im sechzehnten Jahrhundert wie die der südlichen Niederlande im zünftigen Formelwesen, in der künstelnden Allegorie der Rederijker aufgegangen; erst die grosse Geistesbewegung der Reformation gab ihr volksthümliche Kraft und Wahrheit. Philipp Marnix von S. Aldegonde, der neben Wilhelm von Oranien Niederlands Befreiung am meisten gefördert, hatte in seinem Wilhelmuslied der felsenfesten Ueberzeugung des Volkes einfachen und ernsten Ausdruck verliehn; in seinem Bienenkorb der h. römischen Kirche den bittersten Spott über die Gegner ausgegossen. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts sammelte sich in Amsterdam eine Dichterschule, welche das Muster der classischen, sowie der diesem Vorbilde folgenden südeuropäischen Dichtung vor Augen hatte, gleichzeitig aber Volksthümlichkeit, namentlich Reinheit der Sprache anstrebte. Vereinigungspunct dieses Kreises war besonders das Haus eines reichen Kaufmanns, Roemer Visscher, dessen geistreiche und liebenswürdige Töchter, Anna und Maria Tesselschade in der holländischen Litteraturgeschichte die Stelle

* Vgl. Jonckbloets Geschichte der niederländischen Litteratur übersetzt von W. Berg, Leipzig 1870—72.



der Grazien und Musen einnehmen. Ihnen huldigten der Reihe nach der Drost von Muiden, Hooft, der in Oranischen Diensten stehende Huygens aus dem Haag, der Seeländer Jacob Cats, der Liebling des holländischen Bürgers. Weniger vornehm als diese lyrisch-didaktischen Dichter, aber dichterisch begabter waren zwei Dramatiker, Schützlinge des Visscherschen Hauses: der frühverstorbene Gerbrand Bredero, dessen Lustspiele nach der Art der holländischen Genremalerei das Volksleben mit bunten Farben und scharfen Umrissen wiedergeben, und der Trauerspieldichter Joost van den Vondel. Vondel war 1587 in Köln geboren, wohin sich seine Eltern aus Antwerpen geflüchtet hatten; früh nach Amsterdam gekommen, lebte er von einem Strumpfwaarengeschäft. Seine ersten Dichtungen waren in der Rederijkermanier geschrieben; erst als er die antike Tragoedie kennen lernte und nachahmte, ward er schnell als bedeutendster Dichter Hollands anerkannt. Doch machte das Werk, womit er zuerst diese Bahn betrat, der Palamedes, deswegen besonders das grösste Aufsehn, weil es politische Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit unter dem Scheine der antiken Sage darzustellen bestimmt war. Vondels Tragoedie war nur das Spiegelbild des grossen Trauerspiels, welches Holland inmitten des glücklichsten Zeitraumes seiner Geschichte erschütterte. Dieses Trauerspiel habe ich daher in seinen Umrissen zu entwerfen, ehe ich das Werk des Dichters betrachte.

Die Ruhe nach aussen, welche auf den Waffenstillstand von 1609 folgte und Hollands Macht, Wohlstand, Bildung rasch zur Entfaltung brachte, hatte sich nicht in gleicher Weise auf das innere Leben des Staates erstreckt. Im Gegentheil, die Kräfte, die gegen den äusseren Feind so einig zusammengewirkt hatten, wandten sich nun, da das gemeinsame Band der Gefahr sich lockerte, gegen einander. Es bestand ein tiefer Gegensatz zwischen der reicheren Classe, den grossen Kaufleuten, den Gebildeten und Gelehrten, und auf der anderen Seite, den niederen und ungebildeten Volksschichten. Jene besetzten in der Regel allein die Gemeinderäthe der Städte, die Gemeinderäthe wählten wiederum fast allein die Abgeordneten zu den Ständeversammlungen der Provinzen, aus

deren nochmaliger Wahl die Generalstaaten, wir würden sagen, der Bundesrath hervorging. Die sieben Provinzen, unter welchen Holland an Seelenzahl und Reichthum alle anderen zusammen aufwog, hatten in den Bevollmächtigten, welche die Generalstaaten bildeten, ihre gemeinsame oberste Behörde; aber die Generalstaaten fragten für jede wichtige Sache bei den Provincialständen an, diese wieder bei den städtischen Rathsversammlungen.* Der Grundzug der Verfassung war also der der Communalaristokratie: die Partei der reichen Kaufleute, welche in den meisten Gemeinderäthen die Mehrheit hatte, beherrschte den Staat. Allerdings war die Verwaltung des Freistaats eine ausgezeichnete. Die unteren Volksclassen waren durch Handel und Gewerbe beschäftigt, auch an Ordnung und Gehorsam gewöhnt. Aber im Stillen empfanden sie doch ihre Abhängigkeit, und ihre Blicke richteten sich naturgemäss auf denjenigen, der durch Abstammung und Verdienste auch über die Patricier hinausragte, auf Prinz Moriz von Oranien.

Auch Moriz war mit seiner Stellung im Staate tief unzufrieden, und in der That entsprach sie den Leistungen nicht, die sein Haus, die er selbst für das Vaterland vollbracht hatten. Sein Vater Wilhelm, der grosse Schweiger, hatte allein dem hoffnungslosen Freiheitskampfe den sichern Halt gewährt. Wilhelm und die Seinigen hatten ihr Vermögen so gut wie ganz geopfert; von fünf Brüdern war nur einer nicht durch feindliche Waffen hinweg gerafft worden. Als Wilhelm von der meuchlerischen Kugel des Balthasar Gérard fiel, war er eben zum Grafen von Holland und zum Generalgouverneur der vereinigten Provinzen erwählt worden; und nur Jugend und Armuth hatten Moriz gehindert, dieses Erbe für sich zu beanspruchen. Moriz hatte sich dann auf dem Felde des Krieges geltend gemacht und seinem Feldherrngeschick, seiner persönlichen Tapferkeit verdankte der Freistaat zumeist Erhaltung und Erweiterung der Grenzen. Zum

* Am klarsten stellt diese schwierigen Verhältnisse dar H. von Treitschke in den Historischen und politischen Aufsätzen, Neue Folge II. Theil, Leipzig 1870.

Generalcapitän ernannt erhielt er ausgedehnte Befugnisse auch für das von ihm eroberte Gebiet. Begreiflich, dass der Abschluss des Waffenstillstandes sehr gegen seinen Willen geschehen war. Wohl war ihm der Oberbefehl verblieben, auch ein jährliches Einkommen von ziemlicher Höhe gewährt worden; aber war das der ganze Lohn für so viele Dienste, so viele Opfer? War sein Vater, waren die meisten Prinzen seines Hauses dafür gestorben, dass eine Anzahl ehrgeiziger Patricier allein über die Geschicke des Staates verfügen sollten? Während rings in Europa selbst entartete Sprösslinge erlauchter Geschlechter unbedingten Gehorsam fanden, sollte das ruhmreiche, tüchtige Haus Oranien-Nassau nur das Werkzeug einer Krämerkaste sein? So richtete sich denn die tiefe Abneigung des Prinzen gegen den Mann, der jene Bürgeraristokratie ausgebildet hatte und vertrat, der seit dem Tode des Schweigers durch ausserordentliche Klugheit und Ueberredungsgabe den Staat leitete. Dies war Jan van Oldenbarneveld, der Advocat d. h. Rechtsbeistand der holländischen Provincialstände und ihr Vertreter in den Generalstaaten.

Allein Oldenbarnevelds kunstvolle Politik, die namentlich auch an der Einmischung der früheren Schutzmächte, England und Frankreich, eine feste Stütze hatte, hätte sich dem Widerstreben der Demokratie und des Hauses Oranien gegenüber doch wohl noch behauptet, wenn nicht der Sturm der Parteiung auf einem Gebiete, das der Staatskunst die schwerste Aufgabe bietet, auf dem kirchlichen aufgebraust wäre. Der Aufstand der Niederlande hatte seinen Grund und seine festeste Stütze gehabt an dem reformierten Glauben, der die Gebildeten ebenso wie die Massen durchglüht und gestählt hatte. Aber das siebenzehnte Jahrhundert fand ein anderes Geschlecht. Die Formeln, in die die Reformatoren ihre Ueberzeugung gefasst hatten, waren für die Gebildeten, die sich an dem Geiste des classischen Alterthums genährt hatten, vielfach inhaltsleer und willkürlich geworden. Allmählich suchten sich mildere Ansichten, selbst unter den Geistlichen geltend zu machen; und ein Zwiespalt brach aus, der für die Einheit der reformierten Kirche schwere Gefahren mit sich brachte. In Holland heftete sich dieser Gegensatz an die Frage nach der Praede-

stination. Verdankt der Mensch, der zur ewigen Seligkeit bestimmt ist, dies allein Gottes Gnade, oder kann er selbst etwas dazu thun? Das erstere lehrten die Reformatoren, weil sie geglaubt hätten mit der anderen Ansicht von der Allmacht Gottes zu gering zu denken. Dagegen erhoben sich jetzt auch in der Theologie Stimmen, welche die sittliche Freiheit des Menschen, die im Gewissen sich kund giebt, nicht preis geben wollten. Nach einem äusserlichen Anlasse, ähnlich demjenigen, welcher den Namen Protestanten hervorgerufen hat, wurde die letztere Partei Remonstranten genannt. Es war nun nicht ohne inneren Grund, dass die städtische Aristokratie sich grösstentheils den Remonstranten zuneigte. Ihrer freieren Bildung, ihrem Selbstgefühl entsprach diese Ansicht ebenso, wie das niedere Volk der entgegengesetzten folgte, die wenigstens für das Jenseits keine persönliche Auszeichnung gelten liess. Vor allem aber sahen die meisten Geistlichen wohl ein, dass durch die freieren Ansichten der Zusammenhang der Kirche gelockert würde, und sie wandten ihren ganzen Einfluss darauf, die Remonstranten aus der reformierten Gemeinschaft hinauszudrängen. Sie forderten eine Nationalsynode, auf welcher die Glaubenslehre der reformierten Kirche nach der Entscheidung der Mehrheit festgestellt werden sollte: die Remonstranten, sicher in der Minderheit zu bleiben, verwarfen dies Verlangen. Hier trat nun, von den Remonstranten veranlasst, die Staatsgewalt ein. Neben Oldenbarneveld betheiligte sich namentlich der Pensionaris, d. h. Rechtsanwalt von Rotterdam an der Unterstützung der Remonstranten: Hugo de Groot, der trotz seiner Jugend bereits als ein Wunder der Gelehrsamkeit berühmt war und mit scherzhafter Anspielung auf seinen Geburtsort Delft das Delphische Orakel genannt wurde. Auf ihre Veranlassung setzten die Behörden der meisten grösseren Städte die remonstrantischen Prediger in den Besitz der Kirchen; die Gegner mussten auf dem flachen Lande den Gottesdienst aufsuchen.

Noch war aber überall Verwirrung und steigende Erbitterung, als Prinz Moriz durch sein Einschreiten die ganze Sachlage veränderte. Lange war er dem Streite fern geblieben, in welchem seine Familie selbst verschiedener Ansicht war.

Sein Stiefbruder Friedrich Heinrich, und dessen Mutter, Luise von Colligny waren remonstrantisch gesinnt: die Fürstin hatte in der Pariser Bartholomaeusnacht ihren Vater und ihren ersten Gemahl ermorden sehn; sie verabscheute mit gutem Grunde den Fanatismus auch in der reformierten Kirche. Dagegen wirkte namentlich Prinz Ludwig Wilhelm, der tüchtige Statthalter von Friesland auf seinen Vetter Moriz im Sinne der orthodoxen Partei. Und freilich bot diesem der Kirchenstreit das Mittel, seinen Hauptgegner zu vernichten und im Staate eine Gewalt zu erlangen, der nur der Name Souveränität fehlte.

Moriz warf also, wie es ein Kupferstich jener Zeit darstellt, seinen Degen auf die Wagschale der strengen Reformierten, und alle jene Staatsschriften, jene theologischen Abhandlungen der Remonstranten schnellten empor. Am 23. Juli 1617 besuchte der Prinz die Klosterkirche im Haag, welche für die Contraremonstranten eingerichtet worden war. Oldenbarneveld sah das als Kriegserklärung an und säumte nicht die Feindseligkeiten zu eröffnen. Am 4. August setzte er mit Stimmenmehrheit die sogenannte scharfe Resolution der holländischen Stände durch: die Nationalsynode ward verweigert, den städtischen Behörden gestattet eigne Truppen, sogenannte Wardgelders anzuwerben; die Truppen der Generalstaaten wurden angewiesen, nur der Provinz zu gehorchen, welche ihren Sold bezahle.

Der letztgenannte Beschluss hob die Stellung des Prinzen Moriz, die wesentlich auf dem Oberbefehl über die Kriegsmacht beruhte, so gut wie gänzlich auf; wäre er zur Ausführung gekommen, so hätte Moriz sich nur in das Privatleben zurückziehen können. Aber der Prinz begegnete dem gegen ihn gerichteten Streich so, dass er den Gegner völlig entwaffnete und in seine Gewalt bekam. Er wusste, dass Oldenbarneveld selbst da, wo er gebot, immer nur schwache Mehrheiten hatte; dass von den achtzehn Abgeordneten der holländischen Städte vier, darunter der Vertreter Amsterdams gegen die Beschlüsse geradezu Einspruch erhoben hatten. Er wusste ferner, dass in vielen Städten die Behörden mit den Bürgern selbst in Unfrieden lagen, dass nur deshalb nicht die Schützen, d. h. die Bürgerwehren, sondern fremde Söldner die Bürger-

meister und Gemeinderäthe stützen sollten. Er wusste endlich, dass er sich auf das Heer unbedingt verlassen durfte.

Zunächst blieben also die an das Heer gerichteten Befehle der Stände wirkungslos. Moriz ging vielmehr seinerseits vorwärts und zwang die städtischen Behörden, welche Wardgelders angenommen hatten, diese wieder zu entlassen. Nachdem dies in einigen kleineren Städten geschehen war, wandte er sich nach Utrecht, das dem Beispiele und Rathe der holländischen Stände Folge geleistet hatte. Vergebens sandte Oldenbarneveld eine Deputation, darunter Grotius, an den Stadtrath, den er, wie es scheint, zum Widerstand selbst mit Gewalt ermahnte. Moriz besetzte den Markt mit seiner Leibwache, liess die Wardgelders aufziehn und dankte sie ab. Sie gingen ohne Widerrede. Hierauf veränderte Moriz auch die Rathsversammlung auf Bitten und im Sinne der strengen Reformierten, die triumphierend ihre Kirche wieder einnahmen. Es war im Anfang August 1618. Jetzt befahlen die Generalstaaten den Ständen der Provinz Holland ihre Wardgelders ebenfalls zu entlassen; es geschah. Auch die Nationalsynode war nun nicht mehr zu verweigern.

Die Niederlage Oldenbarnevelds und seiner Partei war entschieden; aber Moriz wollte gründlich aufräumen. Am 29. August, als man noch über die Synode verhandelte, liess Moriz Oldenbarneveld zu sich bitten und verhaften; ebenso Grotius und den Pensionaris von Leiden. Oldenbarnevelds Anhänger waren tief bestürzt; die Erbitterung seiner Gegner brach ohne Mass los: aber Moriz ging ruhig seinen Weg. Während er von den Generalstaaten ein Gericht über die Verhafteten bestellen liess, zog er mit seinen Truppen durch die Städte der Provinz Holland. Ueberall traten ohne Widerstand die bisherigen Behörden ab; überall verdrängten die Strengreformierten ihre früheren Herrn. Die Stadträthe, die Provincialstände gewannen ein ganz anderes Aussehn; zugleich aber nahm die Untersuchung über die Gefangenen eine Strenge an, die von Parteigeist nicht frei zu sprechen ist. Zwar die ausgestreuten Beschuldigungen, dass Oldenbarneveld mit den Feinden verrätherische Verbindungen angeknüpft, konnten nicht zur Anklage verwendet werden; aber dass er die Zwie-

tracht im Lande geschürt, dass er die Stellung des Prinzen zu untergraben gesucht, dass er es in Utrecht auf ein Blutbad habe ankommen lassen, das ward ihm zur Last gelegt und er deshalb zum Tode verurtheilt. Vergebens legte der französische Gesandte, vergebens die Prinzessin Wittwe Fürbitte für ihn ein: Moriz befahl den Richterspruch auszuführen.

Oldenbarnevelds Benehmen in seinen letzten Stunden muss auch dem Späterlebenden Bewunderung und Theilnahme einflössen; und war er in seiner früheren Laufbahn nicht rein geblieben, ist er namentlich von Herrschsucht und selbst von Eigennutz nicht frei zu sprechen: sein Tod sühnte alles. Ein Gnadengesuch an Moriz hätte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet; aber es wäre auch ein Schuldbekenntniss gewesen. Nur seine Familie empfahl er der Gnade des Prinzen. Rührend war seine Sorge um die Mitgefangenen: soll mein Grotius auch sterben? fragte er. Ruhigen Schrittes betrat der zweiundsiebenzigjährige Mann das Blutgerüst. Noch einmal rief er dem Volke zu: ihr Männer, glaubt nicht, dass ich ein Landesverräther bin. Ich habe ehrlich und brav gehandelt als ein guter Patriot, und als der sterb' ich. Dann fiel sein Haupt unter dem Henkerbeil, am 13. Mai 1619.

Die Mitgefangenen wurden zu ewigem Gefängniss verurtheilt und nach Schloss Loevestein an der Waal abgeführt. Aber das ewig ward für Grotius abgekürzt, und zwar durch die Klugheit und Thatkraft seiner treuen Frau, Maria van Reigersbergen.* Auch sie hatte sich geweigert, den Prinzen um Gnade anzuflehn: ist mein Mann schuldig, sagte sie, so schlage man ihm den Kopf ab. Jetzt begleitete sie ihn in sein Gefängniss, und es ist fast ergötzlich zu lesen, wie die kleine lebhafte Frau dem mürrischen Schlosscommandanten immer weitergehende Erlaubnisse abtrotzte. Endlich gelang die Befreiung. In einer Kiste, die Bücher enthalten sollte, schaffte sie den Gatten in die nächste Stadt, von wo er durch treue Freunde weiter befördert glücklich nach Belgien entkam.

Die Republik aber hatte nun Eintracht und Ruhe; frei-

---

* Brieven von Maria van Reigersbergh d. H. Vollenhoven en G. D. J. Schotel, Middelburg 1857.

lich war es nur die vollkommene Herrschaft einer Partei, eines Mannes. Die Synode zu Dordrecht entschied im strengkirchlichen Sinne und die remonstrantischen Prediger mussten sämmtlich weichen. Moriz setzte ohne Mühe die Wiedereröffnung des Krieges gegen Spanien durch. Aber nicht lange überlebte er den Sturz des Gegners: er starb am 23. April 1625.

Ihm folgte sein Stiefbruder Friedrich Heinrich, und jetzt erst beginnt die eigentliche goldene Zeit für Holland. Das hatte Moriz erreicht, dass das Sonderinteresse einzelner Stände und Provinzen nicht mehr dem Wohle des Ganzen vorgehn durfte, dass die gesunde Politik des Staates, Krieg gegen Spanien, ungehemmt weiter geführt werden konnte. Jetzt fügte der milde, edle Friedrich Heinrich noch den Frieden im Inneren hinzu. Die verfolgten Remonstranten durften zurückkehren, die abgesetzten wieder Anstellung erlangen. Aber noch war der Parteigeist nicht beseitigt. Noch eiferten die Strengkirchlichen; noch glaubten die bisher Verfolgten das erfahrene Leid wenigstens durch bittre Klagen rächen zu müssen. In diesem letzteren Sinne ist Vondels Trauerspiel Palamedes aufzufassen.

In den nachhomerischen Gedichten war erzählt, dass Palamedes von Nauplia das Griechenheer vor Troja begleitet, dort aber zu Frieden und Vertrag gerathen habe. Odysseus und Diomedes, darüber erbost, hätten ihn fälschlich des Verrathes geziehen und, indem sie Gold in seinem Zelte versteckten, scheinbar überführt, worauf er gesteinigt worden sei. Diese Sage war schon im Alterthum von Euripides benutzt worden, um den Athenern ihren Justizmord an Sokrates vorzuhalten; jetzt verwendete Vondel sie noch zutreffender als Bild für das Schicksal Oldenbarnevelds. War doch das populäre Gefühl, als es sich gegen ihn erklärte, wesentlich durch den Verdacht geleitet worden, dass Oldenbarneveld sich an Spanien verkauft hätte; und diesen Verdacht hatte allerdings ein Schützling des Prinzen Moriz, François van Aerssens durch Schmähreden und Schriften zu verbreiten gesucht. Aerssens also war Ulysses, Agamemnon natürlich Prinz Moriz selbst; und vortrefflich wusste Vondel den eigentlichen

Todfeind Oldenbarnevelds, die strengkirchliche Partei durch Kalchas darzustellen, dessen angebliche Abstammung aus Troja er auf die Herkunft mehrerer Haupteiferer aus Brabant oder Deutschland bezog. Auch Thersites war geeignet, um einen Gegner zu carikieren, während die Freunde Oldenbarnevelds durch Ajax vertreten sind, seine Verwandten durch Oates, den Bruder des Palamedes. Am Schlusse lässt der Dichter noch Priamus und Hecuba, die Feinde der Griechen, auftreten, womit die spanischen Beherrscher der südlichen Niederlande gemeint sind. Endlich trägt der Chor, der in das Gefolge des Palamedes, des Ulysses und Agamemnon zerfällt, die verschiedenen Stimmungen des holländischen Volkes vor.

Das Stück spielt vor den Zelten der Griechenfürsten im Uebergang von der Nacht zum Morgen. Es beginnt mit einem Monolog, in welchem Palamedes seine Besorgniss vor der drohenden Gefahr kundgibt, die Verleumdungen der Feinde widerlegt, die ihm vorgeworfenen Handlungen rechtfertigt.*

„Wer sorgt und wacht und sinnt, sich plagt und quält und müht,
Zu seines Landes Wohl ein lästig Amt versieht,
Und hofft durch Tugend sich die Menschen zu verbinden,
Der wird sich jammervoll zuletzt betrogen finden,
Das wankelmüth'ge Volk trägt viel zu leichtes Haupt,
Das frühren Dienst vergisst und gern das Schlimmste glaubt.
Wie bist du, grosser Hauf', unedel und gemein!
Wie hat euch bittrer Neid durchdrungen Mark und Bein!
Ist das nicht Raserei? ihr sprecht den Herren Hohn
Und eurem treusten Freund gebt ihr so falschen Lohn.

Tritt immer nur hervor, du undankbare Schar;
Verklag und schelte mich: ich biete gern mich dar.
Bring deine Klage nur an bei der rechten Stelle,
Damit Gerechtigkeit ein billig Urtheil fälle.

Ihr also sagt, dass als die Könige zum Rath
Die Rachegöttin rief ob Paris schnöder That,
Und alles zornig schrie gleich Troja zu vernichten,
In mildrer Art ich war geneigt den Streit zu schlichten;

* In der folgenden Uebersetzung ist die in der holländischen Poesie feststehende Regel, die männlichen und weiblichen Reime der Alexandrinerpaare abwechseln zu lassen, nicht beobachtet worden.



Da man den Kriegsbeschluss zu eilig angenommen
Und später Zeit noch sei, zum äussersten zu kommen.
Da, meint ihr, zeigt' es sich, dass ich des Feindes Sache
Trotz seiner schweren Schuld zu meiner eignen mache.

Doch dieser falsche Schluss ist leicht zu widerlegen.
Nichts spricht zu seiner Gunst; nein, alles steht entgegen,
Was aller Welt bewusst. Denn wenn ich lieber wollte,
Dass friedlicher Vertrag uns Recht verschaffen sollte,
So ist dies Lobes werth. Wer weiss nicht, welche Plagen
Bellona mit sich bringt, wie leicht auch Niederlagen?
Wem hat in Sorg' und Furcht sich nicht das Herz geregt,
Sieht auf des Glückes Wag' er alles Heil gelegt.
Und zögert' ich den Krieg zu tragen hier ins Land,
Von unsren Schiffen wehrt' ich da der Feinde Brand.
Ich wünschte nicht zu sehn entschieden unser Recht
Durch Hektors und Achills unsichres Zwiegefecht."

Besonders eindringlich aber wendet sich Palamedes gegen seine erbittertsten Gegner, den Priester Kalchas und seinen Anhang.

„Ans Leben will man mir, weil ich mit Mannesmuth,
Als fliessen am Altar sollt' Iphigeniens Blut,
Das Opfer hinderte und warf den Zweifel ein,
Ob Agamemnons Kind, so schuldlos und so rein,
Mehr sänftigte den Zorn der grimmen Hekate,
Als wenn man opferte ein Zicklein oder Reh.
Der Vorwurf schmäht sich selbst. Hat der sich wohl versündigt,
Der das nicht alles glaubt, was Kalchas frech verkündigt?
Ist das nicht Lästerung, den Göttern nachzusagen,
Dass sie solch Fürstenblut sich liessen wohl behagen?
Der Götter Dolmetsch mag mit solchen groben Lügen
Gedankenloses Volk verleiten und betrügen;
Das kniee vor ihn hin und folge seiner Lehre:
Dem Edeln brächte hier Gehorsam wenig Ehre....

Ja, dass ich Thestors Sohn kühn wagte zu bekämpfen,
Ist wahr. Doch war es Zeit den Hochmuth ihm zu dämpfen,
Der über den Altar hinaus geht und im Staat
Zu herrschen trachtend sich drängt in der Fürsten Rath.
Ist er ein Fremdling doch, in Troja selbst geboren!
Was bei uns Sitt' und Recht, was als Vertrag beschworen,
Ist ihm so unbekannt, als was Staatswohlfahrt heischt.
Er kümmr' ums Opfer sich, das seine Hand zerfleischt;
Er mag nur immerhin der Sterne Lauf betrachten,
Er mag auf Vogelschrei und Traumgebilde achten:
Doch bleib' er auch dabei, und lasse uns in Ruh.

Wenn nicht, so steht auch uns ein scharfes Urtheil zu.
Doch schamlos widerspricht das allen meinen Thaten,
Dass ich bestochen sei das Kriegsheer zu verrathen,
Dass Paris, um mit mir zu stiften solchen Mord,
Mit einem Schiff voll Gold lag Nachts an meinem Bord;
Dass Waffenstillstand ich vermittelt auf zehn Tage,
Damit wir wehrlos sein, und ich dann sicher wage
Das schnöde Bubenstück. Apollo, der du wohnst
Am hohen Himmel und im Sonnenlichte thronst,
Du kannst mit deinem Schein die Finsterniss bezwingen
Und glänzend durch's Gewirr der düstern Nebel dringen;
Sieh auch in diese Nacht! Mit deiner hehren Klarheit
Verleih der Unschuld Schutz und gib den Sieg der Wahrheit!"

Nachdem Palamedes abgetreten, zieht ein Reien, d. h. Chor von Euboeern, Gefolge des Palamedes auf, ihnen gegenüber aber Ithakesier, Krieger des Ulysses: beide nehmen die Partei ihrer Herrn. Sie entfliehn, als im nächtlichen Grauen ein furchtbares Schauspiel auftaucht: der Schatten des Sisyphus, von der Furie Megaera aus der Unterwelt heraufgetrieben. Sisyphus soll seinem Nachkömmling Ulysses die schändliche List zuraunen, die allein den verhassten Gegner Palamedes zu Grunde richten kann. Die Gespenster verschwinden hierauf und Ulysses tritt aus dem Zelt hervor, freudig über den im Traume empfangenen Rath. Er beruft seinen Gesinnungsgenossen Diomedes zu sich, und dieser lässt sich nach einigem Zögern bereit finden einen Kriegsgefangenen, den Ulysses mit einem untergeschobenen Brief des Priamus versehn hat, als Spion abzufangen. Ulysses will unterdessen in der Nähe von Palamedes Zelt Gold vergraben, das später den Beweis der Bestechung liefern soll. Nachdem ein Chor ihrer Krieger dem unerbittlichen Schicksal — gemeint ist natürlich die Praedestination — seine Verehrung dargebracht hat, geht die Ausführung des Schurkenstreiches vor sich. Diomedes bringt die Leiche des Trojaners — denn er hat ihm weislich sogleich die Kehle abgeschnitten — vor Agamemnons Zelt geschleppt: der Oberfeldherr liest vor den versammelten Fürsten den Brief des Priamus vor, in welchem Palamedes an die Ausführung des verabredeten Verrathes gemahnt wird. Vergebens, dass der weise Nestor Einspruch erhebt, dass der tapfere Ajax dem Oberfeldherrn das Schwert

vor die Füsse wirft: Agamemnon erklärt weitere Untersuchungen anstellen zu müssen. Ulysses erbietet sich Palamedes Zelt zu untersuchen, ob der erweckte Verdacht da Bestätigung finde. Die Fürsten gehen ab. Kalchas tritt auf, um seine priesterlichen Anmassungen, seinen bittern Hass gegen Palamedes auszusprechen und mit seinen Untergebenen die weitere Verbreitung der schlimmen Gerüchte zu verabreden. Als sie hinweg sind, kommt Palamedes selbst hervor. Auch ihm ist ein Traum erschienen, der ihn mit Besorgniss erfüllt. Aber noch immer will der Schuldlose nicht fliehn, um auch nicht einmal den Schein bösen Gewissens auf sich zu laden. Zu ihm gesellen sich die Fürsten. Agamemnon beschuldigt den Greis des Verraths, Diomedes und Ulysses legen ihr falsches Zeugniss ab: Palamedes wird in Banden abgeführt, um alsbald vor Gericht gestellt zu werden.

Von neuem zieht der Euboeerchor auf: freilich scheint er jetzt weniger als Theilnehmer am Schicksal seines Herrn, als im Sinne der Zuschauer zu sprechen. Der Sturz des weisen Fürsten erweckt in ihm den Gedanken, wie hinfällig alle Hoheit, aller Ruhm sei; um wie vieles höher das Glück des friedlichen Landmannes gestellt werden müsse. Hier wie auch sonst tritt die Beziehung auf die vaterländischen und gleichzeitigen Verhältnisse anstatt der Zustände der griechischen Heldenzeit ein. Das Chorlied ist eine Schilderung des behaglichen Landlebens, wie es nach den Kriegsstürmen der unverdrossne Fleiss des holländischen Bürgers sich geschaffen hatte. Die Stelle hat natürlicher Weise eine besondere Berühmtheit erlangt und eine Mittheilung ihres vollen Umfangs wird vielleicht nicht unwillkommen sein.*

Schon mindert sich der Sterne Schar'
Und nicht mehr glühn sie hell und klar.
Die mächt'gen Schatten rasch enteilen.
Der Morgenstern treibt ohn' Verweilen
Vor sich hinweg des Himmels Heer.
Dem Fuhrmann an dem grossen Bär
Will länger nicht der Dienst behagen,

* Die folgende Uebersetzung schliesst sich mit wenigen Aenderungen an die von W. Berg a. a. O. II 224 gegebene an.

Er wendet rückwärts seinen Wagen.
Der goldne Titan braust daher
Mit blauen Pferden aus dem Meer;
Er überglänzt der Dünen Gipfel
Und Idas blätterreiche Wipfel.
Willkommen, Morgenstunde, mir!
Du gabenreiche bringst mit dir
Viel tausend Spiele, tausend Freuden,
Für den, der ruhig und bescheiden
Ganz in Natur versunken lebt;
Der ihrer Lehr' zu folgen strebt;
Dem Gottes Stimme allerwegen
'Bewundre, staune!' ruft entgegen.
An einer lieben stillen Stelle,
Wo sprudelnd rauscht des Waldes Quelle,
Baut er sein Haus, sein ländlich Reich:
Kein König ist an Glück ihm gleich.
Wohl wird ihn eitler Glanz nicht schmücken,
Doch ihn sein Haus gar reich beglücken.
Er lauscht der Vögel muntern Chören,
Die rings um ihn sich lassen hören,
Wenn Morgenthau ihm Frische beut,
In Tropfen überall verstreut.
Von Rosenblättern, neu entsprossen
Hat rings sich Wohlgeruch ergossen,
Und tausend Farben bunt erblühn,
Hier blau, hier roth, hier gelb, hier grün,
Wie Iris Brautgewand sich webt:
Das ist ein Bild, das glänzt und lebt.
Hier wird er pflanzen, dort versetzen,
Da Vögel fängt er jetzt mit Netzen;
Jetzt steht am Teich er vorgebogen
Und hat in kurzem draus gezogen
Mit Angeln lust'ger Fischlein viel.
Behagt ihm länger nicht das Spiel,
So spannt die Pferd' er an den Wagen,
Kaninchen in der Dün' zu jagen.
Vielleicht auch fährt im Sonnenschein
Er in die Schlängelwege ein,
Die labyrinthisch sich verbinden.
Hier wird ein Rübenfeld er finden,
Dort Gärten, Wiesen dort voll Klee,
Umgeben von der Baumallee.
Hier leert die Euter man den Kühen,
Dort sieht den Pflug man Furchen ziehen.
Hier häuft man Feldessegen auf,

Buchweizen grünt und Flachs zu Hauf;
Es wächst und blüht das üpp'ge Korn,
Umhegt vom stacheligen Dorn.
Fern jagt ein Lustschiff über See;
Hier wallt vom Dorfe Rauch zur Höh';
Dort steht ein Schloss; und dämmernd blau
Schliesst das Gebirg die weite Schau.
  Doch mancher kennt dies Leben nie,
Und Unruh' folgt ihm spät und früh;
Bis in den Abend wird vom Morgen
Genagt, geplagt er von den Sorgen,
Den Sorgen, die nicht lassen ab
Von dem, der sich dem Staat ergab
Und fürs gemeine Wohl soll wachen,
Und viele Köpfe einig machen.
Verfolgen wird ihn Hass und Neid
Bei aller seiner Trefflichkeit.
Wohl wird das Staatskleid hochgeehrt,
Der Rathsherr scheint beneidenswerth.
Doch Würde ist auch Bürde. Ach,
Es nistet Unruh' unter'm Dach,
Wo stets man strebt nach höherm Amt,
Und Ehrsucht leidenschaftlich flammt.
  Dem Unheil bleibt mein Bauer fern.
Den Goldpokal entbehrt er gern,
In dem das Gift des Drachen zischt
Und Wein mit Schierlingssaft sich mischt.
Vor Dolchen braucht er nicht zu schauern,
Die hinter den Tapeten lauern.
Dem Staatsmann kürzen sie die Bahn,
Durchkreuzen ihm den klügsten Plan.
Der Bauer steht in bessrer Hut.
Des Volks Gunst, das voll Wankelmuth
Den Herrn bald lobt, bald laut verflucht,
Wird von ihm nicht mit Angst gesucht.
Nicht wird er noch vor Tag erweckt
Mit läst'gem Bittgesuch; man steckt
Ihm Schriften nicht zu klagenvoll.
Man zählt nicht mit geheimem Groll,
Wie viele seiner Thüre nahn,
Nicht drängt man sich an ihn heran,
Und nicht in lästigem Geschäfte
Verzehrt er seine besten Kräfte.
Er fürchtet nicht des Priesters Rede,
Der selbst am Landesherren schnöde
Der frechen Zunge Tadel übt,

Und sich für Gottes Boten gibt.
Durch solche Klippen und Gefahr,
Da ihn der Lästerzungen Schar
Von allen Seiten nimmt zum Ziele,
Treibt Palamed auf schwachem Kiele.
Ich fürcht', er ist dem Tod geweiht,
Wenn nicht Neptun zur rechten Zeit
In Gnaden unser Flehn erfüllt,
Den Sturm der Wind' und Wellen stillt.

Gegen das Bild friedlichen Glückes, welches der Chorgesang entrollt hat, tritt nun um so schärfer der weitere Verlauf des Trauerspiels hervor. Vergebens alle Anstrengungen der Freunde und Verwandten, um Palamedes zu retten; nur die Wahl eines der Richter wird mit scheinbarer Gnade ihnen zugestanden. Der erwählte, Nestor, erhebt Bedenken gegen die von Kalchas eingeleitete Anklage; aber Thersites begegnet ihm mit vorlautem Hohn, Ulysses und Diomedes mit heuchlerischen Gründen und Scheinbeweisen. Noch dauert der Zwist, da tritt eine neue und unberufene Schar von Richtern auf, das Volk. Thersites begrüsst die „gute Gemeinde" freudig und fragt „Soll Palamedes als Verräther sterben?" „Ja" erwidert der Haufe und Kalchas ruft aus:

„Ihr Richter, hört ihr's? Dies ist Gottes eigne Stimme!
Erfüllet ihr Gebot! sonst bebt vor ihrem Grimme!"

Ulysses fällt ein „Dem Volke gebt ihn hin!" und jubelnd stimmen Diomedes und Thersites zu, während Nestor seine Entrüstung über das Schauspiel und seine Besorgniss vor der Götter Rache äussert. Nur der Euboeer Chor bleibt zuletzt zurück, um laute, bittre Klage zu erheben.

Der V. Act zeigt das Werk vollbracht. Ein Bote bringt dem Bruder des Palamedes die traurige Kunde. Man habe den greisen Fürsten hinausgeführt auf einen Hügel, um ihn zu steinigen. Noch einmal sei er hervorgetreten:

„Ich bitt' um eines nur. Ihr Männer, glaubet nicht,
Dass ich Verrath geübt. Ich war getreu der Pflicht
Und nur dem Vaterland zu dienen stets bestrebt.
Ich sterbe für mein Volk, wie ihm ich nur gelebt."

Das waren seine letzten Worte. Wie die Maenaden über Orpheus, stürmte das Volk auf ihn los. Ein Hagel von Steinen warf den Greis um, deckte ihn zu.

Tieferschüttert fleht Oates den Ahnherrn an, Neptun: er allein könne volle Rache für die Unthat nehmen. Neptun taucht auf und weissagt die Strafe, die einen jeden der Uebelthäter treffen werde: das schreckliche Ende Agamemnons, die lange Irrfahrt des Ulysses. Dem gemordeten Weisen aber verspricht er zur Sühne die Verehrung der Nachwelt. Im Tempel der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit werde man ihm eine Bildsäule weihn und alljährlich mit Erinnerungszeichen schmücken.

„Ich seh' im Geist das Bild des Heil'gen aufgestellt,
Die Brust frei, wie er für die Freiheit Wache hält;
Und diese meint der Hut, den in der einen Hand
Er sicher trägt, indess die andre, unbekannt
Mit Trojas Gold, bewahrt des Landes Grundgesetze
Auf heil'gem Pergament, dass niemand sie verletze.
Die hehre Göttin scheint den edlen Mann zu schmücken
Und einen Lorbeerkranz auf's greise Haupt zu drücken.
Doch unterdessen wird sein Leben schwer bedräut
Von grimmigem Gethier, das nicht die Unschuld scheut,
Das würd'ge Alter nicht, nicht vierzigjähr'ge Mühen.
Die Beut' umschleichen sie: die gier'gen Augen sprühen,
Die Mähnen sträuben sich, weit öffnen sich die Rachen.
Ihm droht die heisse Glut des feuerspei'nden Drachen,
Ein Gräuel seiner Zeit, der Löwe brüllt ihn an,
Es heult der grimme Wolf, es schäumt des Ebers Zahn.
Doch furchtlos blickt er um. So lebt sein Name fort
Jahrhunderte hindurch und straft den Vatermord.
Mag auch der bittre Neid an seinem Ruhme nagen,
Nur um so herrlicher wird er zum Himmel ragen."

Nachdem Neptun vor den Augen des Enkels verschwunden ist, treten auf der Bühne noch die Griechenfeinde auf: Priamus und Hecuba sprechen ihre Freude über den Sturz des gefährlichsten Gegners aus. Mit den Jubelchören der trojanischen Frauen schliesst die Tragoedie.

An die hiermit zu Ende geführten Umrisse der Dichtung Vondels möge es gestattet sein noch einige Bemerkungen über ihren Kunstwerth anzuknüpfen.

Vor allem tritt der enge Anschluss an die Form der antiken Tragoedie hervor. Daher rührt namentlich die Einführung des Chores, der freilich durch seine Spaltung in die verschiedenen Parteien die eigentliche Bedeutung des griechischen Chores, der Stimmung des Zuschauers Ausdruck zu

verleihn, aufgegeben hat. Aehnlich wie in Schillers Braut von Messina wird deshalb der Chor im Palamedes Vertreter der Parteianschauung und Theilnehmer an der Handlung; ihm fällt sogar die letzte Entscheidung des Gerichtes zu. Gerade durch diese Theilnahme aber tritt das Unnatürliche, das in einer solchen einstimmigen Aeusserung einer Mehrheit immer liegt, scharf zu Tage.

Wie die Anwendung des Chors, so ist auch die grosse Einfachheit der Handlung dem antiken Drama nachgeahmt. Es löst sich die Handlung grossentheils in eine Reihe längerer Reden und Gegenreden auf; ja die Monologe nehmen sogar einen ungebührlich grossen Raum ein. Palamedes hält mehrfach Selbstgespräche, in denen er wesentlich nicht hin und her wogende Gefühle und Gedanken einander gegenübersetzt, weitere Schritte überlegt, sondern seine Vertheidigung vorträgt, als ob er vor den Richtern oder vor dem Volke stünde. Die Katastrophe wird nach griechischem Vorbilde in einer Botenrede erzählt, bei welcher die Zunächstbetheiligten den Eindruck dieser Nachricht wesentlich durch stummes Spiel darzulegen haben. Ebenso entspricht der classischen Tragoedie die Einmischung der Götter und sonstiger übermenschlicher Wesen, unter welchen wenigstens Sisyphus und Megaera nur als theatralisches Beiwerk bezeichnet werden können. Endlich ist die Einheit von Zeit und Ort der Kunstregel gemäss, die am antiken Drama abgezogen wurde; freilich wird letztere der Wahrscheinlichkeit einigermassen entkleidet, wenn Priamus, Hecuba und die trojanischen Chöre vor den griechischen Zelten erscheinen sollen.

Diese Nachahmung der antiken Tragoedie schliesst sich noch dazu nicht an die hohen Meister, an Aeschylus und Sophokles an, sondern hauptsächlich an Euripides, dessen Hang Nebenzwecke zu verfolgen Vondel durchaus theilt, und an die Lesedramen des Seneca; ja höchst wahrscheinlich sind die Tragoedien der Neulateiner, vor allem die des Hugo Grotius Vondels nächste Vorbilder gewesen. Daraus erklärt sich, dass die Uebertreibung der classischen Grundrichtungen, namentlich die Starrheit der Handlung, der Prunk des Ausdrucks, bei Vondel wieder zu finden sind.

Es ist nun leicht begreiflich, dass diese Classicität Vondels Tragoedien der grossen Menge entfremden, ihre Wirkung auf die kleine Zahl der Gebildeten beschränken mussten. Gerade das holländische Volk, derb und realistisch wie sein Geschmack war, konnte gegen diese Theaterstücke höchstens staunende Achtung, nicht aber Liebe und Begeisterung empfinden. Es ist ausdrücklich bezeugt, dass Vondels Dramen trotz seines Ruhmes nicht entfernt den Beifall fanden wie Jan Vos z. B. mit seiner Nachahmung des Shakespearischen Titus Andronicus. Der Palamedes kam allerdings nicht einmal zur Aufführung; vielmehr wurde der Dichter wegen seiner politischen Anspielungen vor Gericht gezogen und kam nur durch mächtigen Einfluss mit einer Geldbusse davon.*

Wenn die Classicität der Form die Wirkung auf der Bühne seiner Zeit verhinderte, so muss ein andrer Charakterzug des Palamedes ihm den Beifall des heutigen Lesers schmälern. Die Antike ist in Vondels Dramen durchaus nicht rein, auch nicht, wie in Goethes Iphigenie in die Sphaere allgemein menschlicher Empfindung erhoben. Ueberall blickt durch das griechische Gewand die niederländische Sinnes- und Lebensweise hindurch. So war jener Chorgesang vom Glücke des Landmannes gemeint, so ist auch jener Entwurf eines Standbildes für den schmählich gemordeten Weisen wohl im Sinne der gleichzeitigen, überladenen Plastik, aber nicht entfernt der griechischen Kunst entsprechend gedacht. Meistens ist diese Einmischung moderner Zustände und Verhältnisse der Absicht entsprungen, den Process Oldenbarnevelds, wie ihn der Dichter auffasste, nach allen Beziehungen darzustellen. So sollte Palamedes zu seiner Vertheidigung alle Leistungen des niederländischen Staatsmannes aufführen, — eine Erwähnung seiner „vierzigjährigen Dienste" (V. 1868) wurde bei der Verurtheilung des Dichters als besonders beweisend für seine Nebenabsichten hervorgehoben. So sollte der griechische Held alle gegen Oldenbarneveld erhobenen Vorwürfe widerlegen; selbst die Verweigerung der Generalsynode (V. 1189), die Anwerbung der Wardgelders (1105) wird gerechtfertigt.

* Vgl. darüber J. van Lennep im II. Bande seiner Prachtausgabe von Vondels Werken, Amsterdam 1850—69. XII.

So legt der Dichter eine Reihe von gehässigen Aeusserungen, die man dem Prinzen und seinen Anhängern unterschob, den griechischen Helden in den Mund, oft auf eine gezwungne, sogar lächerliche Weise. Agamemnon droht Palamedes mit der Folter (pynbank 1187); er klopt drohend opt rappier 504; er spricht zu dem Umgarnten die triumphierenden Worte, die Prinz Moriz beim Anblick der Hinrichtung — er wohnte ihr nicht einmal bei — gesagt haben sollte (V. 1646). Ajax wirft Agamemnon das Schwert vor die Füsse (703). Man ruft Palamedes, der sich noch verantworten will, höhnisch zu: „Ihr habt euer Urtheil weg", wie ein Richter gegen Oldenbarneveld gethan haben sollte. Die Steinigung des Palamedes wird mit verschiedenen Umständen erzählt, die bei Oldenbarnevelds Enthauptung Statt fanden: ihn begleiten zwei Priester auf die Richtstätte (1935); er kleidet sich mit Hilfe eines Dieners aus (1939); als er verendet, tauchen die rohen Mörder Tücher in sein Blut und drücken sie in Wein aus, den sie triumphierend trinken (1973). Sogar die Kiste des Grotius weiss der Dichter anzubringen: um eine ähnliche Entweichung zu verhindern, wird das von Nestor beantragte ewige Gefängniss in Todesstrafe verwandelt (1723).

Doch selbst abgesehn von der Farbe der Darstellung entspricht auch die Grundzeichnung, die tragische Idee im Palamedes nicht den höchsten Anforderungen der Kunst. Der Held erscheint in einem Lichte, das ebenso wie es historisch falsch ist, auch die poetische Wirkung verfehlt. Der Frevel, den Gewalt und Arglist an einem makellosen Verdienste üben — der Dichter selbst gab seinem Stücke den Nebentitel: Ermordete Unschuld — kann nur Entrüstung hervorrufen, nicht jene der Tragoedie eigenthümliche Mischung von Theilnahme am Geschicke des Helden und Bewunderung der ewigen Weltordnung. Allerdings sollen die Forderungen der poetischen Gerechtigkeit durch das Auftreten Neptuns, der die Strafe der Mörder verkündet, erfüllt werden. Aber wenn solche Prophezeihungen der Götter dem gläubigen Griechen genügen konnten, dem Zuschauer der Neuzeit sind sie leere Worte. Und macht sich das Gefühl nicht geltend, dass die Schilderungen sehr parteiisch sein müssen? Fordert die so ganz scharfe Trennung

von Licht und Schatten, die Gegenüberstellung eines durchaus reinen, edlen Volksfreundes auf der einen Seite, und auf der andern eines ungerechten Königs, seiner heimtückischen Berather und der bodenlos verderbten Priesterschaft nicht den Zweifel heraus?

Wie anders war dies in der Wirklichkeit gewesen! Oldenbarneveld hatte trotz seiner unleugbar grossen Verdienste die Schranken des Rechts überschritten, und er büsste dafür in einem Masse, das freilich mehr seinen Verdiensten als seiner Schuld entsprach. Und was in so hohem Masse tragisch ist: nicht auf politischem Gebiete, wo er die Rechte des Volkes und des fürstlichen Hauses wirklich geschmälert hatte, sondern auf dem kirchlichen strauchelte er, gerade als er, was ihm unser Lob gewinnen wird, dem Fanatismus gegenüber die religiöse Freiheit vertheidigte.

Aber die Zeitgenossen beurtheilten ihn nicht unparteiisch; am wenigsten war dies von einem Dichter zu erwarten, der den Kampf gegen die Puritaner so leidenschaftlich führte, dass er später sogar in das Lager der Jesuiten überging und, um der religiösen Herrschaft der Masse zu entfliehn, sich der fremdländischen Hierarchie unterwarf.

Auch die aesthetische Beurtheilung Vondels, die Würdigung seiner Kunstform muss vom historischen Standpunct ausgehn. Er muss verglichen werden nicht mit dem, was zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern geleistet worden ist, sondern mit seinen Zeit- und Landesgenossen. Ueber die gleichzeitigen Dichter aber, nicht nur in den Niederlanden, ragt er weit hinaus. Wir werden, und zwar in Uebereinstimmung mit der heutigen holländischen Kritik, Vondel als Dramatiker nicht in die erste Reihe stellen; dagegen ihn als tiefergriffenen, sprachgewaltigen Dichter vollkommen anerkennen. Und wenn nach einem oft gebrauchten Bilde die neuere Dichtung, die sich an die Wiedergeburt des classischen Alterthums anschliesst, als ein Concert anzusehn ist, in welchem die Stimme bald jenes, bald dieses Volkes hervortritt, so werden wir nicht vergessen, dass die Niederländer zuerst diesseits der Alpen die neue Weise angestimmt haben. Vondel ist ein älterer Zeitgenosse des Corneille.

Die französischen Classiker des 17. Jahrhunderts in ihrer Nachahmung der Alten und Originalität.

Von

Adolf Brennecke.

Mon imitation n'est pas un esclavage;
Je ne prends que l'idée, et les tours et les lois,
Que nos maîtres suivaient eux-mêmes autrefois.
Si d'ailleurs quelque endroit plein chez eux d'excellence
Peut entrer dans mes vers sans nulle violence,
Je l'y transporte et veux qu'il n'ait rien d'affecté,
Tâchant de rendre mien cet air d'antiquité.
La Fontaine.

Mehr als ein Mal berichtet uns die Geschichte die eigenthümliche Thatsache, dass ein Volk seine gesammte Litteratur an ein anderes Volk überliefert hat, mit welchem es vorher nur durch unbedeutende Beziehungen verbunden war. Solch ein merkwürdiges Hinüberspielen der geistigen Erzeugnisse eines Volkes zu einem fremden, ihm folgenden hat seinen ersten Ursprung in dem Beginne der litterarischen Thätigkeit überhaupt, in dem ersten Geistesproducte des ersten schaffenden Volkes gehabt und wird sicherlich niemals gänzlich aufhören; indess hat es schwerlich jemals einen schrofferen und vollständigeren Uebergang gegeben als in Frankreich beim Beginne der geistigen Reform, etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Bemühungen eines Du Bellay, Ronsard und Baïf waren im Grossen und Ganzen ohne innern Zusammenhang mit der Vergangenheit: was man auch immer bis auf den heutigen Tag an Gründen vorgebracht hat, um das Erscheinen von Joachim Du Bellays „Défense et illustration de la langue française“ zu erklären, es ist alles nicht im Stande gewesen, einen so plötzlichen Umschwung der Studien zu motivieren, wie er zu jener Zeit in Frankreich statt fand. Man

strebte hier danach, an Stelle der „épiceries“ und des „élégant badinage“ der Nachfolger Marots die Dichtungsarten der Alten zu setzen, verbunden mit möglichst vielen Wortspielen und Bildern aus ihren Werken. Aber auf diese Weise die Griechen und Römer nachzuahmen und aus dem reichen Schatze ihrer Litteraturen Vortheil zu ziehen, war ein gänzlicher Missgriff: ja die natürliche Einfachheit und Anmuth der französischen Sprache wurde in mehrfacher Beziehung gänzlich entstellt, besonders als das Streben soweit ausartete, dass man der französischen Sprache gewaltsam sogar die Versmasse der Alten aufzwingen wollte, die doch als eigenthümlichste Schöpfung des antiken Genius keiner modernen Sprache sich anpassen.

Endlich erschien Malherbe, um noch rechtzeitig das irrende Musenross anzuhalten und es auf die Bahnen wahrer Dichtkunst zu führen. Als würdiger Vorläufer auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts bricht er einem unzählbaren Gefolge von Schriftstellern Bahn; schon seine ersten Verse, welche ums Jahr 1600 erschienen, lassen ebensowohl den abwägenden Kritiker als den Dichter von gutem Geschmack erkennen, über dessen feinem Masshalten man leicht den Mangel an Einbildungskraft vergisst, wie er hier und da in seinen Versen zu Tage tritt. Fast möchte ich Malherbe unter die Zahl der classischen Schriftsteller im engsten Sinne des Wortes aufnehmen und ausführlicher von ihm sprechen, hätte er nur mehr Beziehungen zum Alterthume, und gäbe es ferner nicht eine neue und vermehrte Wiederholung seiner Persönlichkeit, nämlich Boileau!

Neben Malherbe und unmittelbar nach ihm bearbeitete das Hôtel Rambouillet eifrigst die französische Sprache und gab sich redlich Mühe, ihr den Charakter des Gesuchten und Gekünstelten aufzudrücken: ein Bemühen, dessen Erspriesslichkeit und Einfluss in der allerverschiedensten Art von den Litterarhistorikern dieses Zeitraumes beurtheilt worden ist. Indess berührt die „dévulgarisation“ des Französischen seitens des Hôtel Rambouillet unser Thema nur wenig, da man aus Spanien, Italien, England, und nicht aus dem Alterthume, die Stoffe entlehnte, welche „das Feine der Dinge, das Hoch-

feine, das Feinste vom Feinen" zum Gegenstande der Discussion in den Salons von Paris machten, sodass wir die Cirkel der schönen Arthenice stillschweigend übergehen können. Allerdings hatte auch das Alterthum* ähnliche Zusammenkünfte, aber da die Unterhaltungen der Precieusen ihren Ursprung einzig und allein den modernen Zeitverhältnissen, besonders denen der Pariser Gesellschaft, verdankten, so unterlassen wir es, näher darauf einzugehen und wenden uns unverzüglich zu dem ersten und grössten der Schriftsteller, welche in directer Beziehung zum Alterthume gestanden haben.**

Um das vorgesetzte Thema seinem ganzen Umfange nach zu erschöpfen, dürfte es angemessen erscheinen, die litterarischen Erzeugnisse der grossen Schriftsteller Frankreichs im 17. Jahrhundert aus drei verschiedenen Gesichtspuncten mit den Werken des Alterthums zu vergleichen: nämlich aus dem Gesichtspuncte der Verschiedenheit in aesthetischer, in religiöser und in national-politischer Beziehung. Selbstverständlich bietet sich jeder der genannten Schriftsteller — ich verstehe darunter Corneille, Racine, Molière, Boileau, Bossuet und La Fontaine — mehr oder weniger unter dem einen oder andern jener drei Gesichtspuncte dar, und nichts möchte sonderbarer erscheinen als der Versuch, sie alle streng nach denselben Kategorien des Urtheils behandeln zu wollen. Beispielsweise sind es nicht gerade die Politik und die Sitten des Jahrhunderts Ludwigs XIV., welche Corneilles Eigenthüm-

* Renaissance und Rococo in der römischen Litteratur. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten von Martin Hertz.

** Man weiss mir vielleicht Dank dafür, dass ich wörtlich in die Anmerkungen alle Citate verwiesen habe, die ich zur Erläuterung und Begründung meiner Ansichten für geeignet erachtete. Oft wäre es allerdings leicht gewesen, die Aussprüche von Vorgängern umzumodeln und meiner Schreibweise anzupassen, indess ist diese nicht ungebräuchliche Art des Arbeitens mir vielfach als ein Eingriff in die Eigenthumsrechte der benutzten Schriftsteller erschienen. Uebrigens hoffe ich, dass die nicht sparsamen Anmerkungen meinem eigenen Gedankengange nicht Eintrag thun werden; ich habe mir meines Theils Mühe gegeben, den rothen Faden der Entwicklung des Themas klar erkennbar zu lassen trotz alles des Trefflichen, welches ich anderweitig vorgefunden habe.

lichkeit ausmachen: im Anfange seiner Laufbahn und sogar auf der Höhe derselben ist er noch nicht in den magischen Kreis des Hofes von Versailles eingetreten. Andererseits bieten in den Schriften Bossuets die aesthetischen Grundsätze wenig Anhaltspuncte zu einem Vergleiche dieses grossen Redners mit den Rednern des Alterthums u. s. w. — Aber beginnen wir endlich das eigentliche Thema.

Durant les premiers ans du Parnasse françois
Le caprice tout seul faisait toutes les lois . . . . .
Mais nous que la raison à ses règles engage,
Nous voulons qu'avec art l'action se ménage,
Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Diese Verse Boileaus zeichnen deutlich die Stellung Corneilles und seine Verdienste um die Entwicklung der dramatischen Kunst seines Vaterlandes. Er hat die Schriftsteller auf die Regeln der Alten verwiesen, er hat die Verfasser von Dramen dazu angehalten, den Aristoteles zu studieren, ehe sie sich ans Werk setzten. „Ein Abgrund trennt Corneille von allem, was sich vor ihm Theater nennt," meint Nisard (II, 88). Allerdings hatte sich bereits der unermüdliche Hardy gerühmt, mit den Regeln des Plautus und Terenz, „welche sehr wenige Leute kennen," wohl bekannt zu sein, aber beim Anblick „der Ungeheuerlichkeiten (monstruosités), welchen der grosse Haufe und die Frauen zuströmen, habe er die Regeln unter Schloss und Riegel verwahrt (sous six clefs), da derjenige, welcher sie befolge, ohne Ruhm und ohne Geld sterbe." Welcher Art waren nun wohl die Regeln, auf welche Hardy anspielt? Wahrscheinlich verstand er darunter nur eine oberflächliche Kenntniss der Praxis der Alten, wie man dieselbe etwa durch die Lectüre oder Uebersetzung von einem Dutzend Dramen sich erwerben mochte. Aus diesem Grunde darf man Corneille nicht der Unkenntniss oder gar der Unwahrheit anklagen, wenn er in dem Examen seiner Mélite sagt* (I, 137): „Dies Stück war mein Erstlingswerk,

* Bei Corneille citiere ich stets die zwölfbändige neue Ausgabe, Paris 1863, Hachette, wenn anders nicht ausdrücklich eine andere Angabe gemacht wird.

und es ist durchaus nicht nach den Regeln, weil ich damals (nämlich 1629, sieh I, 129) überhaupt noch nicht wusste, dass es dergleichen gäbe. Ich hatte nur ein wenig Menschenverstand zum Führer, nebst den Beispielen des verstorbenen Hardy. — Dieser Menschenverstand, welcher meine ganze Regel ausmachte, hatte mich die Einheit der Handlung finden lassen ... und hatte mir vor dieser schrecklichen Regellosigkeit, welche Paris, Rom und Constantinopel auf ein und dasselbe Theater versetzte, hinreichende Abneigung eingeflösst, um den Schauplatz meiner Handlung auf eine einzige Stadt zu beschränken.“ Zwei oder drei Jahre nach dem Erscheinen der Mélite war die Einheit der Zeit noch allein bekannt in Frankreich, wie die Vorrede Corneilles zu seinem Clitandre (I, 262: la règle des anciens) und eine Stelle in dem Examen desselben Stückes (I, 270) ausdrücklich besagt: „es war die einzige Regel, die Regel von den vier und zwanzig Stunden, welche man zu jener Zeit kannte.“ Indess kurze Zeit nach dem Erscheinen des Clitandre, ums Jahr 1633, wurde die Poetik des Aristoteles bereits in ihrem ganzen Umfange studiert und von den französischen Schriftstellern in Anwendung gebracht: „Die Wittwe“ Corneilles, deren Privilegium datiert vom 9. März 1634, die Sophonisbe des Jean Mairet und einige andere dramatische Stücke * desselben Jahres beobachten sie mehr oder weniger streng. Diese Regeln des Aristoteles über die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes verschwanden fortan nicht mehr aus der dramatischen Litteratur der Franzosen. Sie haben lebhaften litterarischen Streit verursacht, man hat sie auf alle mögliche Weise angegriffen, aber dennoch haben sie sich festgesetzt als unerschütterliches System ungefähr in derselben Fassung, welche ihnen schon Corneille im Jahre 1660 in seiner „Abhandlung von den drei Einheiten“ gegeben hat. Da Racine** und alle folgenden

* E. Arnd, Gesch. der frz. Nationallitteratur I, 225. — Voltaire (Werke XVIII, 291) ist nicht ganz genau, wenn er sagt: „Die Sophonisbe Mairets ist das erste Stück, welches wir haben, in dem die drei Einheiten durchaus nicht verletzt sind; sie diente als Muster den meisten Tragoedien, welche man später gab. Sie wurde aufgeführt im Jahre 1629.“

** Vorrede zur Andromaque: „Es ist nicht meines Amtes, die Regeln des Theaters zu ändern.“

dramatischen Dichter* fast nichts daran geändert haben, insofern sie diese Regeln überhaupt beobachtet haben, und da Boileau sie im Grossen und Ganzen approbiert und sie noch durch die Autorität des Horaz stützt, so glaube ich diesem Theile meiner Arbeit dadurch zu genügen, dass ich zeige, wieweit das System Corneilles von den Vorschriften des Aristoteles und des Horaz abweicht, d. h. bis zu welchem Puncte Corneille und die übrigen Classiker ihre Originalität gewahrt haben in ihrem Anschlusse an die Regeln der Alten.

Die grossen Dichter Griechenlands und zum Theil auch die römischen, welche den Franzosen als Muster gedient haben, bedienten sich der drei Einheiten in ihren Trauer- und Lustspielen aus Gründen, deren Richtigkeit und Umfang wir heutzutage nur annähernd zu bestimmen vermögen. Die Meinung Schlegels (Vorles. über dramat. Kunst u. Lit. II, 37), dass die Einheiten der Zeit und des Ortes in den Tragoedien der Alten (die Einheit der Handlung gebührt jeder derartigen Production, wir übergehen sie deshalb mit Stillschweigen) durch locale Verhältnisse hervorgerufen worden sind, hat durchaus nichts Unwahrscheinliches; es lassen sich indess noch einige andere Ursachen auffinden, welche ihren Ursprung unmittelbar in dem Wesen der griechischen Tragoedien haben. Die Fabeln, auf welchen die Handlungen und ihre Entwicklung beruhten, waren höchst einfach; die Zahl der Choreuten war oft so gross, dass die Bewohner des umliegenden Landes aufgeboten wurden, um die Schauspieler zu ergänzen; war nun nicht, wie man füglich annehmen darf, die Zeit dieser Landbewohner gemessen? Und beeinträchtigte es nicht die Glaubwürdigkeit des Dargestellten in den Augen der Zuschauer,

* E. Arnd, I, 228: „In seinen Untersuchungen über dramatische Kunst, in den von ihm selbst ausgehenden Beurtheilungen seiner eigenen Compositionen hat Corneille überhaupt die Theorie des französischen Dramas begründet, von der sich die Dichter seiner Nation, seit 200 Jahren, nie weit haben entfernen können, ohne etwas Verfehltes oder Schwaches hervorzubringen.“ — Lessing, H. Dramat. 364: „Hundert Jahre haben sie (Corneille und Racine) sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen ... von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluss gehabt hat.“

wenn man mit diesen Autochthonen grössere Zeit- und Ortsveränderungen vorgenommen hätte? Es würde zu weit führen, durch Einzelheiten der griechischen Bühne die nothwendige Einheit des Ortes nachweisen zu wollen; es möge genügen zu erwähnen, dass die Einheiten von Zeit und Ort sich von selbst in die Praxis der Dramatiker des Alterthums eingeführt hatten, ohne dass sie durch die Theorie des Dramas wären bedingt worden (Lessing, H. Dramat. 207). Aristoteles natürlich, welcher oft überfein und peinlich spitzfindig in seinen Betrachtungen ist, konnte es sich nicht versagen, flüchtig die Einheit der Zeit zu berühren* und ein wenig ausführlicher von der Einheit der Handlung zu sprechen, während die Einheit des Ortes durchaus gar nicht von Aristoteles erwähnt ist, ebensowenig von Horaz, welcher sogar nur die einzige Einheit der Handlung zu kennen scheint.**

Welch drückendes und gleichzeitig welch verhängnissvolles Joch haben sich nun die grossen Dramatiker Frankreichs auferlegt, indem sie in den Bemerkungen des Aristoteles und in den Regeln, welche sich aufs beste mit den Verhältnissen der griechischen Tragoedie vertrugen, eine unumgehbare Bedingung für sich selbst und ihre moderne Kunst sahen, wenn anders sie in dem dramatischen Fache auf Erfolg rechnen wollten.*** Aber ein allgemeiner Aufstand gegen dies Joch

---

* Poetik Cap. 5: *ἡ τραγῳδία ὅτι μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν.* Man übersehe nicht den Ausdruck *ἡ τραγῳδία*, welcher durchaus nicht „die Theorie der dramatischen Kunst" bezeichnet, sondern welcher einfach die Tragoedien selbst meint, aus welchen Aristoteles seine Regel gezogen hat. Alsdann widerstreitet auch das *ὅτι μάλιστα* deutlich der unerbittlichen Strenge, mit welcher Corneille die Einheit der Zeit forderte, und endlich, dass die Worte *ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου* nicht die genauen 24 Stunden Corneilles seien, war schon die Ansicht Daciers (la Poétique d'Aristote, S. 68), welcher die angeführte Stelle folgendermassen übersetzt (S. 57): „La tragédie tâche autant qu'il est possible de se renfermer dans le tour d'un soleil ou de changer peu ce temps."

** Horaz, Brief an die Pisonen, 23, 152 und sonst.

*** O. Kallsen, die französische Salonlitteratur im 17. Jahrhundert. Progr. Ploen 1862, S. 8: „So wurde das Antike, sonst überall der Bringer (sic) reinerer Erkenntniss, hier der Führer in eine aesthetische Sünde."

offenbarte sich bald darauf und bemächtigte sich sogar derjenigen, welche die ersten Schritte dafür gethan hatten. Als allgemeines Gesetz annehmen das, was für die Griechen durch die Zeitverhältnisse geboten war, scheint mir das erste — und dies allgemeine Gesetz wiederum nach eigenem Gutdünken auslegen, es den Forderungen eines vorliegenden Falles und der veränderten Zeitumstände anpassen, scheint mir das zweite Zeichen von Originalität zu sein, insoweit diese an den französischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts bei ihrer Nachahmung der Alten bemerkbar ist. Wahr ist es, dass die grossen Tragiker der Griechen nicht selten die Einheiten von Zeit und Ort vernachlässigt haben, sobald sie nicht durch die Verhältnisse an die Beobachtung jener Einheiten gebunden waren;* aber da sie hierüber keine Regeln in Gesetzesform hatten, welche ihnen dieselben dictatorisch vorschrieben, so traten sie auch Niemandem zu nahe, wenn sie nur die allgemeinen Gesetze jeder wahren Poesie nicht ausser Acht liessen. Die Franzosen dagegen hatten kaum ihrer Meinung nach die Grundtheorie aller dramatischen Kunst aufgefunden und sich gerühmt, dieselbe noch gewissenhafter als ihre Lehrmeister anzuwenden, als sie auch alsbald in die grösste Regellosigkeit (déréglement) verfielen, sobald sie sich durch ebendieselben neuentdeckten Einheiten in irgend welcher Weise beengt sahen.** Corneille meinte schon 1634:*** „Ich habe für die Regel von der Zeit ein Mittelding gesucht und mich überzeugt, dass, weil das Stück in fünf Acten angelegt ist, fünf aufeinander-

* Näheres hierüber findet sich in dem Buche Espagne et Provence, études par E. Baret, Paris 1857, S. 234 ff.

** Lessing, H. Dramat. 199: „Es ist wahr, sie (die französischen Dichter) sind es, die sich der grössten Regelmässigkeit rühmen; aber sie sind es auch, die entweder diesen Regeln eine solche Ausdehnung geben, dass es sich kaum mehr der Mühe verlohnet, sie als Regeln vorzutragen, oder sie auf eine solche linke und gezwungene Art beobachten, dass es weit mehr beleidiget, sie so beobachtet zu sehen, als gar nicht.“ Sieh auch S. 208.

*** In dem Avis au lecteur vor der „Wittwe“, Werke I, 377. Vor der Galérie du Palais (II, 14) kommen die fünf aufeinanderfolgenden Tage noch einmal vor. In ähnlicher Weise sind die Zeitverhältnisse im Sertorius zusammengezwängt (pressés, Werke VI, 360).

folgende Tage nicht übel darin angewandt sein möchten." Der grosse Corneille erscheint wirklich naiv. Fünf Tage oder fünf Jahre, was schadet's, das Publicum zürnt ihm deshalb nicht. Dann fährt er fort: „In Bezug auf die Einheit des Ortes und der Handlung, so beobachte ich diese beiden Regeln unverbrüchlich (inviolablement); aber ich lege die letztere nach meiner Art aus, während ich die erstere bald auf den Raum der Bühne beschränke, bald sie bis auf eine ganze Stadt ausdehne, wie in diesem Stücke (La Veuve). Im Clitandre habe ich sie sogar bis auf die Orte hinausgeschoben, zu denen man in 24 Stunden gelangen kann!" Aehnliche Freiheiten nimmt sich Corneille in Bezug auf die Einheit der Zeit: die fünf Tage seiner „Wittwe" genügten ihm späterhin nicht mehr. „Wohl liebe ich es,* die Regeln zu befolgen; aber weit davon entfernt, mich zu ihrem Sklaven zu machen, erweitere ich sie je nach Bedürfniss oder schnüre sie zusammen, und ich durchbreche selbst ohne Scrupel diejenige, welche die Dauer der Handlung betrifft... Die Regeln kennen und das Geheimniss verstehen, sie geschickt mit unserer Bühne in Einklang zu setzen, das sind zwei ganz verschiedene Sachen;** vielleicht genügt es heutzutage nicht, in den Büchern des Aristoteles und Horaz studiert zu haben, um einem Stücke Erfolg zu verschaffen." Schliesslich meint Corneille in dem Examen seines Héraclius (Werke V, 153), um sich ein für alle Mal zu entschuldigen, die Einheit des Ortes verletzt zu haben: „Es gebührt ihm (dem Héraclius) dieselbe Nachsicht in Bezug auf die Einheit des Ortes als der Rodogune. Die meisten Gedichte, welche folgen, bedürfen derselben Nachsicht, und ich werde mich davon entbinden dies zu wiederholen, wenn ich sie meiner Prüfung unterwerfe."

Ich würde versucht sein, diesen Hang der französischen Dichter des 17. Jahrhunderts, allen ihren Schöpfungen einen griechischen Zuschnitt zu verleihen, für eine Art von Problem zu halten für denjenigen, welcher nach stichhaltigen Beweg-

* Epistel vor La Suivante, Werke II, 119.

** Lessing, H. Dramat. 207: „Ein anderes ist es, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben."

gründen hierfür sich umsieht, wenn nicht, wie wir später sehen werden, ein enger Zusammenhang bestände zwischen diesem Hinneigen zum Alterthume und dem allgemeinen Zeitgeist dazumal in Frankreich. Das Gefühl für Ordnung und Autorität beherrschte die gesammten Ansichten des Jahrhunderts, daher ohne Zweifel die abergläubische Befolgung der Regeln des Alterthumes, wie sehr dieselben auch immer missverstanden sein mochten durch die oberflächliche classische Bildung und die falschen Ansichten derer, welche die Bahn eröffneten. Vielleicht auch urtheilte Corneille, indem er seinem eigenen Geiste nicht Kraft genug zutraute, allein zu wandeln auf einem bisher gänzlich unbetretenen Pfade, und indem er dennoch fühlte, dass man die Praxis von Hardy und seines Gleichen aufgeben müsse, dass er am sichersten auf Erfolg rechnen dürfe, wenn er auf die Lehren und Beispiele der Alten zurückginge, ein Auskunftsmittel, dessen sich schon die Römer bedient hatten. Ein Aeschylus und ein Shakespeare werden nicht alle Tage geboren, und das schöne Bild des Lucrez, dass die Lebensfackeln von Hand zu Hand weitergehen, wird sicherlich für die Ewigkeit seine Wahrheit behalten. Da die drei genannten Einheiten uns indess nur die Aussenseite der Nachahmung des Alterthums offenbaren, so erscheint es geboten, auch die andern Beziehungen zwischen den Geistesproducten der Alten und der Neueren aufzusuchen, ehe wir das Gebiet der Aesthetik verlassen.

Wir Deutschen sind über die meisten Puncte, welche die Originalität der französischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in der Nachahmung der Alten betreffen, durch die geistvollen Beobachtungen unseres Lessing in seiner Hamburger Dramaturgie aufgeklärt worden. Gegen das Ende seines Werkes (Seite 454) fasst derselbe noch einmal die hier und da zerstreuten Bemerkungen zusammen in einige wenige Sätze über das Wesen jener Nahachmung. „Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äussere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so

entkräftet, dass nothwendig nichts Anderes als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculiert hatten." Dies ist allerdings ein recht hartes und wohl zu strenges Urtheil, sodass eine Anzahl einsichtsvoller Kritiker* für die Sache der französischen Classiker eine Lanze gebrochen haben; aber dennoch lassen sich ohne grosse Mühe verschiedene Belege für die Stichhaltigkeit des Lessingschen Urtheils auffinden. In erster Linie gehört hierher die berühmte Definition der Tragoedie, welche (nach Aristoteles) ohne Hilfe der Erzählung, durch das blosse Mittel des Mitleids und der Furcht in uns ebendieselben Leidenschaften und ähnliche andere vollständig klärt.**

„Indem ich etwas wage auf meine fünfzig Jahre dramatischer Thätigkeit hin," sagte Corneille, als er am Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn die Regeln des Aristoteles erläuterte, um ihre Uebereinstimmung mit seinen eigenen Stücken zu erweisen, „treffe ich mit Aristoteles ein Abkommen," (Corneille, Werke I, 16), d. h. Corneille gibt vor, es genüge eins der beiden Mittel (nämlich entweder die blosse Furcht oder das blosse Mitleid), um jene Läuterung zu bewirken; Aristoteles habe gemäss seiner Ausdrucksweise darunter nicht verstanden, dass jene beiden Mittel zu dem angegebenen Zwecke immer nur zusammen dienten. Desgleichen erachtete Corneille (I, 62) es nicht unumgänglich nothwendig, sich einer einzigen Persönlichkeit zu bedienen, um die beiden genannten

---

* E. Arnd, Gesch. der franz. Nat.-Litt. — Hettner, Gesch. der franz. Litt. im 18. Jahrh., Seite 19 u. f. — Strehlke, Ueber Corneille und Racine, als Nachahmer der alten Tragoedie, S. 12, 15 (und die Recension dieser Schrift von Maas in Herrigs Archiv XIX, 470 u. f., welche auch Schlegel der Ungerechtigkeit gegen die französischen Classiker bezichtigt). — Goldbeck in Herrigs Archiv XXXII, 287 u. f.; S. 292: „Seine (Lessings) Kritik ist überwunden, ist nicht mehr die unseres heutigen Standpuncts." — Reichart in Herrigs Archiv XXXXVI, 5. — Weiss in Herrigs Archiv XXVII, 21.

** Dacier, la Poétique d'Aristote, S. 73. Corneille übersetzt in seinem Discours de la Tragédie (I, 52) die Worte δι' ἐλέου καὶ φόβου durch „par la pitié et la crainte."

Regungen hervorzurufen: er begnügt sich damit, „den Zuhörer nur auf eine von beiden hinzuführen.“

Ich möchte es dem Urtheil derer anheimstellen, welche diese weitgehende Frage im Speciellen und gründlich behandeln, zu entscheiden, inwieweit man Lessing Glauben schenken darf, wenn er meint,* dass die Tragoedie sich keinen Schritt breit von den Regeln des Aristoteles entfernen könne, ohne sich gleichzeitig von ihrer eigenen Vollendung zu entfernen. Hier will ich nur noch einige andere Meinungsverschiedenheiten zwischen Aristoteles und den alten Schriftstellern einerseits und Corneille und den französischen Classikern andererseits berühren. „Man darf keinen sehr rechtschaffenen Menschen wählen,“ sagt Aristoteles im 13. Capitel seiner Poetik, „um ihn aus dem Glück ins Unglück fallen zu lassen; denn anstatt Schrecken oder Mitleid zu erregen, flösst dies nur Schauder ein und stösst Jedermann zurück. Desgleichen ist es augenscheinlich, dass man keinen grundschlechten Menschen aus einem traurigen Zustande in Ruhe und Glück versetzen darf . . . Noch mehr, man darf nicht einmal die Leiden eines ganz schlechten Menschen darstellen . . . Es bleibt also nur derjenige übrig, welcher die Mitte hält und welcher, da er weder lasterhaft noch trefflich in hohem Masse ist, sich seine Leiden trotzdem durch seine schlechten Thaten zuzieht.“ Aber ach, wie weit entfernt ist der grosse Corneille von seinem Vorbilde! Um nicht dazu gezwungen zu sein, ein herbes Urtheil über seine eigenen Schöpfungen auszusprechen und besonders über diejenigen seiner dramatischen Personen, welche seine Lieblingshelden waren, wie Polyeucte und Rodogune, erfand er ein wirkliches System von Sophismen, die alle mehr oder minder gegen Aristoteles und die allgemeinen Wahrheiten der dramatischen Poesie fehlen. Wohl hat sich Corneille be-

* H. Dramat. 453. Interessant ist es, der Lessingschen Ansicht eine Stelle aus Perraults „Parallèle des anciens et des modernes“ (I, 254 édit. Amst. 1693) an die Seite zu stellen. Trotz des allgemeinen Bannspruches, welchen Mit- und Nachwelt gegen dies merkwürdige Buch geschleudert hat, findet sich in ihm manche wahre, freie, Lessingsche Anschauung: sein Mangel wirklicher classischer Studien ist der allgemeine Mangel der Bildung des Jahrhunderts.

müht, seine Modificationen des Aristotelischen Wahrscheinlichen und Nothwendigen, seinen „Triumph der Tugend," welchen die Griechen verdammten als eine Schwäche der Dichter gegenüber dem Wunsche des Publicums, seine Theorie, Helden auftreten zu lassen, welche ihren Gegnern nach dem Leben trachten, trotzdem sie bekannt, befreundet, ja verwandt mit denselben sind (Cid, Cinna, Rodogune, Nicomedes, Heraclius), wohl hat er sich redlich bemüht, alle diese Neuerungen zu begründen, aber einen Mohren weiss zu waschen ist ein vergebliches Mühen: niemals dürfte Corneille wahrhaft tragische Regungen erzeugen durch die überspannte Wuth einer Rodogune und Cleopatra;* niemals dürfte die blosse Bewunderung das Mitleid und die Furcht des Aristoteles ersetzen;** niemals dürfte der Corneillesche Cinna und seine Medea ein gleich lebhaftes, allseitiges und Jahrhunderte hindurch währendes Interesse erwecken wie dasjenige es war, welches die Griechen den Meisterwerken ihrer grossen Tragiker zollten.

In gleicher Weise wie Corneille haben fast alle französischen Schriftsteller den Geist des Alterthums nicht ergriffen, der trotz seiner genauen Bekanntschaft mit den menschlichen Leidenschaften und ihrer Gewalt sich dennoch in der Schilderung derselben weise zurückhält innerhalb der Grenzen des Wahren und Schönen. Corneille und seine Nachfolger sind

* Lessing, H. Dramat. 136: „Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen, und wenn wir unsere Neugierde gesättiget haben, so danken wir dem Himmel, dass sich die Natur nur alle tausend Jahr einmal so verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Missgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Kenntniss uns erspriesslich sein könnte." — Gervais, Progr. Allenstein 1864, S. 14 und viele andere Kritiker urtheilen in ähnlicher Weise, oft in denselben Ausdrücken des Widerwillens.

** In dem Examen des Corneilleschen Nicomedes (Werke V, 508) findet sich die fast unglaubliche und für jene Epoche charakteristische Ansicht, dass die Bewunderung ein sicheres Mittel sei, die Leidenschaften zu läutern, weil „die Grossmuth uns eine Abneigung gegen die kleinliche Gesinnung einflösst, und weil die edle Dankbarkeit . . . uns in Abscheu vor Undankbarkeit versetzt." — Perrault hat sicher nicht mit Unrecht den Ausdruck „purger les passions" einen „galimatias genannt, welcher unzählig oft erklärt und niemals verstanden worden sei." (Parallèle III, 187).

weder selbst erfinderisch und originell genug gewesen, noch ausnehmend glücklich in ihrer Nachahmung des Trefflichen aus dem Alterthum; in diesen beiden Ursachen muss man den Hauptgrund suchen für die eigenthümliche Thatsache, dass die meisten Tragoedien des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten für die heutigen Franzosen nur noch in den luxuriösen Sammlungen ihrer Bibliotheken vorhanden sind, stattlich im Maroquin-Einbande, aber mit Staub bedeckt und nicht ein treibendes Element im Geistesleben ihres Volkes bildend.* Wohl unterscheidet sich Racine vortheilhaft von den andern und trägt über alle den Sieg davon durch die anmuthige Oekonomie seiner Ergüsse, welche ihm zu allen Zeiten Bewunderung und kritisches Lob eingetragen hat; aber schwerlich könnte ich mich entschliessen, Boileaus überschwängliche Anerkennung zu unterschreiben, wenn er von dem Verdienste seines Freundes und dem Erfolge seiner Iphigenie auf die Thränendrüsen der Zuschauer meint:

> Jamais Iphigénie en Aulide immolée
> N'a coûté tant de pleurs à la Grèce assemblée.

Uebrigens ist die Art und Weise, in welcher Racine die Geistesproducte des Alterthums ausbeutete, in mehrfacher Beziehung grundverschieden von der Corneilles. Während diesem Lucan und Seneca ihren Bilderreichthum und ihre Declamationen überlieferten, liessen sie ihn die einfache Grösse und die erhabene Einfalt ihrer eigenen Meister, der Griechen, gänzlich aus den Augen verlieren. Vermöge seines Genies überragte Corneille zweifelsohne bei weitem seine Lehrmeister, obschon er sich ihnen für immer verbunden fühlte und ihnen mehr als ein Mal seinen Dank abstattete;** aber dennoch konnte er

---

* Die von Ploetz, Zweck und Methode der franz. Unterrichtsbücher, S. 65 erwähnte Ansicht theile ich um so lieber, als ich in Frankreich häufig Leute von Stande angetroffen habe, welchen sogar die Titel ihrer sogenannten classischen Tragoedien vollständig unbekannt waren. In den stehenden grossen Theatern von Tours, Orléans und Le Mans haben die Stücke Corneilles und Racines niemals volle Häuser gemacht nach den Mittheilungen, welche mir auf mein Befragen an Ort und Stelle ertheilt worden sind.

** So meint er in dem Examen de Médée (Werke II, 338): „In Bezug auf den Stil, so ist derselbe sehr ungleich in diesem Stücke, und

sich nicht losmachen von jener Kälte der Einbildungskraft, welche sich oft gerade den kühnsten Bildern zugesellt, sofern sie nicht einem Aeschylus, einem Shakespeare, einem Schiller ihren Ursprung verdanken. Racine war weniger erhaben, aber er war schmiegsameren Geistes und verstand es besser, seine Muster zu wählen. Wenn er zu den Griechen seine Zuflucht nahm, so hütete er sich, an die Werke des Aeschylus und selbst des Sophokles zu rühren, da er wohl die hohe Vollendung dessen erkannte, was die tragische Muse als erhabenste Schöpfung aller Jahrhunderte ins Leben gerufen hatte. Er wandte sich dafür zu Euripides, dessen schwache Seiten mancherlei verbessernde Aenderungen zuliessen, und der dennoch niemals aufgehört hatte, durch die Wahrheit und Feinheit seiner Beobachtungen die Zuschauer für sich einzunehmen.* Da wir weiter unten auf Racines Neuerungen in der Dramatik zurückkommen werden, so richten wir jetzt zunächst unsere Aufmerksamkeit auf Boileau. Seine Art poétique, man kann dies in zwei Worten sagen, ist nicht im eigentlichen Sinne des Wortes eine Nachahmung des Horaz; nur zufolge desselben Stoffes findet sich hier und da eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den beiden Gesetzgebern des Parnasses. Uebrigens dürfte es wohl natürlich und fast unvermeidlich erscheinen, dass das Werk dieses gewissermassen als Basis für die ausgedehntere Dichtung Boileaus gedient hat.** Die Kri-

---

das, was ich von dem meinigen hinzugethan habe, nähert sich so wenig dem, was ich aus Seneca übersetzt habe, dass es überflüssig ist, den Text davon an den Rand zu setzen, um den Leser das seinige und das meinige unterscheiden zu lassen. Die Zeit hat mir Mittel gegeben, hinreichend Kräfte zu sammeln, um diesen Unterschied weniger sichtbar zu machen im Pompejus, wo ich aus Lucan geschöpft habe und wo ich glaube, nicht viel hinter ihm zurückgeblieben zu sein, wenn es einmal nöthig war, mich seiner Hilfe zu entschlagen.“ Noch directere Lobeserhebungen des Lucan finden sich bei Corneille Werke IV, 24.

* Démogeot, Histoire de la litt. franç. 404: „Euripides, der am wenigsten vollkommene im Ganzen, der rührendste in den Einzelheiten, derjenige von allen, welchen man mit den geringsten Schwierigkeiten umschaffen konnte; derjenige, welcher am meisten Analogie mit dem Talente des Racine selbst darbot.“

** In der Vorrede zu seinen Ausgaben von 1674 und 1675 verthei-

tiken Corneilles über seine Stücke, diese Stücke selbst, sowie die des Racine und die gesammte Litteratur seines Zeitalters, welche Boileau mit ausgezeichnetem Feingefühl erfasste, halfen ihm die ideale Form entwerfen, in welche nach seiner Ansicht die Geisteserzeugnisse seines Volkes gebracht werden müssten.* Es möchte überflüssig erscheinen, bei der Art poétique länger zu verweilen, da dies beinahe auf dasselbe hinausliefe als die Bemerkungen über Corneille und seine Nachahmung des Aristoteles. Auch das Lutrin, die Satiren, die Episteln und die Oden Boileaus fallen wenig in den Kreis unserer Betrachtung. Boileau kannte sicherlich gründlich die classischen Werke des Alterthums,** er wusste ihre unvergänglichen Schönheiten als Kenner abzuschätzen, er bemühte sich sogar, sie in Frankreich einheimisch zu machen und ihre Benutzung soviel als möglich den zeitgenössischen Schriftstellern anzuempfehlen, aber dennoch besteht das hauptsächliche Verdienst Boileaus in seinen Bemühungen um die Muttersprache und ihren Aufschwung in Frankreich. Alles, was er selbst den Alten entlehnt hatte, (es sind 7 Satiren und 3 Episteln,*** welche man für wirkliche Nachahmungen des Ju-

---

digt sich Boileau in Bezug auf jenen Punct folgendermassen: „Weit entfernt, ihnen (den Gegnern, wie Pradon u. a.) Beleidigungen für Beleidigungen zurückzugeben, werden sie es angemessen finden, dass ich ihnen danke für ihre Mittheilung, meine Poetik sei eine Uebersetzung der Poetik des Horaz. Denn da in meinem Werke, welches aus 1100 Versen besteht, sich höchstens 50—60 vorfinden, welche dem Horaz nachgeahmt sind, so können sie für die übrigen keine bessere Lobrede aufsetzen, als indem sie sie für eine Uebersetzung jenes grossen Dichters nehmen" u. s. w. — Man vergl. auch Nisard, hist. de la litt. franç. II, 325 etc.

* Nisard II, 305: „L'art poétique a été discuté et convenu entre Molière, Racine, La Fontaine et Boileau."

** Um Boileaus philologisches Wissen zu beurtheilen, genügt es, seine „Abhandlung über die Satire," „über die Ode," seine „Kritischen Betrachtungen über einige Stellen des Rhetors Longinus," die Vorrede zu seiner Uebersetzung des „Entwurfs des Erhabenen" von Longinus, sowie endlich seine „Bemerkungen über einige Artikel" desselben griechischen Schriftstellers einzusehen (Boileau, Oeuvres complètes, édit. Hachette 1857, S. 20, 236, 352, 413, 469 etc.).

*** Strehlke, Beiträge zur franz. Litt.-Gesch. (Herrigs Archiv. XVII, 58).

venal, des Persius und des Horaz erklären kann, ohne von seiner Pindarischen Ode auf die Einnahme von Namur zu sprechen, welche in der That wenig den erhabenen Schwung Pindars athmet), alles dies ist im Grossen und Ganzen betrachtet unbedeutend gegen die Correctheit und Eleganz der Schreibart und Verse, gegen die strenge Fassung der Vorschriften und die allseitige Anerkennung, welche man ihnen in Frankreich bis auf den heutigen Tag gezollt hat. Nur den Apparat für das Epos („les machines épiques") hat er dem Homer und Virgil zu der geistvollen Spielerei seines Lutrin entliehen, sowie eine Art und Weise der Behandlung, wie sie allen Satirikern eigen ist und die ihn denen des Alterthums nahe führt. In der Hauptsache ist Boileau Franzose,* weshalb wir ihn mit gutem Rechte verlassen können, wenn wir von den Wechselbeziehungen zwischen Alterthum und Neuzeit handeln.

Dasselbe Recht können wir in noch höherem Grade bei

* Arnd I, 333: „Es ist keinem französischen Schriftsteller, besonders keinem Dichter, erlaubt, die Lehren und das Beispiel dieses grossen Kritikers zu vernachlässigen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, den Geist der französischen Sprache und Litteratur zu verkennen, in Irrthümer zu verfallen und auf Abwege zu gerathen. Der Grund dieser Bedeutung Boileaus liegt in der vollkommenen Uebereinstimmung, in der seine Ideen, sein Stil, seine Grundsätze und Meinungen zu dem Genius der Nation und ihres Idioms stehen." — Nisard II, 299: „Es giebt keine dem Genius unseres Landes angemessenere Gesetzgebung" . . . 315: die Satiren sind genannt worden ein „plaidoyer zu Gunsten des französischen Esprit gegen . . . die Mode und Nachahmung des Auslandes" . . . 316: „Ist der Boileau der litterarischen Satiren nicht der französische Esprit selbst?" . . 319: „Die Art poétique drückt den Instinct des französischen Geistes aus in Sachen der Kunst." — Uebrigens darf man eine passende Bemerkung des La Bruyère nicht ausser Acht lassen, welche uns daran erinnert, dass der in Frage stehende französische Esprit wahrscheinlich nur der Esprit des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten ist. „Ein als Christ und Franzose geborener Mensch," meint La Bruyère am Schlusse des Capitels über „die Werke des Geistes," „findet sich in der Satire beschränkt (contraint), die bedeutenden Stoffe sind ihm untersagt, er wendet sich auf Kleinigkeiten, welche er durch die Schönheit seines Genies und seiner Schreibart erhebt." Wer dächte hier nicht an die Zurückhaltung des Horaz seinem kaiserlichen Freunde zu Liebe? Wir kommen später darauf zurück.

den Komoedien Molières zur Geltung bringen. Hinsichtlich der aesthetischen Grundsätze ist allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen den Lustspielen des Aristophanes, des Plautus und des Terenz einerseits und denen des Molière andererseits vorhanden: fassen wir indess unsere Aufgabe wörtlich, so berührt uns dieser Punct fast gar nicht. Denn der grosse Komiker — übrigens der grösste Dichter, dessen sich Frankreich rühmen kann — erkannte gleich im Anfange seiner künstlerischen Laufbahn, dass er aus dem frischen Leben der Wirklichkeit, aus dem Leben in Frankreich die komischen Persönlichkeiten herausgreifen müsse, um in seinem Berufe Erfolg zu haben; dass die gelehrten Paraphrasen der antiken Komoedien nur die Gelehrten von Profession ansprechen würden, ohne jemals die grosse Menge zu beeinflussen, welches letztere doch ohne Zweifel der Endzweck aller dramatischen Kunst ist. Indem Molière also die Nachahmung der Alten, wie sie Corneille aufgefasst hatte, überging, schöpfte er aus der gegenwärtigen Welt seine komischen Charaktere; er stattete sie daneben mit dem einen oder andern Zuge der antiken Komoedie aus oder gesellte ihnen die eine oder andere Persönlichkeit zu, welche er seinen Vorgängern in Athen und Rom entliehen hatte.* Uebrigens besteht der wesentlichste Unterschied zwischen den Alten und Molière, dessen ich soeben gedachte, in der verschiedenen Art und Weise, ein Lustspiel einzurichten. Während die Griechen und noch mehr die Römer sich nicht über die Intriguen-Komoedie zu erheben vermochten, in welcher die ganze Erfindung sich darauf beschränkt, nach einander eine beträchtliche Anzahl unerwarteter Scenen aufzureihen, um endlich die Lösung herbeizuführen, geht Molière weiter und wird zum Schöpfer der Charakter-Komoedie: durch diese seine Neuerung füllt er den tiefen Abgrund aus zwischen dem classischen Drama des Alterthumes und dem, was man bisher mit dem Namen des modernen Lustspiels beehrt hatte. Nicht mehr sind es blosse Marionetten, welche die mehr oder weniger erfinderische Laune des Dichters vor den Zuschauern

* Das Nähere über diese Entlehnungen findet sich bei Nisard III, 121 u. f., Démogeot 407 u. s. w.

sich bewegen lässt, es sind die Menschen selbst, welche ihrer Naturanlage gemäss die Reihenfolge der Ereignisse durchlaufen, sodass nichts sich ereignet, was nicht in den Charakteren der Hauptpersonen seine Begründung findet. Gleichzeitig lässt Molière in diesen Hauptpersonen irgend einen Gedanken oder irgend eine menschliche Eigenschaft zu Tage treten, deren Verspottung die Grundwahrheit seiner Komoedie abgibt. Er erfindet also — und Racine weicht nicht viel davon ab — zunächst die Ideen und dann die Personen, um jene Ideen in Handlung zu setzen. Der grosse Ruf der Molièreschen Stücke von seinem Auftreten an bis auf den heutigen Tag entbindet mich der Nothwendigkeit, irgend welche Bemerkungen über den Einklang dieser Charaktere mit dem wirklichen Leben hinzuzufügen; die Komiker aller Völker haben bei weitem mehr von den Lustspielen des einzigen Molière Vortheil zu ziehen gewusst, als von alledem, was vor ihm im komischen Fache zu Tage gefördert worden ist.

Jean de La Fontaine, der Fabeldichter par excellence, reiht sich würdig in die Zahl der grossen Schriftsteller Frankreichs ein. Man kann ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, sofern man den Worten Sainte Beuves Glauben schenkt: „Von La Fontaine zu sprechen langweilt niemals, selbst wenn man ganz sicher sein darf, nichts Neues hervorzubringen." Zudem sind seine Fabeln, so kurz und anscheinend leicht sie auch grösstentheils sein mögen, in Wahrheit das, was der Dichter daraus machen will:

„Une ample comédie à cent actes divers,
Et dont la scène est l'univers."

Von den ungefähr 300 Fabeln La Fontaines hat man 89 bemerkt, deren Stoffe er aus Aesop, und 48, die er dem Phaedrus entlehnt hat,* ohne von einigen Nachahmungen Ovids (Philemon und Baucis, die Töchter des Minos) und von zahlreichen Spuren einer Anzahl anderer griechischer und römischer Schriftsteller zu reden.** Aber welcher Art ist seine Nach-

* Meissner, Lafontaine der Fabeldichter, in Herrigs Archiv XXXV, 177, Anmerkung.

** Epître 22: Térence est dans mes mains; je m'instruis dans Horace,
Homère et son rival sont mes dieux de Parnasse..,

ahmung! Zunächst ist es charakteristisch für den „bonhomme,“ dass er sich wenig um die Länge der antiken Fabeln kümmert; fast immer verlängert er sie durch Zusätze nach seinem Geschmacke und von eigener Erfindung. Hauptsächlich geschieht dies durch eine reichere und sorgfältigere Ausmalung der Charaktere und der Scenerie — auf letztere kommen wir noch zurück —; in fast dramatischer Form bietet er oft das, was seine Muster nur in flüchtigen Umrissen skizziert hatten. Leicht weiss er sich ferner die Gunst des Lesers zu erschmeicheln durch sein naives Sichgehenlassen und das ihm eigenthümliche Hervorkehren des Ich* an Stellen, wo der lakonische Aesop höchstens ein paar Worte trockener Moral oder kurzer summarischer Reflexion verschwendete. Wohl weiss ich, dass dieser einnehmenden und gleichzeitig originellen Art der Dichtung die Kritik nicht erspart geblieben ist; in dem gegenwärtigen Falle möchte ich indess nicht vollständig Lessing und seiner Vertheidigung der Fabeldichter des Alterthumes beistimmen, obschon aus andern Gründen** als denen Nisards,*** des eingefleischten Franzosen, dem der blosse Name Deutscher ein Gefühl von Missbehagen einzuflössen scheint. Nenne man immerhin die Fabeln La Fontaines Nachahmungen des Alterthumes, durch die Eigenthümlichkeit ihres Verfassers werden sie auf ewige Zeiten eines der schönsten Denkmäler sein,

---

Bei Gérusez II, 257 u. f. finden sich einige Stellen aus Schriftstellern des Alterthums, die La Fontaine fast wörtlich ins Französische übertragen hat.

* Nisard III, 141: „Er hat das Ich liebenswürdig gemacht. Es ist Laune (caprice), aber diese Laune zeigt sich dermassen angebracht (à propos) und gelegentlich (en passant), dass man versucht ist, sie für eins der Gesetze seiner Kunstgattung anzusehen.“

** Herrigs Archiv XXXV, 186 u. f.

*** „Ich spreche weder von Lessing noch von Deutschland: dies ist ein Land, aus dem uns Angriffe gegen Molière erwachsen sind!“ (Nisard III, 140). Aehnlich Gérusez, welcher (II, 360) W. Schlegel „einen erklärten Feind Frankreichs“ nennt, der „Deutschland rächt dafür . . dass es die Macht unserer (Frankreichs) Waffen soeben empfunden hatte. Seinem Grolle als Deutscher (à ses rancunes d'Allemand!) opfert er (Schlegel) Racine, ja, hat er selbst Molière geopfert.“

welche der französische, der menschliche Geist auf dem Gebiete der Wissenschaften errichtet hat.*

Indem wir zu Bossuet übergehen, dem letzten der grossen Schriftsteller seiner Zeit — wohlverstanden im engsten Sinne des Wortes — von welchem noch nicht die Rede gewesen ist, gehen wir gleichzeitig zum zweiten der drei Gesichtspuncte über, deren wir im Eingange Erwähnung gethan haben, nämlich zu den religiösen Grundsätzen im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, welche der Nachahmung der Alten einen originellen Anstrich verliehen haben. Man könnte sich in wenig Worte fassen, da ein so wesentlicher Unterschied sich beim ersten Anblick darbietet für denjenigen, welcher einerseits das Alterthum und seine Geisteserzeugnisse, soweit sie den Cultus und die religiösen Anschauungen betreffen, andererseits die moderne oder christliche Zeit ins Auge fasst. Der christliche Glaube war immer und wird immer im Widerspruch stehen mit allen Grundsätzen des Alterthums; die Geisteserzeugnisse beider Zeiten werden immer den unauslöschlichen Stempel sei es der einen, sei es der andern Epoche tragen.

Wenn man von Bossuet als einem Nachahmer der Alten spricht, so sind es nur seine Leichenreden, in welchen sich schwache Beziehungen zum Alterthume auffinden lassen; seine übrigen Schriften, so zahlreich sie auch sein mögen, haben nichts gemeinsam mit den Werken der griechischen oder römischen Prosaiker: immer** ist es die Neuzeit, sind es

* Perrault III, 206: Wohl hat man ein Recht, den attischen Witz zu rühmen wegen des Feinen und Beissenden . . . aber der Witz La Fontaines ist von einer ganz neuen Art, es tritt darin eine Einfalt, ein Ueberraschendes und eine Art von Spott hinzu, welcher ihm allein eigenthümlich ist, welcher bezaubert, rührt, u. s. f. — Nisard III, 133: „Er (La Fontaine) ist der Schutzgeist (le génie familier) jedes Heerdes . . . Jeder, der nur zwei Werke in seinem Hause hat, besitzt die Fabeln La Fontaines."

** Mit Ausnahme seiner „Abhandlung über die Weltgeschichte." Aber die Alten kannten noch nicht „die Philosophie der Geschichte aus jenem erhabenen Standpuncte, wohin sie Bossuet geführt hat" (Einleitung S. IV zur Ausgabe des Discours sur l'Histoire universelle von De-

die Zwistigkeiten mit den Zeitgenossen, welche ihm die Stoffe darbieten und seinen Stil bestimmen. Wohl hat Bossuet schon in frühester Jugend eine grosse Anzahl von Werken des Alterthums gelesen; wohl hat er diese Lectüre, als er sein Amt als Prinzenerzieher antrat, wiederholt, wohl hat sein wunderbares Gedächtniss ihn alles behalten lassen, was er einmal gelesen hatte, wohl hat es ihn Eindrücke sammeln lassen, welche ihm fortan für immer gegenwärtig waren. Aber ist dies nicht der gewöhnliche Gang der Studien aller derer, welche ihr Leben den Wissenschaften gewidmet haben? Ohne derartige Beziehungen der Gegenwart zur Vergangenheit gäbe es schwerlich einen Fortschritt in Künsten und Wissenschaften, und J. J. Rousseau hätte leichtes Spiel mit seinen Bemühungen, die Civilisation aufzuhalten. Für seine Leichenreden nun hatte Bossuet bestimmte Muster vor sich, welche zu übersehen unmöglich war: sie bilden seine Meisterwerke und sind in vielen Beziehungen das höchste Denkmal aller Kanzelberedsamkeit. In Griechenland hatten Perikles, Lysias, Demosthenes das Andenken an ihre im Dienste des Vaterlandes gefallenen Mitbürger durch Reden gefeiert, deren hohe Kraft und geistvolle Darstellung noch heute erkannt und bewundert wird aus den beträchtlichen Resten, die auf uns gekommen sind. Desgleichen war es in Rom allmählich zur stehenden Sitte geworden, an die Umstehenden bei Gelegenheit der Todtenfeier eine Ansprache zu halten. Allein was anfangs ein Act der verwandtschaftlichen Liebe und der Frömmigkeit gewesen war, artete unter den Kaisern in eine theatralische Ceremonie aus, sodass man öffentlich über Fürsten und hervorragende Persönlichkeiten schon bei ihren Lebzeiten Lob-

---

lachapelle). Das Alterthum war noch weit entfernt von dem Gesichtskreise der modernen, christlichen Zeit: „wie hätten Griechen und Römer denken können, dass der Aufeinanderfolge und dem Durcheinander von verschiedenen Herrschaften und Staatseinrichtungen eine Berechnung, ein allgemeiner Plan zu Grunde läge, sie, die nur eine auf ihre eigenen Jahrbücher beschränkte Chronologie hatten, die alle fremden Völker als Barbaren verachteten und es kaum der Mühe werth hielten, überhaupt von ihnen Notiz zu nehmen?"

reden hielt. Das Christenthum änderte wesentlich den Charakter jener Leichenreden: die christliche Anschauung eines Lebens nach dem Tode, der Gleichheit aller Menschen vor dem höchsten Richter, der Eitelkeit aller Grossthaten hienieden im Vergleich zur Allmacht Gottes, alles dies liess den individuellen oder nationalen Charakter der Leichenreden des Alterthums verschwinden und setzte die Lehren und Verheissungen des Evangeliums an seine Stelle. Bossuet als echter Christ entlehnte demnach nichts den Alten in Hinsicht des Inhalts seiner Reden: das bewegte Leben und die Berühmtheit der Personen, welche er feierte, noch mehr aber sein eigenes allseitiges Wissen in der Theologie, Philosophie und Geschichte, sowie seine Vertrautheit mit dem Leben selbst bewahrten ihn davor, sich mit den Federn anderer zu schmücken. Nur liess er nicht, nach dem Vorbilde der Redner des Alterthums, die äusserliche Handhabung seiner Kunst aus den Augen; er studierte selbst im Theater, welches er sonst aufs lebhafteste angriff, das Minenspiel und die Bewegungen der Schauspieler;* man hat also Grund genug anzunehmen, obschon nichts gewisses darüber feststeht, dass er aus den Vorschriften der Alten über die rednerische Sprache und Handlung, wie sie sich etwa im Brutus und in den Schriften über den Redner Ciceros, in der Rhetorik des Aristoteles und ähnlichen Schriften vorfinden** für sich Nutzen zu ziehen verstanden hat. Bossuets Beziehungen

* Ich habe mich manchmal gewundert über die geringe Erhabenheit, welche der Bildhauer den Zügen Bossuets verliehen hat in der Kolossalstatue, welche sich in dem einen Seitenschiffe der Kathedrale von Meaux befindet. Auf dem Throne im bischöflichen Ornate sitzend, dessen reicher Besatz sorgfältig in Form fussbreiter Kanten in den carrarischen Marmor eingehauen ist, findet man in der Physiognomie des grossen Redners nur das Wohlwollen und die christliche Milde ausgedrückt; vergeblich erwartet man, den lebhaften, durchdringenden Blick, den erhobenen Arm, den aufwärtsgerichteten Kopf, kurzum irgend ein Anzeichen jenes declamatorischen Pathos zu finden, welches die Zuhörer gleichsam zu zermalmen pflegte und welches ihm den Beinamen des „Adlers von Meaux“ eingetragen hat.

** Ein treffliches Bild des antiken Redners hat Villemain entworfen in seinem Cours de Litt. franç. S. 389.

zum Könige und ihr Vergleich mit denen, welche zwischen den Rednern und Fürsten des Alterthums etwa bestanden haben, werden später berührt werden; zunächst wollen wir einen Blick auf die grossen Dramatiker und ihr Verhältniss zu den Dichtern des Alterthums vom religiösen Standpuncte aus werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ältesten deutschen Uebersetzungen einiger Dramen von Corneille.

Von

Adolf Laun.

Dass die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Politik, Gesittung, Kunst, Litteratur und Sprache die kläglichste Periode unsrer gesammten Geschichte sei, ist oft genug erörtert und dargestellt worden. Es bedarf dies hier keiner weiteren Ausführung, ich möchte nur dabei auf einen, so viel ich weiss, bis jetzt noch nicht hervorgehobenen Punct aufmerksam machen, der mir bei Vergleichung einiger poetischer Uebersetzungen mit den gleichzeitigen Original-Gedichten und vor allem mit der gleichzeitigen Prosa sich aufgedrängt hat.

Die Sprache, behaupte ich, ist in den Uebersetzungen bei weitem edler, reiner und durch Fremdwörter weniger belästigt, als in der sogenannten gelehrten und Kunstdichtung bei der von eigentlicher Poesie — der letzte Rest derselben hatte sich in's Volks- und Kirchenlied gerettet — kaum die Rede sein kann.

Indess auch in ihr sieht es mit der Sprache, wie hölzern, verschroben und schwülstig sie sei, doch noch immer besser aus, als in der Prosa. Der Vers, meistens der Alexandriner, der kein Enjambement gestattete, führte wenigstens zu einfacheren und kürzeren Sätzen, während der Canzleistil der Prosa, abgesehen von der ungeheuerlichen Sprachmengerei, sich in unabsehbare Satzlabyrinthe verliert, bei denen Einem Sinn und Odem zugleich ausgehen.

Eine Stelle aus Dieterich von Werders Uebersetzung des Befreiten Jerusalem von Tasso, die in zweiter verbesserter Auflage 1651 (zuerst 1626) erschien, möge dies bezeugen (XVI 12):

In dem bei diesem Laub' allhier die Vögelein
Die Stimmen und Gesäng' gar süß und helle führen,
So schwätzen Bäume, Graß, und Quellen, mit darein,
Die Lufft, die drunter weht, die hilfft es alles zieren:
Das Echo singt, in dem die Vögel stille seyn,
Schweigt wider auch, in dem die Vögel Gurgelieren:
Verwechseln dergestalt gar offte den Gesang,
Der gantze Chor, der folgt hernach mit vollem Klang'.

Es möchte schwer sein, in den Prosaschriften der Zeit auch nur eine einzige Stelle zu finden, die dieser an Leichtigkeit, Natürlichkeit und Schönheit gleichkommt. Man sieht, wie die sprachliche Vollendung des Originals hier hebend und reinigend auf den Uebersetzer eingewirkt hat. Aehnlich ist es mit den anderen poetischen Uebersetzern der Zeit: ihre Prosa ist entsetzlich, ihre Originalverse sind im höchsten Grade ledern, schwülstig und trivial zugleich, aber wo sie antike oder italienische und französische Muster zu reproducieren suchen, sind sie viel besser und sogar heute noch lesbar.

Dies ist der leitende Gesichtspunct, der mich veranlasst, hier einige Mittheilungen über ein, wie ich glaube, sehr seltenes Buch zu machen, das ich in der Oldenburger Bibliothek gefunden habe. Es enthält, so viel ich sehe, die erste deutsche Uebersetzung des Polyeuct und Cinna von Corneille, die von Gottsched in seinem Nöthigen Vorrath angeführten Uebersetzungen dieser beiden Stücke sind jüngeren Datums.

Der Titel derselben ist: Glaubens-Gnaden-Helden und Liebesspiegel. Durch zwo Trauerspiele Polieyt und Cinna. In französischen Reymen dargestellt von dem berühmtesten Poeten Herrn Corneille und in gleichsylbige Teutsche Reimart übersetzt von T. Fleischer Gräfl. Oldenburgischer Reise-Secretair. Oldenburg, gedruckt bei Joh. Erich Zimmer. Im Jahre Christi 1666.

Einige Stellen aus der allen Liebhabern und Liebhaberinnen gewidmeten Vorrede, auf die ich Uebersetzungsproben folgen lasse, mögen vom Geschmack des Mannes zeugen und beispielsweise meinen oben aufgestellten Satz bestätigen. Nachdem er angedeutet, dass er unter der gnädigsten Hulde seiner allerlöblichsten Herrschaft im Schatten der

Musse sich anstatt anderweitigen Zeitverlustes den Musen hingeben könne, sagt er: „Müssige Aecker arbeiten in sich selbst und haben das Glück, unter vielem Unnützen auch wohl zu Zeiten etwas Nutzbares hervorzubringen. — Ich muss gestehen, meine übrige Musse hat gegenwärtiges doch unschädliches Unkraut erzeuget, das man in diesen Reimen zur Genüge finden wird; sollte etwas Gutes darunter sein, mag man es dem Zufall und nicht irgend einer Kunst, die ich nicht verstehe, zuschreiben. Ich verwundere mich selbsten, dass ich ans Licht zu treten mich nicht scheue, insonderheit, da ich einem Ehrlichen Franzosen ein paar seiner fast besten Kinder abgelehnet, die ich mehr nachgeäffet, als nachgebildet." — — — — Der höchst loyal gesinnte Reisesecretair erklärt nun, seine wenige Tichterei habe bei grossen und hohen Geistern seines Ortes mehr Glück als Recht gehabt und er fühle sich gedrungen aus treuem Herzen seine Aufwärtigkeit blicken zu lassen und seinem Schutzgott (Graf Anton Günther) sein Opfer nicht zu entbrechen, „drumb ich mir dergl. neml. das Trauerspiel CINNA vorgenommen, dessen ganzer Inhalt nichts anders als ein Grosses Gnadenzeichen ist des durch alle Vorzeit so allergüttigst-berufenen Kaysers Augusten, dabei ich dann vor eine Missethat gehalten, mich nicht in unterthänigster Treue zu erinnern der allerchristlichsten Gnadenhand des Hochgebohrnen Herrn Anton Günthers, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst" etc. etc.

Er meint dann, dass dieser Allerlöblichste Prinz, der über Alles, was dergleichen Nahmen führet, gleichsam Cron und Scepter trägt, dem Kaiser Augustus auf ein Haar gleiche u. s. w.

Das andere Trauerspiel von Polieyt hat ihm unter den Tugenden der Paulinen das unterthänige Andenken gemacht Ihrer Hochgr. Gn. Höchstgeehrten Gemahls, als eines allerlobwürdigsten Ausbundes aller tugendhaftesten und wundernswürdigsten Prinzessinnen, dero ganz lebhaffte Merkmahle der Zucht und Frömmigkeit, und aller mehr als menschlichen, fast an-

betlichen Vollkommenheiten die in allen Theilen Ruhm verdienende Aussbündige Paulina, wo nicht ganz, dennoch in etwas vorstellen wird. Aehnlich ist es mit dem allerwerthesten Sohne, dem Herzog von Aldenburg, der mit seinem gross-romanischen Mannesherzen ein Bild des allertapfersten Severus ist. Die Vorrede schliesst mit den Worten. „Ich lass darüber einem jeden sein freies Urtheil, ob ich solche meine Schuldigkeit habe so öffentlich heraus sagen oder mit stiller Andacht die Gedächtniss solcher Gottheiten beehren sollen.“

Der Anhang zu den Uebersetzungen enthält Gedichte, welche den Titel führen T. F. Erstlinge von Helden-Reimen und anderen Tichtereyen. Es sind Gelegenheitsgedichte bei allerlei Freuden- und Trauerfesten zur Verherrlichung des Kaisers Leopold des Ersten, des Grafen Anton Günther, seiner Familie und anderer vornehmer Personen ganz im Lakaienstil des Vorwortes, womöglich noch überschwänglicher und schwülstiger, nur ist Dank dem Alexandriner die Satzbildung weniger vertrakt und verworren und ist der Wortgebrauch, wenn auch in den häufigen Zusammensetzungen sehr gewagt, doch meistens ein rein deutscher.

Was nun die Uebersetzung anbetrifft, so ist sie trotzdem, dass sie genau den Alexandriner mit wechselnden männlichen und weiblichen Reimpaaren und der stehenden Caesur innehält, auffallend wortgetreu, sie bekundet, dass der Verfasser sein Original meist richtig verstanden hat und eine gewisse Virtuosität in der Verskunst besitzt. Ich gebe im Folgenden eine Probe davon, indem ich den Text daneben stelle; zugleich füge ich zwei Uebersetzungen von mir, die eine im Alexandriner, die andere im ungereimten Fünffüssler hinzu. Ich denke mir nämlich, es könnte dem Leser interessant sein, die damalige Ausdrucksweise mit der heutigen zu vergleichen und zugleich zu beobachten, wie sich der Blancvers neben dem Alexandriner ausnimmt, dem ich für die Uebersetzung Corneilles, wenn auch nicht Racines, den Vorzug geben möchte, weil er die pointierte, antithesen-reiche Sprache Corneilles in einer dem deutschen Geschmack freilich nicht zusagenden Weise besser wiedergibt. Ich wähle die Schlussscene des

Cinna, in der die Kaiserin und Augustus, nachdem dieser es über sich gewonnen, den gegen ihn Verschwornen zu verzeihen, sich der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft für das Imperium hingeben.

Livia.

Ce n'est pas tout, seigneur, une céleste flamme
D'un rayon prophétique illumine mon âme.
Oyez ce que les dieux vous font savoir par moi:
De votre heureux destin c'est l'immuable loi.
Après cette action vous n'avez rien à craindre,
On portera le joug désormais sans se plaindre;
Et les plus indomptés renversant leurs projets
Mettront toute leur gloire à mourir vos sujets.
Aucun lâche dessein, aucune ingrate envie
N'attaquera le cours d'une si belle vie.
Jamais plus d'assassins, ni de conspirateurs!
Vous avez trouvé l'art d'être maître des coeurs.
Rome, avec une joye et sensible, et profonde
Se démet en vos mains de l'empire du monde;
Vos royales vertus lui vont trop enseigner
Que son bonheur consiste à vous faire régner.
D'une si longue erreur pleinement affranchie
Elle n'a plus de voeux que pour la monarchie,
Vous prépare déjà des temples, des autels,
Et le ciel une place entre les immortels;
Et la postérité, dans toutes les provinces,
Donnera votre exemple aux plus généreux princes.

Auguste.

J'en accepte l'augure, et j'ose l'espérer:
Ainsi toujours les dieux vous daignent inspirer.
Qu'on redouble demain les heureux sacrifices
Que nous leur offrirons sous de meilleurs auspices,
Et que nos conjurés entendent publier
Qu' Auguste a tout appris, et veut tout oublier.

Uebersetzung von Fleischer:

Livia.

Das ist nicht Alles, Herr, seht eine Flam von oben
Durch den Prophetengeist macht himmelsvoll mich toben.
Hört was die Götter Euch zu wissen thun durch mich:
Der Glücksatz Eures Throns ist unveränderlich
Nach dieser That habt Ihr Euch nirgends vor zu schrecken,
Man wird sich unter's Joch nun mehr als willig strecken.
Der ungezähmtste wird itzt folgen Eurem Recht,

Anstatt der höchsten Ehr auch sterben Euer Knecht.
Kein loser Feind, kein Neid, kein undankbares Trutzen
Wird solchen schönen Lauf des Lebens können stutzen.
Verrath und Mordthat wird auf ewig halten ein,
Nun Ihr die Kunst erjagt, ihr Herzens Herr zu sein.
Rom gibt, mit tiefer Freud' durchgeistert, Euch in Händen
Das Reich, mit dessen Gränz' sich Erd' und Himmel enden,
Der königliche Geist in Euch zeugt sonnenweit,
Dass das ihr einzig Glück, dass Ihr der Kaiser seid.
Von ihrem alten Wahn das Volk nun ganz befreyet
Glück Eurer Monarchie und tausend Heil zuschreyet,
Bereitet Eurer Ehr' schon Tempel und Altar,
Der Himmel aber schreibt Euch in die Götter-Schaar,
Es soll die Nachwelt auch durch alle die Provinzen
Zum Spiegel setzen Euch der allerbesten Prinzen.

August.

Den Glücksspruch nehm' ich an und darf in Hoffnung sein,
Der Himmel wird Euch mehr der Gottheit flössen ein.
(zu den Umstehenden.)
Man opfre nun zum Glück ein doppelt Opfer morgen,
Als drunter besser Heil vor unser Reich verborgen,
Auch der verschwornen Rott' lasst wissen diesen Tag,
Dass, da ich Alles weiss, doch gar Nichts wissen mag.

Mein Uebersetzungsversuch:

Livia.

Noch mehr, o Herr: es strahlt durch meinen Geist ein Licht,
Das glückverheissend durch die Nacht der Zukunft bricht.
Horch, was durch meinen Mund die Götter dir enthüllen:
Das, was ihr Rath beschloss, wird herrlich sich erfüllen.
Nach einer solchen That bleibt Sorg' und Angst dir fern,
Und deiner Herrschaft Joch erträgt ein jeder gern,
Es wird kein wilder Hass die Feinde mehr vereinen,
Es wird der Tod für dich als höchster Ruhm erscheinen,
Wenn nicht mehr feiger Neid Verrath und Unheil spinnt
Des Lebens schönem Pfad, das ruhig dir verrinnt.
Verschwörung ist und Mord aus deinem Haus geschwunden,
Die Kunst, der Seelen Herr zu sein, hast du gefunden.
Ich seh's, wie Rom, aufs neu von Freude tief bewegt,
Das weite Reich der Welt in deine Hände legt,
Dein königlicher Geist wird bald es überzeugen,
Welch hohes Glück es sei, sich deiner Macht zu beugen.
Es weiss jetzt endlich, frei von seines Irrthums Bann,
Dass nur die Monarchie es noch beglücken kann.
Schon seh' ich deinem Ruhm Altäre sich erheben,
Und in der Götter Kreis wird dir ein Platz gegeben,

Durch alle Zeiten strahlt, vom reinsten Glanz erhellt,
Das Beispiel, welches du den Fürsten aufgestellt.

Augustus.

Den Ausspruch nehm' ich an mit hoffendem Vertraun,
So weisst du stets den Plan der Götter zu durchschaun.
Sobald es morgen tagt, lasst nur mit frohen Händen
Bei günst'ger Vogelschau ein doppelt Opfer spenden,
Und den Verschworenen verkündet weit und breit:
August weiss alles, doch August vergisst, verzeiht.

Ist der Ausdruck meiner Uebersetzung der heutigen poetischen Sprache entsprechender, so gebe ich doch gerne zu, dass Fleischers Wiedergabe, freilich nicht ohne sehr wunderlich, ja komisch erscheinende Wendungen an vielen Stellen wortgetreuer ist, und meine, dass er für seine Zeit Beachtenswerthes geleistet hat. Im Folgenden versuche ich dieselbe Stelle in reimlosen Fünffüsslern zu übersetzen, die den Wortlaut mit grösserer Treue wiederzugeben vermögen, dagegen aber auch nicht das Epigrammatische und Antithetische der Couplets des Corneille durchblicken lassen.

Livia.

Das ist nicht alles, Herr, ein Himmelsstrahl
Durchleuchtet glückverkündend meine Seele,
Horch was die Götter dir durch mich enthüllen:
Nach dieser That bleibt nichts für dich zu fürchten,
Man trägt dein Joch von nun an ohne Klage,
Dem schlimmen Plan entsagt dein ärgster Feind,
Ihm ist's ein Ruhm, dein Unterthan zu sterben,
Der Neid, so undankbar wie feig, wird nicht
Mehr deines schönen Lebens Lauf bedrohn,
Verrath und Mord bleibt deiner Schwelle fern,
Dein ist die Kunst, der Herzen Herr zu sein.
Rom wird jetzt gern, mit tiefempfundner Freude,
In deine Hand des Weltreichs Scepter legen,
Dein königlicher Geist wird es belehren,
Welch Glück ihm blüht, wenn du sein Herrscher bist.
Vom Irrthum, den es lang gehegt, befreit,
Ist nur die Monarchie sein einz'ger Wunsch.
Schon baut's Altar und Tempel für dich auf,
Und in der Götter Kreis ist dir ein Platz bereitet,
Die Nachwelt wird in allen Landen dich
Den Fürsten als ein edles Vorbild zeigen.

Augustus.

Ich nehme hoffend deinen Ausspruch an,
Denn dich erleuchten stets die gnäd'gen Götter.
Wenn's morgen tagt, lasst uns mit frohen Händen
Bei günst'ger Schau ein doppelt Opfer bringen,
Und den Verschworenen verkündet rings:
August weiss alles, doch August vergisst.

Von einer anderen Uebersetzung Corneilles aus dem siebenzehnten Jahrhundert liegt mir gleichfalls der erste Druck vor. Es ist die älteste Uebersetzung des Cid vom Jahre 1650, die in erster Ausgabe zu Hamburg unter folgendem Titel erschien: Die Sinnreiche Tragi-Comoedia, genannt Cid, ist ein Streit der Ehre und Liebe, verdeutscht von Georg Greflinger Regenspurgern. Kais. Notar.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Der Erfinder heisset Cornelius, ein Franzoss. Seine Worte sind kurz, aber sehr sinnreich und ist ein Zweifel, dass es ein Deutscher, die Reyhmen ungemartert, so kurz geben könne. Ich gebe nur den Schatten davon, das rechte Bild mag an dem Französischen gesehen werden. Der Schatten wurde mir sauer genug, geschweigen das Bild zu geben. Im übrigen hoffe ich, es werde mier es Niemand verargen, dass eben ich, der nüchternste unter den bezechten von dem Castalischen Bronnen, dergleichen verdeutschet habe. — Ich bin bei den Versen geblieben gleich der Franzoss und Niederländer, habe nicht weniger, mehr aber den Verstand als die Worte. Jede Sprach hat ihre Art zu reden, muss man sich also darein schicken, wie es am bästen stehet. Gefällt Dir's so bewürdige mich auch mit Deiner Gunst, wo nicht, so hab' ich gleichwol diesen Nutzen, dass ich mir hierdurch die Sprache bekannt gemacht. Lebe wol und deute Alles zum bästen."

Greflinger hält wie Fleischer die Form und Zahl der Alexandriner genau inne und ist bestrebt, Vers um Vers wiederzugeben; aber es gelingt ihm dies nicht so gut wie jenem. Wenn er in einigen Couplets die Energie des Ausdrucks und die antithetische Schärfe, die seinem Original eigenthümlich sind, erreicht, so bleibt er doch, abgesehen von der

wunderlichen Redeweise der Zeit, weit öfter als sein Nachfolger dahinter zurück; auch begegnen ihm arge Missverständnisse, so übersetzt er zum Beispiel in der mitzutheilenden Stelle perdre, was daselbst verlieren bedeutet, durch verderben. Dennoch finde ich auch hier meine Ansicht von der Ueberlegenheit der damaligen Uebersetzungssprache über die gleichzeitige Ausdrucksweise in Originalgedichten und in der Prosa bestätigt.

Ich will wiederum eine Stelle des Originals mit Greflingers Uebersetzung und meinen beiden Uebersetzungsversuchen im Alexandriner und im Fünffüssler hersetzen.

Die Vergleichung gewährt, denke ich, auch hier einiges sprachgeschichtliches Interesse. Ich wähle eine Stelle aus der vierten Scene (Greflinger sagt Ausskunft) des vierten Actes. Rodrigo hat, um seinen beleidigten Vater zu rächen, den Vater seiner Geliebten, der Chimene, im Zweikampf erstochen. Er kommt, sich rechtfertigend und den Tod von ihrer Hand erflehend zu ihr. Sie aber glaubt nach spanisch-ritterlichem Ehrbegriff nicht seine Henkerin, wohl aber seine Anklägerin sein zu müssen und antwortet ihm in einer Rede, in der Corneilles zu Antithesen geneigte Sprache sich sehr bemerklich macht und die dadurch für den Uebersetzer eben so anziehend wie schwierig ist.

Chimène.

Ah, Rodrigue! il est vrai, quoique ton ennemie,
Je ne puis te blâmer d'avoir fui l'infamie;
Et, de quelques façons qu'éclatent mes douleurs,
Je ne t'accuse point, je pleure mes malheurs.
Je sais ce que l'honneur, après un tel outrage,
Demandait à l'ardeur d'un généreux courage,
Tu n'as fait le devoir que d'un homme de bien;
Mais aussi, le faisant, tu m'as appris le mien,
Ta funeste valeur m'instruit par ta victoire;
Elle a vengé ton père, et soutenu ta gloire;
Même soin me regarde: et j'ai pour m'affliger
Ma gloire à soutenir, et mon père à venger.
Hélas! ton intérêt ici me désespère:
Si quelque malheur m'avait ravi mon père,
Mon âme aurait trouvé dans le bien de te voir
Tout le soulagement qu'elle eût pu recevoir;

Et contre ma douleur j'aurais senti des charmes
Quand une main si chère eût essuyé mes larmes,
Mais il me faut te perdre après l'avoir perdu;
Cet effort sur ma flamme à mon honneur est dû;
Et cet affreux devoir, dont l'ordre m'assassine,
Me force à travailler moi-même à ta ruine;
Car enfin, n'attends pas de mon affection
De lâches sentiments pour ta punition.
De quoi qu'en ta faveur notre amour m'entretienne,
Ma générosité doit répondre à la tienne:
Tu t'es, en m'offensant, montré digne de moi,
Je me dois, par ta mort, montrer digne de toi.

Greflinger:

Chimene:

Rodrigo, es ist wahr, ich kann Nichts gegen sagen,
Es ist kein Muht bei Euch, viel Schmähens zu vertragen.
So weh mir immer wird durch diesen Fall gethan,
Hat doch mein Unglück mehr, als Ihr die Schuld daran.
Ich weiss, dass Euer' Ehr', als sie behohnet stundte,
Euch strenge Rach' zu thun, ein grosses Herz einbundte.
Ihr habt was ehrlich ist, habt Eure Pflicht gethan,
Ihr weiset mich hierdurch zu gleicher Pflichtschuld an,
Ich muss aus Euerm Rath, was mir gehört, verstehen,
Ihr habt vielmehr auf Rach' und Ehr', als Euch gesehen.
Mein Muht thut eben das. Er ist mit Eurem gleich,
Steht seiner Ehre vor, und suchet Rach' von Euch.
Weh, dass Rodrigo hat dergleichen Mord betrieben!
Wär' unsers Vaters Leib von fremder Hand geblieben,
So hätt' ich Euch zum Trost in meiner Pein gehabt,
So hättet Ihr mich mehr als alle Welt erlabt,
So hätt' ein einzig Wort mein sterbend Herz erfrischet,
So hätt' auch Eure Hand mein Thränen-Nass verwischet;
So aber muss ich Euch verderben, weil Ihr mich
Durch meines Vaters Tod verderbt habt, stich um stich,
Als mein Gestirne troht, so muss es doch geschehen,
Dass ich mier selber auch soll nach dem Leben stehen.

(Im Text steht: elle force à travailler moi-même à ta ruine.
Die Uebersetzung hat gar keinen Sinn.)

Damit ihr endlich wisst, was Euch zu hoffen steh',
Ich rufe mehrers nichts auf euch als Rach' und Weh'.
Wann meine Liebe wündscht, mein Hass und Zorn soll weichen,
So sucht mein hoher Geist dem Euren sich zu gleichen.
Ihr habt durch Eure That Euch meiner werth gemacht,
So sei durch Euern Tod ich Euer werth geacht.

Meine Uebersetzung in Alexandrinern:

Chimene.

Dir, Rodrich, Feind zu sein, wie tief muss ich's beklagen,
Doch tadl' ich's nicht, dass du die Schmach nicht willst ertragen.
Der Schmerz, der mich durchwühlt, sei er auch noch so gross,
Ich klage dich nicht an, beweine nur mein Loos.
Die Ehre musste ja nach dem, was vorgegangen,
Von deinem hohen Sinn Genugthuung verlangen,
Du thatest was die Pflicht vom Edelmann begehrt,
Und hast durch deine That mir meine Pflicht gelehrt,
Als Sieger zeigtest du auch mir des Ruhmes Bahnen,
Den Vater rächtest du und deines Hauses Ahnen,
Ich räche, denn so will's der Ehre Pflichtgebot,
Des eignen Hauses Schmach und meines Vaters Tod.
Zu welcher Qual ach! hat die Liebe mich erkoren!
Hätt' ich den Vater durch ein Missgeschick verloren,
Im Glück, dass dich ich sah, o Rodrich, fänd' ich dann
Den Trost, den deine Näh' allein mir bieten kann;
Denn Lindrung könntest du allein mir nur gewähren,
Und deine liebe Hand verwischte meine Zähren,
Doch ach! des Vaters Tod, er trennt mich auch von dir,
Und dich zu meiden heischt die Pflicht der Ehre mir,
Die grausam harte will, dass ich mein Herz bezwinge
Und dass ich sinnen soll, wie ich dir Unheil bringe;
Denn hoffen darfst du nicht, sei's schwankend auch und schwach,
Es liesse jemals in der Strafe Fordrung nach.
Sucht's dir zu Gunsten auch die Liebe zu bestechen,
Es muss an hohem Sinn dem deinigen entsprechen.
Du hast mich tief gekränkt, doch würdig bleibst du mein,
Drum muss durch deinen Tod ich deiner würdig sein.

Mein Uebersetzungsversuch im reimlosen Fünffüssler:

Chimene.

Ach! Roderich, zwar bin ich deine Feindin,
Doch tadl' ich's nicht, dass du die Schande nicht
Ertrugst. Mein Herz durchwühlen bittre Schmerzen,
Doch dich klag' ich nicht an, ich weine nur
Um's eigene Geschick. Ich weiss, was Ehre
Nach solcher Schmach vom tapfren Herzen fordert,
Du hast des Edelmannes Pflicht erfüllt,
Doch hast du damit auch die meine mir
Gezeigt. Durch deinen unheilvollen Sieg
Belehrt mich deine Tapferkeit. Du hast,
Des Hauses Ehre rettend, mir den Vater
Getödtet. Mir liegt ob, ein Gleiches jetzt

Zu thun und ach! zu meiner Qual den Vater
Zu rächen und des Hauses Ruhm zu wahren
Der Antheil, den ich an dir nehme, führt
Mich zur Verzweiflung; hätt' ein Missgeschick
Den Vater mir geraubt, wie hätt' ich dann
Im Glücke, dich zu sehen, Trost gefunden,
Wie hättest du mit deiner lieben Hand
Die Thränen trocknend mir das Herz bezaubert.
Jetzt, da ich ihn verlor, muss ich auch dich
Verlieren. Grausam zwingt mich das Gebot
Der Ehre, dass ich sinne, wie ich dir
Den Untergang mit eigner Hand bereite;
Denn hoffe nicht von meines Herzens Schwäche,
Wie Liebe auch zu deinen Gunsten spricht,
Ich liesse je in Strafefordrung nach.
Mich kränkend zeigtest du dich meiner würdig,
Dein muss durch deinen Tod ich würdig sein.

Einer anderen Gelegenheit sei es vorbehalten, die Uebersetzungsthätigkeit dieses Zeitalters in weiterem Sinn einer näheren Prüfung zu unterziehen. Es wird mir dabei vielleicht möglich sein, zu zeigen, dass dieselbe der allgemeinen Geschmacks- und Sprachverwilderung einen, wenn auch nur schwachen Damm entgegengesetzt und dass sie der deutschen Sprache eine gewisse Reinheit und Gewandtheit bewahrt hat, die sie fähig machte, später ein Organ für die Wiedergeburt unsrer Litteratur zu sein. Die Geschichte der Uebersetzungskunst verdient in der Entwickelungsgeschichte unsrer Litteratur eine grössere Beachtung, als ihr bis jetzt zu Theil geworden. Obige Mittheilungen wollten dazu einen kleinen Beitrag geben und gingen speciell auf Einzelnes ein, weil, wie mir scheint, die Erörterung sprachaesthetischer Fragen über Allgemeines hinausgehen muss und weil sie Vorführung von Beispielen und zu vergleichenden Proben verlangt.

Klopstockiana aus C. A. Böttigers Nachlass.

Carl August Böttiger hat in Friedrich Schlegels deutschem Museum (Bd. 4. 1813. S. 3—25 u. d. T. „Klopstock und Wieland oder die Traubenpflege in Osmanstädt“) und in zwei Jahrgängen des Taschenbuchs Minerva (1814 und 1816) über Klopstock Mittheilungen veröffentlicht, welche zeigen, dass er in directem persönlichem Verkehr mit dem Dichter stand und sich im Besitz von mancherlei interessantem authentischem Material befand. Dieses ist mit dem Böttigerschen Nachlass in das Eigenthum der Dresdner Bibliothek übergegangen und wird nun theils in einem „Klopstocks Briefe an Böttiger“ betitelten Octavbändchen, das sich bei Böttigers Correspondenz befindet, theils in einer mit der Handschriften-Nr. C 107[h] bezeichneten Capsel aufbewahrt. „Einen von Klopstock selbst niedergeschriebenen Aufsatz von einigen Bogen“ über den Messias (s. Böttiger im Deutsch. Mus. a. a. O. S. 22 Anm.) enthalten nun zwar diese Papiere nicht, wohl aber eigenhändige Bemerkungen über denselben, welche im Original sechs Octavseiten einnehmen, jedoch im Wesentlichen gleichlautend sind mit dem, was bereits bei C. F. Cramer, Individualitäten. Heft 2. (Amsterdam 1806) S. 13—17 und bei Lappenberg, Briefe von und an Klopstock (Braunschweig 1867) S. 400—402 (vgl. a. Schmidlin, Klopstocks Werke ergänzt. Stuttgart 1839 Bd. 2. S. 274) veröffentlicht worden ist. Ausser diesen Bemerkungen bieten indessen die hier mitzutheilenden Schriftstücke noch andere, nicht unwichtige Beiträge zur genaueren Kenntniss der Ansichten und Bestrebungen Klopstocks dar; insbesondere vermehren sie, was wir über sein Verhältniss zu Goethe und Schiller wissen und in Düntzers Aufsatz in seinem Buche: „Aus Goethes Freundeskreise“ (Braunschweig 1868) S. 1—53 gesammelt

finden. Auch die bisher bekannten poetischen und schriftstellerischen Producte Klopstocks werden theils durch einzelnes, was in den nachstehenden Briefen eingestreut ist, theils durch die Zusammenstellung am Ende dieses Artikels mit einem kleinen Zuwachs bereichert. Zu Anfang findet man zwei, Klopstocks Lebensumstände betreffende Niederschriften, deren eine eine von Fannys Bruder gethane Aeusserung berichtet und von Böttiger im Todesjahre Klopstocks zu Papier gebracht ist.

Zu Klopstocks Biographie.

Der geh. Rath [Johann Christoph] Schmidt [in Weimar] gestand es gegen den Legationsrath Weyland in einer vertrauten Unterredung selbst ein, dass er Klopstocks Verbindung mit seiner Schwester aus ökonomischen Gründen hintertrieben habe. Klopstock sei damals ohne Amt und Brot gewesen; von Honorar habe damals noch niemand zehren können u. s. w. Der nachmalige Kammerrath Streuber [Streiber] in Eisenach hatte sich als Factor einer Handlung einige 1000 Thaler zusammen gegeizt und erwarb sich dann im 7jährigen Krieg durch Agiotiren ein Vermögen von 20,000 Thalern, welches die Basis seines nachmaligen grossen Vermögens wurde. Mad. Streuber war selbst mit allem, was ihr zwischen Haut und Knochen steckte, voll kaufmännischer Speculation und eine wahre virago in ihrem Hauswesen. Sie dirigirte die Schreibestube und alle kaufmännische Unternehmungen ihres ziemlich bornirten Mannes, und als ihre Söhne heranwuchsen, auch dieser. Diese ökonomische Prosa hätte sich mit der liberalen Poesie des guten Klopstocks übel gegattet.

den 16. October 1803.

Von einer Hamburgerin, Charlotte geb. Greve, Frau des Pastors Tieroff in Limbach bei Wilsdruff, liess sich Böttiger über Klopstocks zweite Frau und deren Familie schriftliche Auskunft geben.

Klopstocks erste Frau, Meta, hatte 2 ältere Schwestern, Madame Schmidt, eine der sanftesten und edelsten weiblichen Seelen, die Bode auch sehr schätzte, und die ihm in den trübsten Stunden seines Lebens Freundin war, und Madame Dimpfel. Diese letzte hatte 2 Töchter und einen Sohn, war eine überaus gebietrische Frau, die ganz für ihre älteste Tochter Meta eingenommen war, und Hanchen, die jüngste, nicht leiden konnte.

Von Winthem, ein Vetter, und Sohn eines der reichsten Kaufleute damaliger Zeit, der über 150,000 Thaler im Vermögen hatte, bey dem auch der nachherige LegationsR. Leisching Hofmeister gewesen war, wäre wohl ein erwünschter Schwiegersohn gewesen, wenn er Meta sein Herz geschenkt hätte, allein da er das nicht that, so hiess es immer, kein Mensch ist so hässlich und dumm wie von Winthem. Er, ein wirklich hässlicher, allein braver und gutmüthiger Mann, der auch nicht ohne Kenntniss und Geschicklichkeiten war, verliebte sich in das junge schöne Hanchen. Hr. Dimpfel, dessen Handlung und Credit, vielleicht durch Unfälle, vielleicht durch den Aufwand seiner sehr stolzen Frau sehr gesunken war, die gerne ein grosses Haus machte, bat und flehte seine Tochter, die durch die nachtheilige Art, wie die Mutter von v. W. sprach, ihn sehr gering schätzte, ihm ihre Einwilligung zu geben, und endlich ward sie überredet. v. W. suchte nach Vermögen und vielleicht über Vermögen den Schwiegervater zu unterstützen, um seiner Frauen Herz immer mehr zu gewinnen (und im Anfang hatte es ganz das Ansehen, dass es ihm gelingen würde und sie nahm sich erst für ein sō junges Mädchen gut genug), entzweyete sich mit seinem damaligen Associé Oldenburg, der den grossen Aufwand, zu dem die junge Frau sich durch ihre Mutter hinreissen liess, eben so wenig billigte, ~~wie~~ das wegborgen der grossen Capitalien am Schwiegervater (dies muss so ungefähr von 66 oder 67 bis 1770 gewesen seyn), und sie trennten sich. Dimpfel ward insolvent, ohne dass sein Schwiegersohn, der sich selbst viel geschadet hatte, helfen konnte, und bekam die Stelle des Schreibers an der Admiralität, seine Frau, die lange litt, starb auch so ungefähr in dieser Zeit, das heisst zwischen 68 und 71.* Unglücklicher Weise kam das Lotto im Gange, und hier hat der gute von Winthem sich wohl, um sich wieder aufzuhelfen, verleiten lassen, grosse Summen einzusetzen, da er auf der andern Seite von der Frau geängstet und geplagt ward, ihrem Bruder, einen sehr klugen aber sehr schlechten Menschen, der im höchsten Grad Spieler war, Geld zu schaffen. Von Winthem verlohr und musste sich insolvent erklären, seine Häuser und Garten wurden verkauft, und er bezog, so viel ich weiss, das noch jetzt von Klopstock bewohnte Haus in der Königsstrasse, und K. zog bei ihm ein. Der Hausfrieden ward durch v. W. Unglück sehr gestört, und nun durch K. Auffenthalt in dem Hause völlig zerrüttet. Sie, eine schöne angenehme Frau ward mit Klopstock gerne zu allen Gesellschaften gezogen und schämte sich ihres hässlichen, unansehnlichen Mannes, der doch fleissig und redlich als Buchhalter in der Schubackschen Handlung arbeitete, auch Schreiber an der Cha-

* [Sie starb 1773 18. Dec.]

trinenkirche und Organist ward. Er gewann also immer so viel, dass eine billig denkende und ihn liebende Gattin froh mit ihm hätte leben können, allein die adlichen und grossen Gesellschaften, in denen K. verwickelt war, verursachten manchen Aufwand. Freylich gab K. das Seinige auch her, allein da nie ordentlich gerechnet ward und nie zur rechten Zeit bezahlt, so konnte des armen v. W. Mühe und Arbeit nicht helfen. Mamsell Meta Dimpfel, die alle Untugenden einer alten Jungfer, die in der Jugend die besten Anträge aus Stolz verworfen hat, in sich vereinigt, übte ihre spitze Zunge auf Kosten ihres armen Schwagers, der nur von seiner ältesten Tochter Meta gut behandelt und gepflegt ward, wie er an der Auszehrung litt, die seinem Leiden vor etwa 8 Jahren* ein Ende machte. Klopstocks kindlicher Sinn und Unkunde der Welt und Menschen hat ihn gewiss gehindert, das mindeste von allem Unheil gewahr zu werden, was sein Auffenthalt da im Hause gestiftet hat. Ich möchte mit meinem Leben die Unschuld seines Umgangs mit der von Winthem verbürgen, allein er ward allgemein für sträflich gehalten, durch die Art und Weise, wie sie sich gegen einander benahmen. . . . .**

Wie die Rede davon war, dass K. die von Winthem heyrathen wollte, hatte diese es der Gräfin Schimmelmann geklagt, dass man sagte, es sey, um ihr die Pension zu sichern, und da die Schimmelmann ihr geantwortet, sie selbst glaube es auch, und hielte es für den vernünftigsten Grund, so hat sie behauptet, es geschähe nur aus Liebe.

Hat die Gräfin Bernstorf nie über K. geklagt? Ich erinnere es mir lebhaft, dass Dosse bey der seel. Schmidt darüber sprach, dass K., der zu der Zeit bey der Gräfin, deren Gemahl kurz vorher gestorben war, noch wohnte, nicht mit ihr ässe und sie aufzuheitern suchte, sondern die von Winthem zu sich kommen liesse, und mit ihr auf seinem Zimmer ässe, welches sowohl beleidigend für die Gräfin, als auch unanständig fürs Gesinde und Welt sey. Da die Schmidten gar nichts zu K. Vertheidigung, den sie so sehr liebte und schätzte, sagte, sondern die Achseln zuckte, auch dies über mehreres, was Dosse sagte, thun musste, so kann ich fast nicht zweifeln, dass der gute K. sich nicht manche Unvorsichtigkeit habe zu Schulden kommen lassen. Deswegen ist auch wohl seine Lebensgeschichte schwer zu schreiben. Schade dass Kramer [Cramer] und andre ihn durch die Dampfwolken ihres Räucherwerks verhinderten, richtig zu sehen. Dass K. „Er und über ihn“

* [Er starb 1789 4. Juni.]

** [Im Folgenden einiges nicht zunächst auf Klopstock bezügliches.]

vor der Herausgabe gesehen, warf Dosse auch vor, ohne dass die gute Schmidt es verneinen konnte.*

Auf vorstehende Aufzeichnungen bezieht sich offenbar, was die Pastorin Tieroff in einem Briefe, datiert Limbach 18. Merz 1796, an Böttiger schreibt:

Doch vielleicht scheinen die Zettel zu den übrigen Beylagen mich selbst der Medisance anzuklagen; und ich gestehe Ihnen, dass ich mit einem unangenehmen Gefühl manches niederschrieb. Nur im vollen Vertrauen auf Ihre Discretion schrieb ich das nieder, was Sie wissen mussten, um das Ganze richtig beurtheilen zu können. Sonst könnten Sie sich vielleicht nicht erklären, warum mancher (so!) lauer gegen Klopstock scheinen, wie sichs gegen den grossen Dichter erwarten liess, und warum Büsch in einer Stadt, wo Verdienste gewöhnlich so leicht Auskommen und Ueberfluss finden, kein bemittelter Mann geworden ist.

Allein theurer verehrter Freund! Sie vergessen nicht, dass ich alles nur für Sie schrieb und dass man einem Freunde im Vertrauen das sagen darf, was man gewiss andern nie zugeben und eingestehen möchte. Vielleicht habe ich auch über manches nicht richtig geurtheilt, doch so viel mir bewusst ist, ists ohne Vorurtheil geschehen.

Weit lieber sagte ich Ihnen alles mündlich, Sie machten mir Ihre Einwendungen und ich berichtigte mein eignes Urtheil.

Zu Klopstocks Briefwechsel.

Hamburg, auf dem Garten, wo
wir uns geſehn haben, den 22ten
May —97

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Die Sache, welche Ihren Freund Hüttner angeht, iſt gemacht; aber die Zeit, da Hr. Rhörs** die Predigerſtelle in Gifhorn antreten wird, iſt noch nicht feſtgeſezt. Ich zweifle nicht,

---

* [vgl. Böttiger in der Minerva. 1814. S. 339 Anm. „Der stärkste Beweis wäre wohl, den mir ein vieljähriger Freund Klopstocks in Braunschweig erzählte: Es sey bekannt, dass Klopstock Cramers panegyristisches: Er und über ihn selbst vor dem Druck revidirt habe!!"]

** [In Hüttners Brief an Böttiger d. d. London, 8. Apr. 1797 steht: Röhrs.]

dafs Hüttner meinem Bruder* folche Nachrichten geben wird, wie diefer fie wünfcht, und das felbft in dem Falle, wenn er glaubt, beffere geben zu können. Die Zeitungsfchreiber haben nun einmal fo ihre Einrichtungen, von denen fie nicht abgehen. — Was Sie mir von Göfchen fagen, ift mir fehr angenehm; ich wünfche Ihn je eher je lieber zu fehn. — Wir hätten alfo kein Vaterland? Ich fchmeichelte mir einmal, ich hätte durch meine Bardiete, und etwa auch durch ein paar Oden zu einem befferen Glauben etwas beygetragen. Mir find auch die vaterländifche Männer, (Sie z. E.) welche, aus Unmut über die Kälte fo vieler, ach fo vieler Deutfchen, uns das Dafeyn des Vaterlandes abfprechen. Wiffen Sie auch wohin diefs führt? Nun fchlieffen Sie fich Thür und Thor zu dem Verdienfte, nicht am Vaterlande zu verzweifeln. — Ich fehe Ihrem längeren Briefe über die neue Ausgabe meiner Schriften mit Vergnügen entgegen. — Sie kennen doch Mellifh**? Ich halte viel von diefem jungen Ausländer. Ich will nicht fürchten, dafs Sie mich davon abbringen können. Er hat fich durch mich verführen laffen (Ich habe es auf Verführungen auch in London angelegt; Herder, den ich herzlich grüffe, weifs meine rachfüchtigen Urfachen) verführen laffen, von mir gewählte Stellen aus den Alten ins Englifche, und zwar in ihren Silbenmaßen zu überfetzen. Er hat fich in einigen mir zugefchickten Stellen als einen recht tapferen Streiter gezeigt. Reden Sie mit Ihm davon, wenn Sie ihn fehn follen, und erhalten Sie ihn bey feinem Mute. — Ich befinne mich nicht mehr, wie ich darauf gekommen bin, (Gr. Gefpr.*** S. 261)

Wer tödtete — — —
— — — — —
Gegen uns?

zu überfetzen. Ich habe diefs fo geändert:

Welch Wüten der Liebe,
Jagte fie, das auf ewig mich unglükfelige trennet,
Und dich, Orpheus!

P. S. Mein Bruder komt eben zu mir, und fagt mir, dafs er fich Hüttners Adreffe mit nächfter Poft von Ihnen ausbittet.

Hr. Klopftock an Hr. Böttiger.

Es war mir nicht wenig angenehm, von Ihnen zu hören, dafs ich Wielanden durch meine kleine Ode Vergnügen gemacht

---

* [Victor Ludwig, Zeitungsverleger in Hamburg. vgl. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock S. 438.]

** [vgl. Lappenberg a. a. O. S. 533 f. und Bd. 2. S. 345 dieser Zeitschrift.]

*** [Grammatische Gespräche. Altona 1794.]

hätte. Ich gebe ſie Ihm gern für den Merkur; nur muſs Er etwas zu ihrer Entſchuldigung ausfinden, daſs ſie ſolche Eil . hat, früher als ihre Schweſtern in der Welt zu erſcheinen. Man verlangt natürlicher Weiſe nichts dafür, wenn man ſich ſelbſt Vergnügen macht; ich bitte Wielanden daher nur, dazu beyzutragen, daſs die Engländer ſich auch auf genau treue, und wenigſtens nicht verlängernde Ueberſetzungen aus den Alten einlaſſen. Wir ſind ihnen, ſeit Schwiften, Rache ſchuldig, (Nazionalrache, die blutige ausgenommen, iſt edel) und ich zweifle nicht daran, daſs wir ſie auf jenem Glatteiſe nehmen werden. — Ich hatte vor, Ihnen Crofts Letter f[rom] G[ermany, Hamburg 1797. 4.] zu ſchicken. Wenn Sie im M. von ihm reden; so übergehn Sie die Stelle nicht, worin er ſeine Landsl. auffordert, in Anſehung der Wortſtellung, von uns zu lernen.* Er erwähnt auch meiner Dankbarkeit gegen Luthern.

So viel ich mich erinnere, hat er hiervon nicht richtig genung, oder vielmehr unvollſtändig geredt. Vieles von dem, ich hätte das Meiſte ſagen ſollen, was mir an der Bildung der Sprache (vielleicht hier und da Umbildung) gelungen iſt

Lutheri (Bibl) fonte cecidit
Parce detortum.** —

Göſchen komt erſt im Sept. und ſo lange habe ich nicht Luſt auf das zu warten, was Sie mir durch ihn ſchicken wollen. Ich trug ihm auf, Sie in m. Namen zu bitten, mir die von Ihnen erwähnten Aushängeb. zu ſchicken, wenn ſie Ihnen gefielen. Hat er m. Auftrag nicht vergeſſen; ſo hat Ihnen alſo das neunmuſige Gedicht nicht gefallen. Wenn Sie die Anfangsverſe der Horen geleſen haben; ſo wiſſen Sie auch, daſs darin ſteht:

Was könten die Herſcher bewirken.***

Ich kenne nichts Gleiches. Ueber die Gelehrten, u. die Liebh. der Wiſſenſchaften herſchen wollen iſt eine von allem Urteile verlaſſene, und beynah abentheuerliche Unternehmung; es ſich merken laſſen, daſs man es wolle, ſehr lächerlich; und mit dürren Worten heraus ſagen, daſs man ein Herſcher ſey, ein ſehr hoher Schwung der Abgeſchmaktheit. Nach dieſer Kundthuung, kann man nichts mehr, ich ſage nicht wirken, ſondern auch nur bewirken.

Windeme und ihre Tochter empfehlen ſich Ihnen auf das freundſchaftlichſte. Sie erinnern ſich mit Vergnüngen, daſs ſie einen ſehr guten Zuhörer hatten, als ſie Ihnen ſangen. Hamburg den 22ten Jul. 97.

---

* [vgl. Böttiger im Neuen Teutsch. Merkur 1797. Bd. 2. S. 46.]
** [vgl. Horat. Ars poet. v. 53.]
*** [Jahrg. 1795. St. 1. S. 2.]

P. S. Aus beygelegtem Blatte [?] ſehen Sie, wie auch dieſe edlen Ungenanten mit mir umgegangen ſind.

Ich habe Herders Sohn herzlich aufgenommen, nicht allein weil er H. Sohn war, ſondern auch weil er mir gefiel. Ich ſagte ihm, er möchte zu mir kommen, wenn er wolte; er iſt aber nie wiedergekommen. Ich hätte Herdern dieſs ſchon lange ſchreiben ſollen. So geht es uns Nichtſchreibern, ſolche Fehler machen* wir!

(Fortsetzung folgt.)

* [Uebergeschrieben über das ausgestrichene Wort: begehen.]

Vierundfünfzig unbekannte Sprüche Herders.

Mitgetheilt

von

Heinrich Düntzer.

Als Spruchdichter nimmt Herder in unserer neueren Dichtung eine ausgezeichnete Stelle neben Goethe und Schiller ein, und zwar nicht allein durch die mit geschmackvoller Feinheit aus morgenländischen und griechischen Quellen in freier Nachbildung uns zugeführten, sondern auch durch seine eigenen. Seine morgenländischen Sprüche haben Beethoven begeistert. Nach dem Erscheinen meiner Ausgabe der Gedichte Herders (Berlin bei G. Hempel) ist mir eine Anzahl bisher unbekannter Sprüche zugekommen, die Herder auf weisse Kärtchen in der Grösse gewöhnlicher Karten der Länge nach schrieb und wohl als Angebinde oder als Weihnachtsgabe seiner Freundin Frau Sophie von Schardt in Weimar verehrte, über deren genaue Verbindung mit ihm ich in meiner unlängst erschienenen Schrift „Zwei Bekehrte“ ausführlich berichtet habe. Fünfzig derselben sind einzelne Distichen, drei bestehen aus zwei, eines aus drei Distichen.* Sie dürften alle in die achtziger Jahre fallen.

1.

Sieh, es schmelzt der Scepter von Erz in den Händen des Winters,
Und er sinket vom Thron; Milde besiegt die Gewalt.
Milder Zephyr, du Geist der Liebe von ferne, o hauche
Oeden Gram und Eis mir aus dem Busen hinweg!

---

* Sie befinden sich im Besitze der Frau Tosca von Kamptz, geb. von Zobeltitz in Harpersdorf in Schlesien, mit deren geneigter Erlaubniss sie hier erscheinen.

Tritten des Wandrers über den Schnee sei ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht!

2.

Rose von Schiras*, du hauchst in paradiesischen Fluren,
Fluren voll Himmel und Lust, deinen liebathmenden Geist.
Trage den köstlichen Rest von deinem sterbenden Odem
In den Garten der Lieb', den jetzt Sophia** sich ziert.

3.

Weisheit des Thoren beginnt den Nachbar zu meistern, er selbsten,
Was er am meisten bedarf, wirft er für andere hin.
Weisheit, sagt der Weise,*** die rüstet stärker den Mann aus
Als zehn Starke der Stadt; Tadel entflieht ihr und Schuld.

4.

Lieblich bin ich und reizend, gefällig der Sterblichen jedem,
Und es athmet nach mir alles, was lebet und webt.
Aber ich trag' ein Gift in meinem Becher verborgen;
Elend wirkt es und Tod unter Ergötzung und Lust.†

5.

Nimm aus der Schal', o Freundin, Gedanken, Empfindungen, Sprüche;
Was Du gütig berührst, wird noch zur Perle dereinst.††

6.

Winter, du hast unter Eis und Schnee die Erde gefesselt;
Willst du fesseln mein Herz unter Besorgniss und Gram?

7.

Warum eilst so, Wanderer, über die tönenden Felder?
Ist dir selbsten der Frost unter den Füssen zu hart?

8.

Unter den weichen Polstern erdrückt die Erde den Schnee schon;
Komm', o Zephyr, und hauch' ihr von der Schulter die Last!

---

* Die von Herder theilweise übertragenen Dichtungen von Saadi, die, wie dieser sagt, für eine Rose der moralischen Poesie Jahrhunderte lang gegolten haben und noch gelten.

** Frau Sophie von Schardt.

*** Prediger 7, 18 f.

† Der Anfang und der Schluss deuten auf Liebeslust.

†† Vgl. Herders Gedichte S. 29 f. Blumen aus morgenländischen Dichtern S. 124. Goethes Divan X, 1.

9.

Erde hat sich gehüllt in Flor von Silber, der Himmel
Sticket Strahlen darauf, hat ihn mit Golde umwebt.

10.

Kleine Spiele des Geists, ihr gleicht den Flocken des Schneees;
Führt euch ein Augenblick her, führt euch ein Augenblick fort.

11.

Kommt, ihr befiederten Gäste, die Winter treibt, kommet nur zu mir!
Kleine Speise geb' ich, kleinen Gesang gebt ihr mir.

12.

Ungeduldig harret in ihrer Knospe die Erde.
Hauch', o Himmelsluft! öffne die sehnende Brust!

13.

Schöne Seele, du warmer, du lieblicher Hauch aus der Wüste,
Wo du mein Leben berührst, sprosst dir ein grünender Zweig.

14.

Sonn' und Mond und Sterne, wie sie im verliebeten Kreise
Um die Erde sich drehn, bis sie vom Schlummer erwacht.

15.

Himmlische Körper, die ihr stets leuchtend wandelt, ihr gebet
Euren Bewohnern Genuss und mir Gedanken und Geist.

16.

Wie sie sich freun! wie sie himmlischer führen den Tanz, und sie schwören:
„Nichts ist todt der Natur, alles ist Leben in ihr!"

17.

Tief arbeitet ein Bach sich durch Felsen und steinichtes Erdreich,
Theilt dem gefälligen Thal Anmuth und Fruchtbarkeit aus.

18.

Woge, wie du hier steigst, so sinkst du dorten; o wende,
Schiff des Lebens, dich hin unter gelinderem Wehn!

19.

Stolze Woge, du beugst dem ehernen Joche den Nacken;
Darf sich nicht beugen der Mensch, dass er dem Schicksal entflieht?

20.

Stille Sabbathsruh' steigt von dem Himmel zur Erde;
Feire im stillen Geist du auch die Seel' der Natur!

21.

Glücklich, wer, o Natur, dich im Innersten liebet, und glücklich,
Glücklich, wem strebend dein Bild tief aus dem Boden erwächst!

22.

Augenblickes Geschöpf, des Zufalls, des Leichtsinns Erzeugter,
Dünkst du an Dauer und Werth ewigen Göttern dich gleich?

23.

Beuge tief deine Knie dem Ursprung und Schöpfer der Wesen!
Gutes gibt er und nimmt's; er nur vollendet es gut.

24.

Ehre, Mensch, dein Geschlecht! die Götter ehren es selber.
Strafe des Hochverraths trifft den Verächter zuletzt.

25.

O du verkehrter Sohn des Prometheus! er raubte den Göttern
Licht für den Menschen, du raubst Menschen ihr himmlisches Licht!

26.

Lang vor der Hälfte der Arbeit erlosch dem Prometheus die Fackel;
Drum läuft das Menschengeschlecht meist itzt von Sinnen umher.

27.

Lust war des Schöpfers Wille; Nothwendigkeit hat er genommen,
Dass er fester die Lust bind' an das sterbliche Sein.

28.

Theurer Mensch, so wenig sind deine Klagen gegründet,
Dass du so leicht nicht dein Loos gegen ein andres vertauschst.

29.

Scheint dir nicht zur Freude das Herz des Menschen gebildet,
Das so leicht sich betrübt, leicht sich zur Freude bekehrt?

30.

Elend und Lust, ihr zeigt vom Menschenzustand die Grenzen;
Zwischen euch beiden die Fahrt mag wohl die sicherste sein.

31.

Elend, du weichst nimmer vom Leben des Menschen, das merk' ich;
Lehre die Wissenschaft mich, die mit Geduld dich erträgt!

32.

Dein ist die ganze Welt, vermag dein Herz sie zu tragen;
Was man so eifrig gewünscht, trägt man mit Mühe zuletzt.

33.

Stille verehre die Hand des Schicksals! sie führet von Todten
Einen Lebenden her, tödtet den, den ihr's beliebt.

34.

Weg des Schicksals, o Mensch, liegt dir im Busen verborgen;
Aus dir entspinnt sich das Seil, das durch das Leben dich führt.

35.

Sei ein Mann, dich zu ehren, und sei ein Mensch, dich zu lieben.
Keine Grösse besteht, die nicht auf Wahrheit beruht.

36.

Was ist die schwerste Last der Erde? Die Schande. Was hebet
Leicht von der Erde empor? Ehre, die Wahrheit uns gibt.

37.

Erdenleben, was bist du? Du zeigst nur an dein Verlangen;
Wer zu besitzen dich glaubt, bist du ein flüchtiger Traum.

38.

Herz des Menschen, wie reich bist du und wie arm! Ein Tröpflein
Strömt Glückseligkeit dir, Meere vermögen dir nichts.

39.

Gleich dem Teiche Bethesda eröffnet heilend ein Herz sich,
Wird es vom Engel bewegt, unbewegt fehlt ihm die Kraft.

40.

Jeder Tag ist ein Leben, an jeglichem Abend begräbt ein
Weiser sich oder ein Thor, je nachdem er gelebt.

41.

Lehr' uns den rechten Weg, den rechten Weg der Erziehung,
Dass in uns herrsche der Mensch, wie in dem Thier der Instinkt.

42.

Einen Tag der Gesellschaft gewidmet, dem Leben des Umgangs —
Gab er mir, nahm er mir mehr, dies nur bestimmt ihm den Werth.

43.

Ist dir alles so plan schon in dieser Welt voll Geheimniss
Und voll Wunder, dass du Unding zum Wunder erzwingst?

44.

In die Wüste bin ich gegangen, mein Leiden zu lindern,
Aber die Wüste gab mir traurig mich wieder zurück.

45.

Heiliges Schweigen, o nimm von meinem Leben die Schuldung!
Götterwort bist du, aber der Menschen Wort irrt.

46.

Ach, ich habe mein Haus verlassen, die Kinder, die Zärtling'
Meiner Liebe; denn ich bin aus mir selbsten gereist.*

47.

Merk' auf deine Wege und nicht auf die Wege des andern!
Ruh' und Fried' ist's dir, Weisheit und Menschlichkeit ist's.

48.

Riese ist mit dem Zwerg gegangen, den Drachen zu binden;
Riese band ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend nach Haus.**

---

* Wer sich selbst untreu wird, fühlt sich unglücklich.
** List vermag mehr als Stärke. Anspielung auf ein Märchen.

49.

Wohlgefallen an sich hat selten den andern gereizet;
Lob und Preis erhält, wer sich für andre verkennt.

50.

Eitelkeit baut sich von Schaum ein Haus auf; strahlen die Sonnen,
Funkelt es hell, doch zerstiebt's leicht vor dem Hauche des Winds.

51.

Wunderbar ist der Genuss und gross der Werth der Enthaltung;
Was du entbehren vermagst, das nur ist eigentlich dein.

52.

Uebermuth ist mit der Fülle gegangen, hat Sattigkeit funden;
Ueberdruss kam noch dazu, bracht' mit der Reu' sie zu Haus.

53.

Eine giftige Pflanze Beleidigung wächst auf der Erde;
Süsse Vergebung hat uns Himmel zur Heilung gesandt.

54.

Thorheit ist wieder vorbei; leg' weg die Larve! lass kommen
Weisheit und süsses Geschäft, leichteren Stunden zur Zier.

Andere noch ungedruckte Gedichte Herders bringt meine oben genannte Schrift. Zu meiner Ausgabe der Gedichte Herders trage ich die beiden folgenden schon anderwärts gedruckten Geburtstagswünsche nach.

An Frau von Stein.

Den 25. December 1789.

Nur der Dichter der Grazien kann am heutigen Tage
Dir, wie Dir es gebührt, bringen den lieblichen Gruss.
Und so sag' er Dir denn, was dem mit Dir geborenen Knaben
Heut' ein fröhlicher Chor segnender Engel gesagt.
Friede sang er der Erde: der sanften Gefälligkeit Blume
Binde die Guten darauf mit unverwelklichem Kranz.

An den Herzog Karl August.

Den 3. September 1791.*

Jahre nach Jahren entfliehn; die schönste Beute des Lebens
Lassen dem Glücklichen sie, wenn sie entfliehen, zurück,
Einen geläuterten Geist, der, sich und andern vertrauend,
Weise der Zeiten geniesst, weise die Zeiten beherrscht.
Fürst! Dein Genius müsse Dir selbst im Stillen es sagen,
Dass Du am heutigen Tag einer der Glücklichen bist.

---

* Zu demselben Geburtstage schrieb ihm Goethe: „Möge der heutige Tag Ihnen alles Gute bestätigen, zu dem sich Ihnen in dieser Zeit die angenehme Hoffnung zeigte, und möge ich lange Gelegenheit haben, Ihnen meine Dankbarkeit einigermassen zu beweisen.“ Der Herzog befand sich damals in Wilhelmsthal.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

II.

Schiller an Großmann.

1.

Mannheim, d. 8. Februar 84.

Endlich bin ich im Stand mein Verſprechen zu halten, und Jhnen den umgeformten Fiesko zu ſchiken, den Sie, mein wehrteſter Herr, mit der Geduld eines Märtyrers haben abwarten müſſen. Möchte er Jhre Wünſche erfüllen, und der Aufmerkſamkeit würdig ſeyn, die Sie, durch Überwindung der ungeheuerſten Schwierigkeiten ſeinem erſtgeborenen Bruder, zu meinem gröſten Erſtaunen haben widerfahren laßen! Jene Schwierigkeiten ſollen wie ich hoffe in dieſer neuen Darſtellung gröſtentheils gehoben ſeyn, ob aber ein Produkt der Begeiſterung, durch *Theaterconv*enienz und kritiſches Flicken und Beſchneiden auf der einen Seite nicht wieder verliere, was es allenfalls auf der andern mochte gewonnen haben, kann niemand beßer entſcheiden als der Mann, der als Dichter und Schauſpieler und Schauſpieldirektor alle Gränzen der theatraliſchen Welt umgangen haben mus. Darüber vortreflicher Mann werde ich mir Jhre ausdrükliche ungeheuchelte Meinung erbitten, und Sie erwerben Sich kein geringes Verdienſt um mich, wenn Sie mir mit der Offenherzigkeit des Künſtlers gegen den Künſtler geſtehen, wo der Neue Fiesko gegen den Alten in einem Rükſtand geblieben iſt?

Unterdeßen freue ich mich dieſes Anlaßes, der mich mit einem Mann in Verbindung bringt, dem ich ſchon ſeit ſo lange meine vollkommenſte Achtung weihe, und welcher mit doppelter Wirkſamkeit und doppeltem Glük mit mir die näm-

liche Bahn geht. Welcher Gewinn für mich, wenn ich mich mit Vertrauen und Bruderliebe an Sie anſchließen, und Jhre reife Kenntniß der Bühne bei meinen künftigen Arbeiten zu Rath ziehen kann. Jch werde Sie also gewis feſt halten, und mein Freund müßen Sie werden, das iſt ausgemacht.

Hr. Rennſchüb ſagt mir, daß man zu Ende der Faſtenzeit das Vergnügen haben werde Sie hier in Mannheim zu ſehen. Laßen Sie Sich ja nichts von dieſem Vorhaben abhalten, Sie finden hier was ein Mann wie Sie zuerſt wünſchen mus, Kenner und Patrioten Jhrer Kunſt, und einen Freund der Sie mit Ungeduld erwartet

F. Schiller.

P. S.

Gegenwärtig drukt Schwan ein neues Trauerſpiel von mir, Louiſa Millerin, das in 4—5 Wochen die Preße verlaßen kann. Jch darf hoffen, daß es der teutſchen Bühne keine unwillkommene *Acquisition* ſeyn werde, weil es durch die Einfachheit der Vorſtellung, den wenigen Aufwand von Maſchinerei und Statiſten, und durch die leichte Faßlichkeit des Plans, für die *Direction* bequemer, und für das Publikum genießbarer iſt als die Räuber und der Fiesko.

Hr. Rennschüb war ſo gütig mich der übrigen Punkte in Anſehung dieſes leztern zu überheben. Der Kopiſt fodert vier Thaler.

Original ein Blatt in 4⁰.

2.

Dresden, den 5. April 87.*

Dank für Jhr freundſchaftliches Andenken lieber Großmann. Sie wollen wißen wie ich mit meinem Schikſal zu-

* Dieser und der nachfolgende Brief sind bereits durch den im Wesentlichen genauen Abdruck in Schillers Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, Hannov. 1842. S XXI—XXIII, bekannt. Ein Wiederabdruck schien gerechtfertigt durch die dem einen Brief hinzugefügte Anmerkung über Schillers Dresdner Wohnung und durch den dem anderen beigegebenen Huberschen Brief.

frieden bin, aber ſie laßen mich nur errathen wie Sie es mit dem ihrigen ſind. Wir werden wunderbar auf dieſem Globus herumgeworfen. Sie haben die Erfahrungen ſchon gemacht, mich erwarten ſie noch. Wir ſind zwei Taucher die bald hier bald dort aus dem großen Weltmeer den Kopf heraus ſtrecken und wieder in die Tiefe ſinken. Möchte es uns beiden bald ſo wohl werden, immer oben zu bleiben.

Sie verlangen meinen Carlos. Sie ſollen ihn haben. Was ein abgebrannter Mann von einem nie aufgebauten fodern kann ſoll die Bedingung ſeyn. Die *Edition* iſt zweifach fürs *Theater* entworfen; eine in Jamben, die andre in Proſa. Welche verlangen Sie? Der Carlos den ich drucken laße wird 26 Bogen ſtark aber der theatraliſche, der nie gedrukt wird wird den Umfang des Fiesko haben. Bondini und Koch aus Riga haben mir 100 Rthlr. dafür bezahlt. 12 Dukaten iſt es, was ich unter Jhnen und mir für billig halte. Wollen ſie das Stück um dieſen Preiß, ſo gebe ich es morgendes Tags nachdem ich Jhren Entſchluß weiß zum Abſchreiben. Vielleicht überraſcht Sie dieſe Bearbeitung, denn ſie iſt das Beſte was ich in Rükſicht theatraliſcher Wirkung (ohne Hilfe von *Spectakel* und *Operndecoration*) hervorgebracht habe.

Schreiben Sie mir mit nächſter Poſt Jhre Entſchließung. 14 Tage nach Empfang Jhrer Antwort kann *Dom Carlos* in Jhren Händen ſeyn. Daß Sie mir für das Nicht gedruckt werden *Garanti*eren iſt die Hauptbedingung, verſteht ſich.

Viel Glück und frohen Muth wünſcht Jhnen

Jhr aufrichtiger

Schiller.

P. S.

Meine *Adreſſe* — in *Dresden-Neuſtatt* auf dem Kohlenmarkt im Fleiſchmanniſchen Hauſe. 1. Treppe.

Von andrer Hand: d. 19. Juni b:
Original zwei Blätter in 8⁰.

Der ehemalige Kohlenmarkt (so die richtige und ursprüngliche Form, nicht Kohlmarkt) in Dresden-Neustadt heisst jetzt Körnerstrasse. Auf dieser Strasse ist das Haus Nr. 4 (Cata-

ster-Nr. F. 18, ehemals das Faustsche Haus), welches zugleich als Geburtshaus Theodor Körners ausgezeichnet ist, mit einer Gedenktafel versehen, welche folgende Inschrift enthält: „Hier wohnte bei seinem Freunde Körner Friedrich Schiller 1786—1787.“ Das ehemals Fleischmannsche Haus, wohin Schiller und, wie wir sehen werden, Huber ihre Briefe adressieren liessen, ist aber nicht dieses, sondern das gegenüberliegende, an den Palaisgarten anstossende Haus Nr. 6 (Cataster-Nr. F. 20. ehemals Kohlenmarkt Nr. 16). Wie mir Herr Appellations-Rath C. H. Pietsch gütigst mittheilt, kaufte „Johann Martin Fleischmann, Palaisgärtner“ laut Kaufbuchs des Stadtgerichts zu Neustadt Nr. XXVI Bl. 236 sein Haus im Juni 1781. Im Januar 1796 erkaufte dasselbe Haus nach Kaufbuch Nr. XXVII Bl. 695 von Müller vom „Landweinmeister Johann Martin Fleischmann.“ Die Frage, wo Schillers Wohnhaus in Dresden zu suchen sei, ist ausführlich im Dresdner Journal 1859. Nr. 248. 258 und 272 besprochen.

3.

Dresden, d. 20. Jul. 87.

Mir thut es leid lieber Großmann daß Sie für jezt von meinem Karlos keinen Gebrauch machen können. Sehr gerne hätte ich mein Stück auf Jhrer Bühne gesehen und der glückliche Erfolg wäre mir doppelt angenehm gewesen. Verbeßert sich Jhre Situation, so geben Sie mir Nachricht, und sie sollen es sogleich erhalten.

Jn beiliegendem Briefe wird Jhnen eine Uebersetzung von einem sehr guten französischen *Theater*stück angeboten, für deßen *Succeß* ich Jhnen Bürge seyn kann. Es hat in Paris den Figaro verdrungen und besizt den nicht geringen Vorzug daß es leichter zu besetzen ist und mit der pedantischsten *Censur* nicht in *Collision* kommen wird. Auf allen Fall sollten Sie es nehmen, weil es sicher eine gute *Speculation* für Jhre *Casse* ist. Jn Hamburg und Riga ist es mit sehr viel Erfolg gegeben worden. Sehen Sie diese meine Anzeige als ein aufrichtiges Verlangen an Jhnen zu dienen und kann ich das nicht mit meinen eigenen Arbeiten so versuche ich es

mit ändern. Geben Sie mir bald Nachricht von Jhnen und behalten Sie mich lieb.

Jhr ergebenſter
Schiller.

Original ein Blatt in 4⁰.

Der im Vorstehenden erwähnte beiliegende Brief an Groß-mann war von L. F. Huber und lautet:

Dreßden, d. 18. Julij 1787.

Ew. Hochedelgeb. werden vielleicht von einem Stück *guerre ouverte ou ruſe contre ruſe*, gehört haben, das ſeit einiger Zeit in Paris mit ausgezeichnetem Beifall vorgeſtellt wird. Dieſes Stück hab' ich unter dem Titel: offne Fehde für die Teutſche Bühne bearbeitet, und einigen Geſellſchaften über-laßen, die es ſchon mit Beifall aufgeführt haben, z. B. in Hamburg und in Riga. Es iſt ein luſtiges Jntriguenſtück, ohngefähr im Geſchmak des Figaro. Wenn Ew. Hochedel-geb. eine Abſchrift davon für Jhre Bühne haben möchten, ſo belieben Sie mir nur Nachricht davon zu geben. Jch bin überzeugt daß ich bei Jhnen vor dem Druk oder der Mit-theilung an andre Direktionen ſicher bin, und wenn Sie dieſes Luſtſpiel für die Convenienz Jhrer Bühne und Jhres Publikums paßend finden, ſo glaube ich daß der Preis von 4 *Louisd'or* Jhnen nicht unbillig ſcheinen wird.

Jch habe die Ehre mit aller Hochachtung zu ſeyn

Ew. Hochedelgeb.
ergebenſter Diener
L. F. Huber.

Meine Adreße iſt nach Dreßden Neuſtadt,
auf dem Kohlenmarkt, im Fleiſchmanniſchen
Haus.

an Herrn Großmann
Director der deutſchen Schaubühne
in
Hannover

fr. Nordh.

Im Anschluss an vorstehende drei Briefe Schillers theilen

wir noch folgendes an Corn. Joh. Rud. Ridel (nicht Riedel) gerichtetes Billet aus der Kestnerschen Sammlung mit:

4.

Jch beklage recht ſehr, Lieber Freund, ſowohl daß Sie mich geſtern verfehlt haben als daß wir nicht das Vergnügen haben können, diſen Abend bei Jhnen zu ſeyn. Jch verreiſe gleich nach Tiſche nach *Ettersburg*, wo ich einige Wochen bleibe, um eine Arbeit zu vollenden, die ich unter den Zerſtreuungen in meinem Hauſe nicht würde zu rechter Zeit fertig machen können. Nach meiner Zurückkunft, die in den erſten Tagen des Junius erfolgen wird hoffe ich Sie zu ſehen. Meine Frau empfiehlt ſich Jhnen und Jhrer Fr. Gemahlin aufs Freundſchaftlichſte, wie auch ich. Ganz der Jhrige

Schiller.

Herrn Kammerrath
Riedel
Wohlgb.

Dieses Billet ist vermuthlich am 15. Mai 1800 geschrieben, an welchem Tage Schiller nach Ettersburg zog. Am 16. Mai nahm er den 5ten Act der Maria Stuart vor, am 2. Juni kehrte er von Ettersburg zurück (s. Emilie von Gleichen-Rußwurm, Schillers Calender. Stuttg. 1865. S. 94).

Zu Schiller.

Von

Robert Boxberger in Erfurt.

1. Zur Sacherklärung von Schillers „Räubern".

Man hat noch nicht genug beobachtet, wie durchgängig wahr in diesem als übertrieben und masslos verschrienen Jugendwerke Schillers die Localfarben sind, die derselbe aus den Jugendeindrücken seiner Heimath in seinem Erstlingswerke aufzutragen verstanden hat. Zwar die Geschichte von Moors Ringen hat schon Goedeke auf schwäbische Verhältnisse richtig und glücklich gedeutet; jedoch Spiegelbergs Erzählung von der Plünderung des Cäcilienklosters hat Vollmer, wie mir schon früher schien, mit Unrecht auf eine Reminiscenz aus Voltaires Pucelle d'Orléans gedeutet. Wir wissen nicht einmal, ob Schiller damals schon dieses Schandgedicht kannte. Näher läge es schon, worauf auch schon mehrfach hingewiesen worden ist, auf eine Nachahmung einer bekannten Scene aus Leisewitz Julius von Tarent zu rathen, um so mehr, als wir wissen, dass nach Schillers ursprünglichem Plan Karl Moor seine Amalia aus einem Nonnenkloster befreien sollte. Hätte man sich noch mehr mit dem culturhistorisch so äusserst interessanten Studium des schwäbischen Gaunerwesens beschäftigt, welches zu Schillers Zeit bei der unseligen Zersplitterung besonders Schwabens in unzählige Duodez-Herrschäftchen und bei den günstigen Terrain-Verhältnissen auf dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alp in höchster Blüthe stand, so würde man nicht weiter haben gehen dürfen, um es wahrscheinlich zu finden, dass Schiller solche Erzählungen in seiner Lorcher

Einsamkeit öfters zu hören Gelegenheit hatte. Auch hätten die schönen Romane von Hermann Kurz „Schillers Heimathjahre“ und „der Sonnenwirth“, die aus ähnlichen Quellen geschöpft sind, wie ich jetzt eine namhaft machen werde, zu einem eingehenderen Studium auffordern sollen. 1793 erschien zu Stuttgart ein Buch: Abriss des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sichern Quellen von dem Verfasser des Kostantzer Hans [d. i. J. U. Schöll]. Dort wird auf S. 54 f. von einem Bandenführer, dem „grossen Bayersepp“ erzählt: „Dieser, der meistens entweder als Edelmann oder als Kaufmann umherzieht, erscheint zuweilen plötzlich in Schwaben, sammelt sich eine zahlreiche Rotte und stellt sich an die Spitze derselben. Vor einigen Jahren fiel er mit seinen Leuten bey Nacht ein Nonnenkloster im Fürstenbergischen an, plünderte es aus, und verübte unmenschliche Grausamkeiten an den Nonnen, von denen einige genothzüchtigt wurden und vor Schrecken starben.“ Auch Spiegelbergs Kniff mit dem auf die Strasse geworfenen Geldbeutel (Act II. Sc. 3) findet seine Parallele in folgendem Berichte unsers Buches S. 160 (dessen Verfasser, nebenbei bemerkt, mit der Dichtung seines Landsmanns gar nicht bekannt zu sein scheint, sondern alles nur aus Acten geschöpft hat): „In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war noch eine andere Art von falschem Geldwechseln gewöhnlich. Die Betrüger, welche damit fischen wollten, warfen falsches Geld auf den Strassen aus und warteten in der Nähe, bis jemand kam und es aufhub. Dann riefen sie plötzlich: halb part: und liessen sich die Hälfte des vermeinten Funds mit gutem Geld von dem Finder heraus bezahlen. Oder sie huben das hingeworfene Geld, wenn es ein Vorübergehender sah, selber wieder auf, und wenn jener halb Part verlangte, gaben sie ihm das schlechte Geld, und liessen sich von ihm gutes herausgeben. Gegenwärtig scheint dieser Gebrauch ganz in Abgang gekommen zu sein, wenigstens habe ich in neuen Akten und durch Nachfragen keine Beyspiele und Beweise davon aufgefunden.“ Auch das Personale seiner „Jauner-Bande“, welches Spiegelberg nennt, „ruinierte Krämer, rejicierte Magister und Schreiber aus den schwäbischen Provinzen“ stimmt ganz mit

der Schilderung unsers Buches überein. Schiller war daher ganz im Recht und Dalberg in grossem Unrecht, wenn letzterer meinte, es sei nicht wahrscheinlich, dass noch im 18. Jahrhunderte solche Gauner-Banden existieren könnten; im Gegentheil trug das Ende des Siebenjährigen Krieges (sieh ebenda S. 404), in welche Zeit Schiller seine „Räuber" verlegt, wie das Ende jedes Krieges, auch wenn er fern von Schwaben geführt wurde, wesentlich zur Vermehrung der Spitzbubenbanden in Lande bei. — Schliesslich wollen wir noch eine Stelle aus einem Jugendgedichte Schillers „die Journalisten und Minos" (Goedekes kritische Ausgabe I, S. 209):

Sie bergen oft die Lüken,
Wie Jauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perüken

durch folgende Stelle aus demselben Buche erläutern: es heisst S. 548 aus einer Kreisordnung: „wenn sie als Falsarii oder Betrüger erfunden würden, (sollten) ihre Briefschaften ihnen nicht nur abgenommen, sondern sie auch gleich andern Vaganten abgestraft, ihnen wohl auch die Ohren abgeschnitten werden."

2. Zu Kosinskys Erzählung in den „Räubern".

Im 3. Bande der Württembergischen Volksbibliothek (1858 f.) findet sich auf S. 121 f. eine Reihe von Sagen unter dem Titel: Sagenchronik von Franken bearbeitet von A. C. Amos, über welche der Vorredner Schönmann bemerkt (S. 124), dass sie eine streng historische Basis haben. Hier lesen wir auf S. 178 f.:

„Unter einem Baume standen die Männer und Frauen und hatten sich um einen Mann in halb nobler Tracht geschaart, Niemand wusste im Augenblicke, zu welchem Stande man ihn zählen solle. — Sein ganzer Anzug unterschied sich nur durch ein feines schwarzes Wamms und ein breites Schwert, das er an der Seite trug, von dem eines gemeinen Mannes. Es war ein früherer Adeliger, Carl von Stetten, in dessen Schwester sich Süß (der bekannte Jude, der Minister des Herzogs Carl Alexander) verliebt hatte, sie rauben liess und nachdem er ihre Ehre geschändet hatte, sie hilflos hinaus in

die Welt stiess, worauf sie in den Wellen des Neckars ihr Grab fand Carl, als er sich seine Schwester geraubt sah, eilte den Räubern nach, wurde aber anstatt seine Schwester zu befreien, selber gefangen und schmachtete nun seit langer Zeit in den Felskellern von Neuffen. Seine Güter fielen dem Herzoge anheim. So schmachtete er lange in dem schrecklichen Kerker und hatte schon jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben, da auf einmal öffneten sich die Thüren seines Kerkers und ihm ward die Freiheit gegeben. Keine Feder vermag die Wonne des Unglücklichen zu beschreiben, als er wieder Gottes schöne Sonne, Gottes freie Natur sah, die sich über ihm im bräutlichen Frühlingskleide ausbreitete, und diese Wonne trübte nur der Gedanke an seine unglückliche Schwester. Schnell eilte er nun Stuttgart zu, um Nachricht von ihr zu erhalten und vernahm zu seinem Schrecken ihr trauriges Ende. Schon wollte er sich im Uebermass des Schmerzes in sein Schwert stürzen, da auf einmal rief in ihm eine Stimme, er solle leben für die Rache. Zähneknirschend verliess er die Mauern der Residenz, nachdem er noch einmal sich umgewendet und einen Fluch auf den Juden geschleudert hatte. Von diesem Tage an durchzog er das Land und reizte, nachdem er die Stimmung der Bewohner genau erkundet hatte, die Leute gegen den Herzog, oder im wahren Sinn des Worts, gegen dessen Minister auf.“

Der Verfasser, wenn er noch lebt, würde uns am besten sagen können, in wie weit dieser Erzählung eine geschichtliche Thatsache oder eine volksthümliche Sage zu Grunde liegt, oder ob etwa erst die Erzählung Kosinskys Veranlassung zu dieser Dichtung gegeben hat.

3. Zu „Jungfrau von Orleans“ III, 6:

Talbot. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Zu dem genannten Stücke entlehnte Schiller aus der Weimarischen Bibliothek den 2. August 1800 nebst mehreren andern Büchern, die gleichfalls auf das Süjet der „Jungfrau von Orleans“ Bezug haben: Baumgartens Allgemeine Welt-

historie, Th. XXVIII, welches Buch er den 21. Januar 1801 zurückgab. (Man vergleiche: Archiv II, S. 213). In diesem Buche heisst es nun S. 20:

„Um eben dieselbe Zeit (Karls VI. von Frankreich) entstand eine andere Schauspielergesellschaft von einer minder ernsthaften Gattung. Geschmack am Scherzen und Hang zum Muthwillen bildete sie. Die menschlichen Schwachheiten und Ausschweifungen waren die Gegenstände ihrer Schäckereyen, und die in der Hauptstadt häufig vorfallenden Streiche und Abentheuer machten den vornehmsten Stoff ihrer Stücke aus. Diese neue Schauspieler kann man am schicklichsten mit den römischen Schauspielern vergleichen, welche die sogenannten Atellanen vorstellten. Ihre Gesellschaft bestand aus jungen Leuten von den besten Häusern der Stadt. Sie nannten sich selbst sorgenlose Kinder (Enfans sans souci). Ihr Anführer hatte den Titel Narrenkönig, und ihre Stücke hiessen sie Sottisen. Sie verfertigten die Stücke, die sie vorstellten, selbst. Sie spielten auf dem Markt, die Hallen genannt. Die Stadt und der Hof fanden viel Vergnügen an diesen Lustspielen; und Karl VI. bestätigte durch offene Briefe — la jogeuse (sic!) institution. Der Narrenkönig trug statt des Diadems eine Kappe mit 2 Eselsohren, und alle Jahre hielt er mit allen seinen Unterthanen einen feierlichen Einzug in Paris. — — Die Schreibergesellschaft verglich sich mit dem Narrenkönig und seinen sorglosen Kindern dahin, dass sie ihre Moralitäten auf dem Theater derselben mit Sottisen wechselsweise vorstellen durften.“

Und S. 23: „Die Begierde, Schauspiele vorzustellen, bemächtigte sich damals aller Stände. Die Studenten der pariser Universität spielten Farcen, maskirten sich, wählten unter sich einen Narrenkönig, verkleideten sich wie Bischöfe, liefen in diesem Aufzuge durch die Gassen, schlugen sich mit der Wache herum und begingen tausend Unordnungen.“

Johannes Herrgotts

Libellus de virtute colenda.

Nebst einigen Briefen und Reden von ihm und an ihn.
Nach der Greifswalder Handschrift (Mss. Lat. Fol. 15) herausgegeben von

Herrmann Müller.

(Fortsetzung.)

Id autem quo facilius fiat, edisserendum est, ut etiam quidquam attingamus de Musarum Gratiarumque cultu, quod [p. 261.] satis ad rem pertinet[1]. Sunt enim Musae, ut literis proditum[2] est, numero novem, at Gratiae tres esse dicuntur. Musae quidem ad omnem disciplinarum[3] cultum, Gratiae vero ad omnium virtutum maxime spectant. Primo inter omnes Musas est Urania solita poni, id est humanae intelligentiae sublimitas, ad quam facile quis pertinget, si duplici in rebus intellectu utetur: speculativo[4], ut intelligamus quid, vel proprie[5] sit vel accidenter unum quodque, practico[6], quomodo id ipsum existat, vel sic, intellectus speculativus considerat, quid in una quaque[7] re agere debemus, scientes[8], quomodo gerendum sit id ipsum. Tum additur Polymnia, quasi capacitas memorandi. Quidquid enim potest intelligi, memoriae mandetur necesse est, ne, si intelligentiam obliteret oblivio, nihil certe scisse videamur. Habendae igitur servandaeque memoriae optima ratio est ea, qua uti sese Cato dicebat, ut quidquid quisque die egerit, viderit, legerit, vesperi commemoret. Hinc sequitur Euterpe[9], quae nihil est aliud nisi delectatio voluntatis; etenim intelligentia non solum jungi memoriae, sed et voluntati debet. Memoria nempe nil perdit, nisi ad quod saepe non respicit. Quod autem nolumus[10], nec respicere dignamur, quae vero optamus, respectamus frequenter et, quoad rem magis efficimus, eo[11] frequentius de ea meditamur. Nihil autem est,

1. Cod. pertinere. 2. Cod. perditum. 3. Cod. gratiae cultum. 4. Cod. speculatio. 5. Cod. prope. 6. Cod. pertito. 7. Cod. queque. 8. Cod. scius. 9. Cod. Eutrope. 10. Cod. volumus. 11. Cod. ea.

quod magis conservet memoriam, quam frequens meditatio, quae nullo pacto potest esse frequens, nisi voluntate ducatur; voluntas autem tamquam regina animae vires, quo lubet, dirigit omnes, ut vel sic aliqua oblectatione fruatur[1]. Deinde Erato[2] i. e. similitudo subinfertur; omnium namque rerum nihil est quod plus oblectet voluntatem, quam similium collatio, quoniam quidem e natura ipsa et ars omnium similium aptius est; et si fas est dici, Deûm hominumque conditio videtur esse talis, ut sui similia semper expetat. Quid enim jucundius Deo quam divina, quid homini quam humana, quid belluae quam belluina? Boni quoque cum bonis, et cum malis mali ac pares cum paribus facillime cumulantur, ut simile simili semper sit oblectationi. Verum quia id effici sine profunda cogitatione non potest, inde sequitur Melpomene, quo fit, ut diligenter excogitemus omnia quae sunt, quae fuerunt, quae futura sunt, quoad possumus et valemus, nec quidquam sit nobis impedimento, quominus queat in nobis notitia cogitando[3] perfici. Sapientia enim in homine assiduis crescit atque perficitur cogitationibus. Hinc quasi scientiae delectatio Terpsichore[4] venit; etenim cogitationum perfectio sine disciplinarum exercitatione minime [esse][5] potest. Exercere autem se in aliqua re diutius [p. 262.] sine delectatione valet nemo, quia nihil magis quemquam in opere retinet, atque omnium delectationum nec dulcior ulla est nec suavior neque omni ex parte jucundior, quam quae ex sapientiae virtutisque e medio, ut fertur, fonte emanat. Ex quibus omnibus gignitur omnis humanae locutionis honestas, quae Calliope seu Calipione aut Calophone vocatur[6]. Animus quidem optimis disciplinis imbutus ac maximis praeditus virtutibus multarumque et scientiarum et artium conscius semper seria, semper honesta et pulchra profatur, nec aliter[7] loqui quisquam solet, ac institutus est; et qualis est cujusque conscientia, talia saepe verba pronunciat. Animi igitur index certissimus est sermo, ideoque tunc[8] sapienter loquimur et digne, cum[9] ex amarissimis literarum radicibus fructus jam dulcissimos decerpsimus quodque his die atque nocte intelligendo, memorando, declamando vel cum aliis disputamus vel per nosmet ipsos scriptitamus. Inde Thalia[10] i. e. virtus, positio adest quam primum. Cum enim graviter loquimur de sapientiae dignitate[11], per humanos animorum ingeniorumque agros, quod est coelestis, ut ajunt, agricolae, divina virtutum semina dispergimus, quae cum adoleverint atque perfecta erunt, ad gloriae claritatem ipsa nos perducent, ac ideo subinde nascitur Clio, quasi bonae famae redolentia. Nam omnis recta actio studiumque omne bonam

---

1. Cod. ponatur. 2. Cod. errato. 3. Cod. cogitandi. 4. Cod. tersicore. 5. Im Cod. fehlt esse. 6. Cod. dicitur vocatur. 7. Cod. alteri. 8. Cod. tum. 9. Cod. tum. 10. Cod. talis. 11. Im Cod. stand ursprünglich gravitate, was durchstrichen, für dignitate, was darübergeschrieben ist.



expetit atque jam exquirit famam, tenduntque eo gloriae omnes optimi quique, ut eorum nomina per omne genus hominum divulgata[1] possint sempiternis saeculis illustratum celebratumque iri, ideoque[2] in maximis ingeniis et splendidissimis animis ut plurimum tantus inest excellendi ardor, ut experiri omnia quam [non][3] inter omnes praestare malint; perfert enim laborum periculorumque omne discrimen laudis cupido, et honor vincit omnia cogitque pati, quodcunque extremum[4] est, nec ulla res tam ardua est, tam difficilis, tam per omnia impossibilis, quin ut fieri possit, temptet gloria, cujus amore omnes ad omnia incenduntur studia virtutum. Habet enim virtus gloriae stimulos, quibus noctes ac dies animi hominum concitantur atque moventur, ne cum hujus vitae tempore dimittant commemorationem nominis sui, sed cum omni posteritate adaequent, neque ullam aliam mercedem laborum studiorumve desiderant praeter hanc ipsam laudis et gloriae famam, quae quo melior ac diuturnior erit, eo magis divinas humanasque gratias promerebitur. De quibus, ut institutum est, proxime disserere[5] decet. Disciplinarum ac virtutum par est praemium, tametsi [per][6] diversa studia acquiruntur. Nam apud Deum atque item apud homines eadem est gratia atque gloria. Quamobrem Graecum est proverbium charis charin tictei[7], id autem sonat Latine [p. 263.]: gratia gratiam parit, ac si gratia disciplinarum gratiam pariat virtutum, vel sic, virtutum sapientiaeque gratia gratiam Dei hominumque maxime quisque meretur, quod apertius intelligi datur ex ipsis Gratiarum nominibus, quae dicuntur apud priscos hoc modo describi solere: Aglaia, Euphrosyne, Thalia, id enim est claritas, laetitia, germinans. Nam ex Venere, voluptate, et ex Libero, abundantia, genitae, ut ajunt, in Acidalio[8] fonte frequenter lavantur et nudae esse describuntur. Thalia enim prior vertit humeros in Aglaiam[9] et Euphrosynem[10], quae ambae prospiciunt eam versam quasi ex gratia, quae fieri debet ex claritate animi, et cum laetitia germinationum divinae humanaeque benevolentiae, cum fructum non mediocris gloriae consequamur, quod utique fiet, si omne ingenium, omnis industria, cura denique omnis, diligentia, opera virtutis officiis accommodentur; una quaeque virtus si proprio exercetur cultu, officia impartiatur sua necesse est, in quorum diligentia est sita vitae honestas omnis et in negligentia turpitudo.

Est enim justitia omnium splendidissima virtutum, quae si recte colatur servata communi utilitate, suam cuique tribuet dignitatem. Suo namque cultori jubet justitia honeste vitam agere, nemini nocere hominum, suum cuique jus tribuere. Id autem fit,

---

1. Cod. divulgati. 2. Cod. quodque. 3. non fehlt im Cod. 4. Cod. extraneum. 5. Cod. deserere. 6. Im Cod. fehlt per. 7. Cod. raris rarini thicti. 8. Cod. accidalio. 9. Cod. agliam. 10. Cod. Siphoosinen.

si immortali Deo reddatur religio, si patriae caritas, si parentibus pietas, si nobis ipsis vitae sanctitudo, si omnibus innocentia, majoribus reverentia, aequabilitas aequalibus, disciplina minoribus, necessitudo bonis, vindicatio malis, miseris misericordia; quae omnia e medio justitiae fonte procedunt, si ut supra dictum est, recte colatur. Prudentia vero docet bonarum et malarum et utrarumque rerum scientiam, ut possit utrimque cognosci, quid sit agendum, quo consultius vel honestum sequi vel fugere turpe valeamus, quin[1] etiam praesentibus intelligentiam, futuris providentiam, praeteritis memoriam impartiamur, et sic in omni rerum eventu, quid cavendum quidve adhibendum sit, meditemur, ne incauti improviseque incidamus[2], ut aliquando nobis turpe illud verbum dicendum sit, non putavi. Praeterea quasi certa rationis dux atque imperatrix omnium gerendorum prudentia praeterita recordatur omnia, ordinat praesentia, futura providet et, quid in contrarium venire potest, circumspicit atque etiam examinat[3], quodcunque in negotiis expediundis proponitur, singulaque secernens, prout rerum ac temporum varietas exigit, non mutando, sed aptando sese naturae fortunaeque accommodat et quidem sic, ut semper rerum et modum metiatur et finem respiciat. Tum addetur fortitudo, quae [p. 264.] tanto animo cultorem suum esse facit, ut omnia, quae possint homini evenire, contemnat et ducat pro nihilo subeatque pericula quaeque et labores omnes atque ita, ut Stoici volunt, pro aequitate, vel communi aequitate, ut Plato. Propugnat[4] haec autem virtus tanquam invictissima princeps magnum et excelsum animum, ad rerum fortiter excellenterque gerendarum consectandam gloriam parat ac ducit maxime, eoque fit, ut fortissimus quisque vehementissime enitatur, magnas excelsasque res agitare, nihil nisi quod honestum decorumve sit, administrare, difficilia aggredi, magnanimiter ad finem perducere inchoata, nihil discriminis, nihil laboris, quominus[5] intrepide gerat, extimescere, aequanimiter adversa omnia portare et stabili firmoque [gradu][6] in proposito perseverare nullique neque hominum neque fortunae succumbere, sed omnia constanter, splendide, magnifice gerere. Temperantia quidem, qua nihil ornatius venustiusque esse in omni vita potest, rancores, libidines ceterosque inordinatos animi motus cohibet ac frenat et moderatur, quicunque[7] vel perturbare mentem vel irritare foedas corporis animique voluptates [solent][8], ne eis, qui turpiter appetunt, consentiatur ac foedis moribus vita humana dum agitur, inficiatur. Itaque ex temperantia venit sobrietas, continentia, modestia, moderatio, frugalitas, pudicitia, clementia ceterique omnes totius vitae ornatus, sine quibus nec cujusquam vita potest esse laudabilis nec probati

---

1. Cod. qui. 2. incidamus doppelt im Cod. 3. Cod. excusat. 4. Cod. propugnet. 5. Cod. quaestionis. 6. gradu fehlt im Cod. 7. Cod. quique. 8. Im Cod. fehlt solent.

mores, nec conversatio in quovis vivendi genere admiranda praedicandave fore; item justitiae est honeste et innocenter sese omnibus habere, prudenter, sapienter consulteque injuriam vitare[1], fortitudinis communem omnium[2] salutem et intrepide et constanter tutari, sed temperantiae composite ornateque vivere. Nam Plotinus[3] philosophus, Platonis discipulus ac Porphyrii praeceptor, egregium de virtutibus librum scripsisse memoratur. In eo enim idem dicit, quatuor esse virtutum genera, quarum singulas quadripartite scribit, primas quidem politicas, alteras purgatorias, purgati animi tertias, ultimas vero nominis appellandas esse censet[4]. Earum enim virtutum, quas politicas vocat, prudentiae est ad rationis normam, quae cogitat quaeve agit diversa, dirigere ac nihil praeter rectum velle facere humanisque actibus, tanquam divinis arbitris, providere; fortitudinis est animum super omnem periculi metum agere ac nihil nisi quod turpe, est formidare, adversa atque prospera constanter tolerare; temperantiae est nihil poenitendum appetere et in nullo legem moderationis excedere ac sub jugo rationis cupiditatem domare; justitiae est unicuique servare, quod suum est. Quisquis igitur taliter in virtute instituitur, vir bonus est ac primo sui, deinde aliorum rector efficitur. Secundae quidem virtutes, quas purgatorias appellant, hominis ejus sunt, qui [p. 265.] divinorum capax est studiorum solumque ejus animum expediunt, qui decrevit se a corporis contagione purgare et quadam humanorum fuga sese divinis emancipare, ut multi saepe fecere[5], qui sese motantes[6] a publicis forensibusque negotiis in otio honesto et liberali vitam agere maluere. Tertiae virtutes autem sunt purgati refectique animi et ab omni hujusmodi labe [non][7] pressi pureque detersi. Illic prudentiae est divina non quasi in electione praeferre, sed sola nosse et hoc tanquam non aliud intueri; temperantiae, terrenas cupiditates non reprimere, sed penitus oblivisci, fortitudinis, passiones ignorare, vincere, ut irasci nescias nihilque cupias, justitiae, ita cum superna et divina mente sociari, ut perpetuum cum ea foedus ineundum serves. Sed postremo quartae, quae nominis nominantur, in divina Dei mente consistunt, quae tanquam originale omnium exemplar ex sese omnes per ordinem virtutes alias defluere facit. Nam si omnium rerum aliarum, multo magis virtutum ideas esse in mente divina credendum est. Illic prudentia est mens illa divina, in qua omnium verissima ratio praelucet, temperantia, quod in se perpetua intentione conversa est, fortitudo, quod semper idem est nec aliquando mutatur, justitia, quod perenni lege ac sempiterna sui operis continuatione non flectitur. Haec itaque quatuor genera quaternarum, ut idem Plotinus[8]

---

1. Cod. injuria versari. 2. Cod. omnem. 3. Cod. Plutonius. 4. Cod. censat. 5. Cod. facere. 6. Cod. notantes. 7. non fehlt im Cod. 8. Cod. Plutonius.

concludit, virtutum in perturbationibus, quibus homines metuunt, cupiunt gaudentque dolentve, actiones maxime differentes exercent. Primae enim has ipsas moliuntur passiones, secundae auferunt, tertiae obliviscuntur, in quartis nefas[1] est nominari, quo praestantiae munere qui utuntur, hi boni, hi beati viri appellandi esse videntur, si tamen curabunt divinas virtutes, fidem scilicet, spem et caritatem habere, quae tanto excolendae sunt diligentius, quanto praestantius antecellunt reliquas omnes vel officii dignitate vel praemii; virtutes enim humanae humanam et divinae divinam instituunt ac esse decorant vitam. Quocirca si utrarumque cultum quanto maximo possumus studio, prosequemur, quis potest vel dubitare, quin simus prope beatam vitam adepti?

Fidei, quae est prima in divinis, proprium est calcare humana, colere divina et eam animae vim, quae rationalis seu intellectus nominatur, coelesti divinoque lumine illustrare, ut, quod humana ratio per se intelligere non valet, divinae fidei munere percipiat. Credimus itaque per hanc virtutem atque clara voce praedicando confitemur, unum esse Deum immortalem, omnium ex nihilo conditorem, omnipotentissimum per se et in se beatissimum, circumscribentem omnia, a nullo circumscriptum, habentem unam in [p. 266.] tribus personis essentiam et tres in una substantia personas, patrem ab aeterno gignentem, filium ab aeterno genitum, ab utroque pariter atque ineffabiliter procedentem spiritum sanctum et hos tres unum solum Deum, in quo nil prius, nil posterius, nil majus, nihil minus, nil denique substantialius, sed coaeterna omnia, coaequalia omnia, consubstantialia omnia, ita ut hi tres unus atque idem et Deus sint et dominus, qui est, qui vivit et qui regnat ubique et semper ac per cuncta tempora saeculorum omnium. Neque esse id totum satis est credere, nisi firmissima atque, ut vulgo dicitur, oculatissima teneatur fide nullatenusque dubitetur omnium gratissima Deo ac praestantissima creaturarum, Maria filium Dei non humano coitu, sed divino spiritus[2] sancti afflatu virgo concepisse, virgo peperisse, virgo semper perstitisse, cujus et Dei imprimis confitemur filium Jesum Christum Dominum nostrum cruci affixum, mortem pro mundi scelere, ut humanum genus redimeret, obiisse, inferna penetrasse, gloriosum a morte resurrexisse, coelos ascendisse, sedentem in patris solio, sanctum in discipulos spiritum misisse, postremo fine temporum cum summo majestatis triumpho venturum esse, ut omne hominum genus aequissime judicet, unicuique impartiens, prout meruisse videbuntur. Quae quidem omnia et his similia sancta atque etiam catholica mater ecclesia et approbat et affirmat, a qua qui alienus habebitur, tanquam profanus damnabitur. Spes dicitur altera divina virtus, cujus est nil terreni nilque caduci concupiscere, sed coe-

1. nefas doppelt im Cod. 2. spiritus doppelt im Cod.



lestibus divinisque omnino inhaerere, eamque animae vim, id est concupiscibilem sive memoriam informare ac dirigere, ne divitias neve voluptates neve honores et reliqua, quae lubricissima, quae eximia plerisque et praeclara videntur, exoptet aut expetat, sed parvipendat penitus ac pedibus conculcet, ut laborum operumque omnium nulla alia merces nisi coelestis aeternitatis gloria speretur, qua, qui fideliter operati fuerint justitiam, perfruentur. At omnium divinissima virtutum caritas nihil novit nisi Deum aut propter Deum diligere et certam animae vim, quam vocamus irascibilem seu voluntatem, inflammare incendereque adeo solet, ut quam maximo potest benevolentiae ardore Deum ipsum immortalem, quo nihil potest excogitari amabilius, amet et amando colat et colendo admiretur et admirando semper contempletur. Alterum autem hujusce virtutis officium est, quo aeque ac nosmet ipsos diligamus alios et alia digna amore; scilicet minus minora et potius potiora amamus. In his fere duobus officiis caritatis tota respublica christiana versatur et omnis omnium rerum, prophetiarum, virtutum, scientiarum ac bonorum vitae, meritorum omnium gratificatio comprobatur. Itaque sola sine ceteris caritas ad beatam vitam nos perducit, reliquae vero omnes virtutes, omnes leges, omnia [p. 267.] sacramenta martyrum, denique omne ac quidque et praestantis[1] meriti et excellentis in omni perfectione vitae haberi potest, sine caritate ipsa nihil homini prodest quoad sempiternae vitae beatitudinem consequendam.

Proinde cum virtutes dicuntur solere ad beatam vitam homines incitare, hoc ita debet intelligi, quod humanae virtutes expulsis [et][2] exclusis vitiis hominem non disponunt modo, sed coaptant ad beate vivendum, divinae vero virtutes ad idem instituunt primo, deinde eodem conducunt, idque luce erit clarius, si rem explicemus a principio. Prudentia propulso ignorantiae errore veri videndi consiliique capiendi lumen proponit, justitia operandi boni ordinem obtinet omni sublata injuria, temperantia omnium irritamenta libidinum cohibens vitam humanam moderatur ornatque, sed pertinaciter in aggressu bono fortitudo perdurat. Hinc adest fides divinitus, quae ipsam nobis beatam vitam ostendit, eoque inter adversa prosperaque omnia dirigit spes, caritas autem tanquam omnium bonorum operum approbatrix in ipsam, ut verum fatear, aulam beatae vitae, quoscunque dignos reperit, intromittit, ex quo apparet et quidem manifeste, omnium reginam virtutum cunctorumque bonorum matrem ac ipsius beatae vitae perfectricem esse caritatem, sine qua nemo unquam hominum suberit beatus, nec est, nec fuit. Nunc autem totam rerum summam breviter complectamur. Omnis hominis vim[3] in animo et corpore sitam[4]

1. Cod. praestantius. 2. et fehlt im Cod. 3. Cod. vix. 4. Cod. sita.

esse constat. Corpus quidem animi est mancipium, animus autem rex atque imperator corporis duobus generibus virtutum intendit, quarum aliae morales seu humanae, aliae intellectuales seu divinae appellantur. Primae quidem actiones corporis, secundae animi affectiones perficiunt, illae moderantur humana, istae contemplantur divina, practicum illae, speculativum istae dirigunt intellectum, contemplationis istae, illae activam vitam instituunt; denique illae politicam, alterae aeternam homini felicitatem adipiscuntur. Quicunque igitur volunt beari, omnes divinas[1] et humanas virtutes una cum liberalibus artibus disciplinisque reliquis sive levioribus sive gravioribus, de quibus pauca ante diximus, excolant necesse est ac perpetuo prosequantur[2] neve in medio, ut ajunt, cursu deficientes nullam perfectae virtutis gloriam consequantur.

Neque quovis modo diffidendum est, posse, in quo quisque vehementissime vult, excellere; non enim absunt ingenia ab aetate nostra, cum suam cuique facultatem noscendi tribuat natura, et ita tribuat, ut nemo propriam vim sapiendi cum quovis alio commu- [p. 268.] tare, nihilo inde retento, velit, atque alius[3] alio videtur tanto esse praestantior, quanto naturae munus exercet studiosius, et quamquam non aeque ab omnibus pervenitur ad sapientiam, eo enim quisque citius faciliusve rem capessit, quo magis docile[4] nactus[5] est ingenium in eoque colendo majorem et sollicitudinem gerit et sollertiam, tamen nemo est tam rudis aut tam ignarus, quin erudiri docerique possit diligentia atque sedulitate discendi. Quam ob rem quaeso vos omnes atque obtestor, qui contenditis virtute praestare, si quid est diffidentiae, ponite ac durate parumper vos in spem gloriae attollentes et laeti lubentesque, quo coepistis, pergite, non laboris vos pigeat nec temporum diuturnitas. Quaeritur profecto per difficultates claritudo, nec ulla est res, quae laudem diligentiae simul et celeritatis habere possit. Date itaque operam dies atque noctes quam accuratissime, ut[6] inter doctissimos carissimosque viros enumerari non immerito mereamini, neque vos alicujus magni viri auctoritas exterreat vel praestantia; nemo enim hominum unquam tam exstitit excellens, quo non excellentior alter atque alter pluresve[7] fore queant. Quis enim populus quaeve gens Graecis in omni gloria exstitit clarior, quae civitas vel rerum publicarum institutione vel studiis literarum aut disciplina militari aut imperii magnitudine excelsior, quam fuere ipsi Athenienses? si tamen et Athenas urbs[8] Roma et Romani Graecos non secus ac sol sidera reliqua[9] splendore antecedunt, quovis in genere virtutis superasse praedicantur. Imperium etenim Oceano, famam[10]

---

1. Cod. divitias. 2. Cod. prosequentur. 3. Cod. qui alius. 4. Cod. dicile. 5. Cod. natus. 6. Cod. et. 7. Cod. plures pluresve. 8. Cod. urbe. 9. Cod. reliquaque. 10. Cod. fama.

vero terminavere astris. Quis in bellicis rebus Alexandro Macedone magnificentior? at hic C. Caesari non modo cedit, sed etiam longe impar ab omnibus in omni munere judicatur, quippe Caesar talis et natura fuit et virtute et fortuna, ut potentiam C.[1] Pompeji, M. Tullii eloquentiam ac illam fortissimi Catonis sapientiam non solum ipse devicerit, sed Romae, sed orbis, sed omnium gentium dominus et etiam sanctus fuerit. Quis eloquentior Demosthene, quem nihilominus noster M. Tullius Cicero aut omnino aequavit, aut, quod potest sine controversia dici, ornate, eleganter copioseque dicendo superavit, ut declarat illud insigne memorabile Apollonii de eodem Tullio judicium. Cum enim Rhodum advenisset ac rogatu Apollonii, quoniam Latine nesciebat, Graece declamasset ceterisque, qui aderant, in stuporem tantae eloquentiae adductis certatim eum laudantibus, Apollonius ipse nec Cicerone dicente signum aliquod laetitiae prae se tulit nec perorata causa utique laudavit, sed diu secum tacitus perstitit. Tandem rupto [p. 269.] silentio, sic, inquit, ego te laudo et admiror, Cicero; quod autem causa perorata tam diutius tacuerim, dolor atque commiseratio quaedam effecit. Repetebam namque ipse mecum superiora tempora et armis et gubernatione rerumpublicarum et institutis domesticis Graecos prae ceteris nationibus floruisse, quibus in rebus nobis Romani[2] palmam jam pridem vera et incredibili virtute superantes confessione omnium abstulerunt reliqua una et sola supererat[3] doctrinae et eloquentiae gloria, quam ipsam[4] per te nobis auferri et ad postremos deferri video, ut nihil jam praecipuae laudis apud nostros relinquatur. Quis denique Homero inter poëtas florentior, quis celebrior? At ubi Apolloniae[5] divi Maronis Camoenae venerunt in lucem, omnium fere sententia est atque etiam fuit neque dignitate versus quempiam neque verborum elegantia nec suavitate dicendi Mantuano poëtae comparari posse; in quod enim illi divini de eo versus decantantur?

Cedite, Romani scriptores, cedite Graji[6]

Quoniam divino cantavit carmine vates.

Quid itaque? omnium studia ipse studiosissimus vicit. Eodem quoque modo plerique alii fecere. Sed eos missos inpraesentiarum velim, ne videar[7] in dicendo longior, maxime cum satis superque constet, hominem homini non naturae munere, sed studio et diligentia solere praestare. Nullum enim discrimen inter mortalium

---

1. Cod. S. 2. Cod. Romanis. 3. Cod. superat. 4. Cod. ipsas. 5. Cod. Apollinis. 6. Cod. gaii. 7. Cod. videor.

ortum interitumque natura facit, sed pari conditione, tametsi mors mille modis homines e vita excedere cogat, nascuntur moriunturque omnes. Quid quod etiam hi, qui tanquam semidii ob virtutum praestantiam habiti sunt, homines erant, iisdem constabant[1], et alii dementes eundem spiritum ab eodem principio arcessivere[2], iisdem seminibus sati ortive erant, eodem fruebantur[3] coelo, aeque vivebant[4], aeque moriebantur?[5]

Quae cum ita se habeant, mortalium cuique accuratissime elaborandum est, si ceteros antecellere velit, velle vero nemo non debet, partim ne, si qua est de eo, exspectationem fallat, partim, ut talia possit adipisci praemia et tanta, quanta sunt sibi, si rem maturabat, proposita.[6] Opes enim et honores et dignitas et amplitudo et omnis divina humanaque majestas comparari partaque augeri et aucta etiam atque etiam honestari[7] virtutum studiis saepenumero solet, quemadmodum certissimum est Romulo, Themistocli[8], Caesari et permultis aliis obtigisse, qui cum primo minus clari exstitissent, et excelsi postmodum et insignes et amplissimo dignitatis gradu potiti, vitam magna cum omnium admiratione egerunt eoque gloriae, quo nil beatius plerique existimant, per- [p. 270.] venerunt, ut nullo unquam tempore eorum nomina excelsa illustrique celebritate careant. Estve ullo in loco quisquam, cui non sapientis Solonis[9], cui non divini Platonis, cui non physici Hippocratis, cui non eloquentis Ciceronis, cui non Caesaris per omnia triumphantis nomen admirabile celebrandumque videatur et fuisse et semper fore? Numquam profecto virorum tam summorum laudes ab ulla nec posteritate silebuntur, quae tam eximias virtutes atque tam praeclara ingenia non vehementer admiretur. Exstant enim exstabuntque semper tot artes, tot inventa, tot rerum scientiae, tot recte vivendi recta praecepta, tot libri rerum mirifice gestarum memorabiliumque triumphorum illustriumque exemplorum pleni, quos quidem sicut ad nostram hanc aetatem, sic ad posteros sempiterna literarum[10] monumenta transmittent, ut posteritas omnis aeque ac nos, qui praesentes sumus, summos praestantesque viros et admirari passim et praedicare non cesset; tantum valet virtus apud omnes, ut nec usquam possit nec unquam inculta fore. Quanquam enim virtutis[11] duo sint comites, amor et invidia, altera bonorum, altera reproborum est hominum, altera contentionem, altera cumulationem gignit, tamen nemo est tam aversus a probitate omni, cui non ipsa virtutum officia et placeant interdum et admirationi sint. Quis Decii, Fabricii[12] frugalitatem, quis gravitatem Catonis, quis Caesaris inauditam prope

1. Cod. constare. 2. Cod. arcersere. 3. Cod. frui. 4. Cod. vivere. 5. Cod. mori. 6. Cod. propositam. 7. Cod. inhonestari. 8. Cod. Themistodi. 9. Cod. Solinis. 10. Cod. literatis. 11. Cod. virtutes. 12. Cod. Fabrilii Fabricii.



clementiam benevolentia non prosequitur singulari? quid quod non modo in his, quos nunquam vidimus, sed etiam in hoste virtutem coli solitam perspicimus? num a magnanimitate munificentiaque Pyrrhi[1] animos unquam vel alienos Romani habuere? num M. Curii continentia Samnitibus amori exstitit potius quam odio? num Carthaginienses fidem, religionem constantiamque Reguli, quamvis exquisitis eum affecerint suppliciis, admirati laudandi fuere? Quisquis igitur fuerit virtutem adeptus, qua nihil in omni vita amabilius est nec praestabilius, ubicunque erit gentium, diligetur et ex omni genere atque ex omni statu hominum laudatores admiratoresque sui quam plurimos sortietur. Sola quidem virtus est ea, quae humanorum animorum societates sanctissime devincire et stabilem incomparabilemque dignitatem cultori suo comparare adeo potest, ut alteri mortalium jure optimo conciliet ac, in quantum fas est, hominem Deo[2] coaequet perducatque [ad eum][3]. Quid enim? dignissimum esse videtur ad bene beateque vivendum. Atque ideo puto virtutem omnibus usque ad ultimum spiritum colendam sequendamque esse, ut recte et innocenter omni transacta vita ad sedes beatissimas facillime possint pervolare. Homini cum virtute citissimus atque expeditissimus est cursus in coelum, ubi [p. 271.] omnes virtutum sapientiaeque cultores et beate victuri et semper regnaturi sunt ac sempiterno praemio, quo nihil est divinius, cum Diis immortalibus affecti gaudebunt. Amen.

Explicit libellus de virtute colenda compositus Taurini ad laudem illustrissimi principis domini Ludovici Landgravii Hassiae per me Jo. Herrgott.

Egregii atque famosissimi artium doctoris et oratoris domini Johannis Marii Philelffi, poetae laureati, oratio laudis Johannis Herrgott, Rectoris universitatis[4] Taurinensis, apud eandem universitatem, collegium et senatum Taurini recitata crastino Laurentii, anno Domini M°CCCC°LIIII° in assumptione caputii rectoratus et magisterii per eundem Johannem Herrgott etc. [p. 24.]

Illustrem mihi provinciam comparavi P. C., quando nuper apud vos, tantos et doctrina et sapientia viros de hujus nostri futuri praesidis non enarrare quidquam, sed veluti delibando percurrere constitui. Habeo primum materiam, de qua tractem, amplissimam et latissimam, habeo speculatores auditoresque oratiunculae meae Lysias aut Aeschines aut Platones quospiam, qui neque me verbo patiantur pererrare vel inconcinno uti, nec notent oratorem et ex-

1. Cod. pirrhe. 2. Cod. adeo. 3. ad eum fehlt im Cod. 4. Cod. universitas.

sibilent. Ego vero fretus ea sententia, quod qui parent obediuntque, plus interdum, quam qui sacrificium exhibent, faciunt, neque refragatus voluntatibus vestris, clarissimi viri et amplissimi patres, in hunc locum ascendi, nec ea sum ductus animi temeritate, qui cum junior sim inter eos omnes, qui causam hanc longe melius, ornatius et eruditius perorassent quam ego, praesumam illorum mihi nomen quasi Gorgias aliquis Leontinus vindicare. Non sapiet oratio mea Demosthenis oleum ipsum, sed Demadis celeritatem potius et nonnullam fortassis ingenii promptitudinem. Dicam ergo de immortalibus ac prope divinis hujusce Johannis Herrgott, quem almae nostrae universitati video praefectum iri, moribus et vita, et eo dicam brevius, quo rerum earundem et major campus est et cumulus. Quod cum facere tandem perrecturus sim, intuebimur primum, quae nos docent scriptores artis in integro et probato viro perquirenda, quae fortuna, quod corpus, quis denique animus sit in ipso, tum autem et a majoribus nostris et a nobis, quae ultra quam in hunc usque diem admiserit virtutum ornamenta, sive in Rectore tanto necessaria paululum attingemus(?) Et ut eodem incedamus ordine, quo proposui, P. C. cum ad fortunam prima se offerat patria et natio pro Simonidis illo, Civitas virum docet[1], et qui natus educatusque in bonorum contubernio sit, ipse nequit esse non bonus, scitis omnes, qui sint in extrema et inferiore Belgia viri, Teutones Germaniam prope. Nam ut initium ipsorum faciam missum, apud quos multa splendoris insignia semper exstitere, tum praesertim cum et Alcidem et Liberum multis triumphis exsultantes e fera Britannia pulsos frustrarunt spe sua, quis est hodie per omnemque nostram hanc aetatem, qui non videat Teutonum famam luce clariorem? Hi quidem quia Odillae Totillaeque temporibus ultra modum humanum se constantes et animo praeditos ostenderunt, ea sunt affecti gratia, qua possit ulla patria. Imperium in se habent annos circiter mille ab Ottone primo Teutone; in quo quidem dignitatis gradu tantam laudum maximarum feracitatem acquisiverunt, ut nequeam leviter enarrare, P. C.; ea sine dubio nobis exempla subtilissima, in aliisque tempestatibus apertissimae conjecturae, quibus florebat imperium; ipsum magis latiusque dominabatur, quod hi leges et jura vel descripserunt, vel [p. 25.] tradiderunt. Hi fidem nostram firmarunt, hi denique terrarum orbem conservarunt. Id novum attendamus, quod Sigismundus, sacratissimus Augustus ea est in Turcos missus continue, ut, si vixisset in hunc usque diem cum Teutonibus, non esset nobis deflenda ruina Constantinopolitana metuendusque profanorum impetus et voracitas et furor. Sed quid dixerimus, quod habent Teutones auri et argenti, ceterorum metallorum montes ac venas, ut quidquid divitis, quidquid copiarum, quidquid facultatum inde pro-

1. Cod. decet.



deat? Quanta sit in Teutonibus virtus, quantus amor, quanta concordia, quae solet respublicas conservare, videte pro populorum illorum magnitudine, virorum multitudine. Ex nulla enim gente plures inveniuntur Christiani quam ex ea, ex nulla patria moriuntur pro fide catholica plures, quod temporibus Amorathbei, Turcorum regis, videri potuit, cum uno die sexaginta centena millia periere Teutonum. O singularem hominum pietatem, o constantiam inconcussam in martyrio! Ex his vero summi omnes principes prodiere, nam ex cuncta nobilitate inter illos Saxoniae ducis domum praestantiorem fuisse scimus. Ab ea quondam noster illustrissimus princeps exiit, ab ea primus Fridericus Caesar, ab ea nobilissimae cunctae Italorum familiae Montisferrati, Salucciarum, Carretorum, Cenensium et aliorum plurimorum. Omitto Austriae duces et eos omnes, qui sunt in Germanica Gallicaque nobilitate ab hac domo, sileo mulierum affinitates, quas inde cum omnes Teutones quibusvis orbis principibus contraxere, quod [si][1] dicerem, annalibus opus foret commentariisque nonnullis. Crescens igitur noster hic Herrgott, ut generosa semina in ortus crescunt suos pro nostro Seneca, non infimo, non mediocri loco inter hos Teutones est natus, sed ex Hassia, regione illa florentissima, in qua praeter ceteros Germanos tanta rerum omnium est pax et abundantia, ut mirabile dictu sit; oriundus est autem Margpurg, Maguntinensis dioecesis, quod quidem castellum, si quem lateat quale sit, cum ab effectibus soleant saepisper rebus cognomenta dari, videat hinc, quod medullae castellum interpretatur apud nostros et opulentia. Quod cum ejus commodi locum esse dubitetur, is ipse praestantissimus praeses, de quo loquimur, potest manifestissimum testimonium compraebere. Declarat enim ex facie coloreque, in quanta fuerit enutritus opulentia, in qua non minus solis splendorem quam lunae latitudinem adunavit, quibus planetis quae gignuntur in terris scimus educari, ali et crescere. Ejus vero patriae princeps est alter ex his, quibus est summorum Caesarum electio delegata. Unde notandum est, ei terrae nihil deesse, quod ad laudationem adduci queat. Quanta vero sit hominum illorum adhuc [p. 26.] gratia, [inde colligitur][2], quod alter quondam illorum principum vir fuit Elisabeth sanctae, cujus corpus beatissimum in hunc usque diem est apud Margpurg. Haec breviter de patria P. C. Ex genere autem, quod ad haec quaeritur, cum homines homines pariant, bruta quidem bruta, et ita similibus simillima procreentur et ea prima dici nobilitas soleat, quae devenerit a majoribus summis viris, fuit patre generoso natus ex stirpe militari, quae post illustres est prima. Nec abs re; nam vel apud majores nostros cum regum imperatorumve filii primum locum obtinerent, qui ditionibus potirentur, hi vocabantur et senatores et consulares et re-

1. si fehlt im Cod. 2. Die Worte inde colligitur fehlen im Cod.

liquis antecellebant, quorum patres vel avi triumphassent victoria vel virtute, ut Scipiones legimus, ut Aemilianos, ut Decios, ut Scaevolas[1] et hujusmodi multos. Ea ratione in Argentinensi regali ecclesia, in qua hic Herrgott est summissariatus dignitate donatus, nullus in canonicum acceptatur, nisi sit illustri progenie recta linea procreatus, nullus in summissarium praeter eos, qui sint e genere magnifico et militari. In quo quidem ecclesiae magistratu quantos reditus habet Johannes hic, de quo loquimur! summos dico, ut omnia fortunae in hoc esse intelligatis; paucos vero censeo, cum ipse omnia in bonorum usum impartiatur et exponat in eleemosynas et opera caritatis et eo contentus sit, ut vivat, tanquam nihil habens et omnia possidens, et quidcunque[2] ultra velit, ad virtutum utilitatem et exercitium velit et Stoicos imitatus, ut honestum expetat propter se, et Peripateticos, ut ad condiendas virtutes haec membra fortunae tanquam instrumentalia cupiat, nihil tamen sitiat, nihil animo proprium magis sibi judicet, in eo sua collocet cuncta, ceteris fruatur ad usum; facitque, ut censeo, quod debet, si nihil firmi vel diuturni collocet in externis bonis, quae nullam possunt gloriam immortalitatemque vindicare, sed cum his utatur ad naturam et dignitatem partim, partim in clarissimorum hominum consuetudinem, partim in vere canonicorum operibus, in studiis disciplinarum, in virtutibus, in opportunis amicorum necessitatibus, illic defixerit oculos atque animum, quod ab eo nullus interitus, nulla labes, nulla rubigo, intemperies nulla, furor nullus, nullum exitium eripiat vel loco moveat. Legit quotidie tum Herculis in silva solius, tum Ulyssis apud Phaeaces naufragi et nudi splendidissima exempla. Reliqua fortunae bona, quae consistunt in sobole, is in spiritu statuit et, cum Marthae Mariaeque legerit vitas, optimam partem elegit in contemplatione rerum divinarum, quae non auferetur ab eo. Ab his procellis orbis periculisque discessit et sobolem sibi ac prolem in virtute ac laudibus ordinavit, recte quidem et sapienter, ut cuncta. Sed amicitias, quas raras antiqui describunt et vix quandoque Plutarchus reperit, in qua tot leges Cicero posuit, quas et ipsas fortunae volunt[3] esse veteres scriptores, quas habet hic noster Herrgott? habet multas, habet, ut uno concludam verbo, nullos bonos inimicos. Qua in re [p. 27.] unum sit exemplum, quod Herrgott apud nos Deus interpretatur. Cum ergo sit cognomento Deus, quis eum oderit bonus? est enim liquido vir optimus judicandus et propter eximias virtutes divinus. Haec satis; quae si velim singillatim edicere, possem lassari fatigarique dicendo, satiari autem nunquam. Tanta est enim vis in Johanne bonorum illorum, quae fortunae judicantur, ut nemo recte metiri queat. Audivistis, patres amplissimi, quae sunt in homine de fortuna nobilissimo. Nunc quod secundo primi

1. Cod. scenelas. 2. Cod. quicunque. 3. Cod. nolunt.

loci domicilio de hujus corporis bonis me dicturum sum professus, breviter attingam. Habet is primum P. C. ultra robur et dexteritatem incredibilem in multis virium ornamentis pulchritudinem non invenustam, nec illiberalem, praesertim cum barbam abrasus est, ut nuper intueri potestis, et glaucopis est, quod de Minerva dictum fuit, in quo notatur eum colorem oculos nactos propter frequentiam vigiliarum, quas in studendo contemplandoque componit. Nec adjudicetis id adulanter ab me dici. Si sciretis namque, quantum is laboret et insudet studendo, excerpendo ex philosophorum, canonum sanctorumque dictis, quantum doctrina delectetur, miraremini. De corporis reliqua specie formosissima nihil dixero, ne, quod ante oculos habetis, vos doceam quasi caecos. Id unum concludendum est, si recte monstruositatem corporis dictum est signum esse illorum, quae sunt in animo signata, contraria disciplina opus esse, ut hujus pulcherrima membra singulorumque membrorum internodia ea sint, quae singularem animi sui machinam habeant demonstrare. Sed haec minora sunt, quae a corpore proficiscuntur, quae solent nonnumquam in gladiatoribus esse quam in bonis viris crebriora et plura. In homine vero probato et innocenti et religioso vires ipsae, ipsum robur est in virtute ac innocentia constitutum et firmatum. Illa majora in hoc sunt, quae in tertiis bonis me dicere de animo proposueram. Haec enim reliqua levi quodam morbo aut temporum insolentia vel aeris immoderata faece corruunt, dilabuntur, pereunt; virtutis autem est de qua fit aestimatio. Ea vero sive sit, ut Tullius tenuit, habitus animi rationi consentaneus, vel, ut Aristoteles voluit, habitus electivus in mediocritate consistens, vel dispositio perfecti ad optimum pro Alberto, vel sit optima dispositio, vel habitus, vel potentia quorumlibet, quantum est aliquis usus vel opus, nemo dubitat eam esse, qua fiunt humanae felicitates. Nam cum omnia bona vel externa sint vel animi, animi sunt magis expetenda; sed quae in animo, alia sunt habitus sive potentiae, alia energiae et motus, meliore autem habitu melius esse opus et, ut se invicem habent habitus, sic etiam ex his opera invicem habent. Quam ob rem felicitatem esse animi boni operationem non ignoramus. Itaque magna fuit inter veteres et disputatio et dissensio, verene[1] praestantiores intellectualesve vel morales virtutes forent, cum et habitus sint, et inter morales ipsas quae [p. 28.] antecelleret reliquis. Thomas enim virtutes morales quam intellectuales stabiliores voluit; id et philosophus tenuit. Quod etsi quibusdam placuit praeponendas intellectuales, quoniam speculando veritatem inquirant, eo videtur Thomae assentiendum magis. Quod cum quadruplex capiatur virtus, civilis, purgativa et exemplaris sub morali consistunt; intellectualis vero sola est. Et cum aliud

---

1. Cod. et vere.

sit scire, aliud sapere, quasi actio et quies, ut Job sanctissimus voluit, scire quidem communius et in civilem rem utilissimum. Quam ob rem neque sapiens dici potest, nisi qui antea mores calleat et disciplinam. Nam ut oculo inest et aspectus et visus, nec is videre dicitur, qui non aspiciat, ita cum in mente sit ratio et intellectus, inde inferiora superioraque scrutemur. Nemo se sapientem appellarit, qui antea non sit sciens. Quod si subtilius est pulchriusque sapere, usitatius tamen et primum scire. Quorsum haec P. C? ut intelligatis paulo infra, in hoc Deo non minus eas quam has virtutes vigere, fuisse ad optimos rerum fines progressum, propter quos omnia, optimarum quoque scientiarum processus. Sed id primo considerandum est, quae major sit inter morales virtutes, siquidem utilitatis gratia bona sunt animadvertenda, cum honesta sunt; nam alio modo dicendum non est utile, ut Panaetio placuit. Quid utilius reipublicae justitia? Cum ipsa enim sit animi habitus, communi utilitate conservata suam cuique tribuens dignitatem, quid magis rebus publicis necessarium, quidve convenientius, quid salutiferum magis? Aristides ille, qui cognomento justus dictus est, ejus rei fecit cum Themistocli, viro fortissimo et prudentissimo controversiam, periculum et discrimen, quantoque majori Atheniensibus splendori accesserit aequitas sua quam Themistoclis prudentia, manifeste docuit. Proinde praeclare dictum a Platone, aequitate atque concordia civitates conservari; Lacedaemones vero tunc ceciderunt, cum ob avaritiam se injustos praebuerunt, ut Apollo praedixerat. Prudentia potest ad calliditates versutiasque deduci, justitia vero nunquam ad iniquitatem, quae imaginem contineat suam. Fortes vero nonnumquam audaces meticulosive[1] censentur, si succedat his bene, temperantes appellantur aliquando simulatores et fallaces hypocritae. Quare prudens dicebatur Ulysses, fortis Achilles, temperans apostata Julianus; quod si quo praeclariores educit effectus, eo inter primas tollenda est virtus, quae major fortitudine, quoniam hae partes sequuntur, quibus nullae sunt majores in populo. Si vero quod et natura nos docet et quare dicamur homines, inspicimus, quis prudente laudabilior, in quo rerum bonarum malarumque scientia dignoscitur cujusque memoria est propria intelligentia et providentia? [p. 29.] Nam his tribus animum recordari, cognoscere ac assequi conjectura dicimus. Quare dictum est, inveniri multos justos, si prudentes, qui cognoscant injustos, reperiantur. Itaque praestanter in legibus Cicero prudentiam appellatam a providendo et Albertus noster eam inquit esse praestantissimam virtutem in felicitate civili, quoniam est principium et forma cunctarum virtutum civilium, propterea que mediam ipsam inter morales partim intellectuales poni. Sed quia corruunt haec omnia, nisi dominetur appetitui ratio, videmur temperantiam principem judicare, cum est rationis in libidi-

1. Cod. meticulose ve.

nes atque in alios non rectos impetus animi firma et moderata dominatrix; sed quae praestabilior sit, quia cum in comparationem deducuntur, diversis rationibus diversae possint emergere sententiae, non dicemus, quantumque harum virtutum quaeque in hoc homine floreat. Et ut eam contingam, quae ad reliquas parat ascensum, quis eo viro continentior? Siquidem continentia est, per quam cupiditas consilii gubernatione regitur. Quis eo temperantior? Hic ego non dixerim plura. Nam ex moribus suis potuistis vos, o reliqui viri doctissimi, qui hunc ut probatissimum ad hanc dignitatem delegistis, suam virtutem sentire jam pridem. Ut Augustinus enim tenuit, boni mores vitam bonorum malorumque discernunt et ad diversa perducunt, sicut palea et triticum. Nonne videtis gravitatem aspectus sui? Difficile est, ut Naso voluit, crimen non prodere vultu. Quare fiduciam vultus animi bonum habitum prae se ferre voluere philosophi. Id declaravit a pueritia sua, qui semper cum summis antistitibus[1] et praelatis ecclesiae, regibus ac principibus commoratus est, apud quos solet omnes temperantia coli. Non erit hic Johannes iniquus judex, velut multi faciunt, qui propter odium incendantur in iram judicandi. Habet enim ex eadem temperantia summa clementiam quandam, qua virtutis specie solent animi, qui sint in alicujus odium temere concitati, comitate retineri[2]; habet modestiam, per quam pudor honestus claram et stabilem sibi comparat auctoritatem, est, ut paucis agam, omni temperantiae vi refertissimus. Qui hujusmodi vero sunt, non possunt esse non in omni vita, omni actu, omni denique non dixerim operatione, sed etiam cogitatione dignissimi, laudatissimi, optimi. Accedit ad hanc prudentiam, quam[3] non minus habet, sapientia[4], quae rerum humanarum divinarumque scientia definitur; quod tunc docet, cum in humanis est et in divinis honore dignandus. Quae humana sunt enim, est primum ipse humanissimus et ea humanitate, quam Aulus Gellius eruditionem appellat et doctrinam, et ea, quam appellant Graeci φιλανθρωπίαν,[5] nos dexteritatem in amandos viros. Est namque tum doctissimus in philosophicis et omni oratoria facultate, tum et in jure pontificio, cui continue incumbit, invigilat, insudat, est quoque omni [p. 30.] benignitate, mansuetudine, comitate plenus, viget in eo animi fortitudo, considerata periculorum susceptio laborumque perpessio; hujus partes possidet, magnificus est, siquidem magnificentia est rerum magnarum et excelsarum cum omni ampla quadam et splendida propositione agitatio atque administratio. Non dixerim hunc agitare, quo fiat armorum ductor et eam fortitudinem exerceat, sed mentis fortitudine est praeditus; quantum animi habeat in res amplas, inde cognoscite, quod cum satis et patrimonii haberet et nobilitatis a genere atque familia, magnam illam curiae summae beatitu-

1. Cod. antistibus. 2. Cod. retinentur. 3. Cod. qua. 4. Cod. sapientiam. 5. Cod. φῖλαϱοϱαπῖαν.

dinem cupiens se totum religioni dedicavit, in qua tam sancte ac bene semper vixit, ut mirificum sit. Ea ratione ductus orbem terrarum peragravit, ad ipsos usque perfidos hostes Christiani nominis pervenit eoque se immiscuit bello, in quo cum Poloniae rege Cardinalique beatissimo sancti Angeli Juliano tot Christianorum millia uno die periere; in quo cum se martyrio devovisset, quod olim et duo Decii et Horatius Cocles et Mucius in Porsennae castris pro liberanda patria fecerunt, majori laudi, ut opinor, praeservatus est. O magnificum virum, o insigni virtute florentem! Theophrastus in libro de divitiis est multus in laudanda magnificentia, sed eam apparitionem popularium munerum taliumque susceptuum[1] facultatem esse judicat, id quod absurdum dicit Marcus Arpinas. At Aristoteles gravius et probatius nos accusat, qui has pecuniarum effusiones inter minima censeat collocandas, nec propterea Publio Crasso, qui et cognomine et copiis dives exstitit, gloriae fuit largitionis effusio, quam hi magnificentiam dicunt, sed quod haberet alia bonorum maxima, quod nobilissimus foret, quod eloquentissimus, jure consultissimus, pontifex maximus. Mamerco quidem, homini ditissimo, aedilitatis intermissio propter falsam de magnificentia sententiam consulatus repulsam attulit, neque Lucullus nec Masinissa propter eandem rationem ullam gloriam consecuti sunt. Recte igitur hic magnificentiam, quae sit, intellexit, sed minime eum latuit alia verae fortitudinis pars, fidentia, per quam magnis et honestis in rebus multum ipse animus in se fiduciae cum spe certa collocavit. Nam[2] cum latuit patientia honestatis atque utilitatis causa, rerum arduarum atque difficilium voluntaria et diuturna perpessio; nam cum latuit perseverantia in ratione bene considerata, stabilis et perpetua permansio. Quis[3] eo per Deum immortalem fidentior, qui ut coronetur in gloria, dimicat cum omni labe, omni tabe, omni morbo in hoc orbe, quis eo patientior, qui nulla mundi jacula veritus est, ut discat illum praecepti finem prae se ferre, de quo apostolus ait, finis autem praecepti caritas, de corde puro et conscientia bona et fide non ficta; quis eo perseverantior, qui quoniam scit, faciliorem imperitorum turbam ad dero- [p. 31.] gandum bonis studiis quam ad imitandum, ut Gregorius inquit Nazianzenus[4], ea semper procuravit, non solum quae bona essent, sed vel quae bona censerentur. Nam etsi crebro soleat et de bonis mala et de malis bona fama mentiri pro Hieronymo divo et satis sit cuique testimonium conscientiae neque quisquam debeat nisi tacitum animi judicium vereri, ut Sallustius in Marcum scripsit, cum tamen expediat nonnumquam ob pseudofratres, non dixerim metuere famam, sed cupere gloriari, Paulo teste ad Corinthios, ita tenuit illabefactam suam laudem sedulo, ut neque rumor in eum unquam dejectus sit, nec illud Hesiodi possit in eum jaci Φήμη

1. Cod. surreptum. 2. Cod. num. 3. Cod. qui. 4. Cod. Nazanzerus.

δ' οὔτις πάμπαν ἀπόλλυται, ἥντινα πολλοὶ Λαοὶ φημίξωσι, Fama non omnino perit, quam multi populi famant, uno enim ore cuncti cuncta de hoc praedicant bona. Observavit intra se illud Terentii, „Quid reliquum est, quin habeat, quae quidem esse in homine dicuntur bona, parentes, patriam incolumem, amicos, genus, cognatos, divitias; atque haec perinde sunt, ut illius animus, qui ea possidet; qui uti scit, ei bona, illi, qui non utitur recte, mala.“ Itaque cum nobili genere natus sit, in opulentia dignitateque constitutus ad omnem gloriam se conservavit, siquidem definita est judicium hominum bene de hominibus opinantium vel alicujus clara cum laude notitia vel, ut antiquae Latinae linguae scriptores definierunt, frequens de aliquo fama cum laude. Haec, inquam, haec est fortitudo, non in belluas pugnare, quod Herculem fecisse referunt; et tamen tanti fit ab antiquis frenare libidinem, iracundiam cohibere, nihil boni desperare, ut merces magna sit in coelis. Accedit ad haec justitia, quam si recte norit hic noster Herrgott, attendite obsecro, ut pernoscatis, quanta sit nobis in futuro praeside consolatio, cum ejus virtutis pars in jure naturae consistat, quod non opinio genuit, sed immutata quaedam vis inseruit, et hujus sint species hae: religio, pietas, gratia, vindicatio, observantia, veritas. Religiosissimus est Herrgott; nam cum religio est, quae superioris naturae curam ceremoniamque affert, vel pius Dei cultus et veneratio adversus Deum propter ejus naturae admirationem, quis eo religiosior? Nonne substantiam, opes vitamque denique ipsam in divinum cultum exponit? Nonne hujus vita in religione versatur, nonne hujus mores religiosissimi sunt? Ea ratione paulo ante hunc sapientem appellavi; cum sapientia enim amor sit vel sapor boni, a sapore quidem dicta, et ea virtus sit animi modus quidam, quo se liberat, ut neque in nimium, ut in luxurias et reliqua his similia, excurrat, neque infra quam plenum est, ut in sordes, in timores, in moerorem ac cupiditatem, coartetur, et ea doceat veritatem contemplationis actionisque probitatem, ipsam amplexus est recte, cum religionem incoluit, disciplinis studiorum ut morum imbui voluit hanc vitam non esse vitam intelligens, in qua torquent nos timor [p. 32.] et dolor, et timor et voluptas invicem premunt, ad eam se sustinet, ubi, quem nunc videmus veluti per speculum in aenigmate, tunc videamus de facie ad faciem. Haec medius fidius est sapientia, haec veritas, haec probitas in viro, ejus quando proprium est veritatem inquirere, per quam quae sunt aut fuerunt aut futura sunt, immutata dicuntur. Quanta in hujus ore versetur semper veritas, reliqui testimonio sint, quibus est cognitus, non ego solus; proinde recte religiosus dicendus est, cum vere Deum colat, qui ubi loquebatur evangelice, sum, inquit, via, veritas et vita. Quam ob rem et sanctitatem inhabitavit, quae scientia colendi Dei solet definiri; sed quia pietate sublata continuo sanctitas omnis et religio tollitur et ipsa pietas illa est virtus, qua sanguine conjunctis, benevolis pa-

triaeque officium et diligens tribuitur cultus, videamus, quis hoc Johanne pientior dici queat. Hic cum inanem fugiat gloriam et pompas saeculi cumque una omnium nostrum mente, patres amplissimi, delectus fuisset in hanc tantam dignitatem rectoratus, ubi sponte refragaretur et nollet, quia in patriae cognatorumque[1] suorum et agnatorum specimen futurum intellexerat, acceptavit tutus ea ratione, quod quidem cum Cretenses dicant patriam antiquiora et majora jura possidere, nihil difficultatis et laboris pro patriae honore debeat praetermitti. Praeterea quanta[2] summa est hujus in hanc almam universitatem benevolentia; maluit sua summa cum difficultate laborem hunc gerendi magistratus tanti admittere volentibus hortantibusque nobis cunctis, quam si quis forte minoris laudis inaequalisque majoribus nostris praeficeretur. Sciebat enim nuper esse clarissimum hunc Ludovicum Bordinum, virum integerrimum, fuisseque paulo prius praestantissimum ipsum Antonium Badinum quidem et moribus et rerum humanarum calliditate fulgentem, qui adeo se perpulchre ac peregregie in eodem magistratu gesserunt, ut post multos annos eorum fama per orbem et urbem hanc permansura sit[3], ad quos se non indecorum[4] successurum cognovit pro vita et aequitate sua. Quare vos, patres amplissimi virique doctissimi et optimi, qui delegistis tantum hominem, plurimum et laetari debetis et sperare, cum in eo sit gratia, in qua amicitiarum et officiorum memoria et alterius remunerandi continetur voluntas; non enim erit in vos ingratus hic Herrgott ac pollicetur primum quod optatis, ut aeque se semper moderateque ac cum virtute gerat in magistratu, ut virum praestantem vos in praesidem cepisse dignoscatis. Sunt omnia peringentia in te bona, Johannes, vir clarissime! sunt ea, quibus possit quisquis summus vir in coelum laudibus ferri, sunt tamen ea, quae ad privatam vitam pertinent; in magistratu vero quae calles, scio per Deum inmortalem; animadverte, quod me quarto proposui dicturum esse quodque [p. 33.] secundo loco expositum et enumeratum est, quaeque majores nostri pro fungendis magistratibus descripserunt. Vindicatio, de qua verbum dixi, ea est, per quam vis et injuria et omnino omne, quod obfuturum est, defendendo vel ulciscendo propulsatur. Hanc virtutis partem tu forte nusquam admisisti, secutus divinam regulam illam, mihi vindicta, et ego retribuam, nihilque misericordia[5] tibi proprius[6] arbitratus ac tuis moribus, tuae humanitati, tuae religiosissimae vitae, illo speculato salutifero documento, beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur. Sed in hac tanta universitate, in tanto et nationum et scientiarum conventu et linguarum et morum diversitate vel propter eos aliquos, qui difficiliores in studiis sunt, vel propter alios, qui ni-

---

1. Cod. cognitorumque. 2. Cod. quando. 3. Cod. sint. 4. Cod. indedecus. 5. Cod. misericordie. 6. Cod. propius.



tantur adversus privilegia, gremio tuo, tuae fidei commendata-possent aliquando vel offensiones vel injuriae vel contumeliae pertemtari; vel defendendo, quod primum est, vel jure ac lege ulciscendo, quod ultimum, ipse tunc propulsato vim omnem, nam omnes sub tuis oculis, sub tua vigilia, consideratione tua dormiunt. Ad hoc illud animo volutato, magistratus virum ostendit, neque quod in hunc usque diem privatus vir cum tuis multiplicibus bonis et rationibus non fecisti, praefectus dignitatibus procurato, [non][1] ut superbias, sed observantiam adhibe, per quam homines aliqua dignitate antecedentes cultu quodam et honore dignamur. Sunt in hoc amplissimo studio viri multi ornatissimi, omnium virtutum rationibus florentes, in quibus non scientiarum minus quam eorum omnium, quae paulo prius in te memini, sit abundantia; quod cum tibi deferent, quandoquidem eorum eris praeses, tamen quanti sint, etiam atque etiam librato curatoque, ut tum justitia tua te diligat multitudo, tibi fidem habeat, honore te dignum censeat, quae sunt utilissimae rationes in officiis Ciceronis declaratae; neve[2] ut tyranni faciunt saepe, qui boves bene valentes et multos, ut ajunt Graeci, paucos et praevaletudinarios reddunt, vetustate legum et edictorum et statutorum hujus universitatis praetermissa novis delecteris, at quod ad justitiam accedit, consuetum jus servato, quod a natura tractum. Aliud et majus fecit usus, cujus est pactum, quod inter aliquos convenit, par, quod inter omnes est aequabile, quod alicujus aut aliquorum jam sententiis constitutum est. His tribus admissis et observato jure legum[3], quod in iis[4] scriptum[5], quod populo expositum est, ut observetur, [prout][6] continetur, nihil potes[7] non recte, non aeque, non, ut uno concludam verbo, juste judicare, sentire, facere, nulla hoc modo posteritas in hac urbe tuas laudes conticescet. Sed inter omnia quod privatus fecisti, publicus facito, quod apud Sophoclem tenuit Pericles, cum ait, praetorem, Sophocle, decet, non solum manus, sed etiam oculos abstinentes habere, illudque animadvertito proprium tuum munus esse intelligere, te gerere personam universitatis nostrae debereque ejus et decus et dignitatem sustinere, servare leges, jura describere [p. 34.] et tuae fidei commissa meminisse, quidcunque[8] universitas ipsa, si loqui posset, memento diceret, o Herrgott, fundamentum perpetuae commendationis in aequitate constitutum esse. Quarum rerum latissimam regulam praebent omnes, qui de moribus locuti sunt. Verum quia legi Lycurgum a domi civitatumque rationibus principibus in magistratus similitudinem facere, vide, quae apud Plutarchum accuratissime inquiunt sapientes Graeciae. Anacharsis eam ait optimam civitatem, *ἐν ᾗ τῶν ἄλλων ἴσων ὁριζομένων ἀρετῇ τὸ βέλτιον ὁρίζεται*, in qua scilicet virtus optimum habetur et vitium pessimum, Cleo-

1. Cod. hat non nicht. 2. Cod. nam. 3. Cod. lege. 4. Cod. eo 5. Cod. scripto. 6. Im Cod. fehlt prout. 7. Cod. pateris. 8. Cod. quicunque.

bulus eam inquit, in qua vituperatio plus timetur quam leges, Pittacus ipsam dixit, ubi malitiosis nullum est imperium, bonis autem est, Chilon illam dixit, ubi jurisconsulti diliguntur plurimum. Dato igitur operam, ut in hac civitate tua, in hoc collegio nostro, in hac amplissima societate virorum omnium bonorum, virtutem, ut antehac fecisti, plurimi facias, tantam prae te feras dignitatem, quod olim in Catone narrant, ut vituperationem tuam magis metuant omnes quam castigationem, ut apud te nullus sit improbis locus, susurronibus nullus, maledicis nullus; jurisconsultos habes optimos et clarissimos viros, quos diligere queas, quorum consiliis fruaris, ubi opus sit, et sententiis cum pervulgato proverbio, rerum omnium habere scientiam nihiloque errare divini potuis quam humani sit ingenii. Apud eundem vero Plutarchum eam domum optimam videri sibi dixit Solon, ubi neque pecuniae forent injuria quaesitae neque perfidia conservatae, Bias illam ait, in qua talis est paterfamilias ex se ipso, qualis foras propter leges, Thales ipsam inquit, in qua dominus sollicitus est, Cleobulus eam asseveravit, in qua plures amant quam oderint herum, Pittacus illam sensit, ubi neque superfluis nec necessariis egeretur; sanctissima quidem et salutifera documenta, Johannes praestantissime, si pecunias, quarum usus bonus est, cupiditas mala, non cures injustas; te quidem talem velis tua tacita mentis sententia, qualis haberi apud reliquos optes, idque tecum observes, quod cum aliis praecipiunt leges observare, sollicitusque sis in tuo magistratu omni aequitate ac virtute amarique, non odio gliscas haberi, quantumque decus et laus offert, sequaris. Reliqua missa facias; quis te major, quis laudatior, quis felicior in magistratu? Quae bona possit tantus magistratus, quantus tibi nuper commendabitur? Inde comicus dicit sapiens consilium unum multas manus vincit. Prudentia nitere, qua plurimum potes, ut et scimus et aetas docet. Nam pro Hyperide[1] sunt opera juvenum, consilia non mediocrium, benedictiones autem senum. Te sapientissimum aetas tua[2] declarat. Sed ego videor sus Minervam docere; scis haec omnia longe melius quam dixerim, et sunt tibi notissima et perspecta. Quid? si quid te latet, habes magnificum virum et jurisconsultum illustrem Johannem Grassum legalem comitem, maturum et expertum vitam omnem, praeceptorem tuum, [p. 35.] cui nihil et ad monendum et hortandum vel animi desit vel ingenii vel voluntatis in te suae. Amat enim, ut cunctos probos, ita te virum probatissimum, habes vitam institutionemque antecessoris hujus tui, Ludovici Bordini[3] et illius primi Antonii Badini, a quibus cum tibi relictum sit summum onus imitandi, tum etiam optima vitae ac morum regula et disciplina. Ipsi enim quantum in hac palaestra nituerint et gloriose dimicarint, eorum

1. Cod. hipidis. 2. Cod. tuas. 3. Cod. burdini.

possint coronae declarare, quas bene merentes alius reportavit, alius paulo post reportaturus est; habes Chilonem ipsum, cum inquit, principatum habentem nihil mortale debere judicare, sed cuncta immortalia, nihil igitur caducum et mutabile cupere, sed omnia in virtute collŏcare; habes denique, habes et Aethiopum regem ab Amasside, Aegyptiorum rege rogatum et Thaletem sapientem, quorum alter utilitatem et damnum in Deo et daemone collocavit, alter commodum et perniciem in virtute constituit et vitio, quippe quod quae frugi ac sancte gerantur, secundum Deum fiunt et virtutem, quae vero perperam et nequaquam efficiantur, daemonum et vitiorum judicanda sint, quorum si vitabis haec, sequeris illa, non solum te primum Johannem Herrgott, qui a parvulis in virtutibus es educatus, tui confirmabunt, sed quo major est tua dignitas, te majore quoque laude dignum complebis. Itaque tibi sortem non dominari, sed te sorti posse imperare cognosces. Vos autem P. C. videtis vel me reticente, quanta sit in viro Teutone probitas, quanta laus, intelligitisque, me multo plura[1] omisisse quam enarrasse de suis bonis, ne facerem taedium auribus vestris. Habemus ergo futurum praesidem et Rectorem universitatis Taurinensis almae nobilem, et non solum genere, sed etiam virtute, pro qua Satyrus noster: Cuncta licet veteres exornent undique cerae Atria, nobilitas sola est atque unica virtus. Habemus divitem, qui nulla pecunia corrumpendus sit metiaturque nullum tetrius vitium quam avaritiam, praesertim in magistratibus, et habere quaestui atque venalem justitiam et aequitatem non modo turpe, sed sceleratum et nefarium esse. Non ergo in hunc fiet, ut in famelicos pluresque solet, habemus temperantem, fortem, animo prudentem et sapientem, justum et aequum, humanum, doctum, religiosum, pium, moderatum et denique sanctum, ut paucis agam. Quare debemus hoc tam magnifico et praestanti praeside gaudere, fruique tum fortuna, tum bonitate ac innocentia sua censereque tantum hoc munus coelitus nobis datum esse, ut tam celebrem et excellentem Rectorem nanciscamur, qui optari magis quam eligi poterat; laetemur igitur una cuncti, viri praestantissimi, quod adeo eximia sumus exsultatione completi, oremusque ac deprecemur Deum optimum maximum, ut sicut is Johannes Herrgott tam illustrissimis virtutibus ornatus hactenus visus est et paene omnium [p. 36.] laudum pater et alumnus, ita nobis sibique posthac in majores laudes conservetur, teneatur, augeatur. Quodque reliquum ad hanc rem video, sumat ornatum suum is Rector; ut animi possidet, sic et corpore cognoscatur, dentur insignia rectoralia sibi, ut jam esse Rectorem gratulemur, quem futurum nuper gaudebamus, confirmetur varietas virtutum suarum varietate pellis, quae more datur, cognoscatur, ut a doctis cognoscitur pro summo viro, sic etiam a vul-

1. Cod. plures.

garibus, Herrgott, exclametur Herrgott, vivat diutius Herrgott. Tibi vero, future imprime Rector excellentissime, ut cum de me loquor, pro cunctis, qui sunt in universitate nostra sermonem faciam, cum tantus eris tamque probatus praeses, dedicamus nos omnes devovemusque in tuam et dignitatem et amplitudinem et decus animos et voluntates nostras, quos cunctos pro tuis metiare. Valete omnes ac plaudite.

Epistola ad deputatos chori Argentinensis post assumptionem caputii.

[p. 313.]

Quoniam ubi opus foret Reverentiis vestris mea opera, diligentia et industria, neque laboribus parcerem nec sudoribus nec facultatibus, quin satisfacerem voluntatibus vestris, audentius multo, quam ratio patiatur, vos, quia mihi debeatis paululum quidquam, postulabo ego, domini et fratres optimi. Fui nuper quamvis invitus et recusans ab hac alma universitate Taurinensi delectus Rector, qui magistratus quia maximus est et dignissimus et amici mei sic voluerunt et quia in summum decus et ornamentum nationis nostrae mihi collatus est, acceptavi libentius multo, quam fecissem. Nunc vero debetis et vos ea re plurimum laetari, quia non minus accedit honor vobis quam mihi; ego enim omnia mea juxta legem amicitiae censeo vobis esse communia. Itaque instetis velim apud ill. d. nostros de capitulo declaretisque occasionem necessitatis meae orantes, ut subveniant aliquo pacto; quod ego enim ab me ipso nequaquam facere possem, caderemque in ignominiam et dedecus summum, si sumtus[1] et solitos et honorificos non facerem in eo magistratu, contra gratiam, favorem[2] auxiliumque inveniam. Cura et sollicitudine scio me in summum decus honoremque ac laudem evasurum. Facite igitur, ne frustretur spes mea, et si qua in re vobis obsequi aut morem gerere queam, praecipite et mandate velim.

Johannes Herrgott.

Epistla aod dominum praeceptorem post assumptionem caputii.[3]

[p. 314.]

..... Opto enim vehementer D. t. rem gratam quavis lege [indicare], sed cum desit Ciceronianus Demosthenicusque dicendi modus et vis eloquentiae, non idcirco quod cr[ass]ior sum et rudior, vereor ad R. p. tuam literas meas vel inconcinnas inconditasque transmittere. Scio enim te facile ignoscere posse pro solita humanitate

1. Cod. sumptos. 2. Cod. savoie. 3. Der Anfang dieser epistola, $3^1/_2$ Zeile des Cod. ist dergestalt von Würmern ausgefressen, dass nur wenige völlig zusammenhanglose Silben stehen geblieben und zu erkennen sind.

mansuetudineque tua tarditati meae, neque propterea me minus impetraturum arbitror cum gratia, quod sum abs te nuper postulaturus. Ego enim, pater et domine, quantam in te semper spem mihi fiduciamque proposuerim et allocarim, inde potuisti liquido perspicueque dignoscere, quod quidquid sum vel fuerim vel futurus sum unquam, omnes meas dignitates, opes facultatesque, quamvis exiles, tenues et jejunas, tuas esse volui et constitui, nec ab hac voluntate nisi mors me adimet quisquam; nec injuria. Vidi enim, quanta fuerit continue tua erga me benevolentia, quantus amor, quanta diligentia. Itaque si non essem tui status, honoris et decoris amantissimus et fidelissimus, possem nimirum ingratior multo judicari, dici recitarique quam aut in Pompejum Ptolomaeus, rex Aegyptiorum inscribatur aut in M[arcum] Tullium Gajus Popilius nominetur. Quidquid enim habeo, quidquid possum, opus [t]uum esse censeo. Quare te credens quoque fore, qui jam pridem in me fuisti, fac[iens] que ex meo animo conjecturam in tuum audentius peto. Cum igitur nuper omnis haec universitas alma me inscio, recusante ac invito delegerit in Rectorem suum, quamvis immeritum, et ad id una omnium vox occurrerit, non potui cum honestate refragari ac repugnare, quantum non minus reverendi domini mei Montis Regalis reliquorumque amicissimorum meorum fuit opinio; quod cum ii consulerent et omnes vellent propter nostrae nationis dignitatem et famam, acceptavi. Sed quia non pauci sunt eo in magistratu futuri sumtus, quibus ego nequaquam suppeditare possem, incideremque in ignominiam non modicam, ad te confugio, ut ad amnem rivulus, tanquam ad dominum servulus auxilium favoremque deprecans. Quare facito, ut non fallas spem in te meam, sed subvenias mihi recorderisque, quod Plutarchus inquit, amicis uti nos in necessariis debere; nam ego legem amicitiae servo, ut nihil quod honestum non sit, postulem, quodque Dominationem tuam ultro non impartiturum esse sciam. Fac igitur et quo citius, domine mi; tempus enim, quod omnium primum est, instat et volat. Vale.

Johannes Herrgott.

Arenga receptionis illustrissimi excellentissimique principis et domini, domini Ludovici, Sabaudiae ducis &c., in studio Taurinensi pronunciata, confecta et perorata per Johannem Herrgott, licet inmeritum ejusdem universitatis Rectorem anno &c. LIIII⁰. [p. 37.]

Quanta nostram hanc amplissimam universitatem, devotissimam excelsae tuae Dominationis filiam, conficiat voluptate jucundissimus adventus tuus, illustrissime princeps et excellentissime domine, potes ea conjectura pro singulari sapientia tua consequi, quod majorem in modum exspectatissimus fuerat. Venerit igitur, venerit

felicissime in hac regione tam celebri, in hoc tam laeto Pedemontio diutius permansura praestantissima cupitissimaque[1] dominatio et praesentia tua. Eramus enim jam dudum quasi parente, tutore patronoque orbati, eramus quasi errantes pecudes, nunc autem tanti principis adventu quasi muniminis cujusdam praesidio mirum in modum exsultamus, quo nihil nobis gratius contingere potuisset, nihil optatius, nihil, quo magis gaudere nobis valeremus. Vel faciat enim hoc singularium ac prope divinarum virtutum tuarum cumulus et ubertas, quibus tuos populos in pace rerumque cunctarum et quiete contines et feracitate atque dominatum tuum unicis laudum omnium titulis tollendum praebes, vel proveniat ex illa innata mansuetudine, qua tibi cunctos allicis et nectis. Inter reliquos haec alma universitas prudentissimae Dominationi tuae incredibiliter afficitur nec scio, si magis suae nationes Augusto ipsi aut Tito, qui bonarum artium cultores exstiterunt, devinctae fuerant quam sunt hi, qui vel ab exteris linguis viri morantur apud hanc ipsam universitatem, tibi; tractantur enim, princeps illustrissime, cum perbenigne abs te ipso, tum summa quadam dilectione. Quare praeclarissimum tuum affatum, tuum hilarem atque phoebigenam faciem die noctuque audire desiderant et intueri, quippe qui sperent nihil nisi boni sibi contingere, cum te vel sentiant vel intueantur, excellentissime domine noster. Cum ergo tantum hoc muneris tam optati, tam suavis evenerit sibi vel insperato, gratulatur plurima haec universitas hoc adventu, se suaque omnia et facultates et vitam tuis votis mandatisque Dominationis tuae dedicat, devovet, offert et profert nullumque discrimen factura, nullum periculum numeratura, nullum laborem fugitura, cum imperio voluntatique tuae se obsequi ullo pacto vel morem gerere dignoscat. Ceterum in his meis ineptissimis verbis et tanta indignis auditione, quae profero servulus ego tuus, Johannes Herrgott, Teutonicus ex illa felici regione, qua quondam majores tui Saxoniae duces prodiere, in hacque oratiuncula mea se totam, spem suam, solamen suum in illustrissimae D. t. manus, lacertos, ulnas, protectionem tutelamque quam commendatissimum reddit, quam feliciter ad vota longaeveque sospitem conservare dignetur Altissimus. Amen.

Johannes Herrgott.

Oratio Johannis Herrgott ad illustrissimum principem, dominum
[p. 1.] *Ludovicum, Sabaudiae ducem &c.*

Si possem leviter explicare, illustrissime princeps, quam fortunatum hunc diem esse censeam, intelligeret Celsitudo vestra, me summa quadam et incredibili voluptate in hoc potissimum die confectum, cum vestram ill. Dominationem intueri et affari queam.

1. Cod. cupidissimaque.

Hoc est enim, quod exoptabam jam pridem, quod die noctuque cupiebam. Audiebam enim, optime princeps, innatam in vobis ac prope divinam humanitatem, summam mansuetudinem et excellentissimam vigere benignitatem. Ad quae omnia peramanda me alliciebat, provocabat incitabatque non minus haec vulgatissima vestri potentissimi nominis fama uno eodemque cunctorum ore recitata, quam Plato philosophus inquiens: virtutes solent homines in amorem suum rapere. Hanc igitur sitim meam aestuantem pascebat, saturabat et veluti exstinguebat haec tam florida et sublimis praesentia Bonitatis vestrae. Vellem tamen pro mea causa, alia necessitas huc adduxisset, quo nihil ad exsultationem meam defuisset. Sed quia talis se obtulit temporis occasio, ad vestram Celsitudinem tanquam ad portum tutissimum ex pelago appuli. Vestrum itaque erit imprimis vestrae nobilissimae domus devotissimum me servulum, ut semper fui, judicare, mihi tempus discernere, quo devotissimae filiae vestrae, Taurinensis universitatis nomine, cujus vel indignus sum Rector, nonnulla referam, quae non minus ratio quam necessitas expostulat.

Jo. Herrgott.

Oratio Johannis Herrgott in dimissione caputii in publica congregatione universitatis studii Taurinensis in die sancti Laurentii anno Domini M° CCCC° LV°. [p. 38.]

Mitto ea, quae orator hic celebris, qui nuper tam insignem orationem habuit extremo loco elimatissimi sermonis sui de meis laudibus supra modum et dixit et protulit; locutum enim virum splendidum arbitror amore fortassis commotum potius quam recti animi judicio ductum. Scio enim animi mei rationem haud magnam habendam esse, neque me latet alienum penitus ingenium meum fore ab his divinis bonis, quae solita mansuetudine is ipse praestantissimus doctor mihi tribuit. Uno igitur verbo, quae sigillatim multifaria de me protulit, missa facio, quibus responsum compraebere nequaquam mearum virium esse profiteor. Id unum attingam et id quidem, quo brevius potero, perstringam, quod ad te ipsum, dulcissime[1] frater, videtur pertinere. Aciem nuper aggredieris, in qua possis magnum experimentum de tuis innumerabilibus bonis condonare. Omnes sciunt, nec ego ignoro, quantus in te familiae splendor antiquissimique generis fulgor[2] nobilissimaeque ac vetustissimae familiae decus et lumen vigeat, nitescat et floreat. Haec nedum nobis, verum etiam exteris nationibus nota sunt; reliqua tua bene facta silentio praetermitto, quae maxima et in-

1. Ursprünglich stand im Cod. honorande, was durchstrichen ist; dulcissime ist dann darübergeschrieben. 2. Cod. fulgur.



numerabilia sunt. Sed ea in te majora intelligant non homines solum, sed vel ipsi lapides, quae ab animo et subtilissimo ingenio in te sunt instituta. Quae quidem omnia cum infinita sint virtutum genera, taciturnitate in praesenti compensabo. Verum si, non dixerim monendi aut consulendi, sed quo memorandi licentia concedatur, nec arroganter ab me magis quam sincere, benigne ac fideliter dictum putes. Illud te velim meminisse et sedulo in pectore sculptum fore, quod apud sapientem Graecum est, magistratum virum ostendere. Magnus est in his verbis sapor, magna disciplina, magnus fundus. Nam reliqua omnis aetas privatum virum ostendit, cui non videtur fama infamiave praeter se ipsum quidquam acquirere posse, magistratus vero, qui publicam personam gerit, si peccet in illam, incidit satyri Juvenalis sententiam

Omne animi vitium tanto conspectius in se
Crimen habet, quanto qui peccat major habetur;

si vero rempublicam sic administrat, ut debet, quantam coronam promereatur, nemo recte metiri possit. Haec ego, fratrum clarissime, exuberantia quadam amoris dixi, ut cum in ea ipsa justitiae gubernatione plerisque defuerim modis, te merito laetari posse praedicam et ipse mihi gaudeam, qui tanto successore sim ornatus, qui nedum superiores defectus meos reformaturus sit, sed suas laudes per hanc amplissimam universitatem effundat. Ceterum ut attingamus ea, quorum gratia huc venisti, quodque nuper a me petiisti, tandem consequare; accipe caputium magistrale variis [coloribus][1] subductum, quippe qui variarum gentium et scientiarum sis in hoc universitatis praestantissimo corpore modos et ordines recturus et gubernaturus in laudem Dei. Amen.

Johannes Herrgott.

[p. 40.] *Oratiuncula ad subeundum examen rigorosum.*

Constitutus ego in tanto tamque celebri conspectu, quantus est in hoc nostro florentissimo conventu, reverende pater et domini praestantissimi, ut quo mansuetius et humanius fieri possit, in me nuper vos habeatis, et oro et supplico. Non enim is sum, qui ausim profiteri ea in jure pontificio, quae nec hi, qui annos Mathusalem attingerent, possent, pro minima parte dignosse. Quod nisi mansuetudinem et humanitatem vestram intelligerem, nequaquam ausus essem in hunc tam floridum locum devenire, sed quia vel possum ex vestris humanitatibus et benevolentiis, quas in hos usque dies multipliciter in me compraebere[2] dignati estis[3], hoc mihi persuasi[4] cum gratia impetrare posse. Jam igitur ingredior

1. Coloribus fehlt im Cod. 2. Cod. comprabavi. 3. dignati estis ist im Cod. durchstrichen. 4. Cod. persuadere.

aciem tirunculus[1] ego cum tantis militibus veteranis certaturus. Ut autem attingam ea, quorum gratia me tanto tamque horrendo judicio devovi, et imprimis quod subeam tam tremenda certamina, tria me facturum polliceor: primo dante Deo puncta mihi hodie[2] assignata legam, summam ac casum in terminis, prout facundia et vires praebebunt, ponam; inde notabilia colligam et glossas succinctiore, quo potero, modo perstringam, tertio me judicio vestrarum reverendarum et clarissimarum Dominationum submittam et tandem pro susceptis et recipiendis beneficiis pariter et benevolentiis omnipotenti Deo vestrisque reverendissimis et clarissimis dominationibus necnon omnibus hunc actum honoris mei gratia visitantibus gratias immortales agam.

Johannes Herrgott.

Ad puncta examinis rigorosi dixi, ut hîc.

Ut igitur periculum de me faciam, ordinem, morem atque stilum a priscis nostris aut institutum aut usurpatum tenebo pariter et observabo; dicit enim textus noster, consuetudinis non levis aut vilis est auctoritas cap. cum consuetudinis et cap. fin. De consuetudine (c. 9 & 11 X. De cons. I. 4.) Et quae sit longa consuetudo, habetur primo dicto praecepto. Igitur vetustam consuetudinem et priscos mores observando tria per ordinem me fac turum arbitror:

1⁰ puncta recitabo,

2⁰ audiam subtiles et profundas argumentationes Dominationum vestrarum, non ut pollicear me respondere illis, sed ut sperem me doctiorem futurum,

3⁰ et extremo me subjiciam vestro rigoroso scrutinio, in quo me, quaeso, commendatum suscipere dignemini supplex oro.

Johannes Herrgott.

Oratio Johannis Herrgott in assumptione doctoratus. [p. 39.]

Audivi, quae dixisti, praeclarissime doctor et miles insignissime, et ut me pro tua humanitate supra hominum laudes extulisti, quae quidem omnia, si nescirem te virum gravem et plane sapientem, vel assentandi vel irridendi mei gratia potius quam alia ratione dicta censerem; metior enim interdum vires meas et tarditatem ingenii mei non ignoro et nihil in me vel elimati vel culti esse scio; quae igitur constat amantius abs te, si tua pace dictum sit, quam verius fuisse recitata. Et ut cetera sileam, id plurimum doleo

---

1. Cod. tyrannulus. 2. Cod. hoc hodie.



atque angor, cum in pluribus fuerim hujus almae universitatis causis et negotiis, eas me nescivisse, quantum animus cupiebat, pertractare. Quod si crassitati intellectus mei tribuendum est, non tamen vel fidei vel devotioni meae; nam si mens ipsa et reliquae virtutes pro voluntate mihi suppeditassent, me latet, quis Plato usquam melius de republica locutus sit, quam ego hujus florentissimi studii rempublicam rexissem et gubernassem. Utcunque res se habet, vos omnes, praestantissimi domini et patres, tantis me semper fuistis honoribus prosecuti, plus quam ullis meritis meis fuisset concedendum, ut, ubicunque terrarum degere possim, vobis et vestris posteris omnibus dedicatissimum fore me non ignoretis, nec erit res ulla futura tanta, tam ardua, tam vehemens, tam denique indigna humeris meis, quam non ad eam [accedam][1], si modo me vobis rem gratam effecturum intelligam. Post haec autem, quia me vel immeritum in jure pontificio licentiari libuit, quod consequens est, inprime attingam. Primum igitur a te clarissimo atque famosissimo utriusque juris doctore et comite, domino Johanne de Grassis, domino et praeceptore meo dignissimo, cathedram magistralem librumque clausum et apertum dari et assignari peto, inde a te, praestantissimo et famosissimo domino Ambrosio de Vigniate, utriusque juris doctore et milite, berretum magistrale capiti meo imponi, a teque, clarissimo ingenuoque viro, domino Michaele ex dominis Pronave, utriusque juris doctore, annulo aureo subarrhari et postremo a te, spectabili et egregio juris utriusque doctore, domino Johanne de Pavitiis, praeceptore meo plurimum colendo, osculum pacis et benedictionem paternam mihi dari et assignari suppliciter exposco in laudem Dei. Amen.

Johannes Herrgott.

Oratio Johannis Marii Philelffi doctoris, poetae laureati ducalisque consiliarii, pro licentia spectabilis et insignissimi viri, domini Johannis Herrgott, Rectoris almae universitatis studii Taurinensis.

[p. 41.]

Memini superioribus mensibus, magnifici viri vosque ceteri patres amplissimi, cum praeficeretur huic florentissimo nostro gymnasio studiorum Johannes hic Herrgott Rector, habuisse apud vos non parum sermonem de suis incredibilibus ac prope divinis laudibus, memini pro mea in hujusmodi viri probitatem fide ac spe tantum hunc in eo magistratu[2] futurum pollicitum esse, quantus ante ipsum fuerit nullus, memini eorum nihil omisisse, quibus potuissem conventum vestrum ad egregiam exsultationem quandam

---

1. accedam fehlt im Cod. 2. Cod. magistratum.

provocare, quod tam celebrem fuisset alma haec universitas praesidem nacta. Scio me ibi praetermisisse multo plura, quam dixerim, et id quidem fecisse consulto. Nam si centum ora et totidem linguas ac voces habuissem, ut poetae postulant, defuissem adhuc in enarrandis singulis Johannis Herrgott virtutibus. Eas attigi, quibus persuaderem Praestantiis vestris, laetum fuisse vobis diem illum suscipiendum, quo tanto praefecto militaria haec nostra castra coepissent exornari. Nunc autem laetor plurimum ac gaudeo, non esse me deceptum spe ac sententia mea, nihil vobis aut petentibus[1] aut exspectantibus Johannem ipsum Herrgott defecisse, quantum aequum virum decuit, superasse hunc omnem meam illiusmodi pro se sponsionem; quod si cui foret obscurius, videatur omnis vita Rectoris nostri, perquirantur singuli mores sui, confabulationes, studia, privatae publicaeque rationes suae, nihil invenietur Argentinensis hic summissarius egisse, nihil dixisse, nihil cogitasse, quod non prudenter ac juste fuerit actum, dictum aut cogitatum. Quarum rerum infinita sunt exempla. Quis constantissima et aequissima mente reipublicae hujus nostrae causas intercepit, conduxit, effecit? Johannes hic Herrgott certe, de quo loquimur. Quis se, facultates, operam, labores, vigilias, deambulationes, sudores, vitamque denique suam obtulit in nostrae universitatis tam vehementibus necessitatibus? Johannes hic Herrgott, de quo loquimur. Quis illustrem principem nostrum, Sabaudiae ducem, pro tutandis studii nostri causis adiit, quis supplicavit, petiit, imploravit et tamdiu commoratus est, quoad cum gratia, quae postularit, impetrarit? Johannes hic certe Herrgott, de quo loquimur. Quo quidem loco quanti fuerit sapientia sua judicata, hoc uno patet argumento, quod retentus in consularem fuit ab hoc ipso principe. Satis se suam rem agere judicabat, si vel aes vel tempus vel omnem diligentiam suam pro reipublicae nostrae rebus exponebat; non is privatam sibi utilitatem aliquam esse quire censebat, nisi publicam honestatem conservaret, nullam suam pecuniam sive gloriam unquam metiebatur. O virum insignem et quem nulla posteritas apud hanc universitatem debeat conticescere. [p. 42.] Dixine igitur vobis quidquam, promisi quidquam de hoc nostro Rectore, quod non satis superque is fecerit? Fidem, inquiunt Stoici, dictam[2] esse, quia fiat, quod dictum sit. Hic plus quam fides servata est; plus enim ac multo multoque plus, quam dixerim, observatum est ab Herrgott, praeside nostro, nihil inique usquam patravit, nihil injuste molitus est, quaecunque egregia sua cum laude potuit, in bonos viros contulit, quae cum radiis solaribus vobis omnibus notiora esse[3] non ignorem, silentio commendabo. Unum attingam, cujus gratia huc me contuli. Johannes hic noster nullis occupationibus adeo fuit percitus, ut juris pontificii curam, stu-

1. Cod. parentibus. 2. Cod. discam. 3. Cod. essent.

dium lucubrationesque vel dimiserit vel praetermiserit; ea enim ipsa, quae graviore judicio pertractabat, ad ipsius semper juris pontificii majestatem consiliumque conferebat et ita, quidquid insudabat, canones erant, quidquid vigilabat, quidquid meditabatur. Adeo igitur eo melle Gregoriano, his sanctorum et hominum doctorum sententiis oblectatus est, quas ab ineuntibus annis usque videtur imbibisse, ut jam certaminis sui coronam ac palmam vestrum omnium firmissimo judicio promereretur. Recte sibi, recte, inquam, consuluit hic Rector, ut in tanta scientiarum varietate, in tantis artium humanarum diversitatibus eam facultatem amplexus sit, eam in conjugem legerit, qua suavior et jucundior nulla. Ea enim et sanctimoniam et religionem et pietatem et aequitatem ita docet, ut nihil sine hujus cognitione sanctum, nihil religiosum dici queat; theologiam insertam habet jus pontificium, philosophiam inclusam, juris vim docet. Promereris igitur omnium sententia coronam tuam, Johannes, vir clarissime; recte namque pro virtute semper certasti, donaberisque nunc[1] triumpho tuo, quandoquidem summos hostes debellatus es et vicisti sensus omnes tibique divinos[2] comites adjunxisti rationis socios, labores et vigilias bonarum artium. Illud tamen semper animadverte, tunc tibi magis laborandum, cum majores causae debuerint animum tuum concitare. Ceterum ego te auctoritate R. D. cancellarii in hac parte mihi tributa in jure pontificio licentiatum esse pronuntio, si tu tamen jurejurando promittas nec excessurum te in tuis sumendis insignibus formam clementinae secundae de magistris V, 1 nec ea te alibi quam apud hanc almam universitatem et sub his tuis promotoribus accepturum.

Johannes Marius Philelffus, poeta.

Consilium Johannis Herrgott Carolo Arnoldo auditore suo judice ad petendum quartam legatorum sive canonicam portionem.

[p. 43.]

Plebanus ecclesiae sancti Heymerami Maguntinensis petit infra scripta a priore, custode et conventu fratrum ibidem.

Primo quod N. legavit eisdem priori, custodi et fratribus, prout in testamento luculenter apparet, X florenos pro una missa unius anni legenda, de quibus X florenis tenentur idem prior &c. plebano ad solutionem quartae de jure, prout notat glossa clem. dudum [cap. 2 Clement. III. 7] super verbo funeralibus circa finem glossae.

Item legavit custodi ibidem II florenos, de quibus tenetur quartam, prout in eadem glossa super verbo indirecte.

1. nunc zweimal im Cod. 2. Cod. divinas.

Item legavit magnum cacabum valoris II florenorum iisdem fratribus, de quo etiam tenetur quartam juxta praeallegata et alleganda.

Item legavit iisdem priori et fratribus quatuor phialas argenteas pro calice comparando, de quibus etiam tenetur quartam juxta e. cle. in glossa supra notata, quae videatur ad longum.

Item legavit iisdem pro factura calicis III florenos, et de calice et dictis tribus florenis tenetur quartam, ut manifeste apparet in ea. cle. in glossa praeallegata super verbo indirecte.

Item legavit unam domum iisdem fratribus, quam dedit in vita coram scabinis Trevirensibus, de qua etiam tenetur quartam, non obstante quod testatrix dedit et resignavit coram scabinis eo, quod saeculares essent et potuisset[1] Treviri haberi judex ecclesiasticus et copia jurisconsultorum. Ratio est, quia per hujusmodi expeditionem censetur legatum in vita solvisse; et de tali debetur quarta juxta notata in dicta cle. dudum [cap. 2. Clem. III 7] super verbo data.

Sententia juste fuit lata integraliter pro plebano, quia habuit intentionem suam in jure fundatam.

Joh. Herrgott.

De strage et captivitate illustrissimorum marchionum et vicomitum de Würtemberg. [p. 301.]

Quanta animi perplexitas hac me hora invaserit, vix nimia percussus angustia recitare valeo, cum nunc id, quod hucusque veluti phantasma é mente repulerim, lucidius, proh dolor! acceperim. Heu hos illustrissimos catholicae fidei observantissimos pugiles per feram pessimam prostratos! Quid sibi per hoc incomprehensibilis velit sapientia divina, recte metiri nequeo. Numquam maledictus benedicto praevalebit; anne justitia temeritati locum tribuet? Absit, ne talia in cordibus fidelium radicentur dubia eo, quod peccata nostra, quae maxima, varia et infinita sunt, prospiciente e coelo divina vindicta id meruerunt; non in alium quam ut finem nostrum in ipsam invictissimam sapientiam ponamus, peccata nostra deplangendo emendemus et deinceps victoriam e coelo postulemus, stationes, missas, jejunia, eleemosynas, poenitentias et alia contritionis indicia imponamus, ut iratum judicem et vindicem placemus[2] precesque pro iisdem illustribus, nobilibus, ingenuis et probatis tironibus effundamus et tales, ut vivi e manibus Pharaonis indurati liberati leto evadant triumpho reliquique, qui in hac tam detestabili strage pro christianae legis conservatione suum sanguinem effuderunt, praemia consequantur aeterna, quibus feliciter fruantur sine fine. Et haud dubium, quin hujusmodi preces ja-

1. Cod. in Treveri. 2. Cod. placeamus.

nuas coeli aperiant et salutis remedium una cum misericordia altissimi nobis exposcant, quod et filiis Israel ceterisque pluribus diffidentiae, peccatorum maculis rubigenatis post peractam poenitentiam evenisse tradit antiquitas, eo concedente, qui non vult mortem peccatoris, sed ut convertatur et vivat. Amen.

Joh. Herrgott.

[p. 2.] *De jubilaeo ecclesiae Argentinensis.*

Quia annus jubilaeus annus quinquagenarius juxta traditionem antiquam esse memoratur et dicitur annus remissionis eo, quod eodem anno debita remittebantur et etiam Hebraei remittebantur liberi omniaque in pristinum statum revertebantur, ut dicit textus in c. quidam Deo d. I [c. 90 Dist. I. De poenitentia] et ibi per glossam et archidiaconum et habetur originaliter Levitico XXVI^{0} capitulo, ad instar dicti anni jubilaei dignum fore dignoscitur, quod praebendati chori ecclesiae Argentinensis, qui per tot annorum curricula, sicut praemittitur, praedictum chorum ad decantandum horas canonicas diurnas et nocturnas frequentarunt, quadam speciali praerogativa remunerentur. Hinc est, quod nos decanus et capitulum dictae ecclesiae Argentinensis de voluntate et consensu praebendariorum seu vicariorum dictae ecclesiae seu chori, matura circa praemissa deliberatione praehabita, statuendum duximus statuimusque et ordinamus, quod quilibet praebendatus chori praedicti, qui per continuos quinquaginta annos praebendarius in hujusmodi choro exstitit, post completum numerum quinquaginta annorum praedictorum poterit, si velit, annum jubilaeum ordine et modo subscriptis celebrare et consequenter subnotato exemptionis privilegio a continua frequentatione gaudere.

Modus itaque celebrandi jubilaeum erit talis.

Celebraturus jubilaeum hunc ordinem qui sequitur, servabit: primo per se vel substitutum procurabit in choro ecclesiae praedictae decantari sollenniter missam de beata et gloriosa virgine Maria et infra missarum hujusmodi sollennia vel saltem peracto prandio subscripto, si commode poterit, sermonem recommendatorium coram dominis et confratribus suis praedictis fieri ordinabit.

Item dabit idem jubilarius omnibus praebendariis chori praedicti tunc praesentibus suis sumtibus et expensis sollenne prandium, cuilibet etiam praelato ejusdem chori duplicatum, simplici vero canonico simplum berretum et nihilominus cuilibet vicario praesenti unum grossum Argentinensem vel munusculum aliquod aequivalentis valoris in signum futuri memorialis assignabit.

His peractis dictus jubilarius, quamdiu praesens fuerit in civitate Argentinensi vel etiam extra eandem in peregrinatione li-

mina sanctorum visitando, aut in balneis naturalibus exstiterit, gaudebit quotidianis distributionibus, quamvis etiam a praedicti chori frequentatione se absentaverit; super hujusmodi frequentatione ipsum suae conscientiae relinquemus.

Nolumus tamen hujusmodi jubilarium a missis in choro in ordine suo et alias in dicta Argentinensi ecclesia per eum celebrandis ac invitatoriis versibus et aliis sibi specialiter adscriptis exonerare, sed praedicta per se vel substitutum habebit executioni debitae demandare.

Ceterum si dictus jubilarius se a praedicta civitate ultra casus exceptos supradictos absentaret, vel etiam alibi quam in ecclesia Argentinensi chorum frequentaret, ex tunc distributionibus quotidianis par ceteris a chori frequentatione hujusmodi absentibus carebit.

Hanc nostram ordinationem ceteris statutis dictae Argentinensis ecclesiae adnotari volumus et adscribi.

Joh. Herrgott.

Epitaphium praeceptoris. [p. 314.]

Bertonelli inest honesta[1] ex stirpe Johannes
Hoc tumulo, hunc splendor tollit ad astra suus.[2]
Praeerat in Ysenhein[3] Antonii maximus olim
Praeceptor, multa cum[4] probitate sagax,
Ingenio doctus, virtute insignis et annis,
Fataque post superos incolit ipse polos.

Philelffus.

Qui probitate parem nullum cognovit et arte,
Quique sua laude templis mirandis et multis
Fundamenta tulit, summi quoque cubicularis
Pontificis divi praeceptor maximus olim,
Bertonelli hic[5] inest, sed[6] vermibus esca Johannes;
Post obitum eximia vivet per saecula fama.

Johannes Herrgott.

---

1. Früher stand im Text praeclara; dies ist durchstrichen und honesta darübergeschrieben. 2. suus im Cod. ausgestrichen. 3. Ursprünglich hat im Cod. ein anderes Wort gestanden, welches radiert und nicht mehr zu erkennen ist. 4. cum im Cod. durchstrichen. 5. An dieser Stelle im Cod. eine Rasur; das getilgte Wort ist nicht zu erkennen. 6. Ebenso wie No. 5.

Urkunden Hanns Folz betreffend.

Von

Georg Wolfg. Karl Lochner.

Es kann im Grunde nicht befremden, dass über die Lebensverhältnisse unserer älteren Berühmtheiten, so weit sie der Kunst angehören, nur wenig Glaubwürdiges, zum Theil gar nichts als der Name bekannt ist. Von geringem Stande, wie sie alle waren, geriethen sie erst durch ihre Leistungen in ein helleres Licht, aber meistens verfielen sie auch der Sage, so dass es der Nachwelt kaum möglich wird, Wahres und Falsches zu scheiden. Welche Mühe hat es gekostet, die Persönlichkeiten der Hans Holbeine, Vater und Sohn, scharf zu sondern und Jedem seine gebührende Stelle zuzuweisen! Dass man über Albrecht Dürer näher unterrichtet ist, darf als ein Ausnahmsfall, der diesem hochgefeierten Mann besonders zu Statten gekommen ist, angesehen werden, und doch ist es auch hier nicht ganz glatt abgegangen und die Sage hat sich mit unerbittlicher Zähigkeit wenigstens an seine Frau, an seine ehelichen Verhältnisse, angeklammert, und was die Kritik auch thun möge, es hilft doch nichts. Durch Hanns Sachs ist man zufällig selbst über die wichtigsten Beziehungen seines Lebens aufgeklärt, obgleich auch hier es an Missverständnissen nicht gebricht; von Veit Stoß aber ist vollends ganz abzusehen, um den sich Dichter und Romanschreiber der neuern Zeit das traurige Verdienst erworben haben ihn ganz anders hinzustellen, als er wirklich war.

Wenn Hanns Rosenblüt zu einem Prior des Predigerklosters zu Nürnberg gemacht worden ist, so trägt ohne Zweifel eine Stelle seiner eigenen Sprüche die Schuld, was näher

zu untersuchen und zu widerlegen nicht dieses Ortes ist. Dass er es aber nicht gewesen, dürfte als gewiss angesehen werden. Eben dahin gehört, dass Hanns Folz (oder Volz) in seinem Alter sich zur evangelischen Religion bekannt habe, was aus den folgenden Mittheilungen geradezu als eine Unmöglichkeit erscheint, und Nopitsch, der es in der Fortsetzung von Wills Gelehrten-Lexikon 5, 342 ausspricht, würde schwerlich eine andere Bürgschaft dafür aufzubringen im Stande gewesen sein als Stellen aus seinen Gedichten, worin er gegen die Gebrechen, die im Leben einzelner Geistlichen zu Tage traten, in seiner Weise zu Felde zieht. Auch dass er eine eigene Druckerpresse besessen, dürfte auf demselben Missverständnisse beruhen, wenn gleich der Wortlaut dafür spricht, durch welches auch Albrecht Dürer den Nürnberger Buchdruckern beigezählt worden ist. S. Panzer, Geschichte der Nürnberg. Bibelausgaben. 1778. 4. S. 80—85. Indessen diese Besprechungen von Möglichkeiten und Unerwiesenem, auch wol Unerweislichem, gehören nicht in den beschränkten Raum dieser Zeilen, die sich nur zur Aufgabe gesetzt haben, das was über Hanns Folz urkundlich fest steht und zur Zeit noch unbekannt ist, ans Licht zu stellen, dabei aber es Andern überlassen, diese urkundlichen, freilich nur wenigen Mittheilungen mit demjenigen zu vereinbaren, was anderwärts (s. der Kürze wegen Bibl. des liter. Vereins in Stuttgart XXX. 1858. S. 1195 f.) über Hanns Folz gesagt ist.

1489 Aug. 21.

Meiſter Hanns Voltz und Meiſter Ulrich Eßlinger *confitentur*, daß ihnen Conradus Reinhart, als ein Anwalt Martin Wagners, 33 fl. rh. Arztlohns, von deſſelben Martins wegen, und um ihn verdient, ausgericht und bezalt hab, darum ſie denſelben Wagner derohalben quitt ledig und los ſagen. Teſtes Hr Hector Pömer und Hr Gabriel Holzſchuher. Actum Sexta poſt Sebaldi 89 no Conſ. 2. fol. 194.

Martin Wagner war ein wolhabender Kaufmann, dessen und seiner Frau Katharina in jenen Jahren öfter gedacht wird, z. B. 1490, als sie die Häuser S. 689 und 687 verkaufen. — Conrad Reinhart, vielgenannter und langjähriger Procurator, besass seit 1498 die jetzt „zum Posthorn“ genannte Weinschenke S. 525,

die er 1508 an Hanns Heuß verkaufte und sich auf die Küche an S. Morizkapelle, die er ebenfalls besass, beschränkte, aber nicht bewohnte, sondern sie in Pacht oder Miethe gab. Er war schon seit 1515 durch einen Substituten vertreten und 1518 Alters halben der Procuratur gänzlich enthoben worden. Nach seinem Tode 1519 verlieh der Rath die allen Touristen, die Nürnberg besucht haben, bekannte Garküche, genannt „zum blauen Glöcklein", der Wittwe des Malers Leonhard Schürstab, Agnes, um jährlichen Zins von 8 fl.

1493 März 12.

Meiſter Hanns Voltz von Worms der Barbierer, Burger zu Nürnberg, beweist von ſein und Agneſen ſeiner ehlichen Wirtin wegen, mit des Gerichts Buch, daß Gerhard Zollner und Jorg Köppel eidlich bezeugt haben, daß Niklaus Glockengießer, anſtatt und von wegen Hrn Ulman Stromers, ſeines Eidams, und Hanns Saher, am Eritag nach Oculi (12. Merz) verkauft haben die Erbſchaft, die Stromer und Saher, laut brieflicher Urkund, um Schuld, die Heinrich Jopp und Anna, ſeine ehliche Wirtin, ihnen ſchuldig geweſen, an ſich gebracht hätten, an der Behauſung unter den Schuſtern, zwiſchen N. N. und N. N. Häuſern gelegen, und an ſie, Hanns Voltz und Agnes, ſeine ehliche Wirtin, verkauft haben um 200 fl. rh. nebſt einem, Hannſen Tetzel gehörenden, (nicht benannten) Eigengeld und 15 fl. rh. Gattergeld an N. Holzmanns ehliche Wirtin. Lit. 10. fol. 64.

Der Tag der Ausfertigung des Gerichtsbriefs ist, ebenso wie die Namen der Gerichtszeugen, in Folge schreiberischer Nachlässigkeit, nicht beigefügt, wie auch die Namen der Nachbarn nicht eingetragen und nur die leeren Lücken gelassen sind. Auch ist nicht angegeben, ob das Haus diesseits oder jenseits des Wassers lag, was deswegen nöthig wäre, weil die Bezeichnung, „unter den Schustern" sowol in St. Sebalder als in St. Lorenzer Pfarre vorkommt. Doch möchte man sich aus mehreren Gründen für die letztere entscheiden. Gerhard Zollner gehörte der rathsfähigen, also patriciatischen Familie an, er war ein Schwager Anthoni Tuchers und wohnte in L. 118. Jorg Köppel war ein Wirt, Inhaber einer Trinkstube, und besass S. 876 am Markt. Hanns Saher war ein Rothfärber, dem damals noch das Haus S. 153 gehörte. Ulman Stromer ist ein in der Nürnbergischen Stadtgeschichte, besonders durch den unglücklichen Tag der Schlacht am Wald, 19. Juni 1502, gewöhnlich Schlacht von Affalterbach genannt, wo er das Nürnberger Kriegsvolk anführte, wolbekannter

Name. Er besass das von den Kamermeistern 1490 Nov. 10 erkaufte Haus S. 119, das jetzt die südliche Hälfte des Gasthofs zum Bayerischen Hof bildet. Er war in zweiter Ehe mit Niklaus Glockengießers Tochter Katharina verheirathet, deren Familiennamen im Biedermann Gnotzheimer steht. Da der mit ihr erzeugte Sohn Maternus (nicht Matthaeus) jung starb, so nahmen es die Genealogen nicht so genau.

1498 Oct. 12.

Meiſter Hanns Volz erweist mit des Gerichts Buch, daß er, der genannte Hanns Volz, und Meiſter Hanns von Frankfurt, beide als geſchworene Meiſter der Wundarznei und des Barbierer Handwerks alhie zu Nürnberg, an einem, auch Conz Steiner, Ulrich Steiners und Margarethen ſeiner ehlichen Wirtin Sohn zu N. N. und mit ihm der genannte Ulrich, ſein Vater, Hanns Steiner sein Bruder, Peter Schmid ſein Schwäher, und Martin Strobel ſein Schwager, am andern Theil, am Eritag 24 July nächſtvergangen vor Gericht erklärt haben, nachdem ſie, die genannten beide Wundärzte, den genannten Conzen Steiner um 20 fl. Arztlohn verklagt, und er und ſeine Freunde und Mitverwandte dawider vorgebracht hätten, ſie ſeien ihnen darum nichts ſchuldig, weil ſie demſelben Conzen Steiner mit Binden, Stechen und Anderm ſeinen Arm verwarlost, verderbt, und ohne ſein Wiſſen und Willen abgenommen haben ſollten, ſo daß ſie die Gegenklage der Entſchädigung geſtellt, die Wundärzte aber wiederum erklärt hätten, ſie ſeien dieſe zu thun nicht ſchuldig, daß nun, nach beider Theile, auch vier Doktor der Arznei und der andern geſchwornen Meiſter gehöriger Verhörung, in deren Erklärung ſich gefunden habe, daß Meiſter Hanns Volz und Meiſter Hanns von Frankfurt in der Sache nach der Kunſt der Arznei wol und nicht miß handelt hätten, von den Herren Schöpfen, mit Namen Hr Gabriel Nützel, Hr Sebald Schürſtab, Heinrich Geuder, Hanns Schürſtab, Hanns Tucher, Peter Harsdorffer, Jeronimus Haller und Sebald Schreier, mit ihr beider Theile gutem Wiſſen und Willen gütlich abgeredet und gehandelt worden wäre, daß Conz Steiner und ſeine Mitverwandten ſie, beide Meiſter, um Gottes, auch der jetzt vermelten Herren Gebet und Conzen Steiners Armut willen bitten ſollen, für ihre Belohnung nichts zu nemen ſondern deßhalb

ihrer Forderung abzuſtehen, und daß Conz und ſeine Mitverwandten ihre Forderung der Verwarloſung halb gegen ſie auch fallen laſſen ſollen, womit die Dinge gerichtet und geſchlichtet, und die Meiſter, als die, welche nichts mißhandelt hätten, ferners Nachredens vertragen und kein Theil mehr eine Forderung an den andern haben ſollte. Dieſe Abbitte thaten auch Conz und ſeine Mitverwandten alsbald und nahmen den gütlichen Ausſpruch von den Herren, auch den Meiſtern zu Dank an.

Der am Freitag 12. Oct. gegebene Gerichtsbrief war von Erasmus Haller und Wilibald Pirkheimer bezeugt. Die beigeschriebenen Worte „iſt nicht genommen“ zeigen ohne Zweifel an, dass Hanns Volz und sein Kunstgenosse, da sie das Honorar hatten schwinden lassen und eine weitere Anfechtung nicht zu befürchten war, auch keine Lust hatten, eine amtliche Ausfertigung des Briefs zu nehmen und Canzleigebühren ohne Noth zu bezahlen. Lit. 15. fol. 102. Die Personen der Kläger sind nicht näher zu bezeichnen, woran auch nicht viel zu beklagen ist. Meister Hanns von Frankfurt wird in derselben Lebensstellung, wie er hier erscheint, auch sonst öfter genannt. Die Schöpfen, d. h. Beisitzer zum Stadtgericht, waren mit Ausnahme der mit Herr praedicierten Gabriel Nützel und Sebald Schürstab, schon am 20. Juni vor. Jahr. und nun wieder am 12. Mai ernannt worden. Sie gehörten, mit Ausnahme Sebald Schreiers, der aus einer rein bürgerlichen oder plebejischen Familie stammte, aber durch seine Heirath mit Margaretha Kamermeisterin mit der städtischen Aristokratie verwandt war, sämmtlich den rathsfähigen Geschlechtern an.

1506 März 7.

Als Anthoni Tetzel und anſtatt Jeronimus Holzſchuhers Hanns Stromer regierende Burgermeiſter waren, wurde verlaſſen und in folgender Faſſung in das Rathsbuch eingeſchrieben: Item als Meiſter Hanns Voltz der Barbierer hat begert, ihm zu vergönnen, daß er ihm in dem Kloſter zu den Auguſtinern eine Pfründ mög kaufen, woll er deſt minder nicht thun mit Loſung, Steuer und Anderm als ein ander Bürger, iſt aus beweglichen Urſachen ertheilt, ihm ſolch Begehren zu Verhütung beſchwerlichs Eingangs abzulehnen. *Actum Sabbato Thoma de Aquino.*

Man wollte, um ein Beispiel nicht aufkommen zu lassen, auf das sich später Andere mit gleichem Begehren stützen und berufen könnten, eine solche Neuerung, die wol anderwärts, aber nicht in Nürnberg vorkam, nicht gestatten. Folz muss damals

verwittwet und vielleicht nicht mehr im Besitz eines eigenen Hauses gewesen sein. Jedenfalls sehnte er sich für seine alten Tage nach Ruhe. Ob er diese in der neuen Ehe, die er nun einging, gefunden hat?

1515 Sept. 6.

Linhard Mayer an einem und Elsbet, weiland Hannſen Voltzen Barbirers ſeligen Wittib, am andern Theil, bekennen, daß ſie ſich vereint haben, und zwar ſo, daß Linhard Mayer von der Elſbet Volzin 200 fl. die allein von ihr herrühren, zu ſeinen Handen empfangen hat und ſoll dieſe Summe in den Kauf etlicher Wolle verwenden und dieſe Wolle wieder zu beider gemeinem Gewinn verkaufen. Und die Gemeinſchaft ſoll jetzo angehn und bis Jahr aus bleiben. Das erſte halbe Jahr ſollen 100 fl. der Elsbet ohne allen Gewinn bleiben, mit dem andern 100 fl. ſoll ſie Gewinns gewärtig ſeyn, nach einem halben Jahre ſollen beide 100 fl. zu Gewinn und Verluſt gebraucht werden. Nach Ablauf des Jahrs ſoll Mayer redliche Rechnung ablegen und was nach allen Koſten überbleibt, das ſoll in zwei gleiche Theile zerfallen und Jedem ein Theil werden. Und wenn nach Verlauf des Jahrs Elsbet nicht mehr in der Geſellſchaft ſeyn und ihr Geld zurück haben will, ſoll Mayer es ihr ſofort ohne Verzug überantworten. Und dieß zu halten haben ſie beiderſeits in Gegenwart von Euſtach Rieter und Pangraz Salzmann gelobt am Donnerstag nach Aegidi 1515. Conſerv. 21. Fol. 133 b.

Ob dieses Wollengeschäft prosperiert habe oder nicht, ist hier ganz unerheblich; es genügt zu sehen, dass Hanns Folz noch einmal geheirathet hatte, aber nun, also geraume Zeit vor Luthers Auftreten, bereits todt war. Wann er nach Nürnberg gekommen, bzhgsw. das Bürgerrecht erlangt habe, wodurch sich wenigstens annähernd sein Lebensalter bestimmen liesse, hat sich nicht ermitteln lassen. Die Lebensstellung Lienhard Mayers, als eines kleinen Kaufmanns oder Krämers, ergibt sich aus der Urkunde. Eustach Rieter, Pirkheimers Schwager, Anthoni Koburgers Eidam, und vielfach genannt wegen seiner Zerwürfnisse mit dem Rath, besass das „zum Paradies“ genannte Haus S. 5. Pangraz Salzmann, ein auch oft genannter Kaufmann, erwarb 1523 das vorher zameſſeriſche Haus am Markte, das südwärts von S. 26 stehend früher mit S. 27 vereinigt war, dann aber von ihm getrennt wurde.

Die französischen Classiker des 17. Jahrhunderts in ihrer Nachahmung der Alten und Originalität.

Von

Adolf Brennecke.

(Fortsetzung).

Im unwandelbaren Schicksal der Griechen und im allmächtigen Gotte der Christenheit liegt in zwei Worten der Kernpunct der ganzen Frage. Fast kein einziges litterarisches Denkmal der classischen Zeit des Alterthums gibt es, dessen Entwicklung nicht hervorgegangen ist aus der nothwendigen, aber unerkannten Verkettung von Ursache und Wirkung; die Beschlüsse jenes Schicksals, welchem selbst die Götter unterworfen waren, schwebten in der Luft über allen Handlungen der armen Sterblichen, etwa wie ein mächtiger Raubvogel in hohen und sichern Cirkeln über seiner Beute kreiset. Der Aeschyleische Vers (Gefesselter Prometheus 936), dass die Weisen sich beugen vor der unabwendbaren Nothwendigkeit, findet ungesucht Anwendung auf alle Jahrhunderte von den Zeiten Homers bis zum Ende der heidnischen Wissenschaften; niemals ist die griechische *Μοῖρα* oder das römische Fatum ersetzt worden durch irgend eine gnädige Gottheit im Sinne des christlichen Gottes.* Es leuchtet ein, dass der Einfluss

* In dem Aufsatze von Weiss „Antigone und Polyeucte“ (Herrigs Archiv XXVII S. 42) heisst es von dem Schicksal der Alten: „Die antike Tragoedie ist die Schicksalstragoedie als solche. Das Fatum ist die dunkle, ungreifbare und unbegreifbare Macht, welche mit dem Menschen nach Willkür schaltet. Nicht Verdienst, nicht Gnade, nicht eine allgemeine, erkennbare Richtschnur leitet dies schauerliche Mysterium. Es trägt den Grundbedingungen der menschlichen Natur keine Rechnung, ihre sittliche Freiheit achtet es nicht, ohne sein Verschulden reisst es den Menschen in Sünde und Verderben. Es ist die vollständige Negierung jeder sittlichen Weltordnung, es belohnt und straft nicht nach Verdienst, vor ihm gilt keine Freiheit der Selbstbestimmung, launenhafte

dieses Schicksals des griechischen Theaters auf die Entwicklung der dramatischen Handlungen durchaus verschieden war von dem des allmächtigen Gottes der Christen, welcher den Gebeten seiner Kinder allezeit zugänglich ist. In den französischen Stücken, deren Handlung der griechischen Sage entnommen ist, ist die unbegreifbare Schicksalsfügung oft den christlichen Ideen gemäss durch irgendwelche Aenderung abgeschwächt und gemildert worden.* Um den Zorn der Götter zu beschwichtigen, richtete man ihnen zu Ehren in Griechenland und anderswo die grossen Nationalspiele ein, welche nach und nach der dramatischen Kunst ihre Entstehung gaben. Man sang zunächst Hymnen und Oden (μέλη) mit obligater Begleitung, um die Stimmen zu unterstützen; alsdann löste man von diesem singenden und gleichzeitig tanzenden Chore zur Zeit des Thespis und Phrynichus einen einzelnen Sänger oder besser Schauspieler ab, zur Zeit des Aeschylus den zweiten und etwa zwanzig Jahre später den dritten und letzten, da die dramatische Handlung an Ausdehnung und Vollkommenheit immer mehr gewonnen hatte; der Chor selbst blieb als ideales Wesen der Handlung und ihrer Entwicklung gegenübergestellt.

Die Anfänge des Dramas fast aller Völker gleichen in

Willkür hat ein dunkles Verhängniss geschmiedet, an dem ohnmächtig alle Anstrengungen zerschellen. Der Mensch ist der Spielball eines tückischen Daemonen geworden, die Gottheit selbst ist bloss ein Diener des Fatums und ebenso launenhaft und willkürlich als dieses selbst“...

* Das geeignetste Beispiel, um diese Ansicht zu bekräftigen, hat man aus der Iphigenie des Euripides und der des Racine genommen. Euripides lässt die Tochter Agamemnons geopfert werden als Busse für den Fehltritt der Helena, aber Racine führt in sein Stück die Eriphile ein, die Tochter der Helena, um das Vergehen der letztern zu büssen, weil er zwischen Helenas Fehler und dem Tode der Tochter Agamemnons keine Beziehung (ausser der des Fatums) fand. Er meint hierüber in der Vorrede zu seiner Iphigenie: „Ohne die glückliche Persönlichkeit der Eriphile würde ich dies Trauerspiel niemals gewagt haben. Wie schrecklich, hätte ich die Bühne befleckt mit dem schauerlichen Morde einer so tugendhaften und liebenswürdigen Person, als welche man die Iphigenie darstellen musste.“ Man sehe die Abhandlung von M. Dubois im Programm des Gymnasiums zu Riga, 1869, Seite 15 u. f.

vielen Stücken denen zu Athen und zu Rom: wie dort, riefen auch bei den Völkern der Neuzeit die Gottesverehrung und die religiösen Feste dramatische Darstellungen ins Leben. In Frankreich begann man mit den Mirakeln, welche mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts von den Misterien, den Possen (Sotties), den Moralitäten und den Farcen gefolgt wurden; aber obschon man in allen diesen Bühnenerzeugnissen einen gewissen religiösen Charakter beibehielt, entfernte man sich doch von Anfang an in Theorie und Praxis von den Alten, oder vielmehr, die Erfahrungen und Gebräuche der antiken Bühne geriethen gänzlich in Vergessenheit. Die beschränkte Anzahl der Schauspieler, die Kothurne, die Masken, endlich der ganze äussere Apparat, dem doch die Handlung selbst und die Ideen der Dichter sich stets in vieler Beziehung anbequemt hatten, waren in Frankreich vor der Wiedergeburt der Wissenschaften durchaus unbekannt, und niemals wieder hat man später zu diesen Einrichtungen des Alterthums seine Zuflucht genommen. Der Geschmack und die Forderungen des modernen Lebens wichen zu weit ab von der Vorliebe der Alten für die Einfachheit der Handlung und den engen Kreis der mythologischen oder historischen Stoffe mit ihren hergebrachten Beziehungen, an denen man nichts zu ändern wagte, etwa um einen neuen Reiz zum Alten hinzuzufügen. Auch hatte der spanische Einfluss auf das französische Theater des vorhergehenden Jahrhunderts den Geschmack des Volkes vielfach verdorben: es bedurfte immer neuer, verwickelter, pikanter, recht weltlicher Stoffe, um ohne grosse geistige Anstrengung die Sinne angenehm zu erregen. Fast möchte ich in dieser Neigung für den Sinnengenuss eine der Ursachen erkennen, deretwegen die Nachahmer der Alten es gänzlich unterlassen haben, die antiken Chöre in ihre Stücke hinüberzunehmen. Sicherlich war die unablässige Gegenwart des Chores, sein Wehklagen ohne Ende, seine ausgedehnten Sprüche „über die Nothwendigkeit des Sterbens, über die Unbeständigkeit der menschlichen Zustände, über die Unbequemlichkeiten der Königswürde, über das Glück der Unschuld, über die Unglücksfälle, welche den Missethätern drohen"* u. s. w., sicherlich war

* Perrault, Parallèle III, 136.

alles dies langweilig für die Franzosen des 17. Jahrhunderts, welche die Intriguen und theatralischen Scherze vorzogen, selbst wenn, wie Boileau meint, „Le violon tint lieu de choeur et de musique.“

Zudem hatte der Chor bei Aeschylus und Sophokles einen doppelten Zweck gehabt: erstlich wollte man der Handlung Anhaltspuncte geben, und zweitens hiess es die dramatische Kunst verallgemeinern und sogar idealisieren, wenn man die einzelnen, oft zufälligen Ereignisse in Beziehung setzte zu alledem, was das poetische und religiöse Leben des Volkes ausmachte.* Die französischen Schriftsteller verkannten vielleicht diese Aufgabe des Chores, oder, was wahrscheinlicher ist, das Publicum liebte nicht den Stillstand der Handlung und den seinen Ergötzungen untermischten Ernst; auch war das Drama nicht mehr ein staatlicher Act, wie es im Alterthum gewesen war, und endlich trugen die reicheren und verzweigteren Fabeln der Neuzeit, sowie die grosse Personenzahl das ihrige dazu bei, den Chor zu beseitigen. Kurzum, der Chor sagte fortan weder dem Geiste des französischen noch dem der andern modernen Völker zu, und obgleich Racine in der Vorrede seiner Esther „aufrichtig bekennt, dass die Chorgesänge eine der grössten Annehmlichkeiten seiner Esther ausgemacht hätten,“ obgleich einige Litterarhistoriker Frankreichs seine Athalie über Gebühr gepriesen haben ausdrücklich wegen

* Schiller hat in der Vorrede zur Braut von Messina über das Wesen des Chores ein gesundes und des grossen Dichters würdiges Urtheil gefällt in den Worten: „Der Chor verlässt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die grossen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dies mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge, wie mit Schritten der Götter, einhergeht — und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet . . . . . Diese eine Riesengestalt nöthigt ihn (den tragischen Dichter), alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen und seinem Gemälde dadurch die tragische Grösse zu geben . . . Der alte Chor, in das französische Trauerspiel eingeführt, würde es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zunichte machen“ . . . .

der Anwendung der Chöre auf die moderne Tragoedie*, so möchte ich für mein Theil keinen Augenblick anstehen, dem Urtheile Schillers beizustimmen, welcher (Vorrede zur Braut von Messina) im Hinblick auf die Chöre der französischen Tragoedie dieselben den Chören der modernen Oper vergleicht und ihnen jeden classischen Anstrich abspricht. Uebrigens findet die Meinung Schillers, dass der Chor der alten Tragoedie seit seinem Erlöschen nicht wieder auf der Bühne erschienen sei, auch auf Schillers eigene Anstrengungen, denselben wieder herzustellen, seine Anwendung: schwerlich dürfte Schiller in seiner Braut von Messina das erfüllt haben, was er in der Vorrede versprochen und dessen er sich auch sonst gerühmt hat**.

Uebergehen wir stillschweigend einige weniger wichtige Puncte, welche die antiken Mysterien berühren und den Umstand, dass dieselben in den Tragoedien der Alten zu Folge des Geheimnisses, mit welchem man die Mythologie zu umhüllen verpflichtet war, nur selten zur Sprache kommen. Die modernen Dramatiker dagegen bemühten sich, das Wesen Gottes und seine Verehrung in den Vordergrund zu setzen. Besonders in den Stücken, welche religiöse Stoffe behandeln, finden sich mitunter längere Stellen, welche einzig und allein von den göttlichen Eigenschaften und ihren Beziehungen zum Menschen handeln. Dennoch, trotz dieses förmlichen Studiums Gottes

* Die blossen Ausdrücke, in welchen Nisard (III, 66 und 68) Racine als Nachahmer der Alten gefeiert hat, dürften genügen, um das Ansehen dieses Kritikers zu verdächtigen: man muss entweder Franzose oder ein schlechter Kenner des Alterthums sein, um dem Mädchenchore Racines vor den Chören eines Aeschylus und Sophokles den Vorzug zu geben und zu behaupten, Racine habe die Alten übertroffen, trotzdem er sie nachgeahmt habe.

** Brief an Körner vom 9. Septbr. 1802: „Das Stück lässt sich wirklich zu einer Aeschyleischen Tragoedie an.“ Vom 28. März 1803: „Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, dass ich in der Vorstellung der Braut von Messina zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragoedie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint: der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.“

und der christlichen Lehre behufs ihrer Verwendung in den litterarischen Erzeugnissen, hält es schwer die Bemerkung zu unterdrücken, dass die Tragoedien des classischen Alterthums einen tieferen und gesunderen Einfluss der religiösen Grundsätze ihrer Zeit offenbaren als die Dramen des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten. Um hierfür die Ursachen aufzufinden, nähern wir uns dem dritten und letzten unserer Gesichtspuncte, nämlich dem Abschnitte, welcher die Originalität der französischen Dichter in der Nachahmung der Alten erklärt durch die Verschiedenheit der Sitten in den beiden fraglichen Epochen. Wir haben oben auf den öffentlichen und gewissermassen officiellen Charakter der griechischen Tragoedien hingewiesen, welchem sie zufolge der religiösen Gebräuche ihren Ursprung und ihre ausgedehnte Bedeutung verdankten. In der eigentlich classischen Zeit ist dieser enge Zusammenhang zwischen Kunst und nationalem Cultus nie verschwunden, und erst in einigen Stücken des Euripides beginnt die Philosophie die religiösen Gebräuche der Vorzeit zu beeinträchtigen. Dagegen hat sich das siebenzehnte Jahrhundert, sowohl im Anfange wie unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, bald aller wahrhaft religiösen Bestandtheile entledigt, obschon man nie aufhörte, für die Religion und speciell für den Katholicismus Interesse an den Tag zu legen. Fast alle französischen Schriftsteller des Jahrhunderts haben das Beispiel Malherbes nachgeahmt, welcher „sich unversöhnbar (implacable) zeigt in seinem Hasse gegen die Protestanten, deren Vertilgung er fordert, da sie in seinen Augen schuldig sind, eine Partei im Staate und eine Secte in der Kirche zu bilden d. h. dem Autoritätsprincip doppelt schädlich sind“.* Dies Princip erreichte den Höhepunct gegen das Ende des Jahrhunderts, die königliche Würde lastete derart auf den Geistern, dass sie alle freien Erörterungen über religiöse Stoffe erstickte, und

* Gérusez II, 21 u. f. Vgl. Ranke, franz. Gesch. III, 532: „Nicht den Anstrengungen und dem Eifer des allgemeinen Katholicismus, sondern der Idee der gallicanischen Kirche, der französischen Einheit, sind die Protestanten in Frankreich zum Opfer gefallen.“ Vgl. auch Boileau im Eingange der 12. Epistel, wo dieser sonst so gerechte Dichter die Person Luthers mit den gehässigsten Beiworten überschüttet.



dass selbst die Muthigsten nicht weiter zu gehen wagten, als im Geheimen mit der verdammten Secte zu sympathisieren. Aus dem harten Beispiel der Widerrufung des Edicts von Nantes und der Zerstörung von Port Royal, aus der Aechtung der Lehren des Descartes und der Verbannung Fénelons erklärt sich, dass alle Welt in Frankreich sich einer scrupulösen Frömmigkeit nach dem Muster des Hofes von Versailles überliess. Aber ach! wie unwürdig seiner Rolle war dieses Muster! Gerade die religiösen Anschauungen und die Sitten des Hofes beschleunigten mit Riesenschritten die Auflösung der socialen Ordnung in Frankreich.

Ludwig XIV. hat zufolge seiner wenig sorgfältigen Erziehung weder Geschmack an den abstracten Fragen der Religion und Philosophie, noch eine bedeutende Einsicht in dieselben offenbart, und was er nicht in sich selbst empfand, das litt er auch nicht, oder wenigstens das liebte er nicht an Andern; man kann deshalb sein Bild wol mit dem des Augustus und einiger anderer Kaiser des ersten Jahrhunderts vergleichen. Als aber der Zeitpunct gekommen war, dass die Vergnügungen der Jugend ihren früheren Reiz für ihn verloren hatten, da gab seine zügellose Begierde mehr und mehr einer starken Neigung zu religiösen Anregungen Raum. Wir würden zu weit gehen, wollten wir, um die Wahrheit dieser Bemerkung nachzuweisen, nacheinander die Damen des grossen Ludwig Revue passieren lassen und den Unterschied ihrer Charaktere in dem angedeuteten Sinne bezeichnen. War es im Beginne seiner Herrschaft meistens die Schönheit allein, welche ihn reizte, so ersetzten für den alternden König die Anmuth des Geistes und die Gefälligkeit im Umgange die Reize seiner frühesten Liebschaften. Die Wittwe Scarron endlich hielt es für angemessen, aus ihm einen Frömmler zu machen, um sich mit leichter Mühe seines Besitzes zu versichern, und fortan wurde es allgemeine Mode, sich mit Gott auf guten Fuss zu setzen, sobald man die Annäherung des Todes in sich verspürte.* Man wollte unter allen Umständen

* Eugène Pelletan spricht in seinem berühmten Buche „La Mère“ (S. 218) folgendermassen von Ludwig XIV. und seiner Zeit: „Man erstickt

gläubig sein; gleich dem Könige trug man ein lebhaftes Interesse an religiösen Fragen und an der Canzelberedsamkeit zur Schau. Uebrigens ist es nicht nur der Hang zur Frömmigkeit gewesen, welcher damals die Kirchen anfüllte: ein wahres Vergnügen an den Predigten Bossuets, Bourdaloues, Fénelons und ihres Gleichen trat hinzu, sodass das Anhören von Leichenreden und Fastenpredigten zum ausgesuchtesten geistigen Genusse wurde, dass der König es sich zur täglichen Aufgabe machte* und dass er den gerade beliebten Predigern grössere Aufmerksamkeit zuwendete, als er sie jemals den grossen Dichtern seines Volkes erwiesen hatte. Was nun Corneille betrifft, so hatte er allerdings gegen das Ende seines Lebens das Gebiet des classischen Alterthums verlassen, obschon die Bekehrung Ludwigs XIV. noch weit im Felde war; aus diesem Grunde ist aber auch Corneilles Neigung für religiöse Stoffe ganz verschieden von der Frömmigkeit seiner Nachfolger: ihm allein kann man das Gepräge des Ungesuchten und Wahren nicht absprechen. In der Widmung** seiner Imitation de Jésus-Christ sagte er dem Papste Alexander, dass seine (Alexanders) „Gedanken über den Tod" ihn in ernstliches Nachdenken versetzten insofern, als er ja vor Gott erscheinen und ihm Rechenschaft ablegen müsste von dem Talente, mit welchem er ihn begünstigt hätte. In diesem Zuge wahrer Frömmigkeit liegt der Hauptgrund für die Abfassung der Imitation, welcher zehn Jahre später die „Lobreden auf die hl. Jungfrau" und eine grosse Anzahl von Uebersetzungen ähnlichen Inhalts folgten. Und dennoch bemerkt Corneille in den Avertissements au Lecteur***, dass man „seine geringen

---

die Polygamie durch Frömmelei; man ist peinlich darin, um Ostern zu beichten und seinem Volke einen Don Juan, geschmückt mit dem Mantel eines Tartuffe, zu zeigen" .. . S. 200: „wenn man gerade an Ausschweifungen stirbt, so trägt man doch Sorge, sich in der letzten Minute einzig für diesen wichtigen Act mit einer Mönchskappe oder einem Nonnenschleier zu verhüllen."

* Ueber den Charakter Ludwigs XIV. in Bezug auf seine Vorliebe für Canzelberedsamkeit vgl. Arnd I, 434 u. f.

** Werke VIII, S. 6.

*** Werke VIII, Seite 9, not. 4.

theologischen Kenntnisse und seine geringe Praxis in den Frömmigkeitsäusserungen" entschuldigen müsse, und an einer andern Stelle*: „Ich bin in der Theologie und der Frömmigkeit so wenig bewandert, dass ich kaum mir selbst zu trauen wage, sobald die Rede darauf kommt: beide betrachte ich noch als unbekannte Pfade, auf denen ich mich leicht verirren könnte." Für Racine kam die Zeit der Bekehrung („le temps de se ranger") schneller: nachdem er Phaedras Leidenschaft besungen hatte, entsagte er im Alter von 38 Jahren der Bühne, verheirathete sich mit einer schönen und tugendhaften Dame, welche sein Herz fesselte**, und erschien erst wieder auf den Brettern zufolge einer Einladung der Frau von Maintenon.*** Sein Genie flösste ihm zwei in vielen Beziehungen bewundernswerthe Stücke ein. In der Athalie Racines und im Polyeucte Corneilles† sehe ich für mein Theil die originellste und glücklichste Schöpfung der tragischen Muse des 17. Jahrhunderts.

---

* Werke IX, Seite 6.

** Beinahe lächerlich erscheint Nisard (II 374), welcher der Bemerkung der Frau von Sévigné, dass Racine „fortan seine Kinder und Gott liebte, wie er früher seine Geliebten verehrt hatte," die Phrase hinzufügt: „Ein prächtiges Wort, welches so recht lebhaft die Schönheit von Racines Opfer fühlen lässt!" Wahrlich, das heisst dem Geschmacke der Zeitgenossen mit Fäusten ins Gesicht schlagen! Dem grossen Gotte oder den Maitressen des grossen Ludwig dienen — beides ist Nisard ein Opfer, beides ein schönes Opfer!

*** „Sie ist immer dieselbe, wie Sie sie gesehen haben," schrieb Racine seinem Freunde Boileau um jene Zeit (Boileau, Werke, S. 539), „voll von Geist, Vernunft, Frömmigkeit und grosser Güte gegen uns." Anders lautet allerdings das Urtheil eines anerkannten Geschichtsschreibers über dieselbe Frau von Maintenon (Bonnechose, Hist. de France, II, 46): sie ist „intrigant und heuchlerisch," man bemerkt an ihr „Trockenheit des Herzens, Ehrgeiz, grausame Vorurtheile" u. s. f.

† Ranke, Franz. Gesch. III, 359: „Ueber Athalie schwebt ein Gefühl von Religion, das noch heut die Gemüther ergreift." Vgl. auch Reichart, „Racines tragischer Reformversuch", in Herrigs Archiv XXXXVI, 23. Für den Polyeucte im Besondern, aber auch für alle Stücke, welche religiöse Fragen berühren, dürfte Lessings klares Urtheil (Hamb. Dramat. S. 10) in steter Gültigkeit bleiben. Uebrigens mangelte schon den Zeitgenossen Corneilles nicht das richtige Gefühl in dieser Beziehung, wie die Notiz vor dem Polyeucte (Werke III, 466) es lehrt: „besonders das Christenthum hatte ungemein missfallen."

Da wir der Chöre schon oben Erwähnung gethan haben, so übergehen wir alles Andere, weil es eben keine Beziehung zu den Werken des Alterthums darbietet.

Die Nachahmung Molières und Boileaus ist viel weniger durch den Zug von Frömmigkeit und die religiösen Anschauungen ihres Zeitalters beeinflusst worden. Molière zunächst ahmte Niemand nach in denjenigen Stücken, welche sich auf dem Gebiete religiöser Fragen bewegen; sogar im Tartuffe und ebenso im Lutrin Boileaus treten die religiösen Ideen nur äusserlich hinzu, ohne die Grundidee zu bilden, für deren Inscenesetzung die Dichter alles Uebrige erfunden hätten. Die Menschen mit ihren Eigenthümlichkeiten, nicht die Religion selbst im abstracten Sinne, hat der Spottlust jener beiden Dichter zum Vorwurf gedient. Molière führte in diesem Sinne am Ende seiner Vorrede zum Tartuffe das Bonmot einer hohen Persönlichkeit an: „Ich möchte wohl wissen, fragte der König, warum dieselben Menschen, welche so heftig über das Molièrische Lustspiel in Zorn gerathen, kein Wort über das des Scaramouche verlieren.“ Der Prinz erwiderte: „Der Grund hierfür liegt darin, dass das Lustspiel des Scaramouche den Himmel und die Religion bespöttelt, um die jene Herren sich gar nicht bekümmern; aber der Tartuffe verspottet sie selbst, und das gerade können sie nicht leiden.“ Desgleichen nannte Boileau selbst am Schlusse seines Avis au lecteur das Lutrin ein reines Spielwerk („un ouvrage de pure plaisanterie“), dessen ganze Form zweifelsohne lebhaft den Schüler der Alten herausfühlen lässt.

Der gutmüthige La Fontaine lässt sich in ähnlicher Weise mit wenig Worten abthun. Man findet hier und da in seinen Fabeln manche flüchtige Bemerkung, welche ihren Ursprung der christlichen Moral verdankt und welche deshalb nicht an die Fabeln des Alterthums erinnert. Ueberhaupt ist La Fontaine niemals vertraut genug mit den Versailler Kreisen gewesen*, und ausserdem sind alle seine Fabeln mit Aus-

* Die Gründe für die kühle Haltung Ludwigs XIV. gegen La Fontaine, welche von Meissner („La Fontaine der Fabeldichter“, Herrigs Archiv XXXV, 168 u. f.) angeführt sind, dürften glaubwürdiger sein als die von Arnd (I, 410 u. f.) vorgebrachten.

nahme des letzten Buches (welches erst 1694 erschien) abgefasst gewesen, ehe der Einfluss der Frau von Maintenon den weltlichen Sinn klüglich mit der ihr eigenen Heuchelei verschmolzen hatte.* Indess setzte Lafontaine sich wie die andern mit Gott auseinander, nachdem seine Zeit gekommen war: er schloss mit einigen frommen Seelen ein enges Freundschaftsbündniss und fand sein Vergnügen in religiösen Unterhaltungen und selbst in Casteiungen.

Der Gegensatz zwischen den religiösen Anschauungen des Alterthums und dem christlichen Glauben hat also in den Geisteswerken so gut, wie in allen übrigen Lebensverhältnissen eine vollständige Umwandlung des Bestehenden herbeigeführt. Aber dennoch sind gerade die religiösen Anschauungen keine reichhaltige Fundgrube für unsere Aufgabe, weil die Religion nur einen geringen Antheil an den Meisterwerken des Jahrhunderts Ludwigs XIV. hatte, weil dieser ihr Antheil ungleich weniger hervortretend und lebhaft als in den Geisteserzeugnissen der Griechen gewesen ist, und weil man endlich nirgends in den erwähnten französischen Schriftstellern** die tiefgehende Speculation in religiösen Fragen, wie etwa bei Aeschylus und den meisten seiner Nachfolger gefunden hat. Ausser dem Schicksal der Alten und der Allmacht des christlichen Gottes hätte ich noch des Deus ex machina des Alterthums Erwähnung thun können, der in keinem französischen Stücke des 17. Jahrhunderts erschienen ist, obgleich ihn schon Shakespeare anwandte und späterhin Voltaire nicht ohne Glück wieder zur Geltung brachte. Euripides konnte ihn in neun

* Meissner in Herrigs Archiv XXXV, 207: „Ueberall hatte, vom Hofe ausgehend, der finstere Ton der Frömmelei einen fahlen Märzstaub auf die Gesellschaft geworfen.“ S. auch Scholderer, „Zur Charakteristik Fénelons“, Progr. Frankfurt a. M. 1868, S. 4 u. f.

** Mit Ausnahme Bossuets, welcher sich in einigen Theilen seines Discours sur l'Histoire universelle zu erhabenen und originellen Betrachtungen über die Vorzüge des Christenthums erhebt. Dass er aber stets die Politik mit der Religion in Verbindung setzt, enthebt uns an dieser Stelle eines nähern Eingehens auf seine Persönlichkeit. Beispielsweise meint er in seinem Avant-propos: „Die Religion und die politische Herrschaft sind die beiden Angelpuncte, um welche sich die menschlichen Angelegenheiten drehen.“

seiner Tragoedien nicht entbehren, unter denen sich Hippolytus, Andromache, Helena und Orestes befinden, welche den französischen Tragikern zu Vorbildern gedient haben. Aber schon Corneille bekannte in der Vorrede zu seinem Oreste (Werke VI, 126), dass dasjenige, was in früheren Jahrhunderten für wunderbar gegolten hätte, dem seinigen schrecklich erscheinen könnte. In seiner „Abhandlung über das Trauerspiel“ (Werke I, 75 u. f.) kommt er ausführlich auf diesen Punct zurück und bestätigt sein früheres Urtheil, während Racine sich in der Vorrede seiner Iphigenie soweit ereifert auszurufen: „Wie sonderbar, mein Trauerspiel durch die Hilfe einer Göttin und einer Maschine zu entwickeln und eine Metamorphose anzuwenden, welche wohl zur Zeit des Euripides Glauben finden konnte, welche unter uns dagegen zu abgeschmackt und zu unglaublich sein würde.“ Nur aus diesem Gesichtspuncte möchte ich dem Urtheil eines der eifrigsten Lobredner des Christenthumes beistimmen (Chateaubriand, Le Génie du Christianisme, livre I, chap. 1.), welcher meint: „die christliche Religion ist die poetischste, die menschlichste, die günstigste für die Freiheit, Künste und Wissenschaften . . . sie begünstigt das Genie, läutert den Geschmack“ u. s. w. Denn nur den Dichtern ersten Ranges ist das Privilegium verliehen, Geister und Daemonen ungestraft zu beschwören.* In gleicher Weise wie den Deus ex machina haben die modernen Schriftsteller einige andere barbarische Effectmittel beseitigt oder mindestens abgeschwächt, welche wohl bei den Dramen der Alten angebracht waren, deren Anwendung indess dem Geschmack des Jahrhunderts der Precieusen und der Boileau sicherlich widerstrebt haben würde.

Welcher Art war nun aber dieser Geschmack? Versuchen wir es, durch einige charakteristische Züge den Zeitgeist des Jahrhunderts Ludwigs XIV. zu beleuchten. Ich kann nicht umhin zu gestehen, dass ich mich gewissermassen bedrückt fühle durch die vielen Tausende von Seiten, welche über diesen Ge-

---

* Lessing, Hamb. Dramat. 51: „So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein.“

genstand geschrieben worden sind; schwer hält es, nicht die Vorgänge zu wiederholen. Man hat zunächst mehrfach*, aber stets mit wenig Worten und mit grosser Vorsicht, auf eine Aehnlichkeit der Regierung des Augustus mit der Regierung Ludwigs XIV. angespielt, oder vielmehr, man hat den Stand der Wissenschaften in Frankreich zu jener Zeit mit dem goldenen Zeitalter der römischen Litteratur verglichen. Wahrscheinlich hat man dabei vor allem die gleiche Dauer dieser beiden Epochen im Auge gehabt, welche beide in lebhaftem Gegensatze zu ihrer Vergangenheit standen zufolge des absoluten Umschwungs in der Stellung und Regierungsweise der Herrscher. Beide, Augustus wie Ludwig XIV., widersetzten sich aufs bestimmteste jeder willkürlichen und lebhaften Bewegung, welche von ihren Unterthanen, sei es auf dem Gebiete der Politik oder der Religion oder der Wissenschaften ausging: fast alle Neuerer, ja sogar die nur originellen Köpfe wurden auf die eine oder andere Weise vom Staate ausgeschlossen. Daraus folgte, dass kraft einer solchen, mehr oder weniger despotischen Autorität der Fürsten die Freiheit in den Wissenschaften nur noch in denjenigen Geisteserzeugnissen herrschte, welche entweder durchaus idealer Natur waren oder sich einzig mit den Interessen der Vergangenheit befassten. Besonders die Geschichtschreibung und die Beredsamkeit überschritten in beiden Zeitaltern niemals die engen Grenzen, welche ihnen höhern Orts zugestanden waren, sodass sie sich fast gänzlich neben den andern Zweigen der Litteratur verbargen.**

---

* Herrigs Archiv XVII, 63; Démogeot 373; Voltaire, Siècle de Louis XIV (Werke IX, 33). Allerdings ist Voltaire gegen einen derartigen Vergleich, und es darf lebhaft bedauert werden, dass er seine Ansicht nicht ausführlicher begründet hat.

** Ranke, franz. Gesch. III, 362: „Geschichte, welche das Vergangene wie ein ewig Gegenwärtiges vor Augen legt, konnte sie nicht haben" . . 363: „Niemand aber wird behaupten, dass eine auf durchgreifende historische Studien gegründete und von Vorurtheil freie Auffassung der Vergangenheit und ihrer Zustände von dem einen oder andern dieser Autoren auch nur versucht worden sei. Der eine ward durch oppositionelle, der andere, mit dem Streben des Jahrhunderts im bessern Einklang, durch geistlich-royalistische Tendenz beherrscht."

Weil endlich die Fürsten durch ihren eigenen Beifall und reiche Belohnungen* diejenigen Schriftsteller förderten, welche sich ihrem Geschmacke und ihren Plänen anbequemten, so wurde eine beständige Lobhudelei ihrer Person fast unausbleiblich und zeigte sich sogar bei den sonst achtungswerthesten Schriftstellern. Aber dennoch lassen sich nicht wenige andere Puncte auffinden, welche einen grossen Unterschied zwischen der Zeit des Augustus und dem 17. Jahrhundert in Frankreich bezeichnen, einen Unterschied ebenso beträchtlich als derjenige zwischen der classischen Zeit der Griechen und dem goldenen Zeitalter unter Augustus. Die Geschichte der Entwicklung des griechischen Trauerspiels zeigt, dass die an Meisterwerken fruchtbarste Epoche auch die bewegteste im Leben des athenischen Volkes überhaupt gewesen ist; in dem Jahrhundert, welches mit der Vertreibung des Hippias beginnt und mit der Einnahme Athens und der Einsetzung der dreissig Tyrannen endet, haben die grössten staatlichen Bewegungen zu Gunsten der Demokratie Griechenland durchtobt, und dennoch sind damals gerade Künste und Wissenschaften in der Blüte ihrer unvergänglichen Schönheit gewesen. Der Zustand Roms unter Augustus und Frankreichs unter Ludwig XIV. war gänzlich verschieden von den erwähnten Zeitverhältnissen in Griechenland, und vorzüglich ist es die blosse Persönlichkeit des letztgenannten Königs, welche zu dieser Ansicht Anlass und Grund liefert.

„Der Staat bin ich selbst.“ Vergeblich durchblättert man die Weltgeschichte, um einen Herrscher zu finden, welcher das zu sagen und zu thun gewagt hätte, was Ludwig XIV. in seiner Neigung zum Aussergewöhnlichen und im Vollgefühl seiner Machtfülle unternommen hat. Das Dorf Versailles — um ein recht auffälliges Beispiel zu geben — stach ihm aus irgend einem Grunde in die Augen, und seiner Laune folgend liess er dort an Stelle des kleinen Jagdschlosses Ludwigs XIII. einen grossen Palast erbauen, welcher in wenig

---

* Juvenal Sat. 7, 1: „Et spes et ratio studiorum in Caesare tantum.“ Vgl. Sueton. Vespas. 18. August. 89.

Jahren die Physiognomie von Versailles veränderte und den Schwerpunct Europas dorthin verlegte — man kann dies ohne Uebertreibung sagen. Ich will hier nicht von den Milliarden sprechen, welche die Baulust des Königs den Franzosen abgepresst hat; ich wage keine Beschreibung dieser prächtigen Gebäude, Gärten, Wasserwerke, Galerien; ich beschränke mich darauf, eine Beobachtung mitzutheilen, welche ich in Versailles gemacht habe und welche mir höchst geeignet erschienen ist, dem berühmten Ausspruche „Der Staat bin ich selbst“ als Illustration zu dienen. Genau in der Mitte des Schlosses, dessen östliche Façade eine Ausdehnung von ungefähr 600 Metern hat, befindet sich ein reich decorirter Saal, in welchem Ludwig XIV. seine Cabinetssitzungen abhielt und die auswärtigen Gesandten empfing. Ein vergoldetes Geländer durchschneidet den Saal von einer Wand zur andern und theilt ihn so in zwei Theile: in dem einen Theile, zwischen dem Geländer und den Fenstern mit der Aussicht auf Versailles und Paris, versammelten sich die Minister und Gesandten; in dem andern Theile befand sich für gewöhnlich nur der König und nach dem Jahre 1685 wohl häufig auch Frau von Maintenon, falls sie es nicht vorzog, in den kleinen Zimmern („les petits salons“) zu bleiben; es sind dies etwa ein Dutzend von Gemächern ganz nahe dem Empfangssale und mit dem Theile desselben, welchen der König inne hatte, durch eine kleine Tapetenthür in Verbindung gesetzt. Ein mächtiges Paradebett ist in der Mitte jenes Theiles des Empfangssales aufgeschlagen, ein reicher Baldachin in Gold und Purpursammt darüber, und das ganze derart mathematisch genau gestellt, dass der König, sobald er auf dem Bette Platz genommen hatte, sich genau in der Mitte des grossen Palastes befand. Erhob er alsdann die Augen, so fiel sein Blick zunächst auf die Minister und Gesandten zu seinen Füssen, an der andern Seite des Geländers, und weiterhin durch das mittelste der Fenster in die Avenue de Paris, die schönste und grossartigste der Strassen von Versailles, welche schwerlich ihres Gleichen in irgend einer europäischen Hauptstadt hat: sie erstreckt sich schnurgerade vom Schlosse aus in der Richtung nach Paris hin. Wie musste sich der König alsdann als wahrer „Statt-

halter Gottes auf Erden"* fühlen auf diesem Paradebette, dessen breiter goldgestickter Saum die jungen Mädchen von St. Cyr mehrere Jahre hindurch beschäftigt hatte! Seine Selbstgefälligkeit nahm ohne Zweifel noch zu beim Anblick seines eigenen Reiterstandbildes, eines Meisterwerkes des Cavalier Bernin, in der Mitte des Schlosshofes, vor dem mittelsten Fenster des erwähnten Empfangssales. Man kann nicht umhin, die feine Berechnung des Ehrgeizes und der Eigenliebe anzuerkennen, welche in der ganzen Anordnung zum Ausdruck kommt: immer hat Ludwig XIV. vor Allem sein Ich im Auge gehabt, dann die Verwirklichung seiner Launen, dargestellt in diesem Falle durch die Stadt Versailles zu seinen Füssen (das Schloss befindet sich auf einer sanft ansteigenden Erhöhung), dann Frankreich, für welches die Stadt Paris am fernen Ende der Avenue immer den Ton angegeben hat, endlich das übrige Europa, wie es zu jener Zeit nach dem Vorbilde Frankreichs sich richtete. Ein Aufschlagen des Auges — und diese Reihe von Bildern entrollte sich vor dem Könige, der majestätisch dort oben auf seinem Paradebette ruhte, er, der Mittelpunct des Weltalls!

Unausweichlich bequemten sich alle Lebensverhältnisse in Frankreich dem Willen des Herrschers an, und ohne Umschweife meine ich nun, um auf die Thatsache zu kommen, um welche es sich handelt, dass Ludwig XIV. es verstanden hat, der gesammten Litteratur seines Zeitalters den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Allerdings müsste man, um wörtlich dem Thema Genüge zu leisten, zunächst die Geisteserzeugnisse des Hôtel Rambouillet erwähnen, welches doch auch durch manchen in seiner Art bedeutenden Schriftsteller berühmt ist, dessen Name sich jedoch nicht in dem Kanon der besonders grossen Classiker des 17. Jahrhunderts aufge-

* Ludwig XIV. nannte sich selbst „Lieutenant de Dieu sur la terre" in den „Memoiren und Instructionen für den Dauphin" (S. 93, 301, 336), und ungefähr in demselben Sinne schrieb er an seinen Enkel Philipp, als dieser nach Spanien als Thronfolger abreiste: „Schliesslich gebe ich Dir einen der wichtigsten Rathschläge, welche ich Dir ertheilen kann. Lass Dich nicht beherrschen. Sei Du selbst der Herr; habe niemals einen Günstling oder ersten Minister" u. s. w. (Voltaire, Werke VIII, 386).

zeichnet findet. Auch könnte man von einer Litteratur unter dem Einflusse Richelieus und Mazarins reden, aber ein doppelter Beweggrund bestimmt mich, von jeder Theilung abzustehen: zunächst, weil die genannten Minister gewissermassen den Weg für Ludwig XIV. geebnet haben, indem sie nach demselben Ziele wie er selbst strebten, nämlich die königliche Gewalt zu befestigen; alsdann, weil alle Meisterwerke der als classisch aufgeführten Schriftsteller mit Ausnahme der Corneilles nach dem geschichtlichen Momente erschienen sind, in welchem der junge Herrscher, mit der Reitpeitsche in der Hand, zu den Notablen seines Parlamentes als Herr und Gebieter gesprochen hatte.

Um mit Corneille zu beginnen, so datiert das erste Zeichen von Aufmerksamkeit, welche er dem Hofe widmete, vom Jahre 1634*. „Da wir Stücke verfassen, um dieselben aufgeführt zu sehen," meinte er in dem Widmungsbriefe vor La Suivante (Werke II, 119), „so muss es unser Hauptziel sein, dem Hofe und dem Volke zu gefallen." Schon Terenz hatte im Eingange seiner Andria ähnliche Worte gebraucht, ohne allerdings von einem Hofe zu sprechen. Im Jahre 1640 hat Corneille schon theilweise die edle Unabhängigkeit und den freimüthigen Ton abgelegt, welcher ihm in frühern Jahren eigen war**. „Von Ihrer Güte," schrieb er an den Cardinal Richelieu,*** „habe ich Alles, was ich bin ... Sie haben den

* In dem Examen de Mélite (Werke I, 138) meinte er, dass „sein Erfolg ihn bei Hofe bekannt werden liess." Man darf indess nicht vergessen, dass diese Examens einige dreissig Jahre nach dem Erscheinen der Mélite geschrieben worden sind, sodass die erwähnte Bemerkung hierdurch an Bedeutung für uns verliert.

** Ein Beispiel dieses Freimuths ist sein Sonett auf den Tod Ludwigs XIII., Werke X, 87; auch Gérusez (II, 166) spricht Corneille „eine Seele von republicanischem Schlage in der ganzen Bedeutung des Wortes" zu, welche indess sich den Sitten seines Zeitalters unterordnet, d. h. welche endlich vollständig die Grundsätze und Handlungsweise Ludwigs XIV. billigt. Vgl. Ranke, franz. Gesch. III, 355.

*** Werke III 258 u. f. Diesen Lobreden an die Seite setze man den Quatrain auf den Tod des Cardinals (Werke X, 86), welcher folgendermassen lautet: „Il m' a fait trop de mal pour en dire du bien." Aber schon im folgenden Jahre ist Mazarin, Richelieus Nachfolger, von dem-

Zweck der Kunst veredelt, indem Sie an Stelle der Volksgunst ... uns das Ziel gesteckt haben, Ihnen zu gefallen und Sie zu zerstreuen“ u. s. f. Der Brief an Herrn von Montoron* erregte durch die übertriebene Schmeichelei des Dichters gegen den reichen Finanzpraesidenten den Spott Scarrons, und in der That erscheint der grosse Corneille des Beinamens „marchand poétique“ würdig, wenn er jenen Grosshändler mit Augustus vergleichen konnte. Die Person Ludwigs XIV. wurde direct erst seit 1664 in den Lobreden Corneilles genannt. Tallemant des Réaux, der Verfasser vieler Einzelheiten in Bezug auf das Leben und die Werke Corneilles, hat mitgetheilt, dass letzterer „den Stoff für seine Tragoedie Othon nur gewählt hat, damit die Gratificationen des Königs weiter flössen ... übrigens lässt der schlaue Heilige (Corneille)** einige Verse darin einfliessen, um die (damalige) Liebschaft des Königs zu entschuldigen.“ Die „Poésies diverses“ Corneilles bieten eine reiche Auswahl von Versen zum Preise des Königs dar:

„Grand roi, du roi des rois la plus parfaite image ...
„Tu portes en toi seul toutes les destinées,
„Rien n'est en sûreté, s'il ne vit sous ta loi ....
„On te voyait dès lors à toi seul comparable,
„Faire éclater partout ta conduite adorable ...
„Je rendrai de ton nom l'univers idolâtre ....
„Grand roi, pour me donner quelque loisir d'écrire,
„Daigne prendre pour vaincre un peu plus de loisir ...“ ***

Was soll man nun erst von Racine sagen, nachdem man solche

---

selben Dichter also gefeiert worden (Werke X, 95):

„C'est toi, grand Cardinal, âme au-dessus de l'homme,
„Rare don, qu' à la France ont fait le ciel et Rome,
„C'est toi, dis-je, ô héros, ô coeur vraiment romain ....

* Er stammt aus demselben Jahre und ist dem Cinna vorgedruckt. Herr von Montoron hatte an Corneille für den Cinna 200 Goldstücke gezahlt. Man sehe die Note in Corneilles Werken III, 369 und die Vertheidigung des Dichters bei Gérusez II, 167.

** Corneille hatte damals schon seine Imitation de Jésus-Christ veröffentlicht. Es war Fräulein De la Vallière, welche sich zu jener Zeit der königlichen Gunst erfreute. Uebrigens ist Corneille wegen der schönen politischen Reden Othons vom Marschall Gramont „le bréviaire des rois“ genannt worden (Werke VI, 569).

*** Vgl. Werke X, 176, 178, 179, 180, 225 u. a.

Verse von Corneille gelesen hat? Nisard* hat eine so lebhafte Schilderung der Beziehungen zwischen dem Könige und Racine entworfen, dass ich den Gründen nichts hinzuzufügen wüsste, welche er für Sätze wie die folgenden angeführt hat: „In den Helden des Dichters . . . . erkennt man die Person Ludwigs XIV. Er kommt in fast allen Stücken Racines vor. Seine Leidenschaften, seine Grösse, sein Ruhm, die hauptsächlichsten Umstände seiner Regierung, kurz, alle schönen Seiten dieses Fürsten erfüllen diese bewundernswerthe Scene. — Racine hat Ludwig XIV. selbst gezeichnet.“ Nach solchen Worten wird es Niemand in Erstaunen setzen, dass Racine Corneille weit übertroffen hat in seiner Eingenommenheit für die Person Ludwigs XIV., und dass man, ohne lange zu suchen, eine Blütenlese von Lobeserhebungen des Königs aus seinen Werken zusammenstellen könnte. Man hat nur nöthig, die Vorrede des Dichters zu seinem Alexandre le Grand zu lesen, um an der Wahrheit obiger Ansicht nicht mehr zu zweifeln.**

Anders verhält sich die Sache mit Molière und La Fontaine: die Komoedien- und Fabeldichter suchen nicht mit Vorliebe ihre Originale am Hofe, ihr Beruf bringt sie mehr mit der grossen Welt in Berührung. „Glauben Sie, dass ein Misanthrop wie ich in die Nähe eines Grossen passe? Ich habe keine hinlänglich biegsamen Gefühle für die Dienstbarkeit!“ Diese Antwort Molières an den Prinzen Conti, welcher ihm den Posten eines Geheimsecretärs angeboten hatte, sowie der Umstand, dass er weder die Höflinge*** noch die Bürger mit seinem Spotte verschonte, dürften hinreichend er-

* Nisard II, 372 u. f. Vgl. Démogeot, 401 u. 405.

** Hettner (S. 11) greift die französische Tragoedie direct mit Rücksicht auf diesen Gesichtspunct an, obschon er sich sonst zu ihrem Vertheidiger aufwirft.

*** „Der Marquis ist heutzutage der Spassvogel der Komoedie . . . In allen unsern jetzigen Stücken bedarf es immer eines lächerlichen Marquis, welcher seine Gesellschaft ergötzt“ (Impromptu de Versailles, 1. Scene). Man vgl. Molières Vertheidigung hierfür in Herrigs Archiv XXIII, 100 u. f. (Humbert, „Molière und der conventionelle Standpunkt seiner Zeit“)

scheinen, um die Unabhängigkeit Molières zu charakterisieren. Man wolle indess nicht meinen, dass der grosse Komiker deswegen gänzlich seiner Zeit entfremdet gewesen sei, dass er sich dem Einflusse des Hofes hätte entziehen können oder wollen. Im Gegentheil, er liess ihn nie ausser Acht, ja er liess sich sogar vom Könige selbst* einige Originale bezeichnen, um dieselben „ganz lebendig vom Hofe auf die Bühne" zu versetzen. In der Widmung der Fâcheux heisst es, dass der König dem Dichter den „Befehl" gab, „einen Charakter hinzuzufügen, dessen Gedanken Ihro Majestät selbst zu eröffnen geruht hat." Somit konnte sich auch Molière mitunter nicht enthalten, dem Könige Weihrauch zu streuen, obschon er in diesem Falle, wie er selbst sagte, „dem Beispiele der Andern folgte und sich auf eine Stufe stellte mit denjenigen, über welche er sich lustig gemacht hatte."

„Unissons-nous tous trois** d'une ardeur sans seconde,
„Pour donner du plaisir au plus grand roi du monde."

Das ist die gewöhnliche Sprache aller Musen des 17. Jahrhunderts; der einzige La Fontaine scheint sie nicht zu verstehen. Schon oben (S. 339 Anm.) habe ich einige Litterarhistoriker erwähnt, welche Gründe dafür angeführt haben; ich füge einen trefflichen Satz von Nisard (III, 130) hinzu: „Nicht Stolz noch Geistesadel waren es, sondern sein vernachlässigtes Aeusseres, was ihn davor bewahrte." Es verlohnt sich kaum der Mühe, die spärlichen Stellen anzuführen, an denen La Fontaine den König gepriesen hat,*** auch sind diese Complimente alle recht zurückhaltend im Vergleich zu denen Boileaus. „Ich würde Euch mehr loben, wenn Ihr mich nicht so sehr gelobt hättet," sagte der König zu letzterem, nach-

* Ueber Ludwigs XIV. Wohlwollen gegen Molière hat Nisard eine seiner schönsten Schilderungen entworfen (II, 361 u. f.)

** Die Komoedie, die Musik und das Ballet, im Prolog von Molières l'Amour Médecin, Werke 324.

*** Der Bonhomme erscheint fast satirisch, wenn er in der 18. Epistel von dem ihm gegenüber durchaus nicht freigebigen Könige singt:

„. . . On ne vit jamais dans le monde
De roi qui donnât plus et qui sût donner mieux."

dem er seine Epître au Roi* gelesen hatte. Man kann nicht umhin zu gestehen, dass das Lob Ludwigs XIV. den meisten Dichtungen Boileaus beigemischt und oft derart übertrieben ist, dass es den Leser abstösst. Der Dichter täuschte sich selbst nicht über diesen Punct. Als man ihm gegen das Ende seines Lebens rieth, nach Versailles zurückzukehren, äusserte er traurig: „Was sollte ich dort wohl thun? Ich kann nicht mehr loben.“ Und doch ist dies derselbe Dichter, welcher beim Beginn seiner Laufbahn in die kühnen, selbstbewussten Verse ausbrach:**

„Grand roi, c'est mon défaut, je ne saurais flatter...
„Il n'est espoir de biens, ni raison, ni maxime,
„Qui pût en ta faveur m'arracher une rime.“

Von Bossuet schweigen wir am besten. Er wurde wie alle andern oft geblendet durch das Sonnenantlitz („le visage solaire“) desjenigen, dessen „überraschende Sanftmuth die Herzen öffnet und auf unsagbare Weise der Majestät neuen Glanz verleiht.“ So sprach Bossuet am Grabe der Maria Theresia von Oesterreich, derselben, welche der gepriesene sanftmüthige Ludwig XIV. zu Versailles inmitten des Glanzes seiner Feste, angesichts des Volkes und des Heeres in einem und demselben Wagen mit der Herzogin von Fontanges und Frau von Montespan herumgefahren hatte!***

Die Weltgeschichte lehrt uns, dass der Zustand der Sitten zu Athen und zu Rom ein verschiedener gewesen ist, wenigstens zu Zeiten derjenigen berühmten Schriftsteller, aus welchen die französischen Classiker des 17. Jahrhunderts geschöpft haben. Den Charakter der classischen Periode in Griechenland habe ich bereits berührt: das Volk war der Herrscher, welchem die Schriftsteller ihre Huldigungen nach

---

* Sie fängt mit dem bekannten Verse an:

„Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire,“

welcher dem oben erwähnten Verse Corneilles (Werke X, 225) auffallend gleicht. Uebrigens verliess Boileau den königlichen Palast mit einer Pension von 2000 Francs, Notice sur Boileau, Werke p. VI.

** In dem Discours au Roi, welcher die sechs ersten Satiren begleitet. S. auch Strehlke in Herrigs Archiv XVII, 64.

*** Bonnechose, hist. de France II, 44. Démogeot 431.

Gebühr darbrachten. Ebenso war es in Rom zu Zeiten des Plautus und Terenz, und Augustus allein könnte uns in seiner Eigenschaft als Gönner des Horaz und Anderer interessieren. Indess können wir hier stillschweigend die Gründe übergehen, welche sich gegen eine solche Parallele anführen lassen: die Geschichte hat genugsam die Verschiedenheit der politischen Grundsätze beider Fürsten dargelegt. Aber Seneca der Tragiker, könnte man fragen, Lucanus und Phaedrus und andere unbedeutendere Männer, welche unter Claudius und Nero und Domitian lebten, haben doch auch ihren Herrschern recht tüchtig zu schmeicheln verstanden, wovon die drei ersten Gesänge der Pharsalia und die Thebais des Statius Zeugniss ablegen? Wohl ist dies wahr; aber alle diejenigen unter ihnen, welche zu den modernen Schriftstellern in Beziehung stehen, können von jeder übertriebenen Lobhudelei freigesprochen werden.* Demnach ist es der originellste und gleichzeitig der allgemeinste Charakterzug der classischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, dass sie sich alle durch die anziehenden Eigenschaften des Monarchen haben bestricken lassen.

Welcher Art sind nun die Folgerungen, die man aus dieser allgemeinen Abhängigkeit von der Person Ludwigs XIV. ziehen kann? Ich wage es vorher zu sagen, dass alle diese Folgerungen charakteristisch für das 17. Jahrhundert sind und in ihnen seine Eigenthümlichkeiten gegenüber dem Alterthum zu Tage treten. Wer von uns Deutschen, der die Tragoedien der Griechen und die litterarischen Erzeugnisse des

---

* Was den Horaz betrifft, der für die vorliegende Frage weitaus der wichtigste ist, so dürfte es zu weit führen, alle die Gründe aufzuzählen, welche die Gelehrten zur Vertheidigung ihres Lieblingsdichters geltend gemacht haben. Man sehe nur das Leben des Horaz von C. Passow vor seiner Ausgabe der Episteln des Horaz; unsere Frage ist dort auf den Seiten CXI bis CXVII erschöpfend behandelt worden. Beispielsweise heisst es in Anm. 259: „. . Ueberall hält Horaz für seine Verehrung den allgemeinen und vaterländischen Zweck und Standpunct fest, nirgends einen persönlichen. . .“ Anm. 260: „. . füge noch hinzu, dass Horaz sich weigert, in die Privatdienste des Kaisers zu treten, dass er der ihm besonders erwiesenen Begünstigungen mit keinem Worte gedenkt“ u. s. w.

römischen Geistes mit Verständniss gelesen hat, hat zunächst nicht ein Gefühl von Bedauern empfunden über die geringe Beachtung, welche die Alten der Natur und ihrer Schilderung gewidmet haben? Vergeblich suchen wir nach einer ausführlicheren Darstellung des geheimnissvollen Einklanges zwischen der Natur und dem Dichter, demzufolge dieser die Natur mit lebenden Wesen bevölkert, damit wir am Feuer unseres Herdes die Hoffnungen des Frühjahrs, die Arbeiten des Sommers, die Vergnügungen des Herbstes und die Ruhe des Winters vor unserm geistigen Auge gegenwärtig sehen und ihre Einwirkung in tiefster Seele empfinden? Und dennoch wird dasjenige, was wir Deutsche, durch unsere deutschen Dichter in dieser Hinsicht vielfach verwöhnt, in den Meisterwerken des Alterthums nicht gefunden haben, in fast noch höherem Grade bei den classischen Schriftstellern unter Ludwig XIV. vermisst; oft erscheinen uns sogar die Alten von grösserer Empfindsamkeit in Bezug auf Natureindrücke. Wo findet man beispielsweise in der gesammten classischen Litteratur Frankreichs so lebenswarme und poetische Ergüsse wie bei Sophokles im Chor seines Oedipus auf Kolonos (v. 670 u. f.), wie bei Euripides in seiner Medea (v. 824 u. f.), wie bei Theokrit, Virgil, Horaz, Statius an vielfachen Orten? Die Herrschaft der Methode und Disciplin, welche Ludwig XIV. in alle Lebensverhältnisse einführte, verbannte zunächst vom Hofe, dann aus der Gesellschaft im allgemeinen und der Dichtkunst im besondern* die Hingabe an individuelle Regungen und an die Natur, welche durch ihre immer neue Schönheit und Erhabenheit den Neigungen des menschlichen Herzens entgegenkommt. Durch ein fast logisches Folgern ergibt es sich, dass La Fontaine, der vom Hofe vernachlässigte Bonhomme,

* Schiller „An Goethe, als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte“:

„Denn dort, wo Sclaven knien, Despoten walten,
„Wo sich die eitle Aftergrösse bläht,
„Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
„Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
„Aus eigner Fülle muss es sich entfalten,
„Es borget nicht von ird'scher Majestät,
„Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
„Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.“

allein von allen grossen Schriftstellern unter Ludwig XIV. oft gerührt, ja selbst ergriffen worden ist von dem Zauber des Lebens in der Natur. Seine Fabeln sind reich an mehr oder weniger ausführlichen Schilderungen, in welchen sein Genie mit leichter („laissant tomber des fleurs et ne les semant pas“) und glücklicher Hand alle die tausend Eindrücke in Verse gebracht hat („mis en vers“), welche er auf seinen Spaziergängen am Ufer von Flüssen oder im Schatten dichter Gehölze oder auf blumigen Wiesen empfangen hat, er, der Maître des Eaux et Forêts von Beruf. Aesop und Phaedrus würden ohne Zweifel erstaunen, wenn sie heute ihre Fabeln noch einmal lesen und sie beträchtlich erweitert finden würden durch alle die feinen und lebhaften Bilder, welche das schöne Marnethal zwischen Château-Thierry und Paris* dem nachahmenden Dichter eingeflösst hat. Mit gutem Rechte meint er im Prolog zum ersten Buche der Fabeln von den belebten Scenen aus dem Thierreiche: „Tout parle en mon ouvrage, et même les poissons,“ und an einer andern Stelle (II, 1): „Les arbres et les plantes Sont devenus chez moi créatures parlantes.“

Indess war es nicht nur die Natur im eigentlichen Sinne des Wortes, welcher man eine verschiedene Stellung in den Werken der Alten und denen der Neuzeit einräumte, es war fast noch mehr die Gesammtheit der psychologischen und moralischen Eindrücke, welche eine unübersteigbare Scheidewand um die Geisteserzeugnisse des Jahrhunderts Ludwigs XIV. aufgethürmt hat und sie deutlicher als alle andere Eigenthümlichkeiten charakterisiert.

Zunächst nahm man, um die Chöre der Alten zu ersetzen und um ihre gewaltige Einfachheit der Handlung umzuwandeln in etwas, was dem damaligen Geschmacke des Hofes und des Volkes besser zusagte, zu den langen Monologen seine Zuflucht;** als diese Pausen in der Handlung noch nicht

---

* In diesen beiden Städten und ihrer Umgebung (Auteuil, Vaux, Sceaux) hat La Fontaine sein ganzes Leben hindurch sich aufgehalten; nur vorübergehend ist er in Limoges und Reims gewesen.

** Corneille, Examen de Clitandre (Werke I, 273): „Es war dies eine Schönheit zu jener Zeit.“

vollkommen den Neigungen des Publicums entsprachen,* schritt man zu den verwickelten Intriguen. Zu diesen hat das Beispiel des Terenz wahrscheinlich Anlass gegeben: als er sah, dass die Römer sich nicht mehr an der organischen Entwicklung einer einzigen Handlung begnügten und ergötzten, entlehnte er seinen griechischen Mustern eine ganze Auswahl komischer Personen und Verwicklungen und verfertigte (contaminabat) daraus ein neues Stück, welches um so mehr zu gefallen pflegte, je verwickelter es war und je unerwarteter die Lösung wider aller Berechnung herbeigeführt wurde. Auch die Stücke Hardys und der andern „manufacturiers tragiques“ der griechisch-spanischen Schule hatten Corneille mehrfach seinen Weg vorgezeichnet, welcher sich hierauf bezüglich folgendermassen ausspricht (Discours du poème dramatique, Werke I, 16): „Man muss sich möglichst mit den Regeln der Griechen in Einvernehmen setzen und sie zu uns herüberziehen. Das Weglassen der Chöre zwingt uns dazu, unsere Dichtungen mit mehr Episoden als sie anzufüllen.“ Aber schon in dem Vorworte zu seinem Clitandre (Werke I, 261) musste er gestehen, „dass diejenigen, welche Clitandre nur einmal dargestellt gesehen und noch nicht deutlich verstanden haben, wohl entschuldbar sein werden.“** Dies ist deshalb der Fall, weil Corneille „die langen und langweiligen Erzählungen“ der griechischen Boten in die erzählten Ereignisse selbst umgewandelt hat, „um die Augen seiner Zuschauer zu ergötzen.“ Das Examen des Héraclius zeigt uns (Werke V, 154) einen ähnlichen Fehler von Seiten des Dichters gegen das εὐμνημόνευτον des Aristoteles (Poetik VIII, 5): „Das Gedicht (Héraclius) ist so verwickelt, dass es eine wunderbare Aufmerksamkeit erfordert. Ich habe tüchtige Leute und die befähigtesten Personen am Hofe sich beklagen hören, dass seine Darstellung den Geist ebenso ermüdete wie ein ernstes Studium.“ Und nun gar erst Rodogune! Trotz des Weihrauchs, welchen der grosse Corneille sich selbst in dem

* Vgl. Herrigs Archiv XIX, 51.

** Gérusez II, 144: „Wage sich wer will in dies Labyrinth hinein, zu welchem ich durchaus keinen Ariadnefaden besitze.“

Examen dieses Stückes angezündet hat,* möchte ich kein Lessingsches Urtheil lieber zu meinem eigenen machen als die strenge Kritik, welche er an der Rodogune Corneilles geübt hat.** Natürlich sind nicht alle Stücke des letzteren nach dem gleichen Modell wie die Rodogune gearbeitet; desgleichen ist das Theater Racines und Molières meistens frei von jener tadelnswerthen Ueberladung; aber dennoch wird wohl Niemand umhin können, zu gestehen, dass ein recht bedeutender Unterschied zwischen der edlen Einfachheit der Griechen und der gesuchten Fülle von Ereignissen und Stimmungen in den Stücken der erwähnten französischen Classiker heraus-

---

* Corneille überschreitet wirklich das Recht des Kritikers, wenn er meinte (Werke IV, 421): „Rodogune hat neben einander („tout ensemble") die Schönheit des Stoffes, die Neuheit der Erdichtungen, die Wucht der Verse, die Leichtigkeit des Ausdrucks, die Strenge des Urtheilens, die Wärme der Leidenschaften, die Zartheit der Liebe und Freundschaft; und dieses glückliche Gemisch ist derart weise angewendet („ménagé"), dass es von Act zu Act sich steigert ... Die Handlung darin ist eine einzige, grosse, vollständige .... Die Zeit eines Tages (d. h. die Einheit der 24 Stunden) ist die am glänzendsten innegehaltene, welche man erdenken kann" u. s. f.

** Lessing, Hamb. Dramat. 135: „Nun urtheile man, ob der grosse Corneille seinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieser Beurtheilung weiter nichts als die Anwendung eines Satzes, den Niemand in Zweifel zieht: Das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung" ... 139: „Bravo! das nenne ich doch noch eine Intrigue! Die sollen zu thun haben, wenn sie sich herauswickeln wollen!" ... 140: „Doch im Ernste: ich weiss nicht, ob es viel Mühe kostet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie versucht, ich möchte es auch schwerlich jemals versuchen. Aber das weiss ich, dass es Einem sehr sauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen." — Heutzutage haben die französischen Litterarhistoriker theilweise diese schwache Seite ihrer Landsleute anerkannt, wie z. B. Gérusez II, 207 über den Oedipe Corneilles urtheilt: „Wir haben Mühe zu begreifen, wie man nicht allein hat ertragen können, sondern sogar mit Beifall begrüssen dies Gemisch („mélange") von Schrecken und Galanterie" ... „Voltaire verdarb noch den tragischen Stoff ... indem er zu dem fehlerhaften Durcheinander (Corneilles, „au vice du mélange") das Lächerliche hinzufügte" ... „Wann wird es uns vergönnt sein, in seinem einfachen und ergreifenden Schrecken das Drama des Sophokles zu sehen, dem nichts auf der Bühne gleichkommt?"

gefühlt werden kann.* Sicher haben Racine und Molière ungleich besser die Einheit ihrer Dramen zu wahren und die verschiedenen Intriguen und Leidenschaften den Kunstgesetzen gemäss zu verbinden verstanden, auch ist ihre Zusammenziehung mehrerer Verwickelungen zu einem Knoten viel feiner als die Corneilles, indem sie sich mehr auf die Gefühle und Leidenschaften als auf die zufälligen äusseren Begegnisse der einzelnen Charaktere bezieht;** erstere sind oft derart ineinander verwebt und kunstvoll in Beziehung zu einander gestellt, dass der geübteste Psychologe bei ihrer Entwicklung und Klarlegung mitunter Kopfschmerz empfinden dürfte.***

Allein dies ist noch nicht alles. Ehe wir zu dem hauptsächlichsten Factor der modernen dramatischen Kunst gelangen, nämlich zu dem weiten Begriffe der Liebe, welche in der französischen Litteratur ein so wesentliches Element des Modernen ist, möchte ich einer andern charakteristischen Eigenschaft Erwähnung thun, welche der gesammten Litteratur des Jahrhunderts Ludwigs XIV. anklebt. Schon in den Cabinets der Precieusen hatte man sich sehr viel Mühe gegeben, alles zu verbannen, was an das gemeine Volk oder seine Sprache anklang. Diese Bemühung, sich zu verfeinern („se dévulgariser"), gelang vollständig, und obgleich Molières Spottreden sie recht eigentlich trafen, so bewahrte doch der Hof von Versailles einen bemerkenswerthen Zug jenes Strebens zufolge

---

* Boileau, Art poétique III:
„N'offrez point un sujet d'incidents trop chargé.
„Le seul courroux d'Achille, avec art ménagé,
„Remplit abondamment une Iliade entière . . . ."

Man sehe über diesen Punct einige Bemerkungen in Herrigs Archiv XIX, 37 u. f. und in dem Programm von Gervais (Allenstein 1864) Seite 14 und 22.

** Ein eleganter Vergleich zwischen dem Genie Corneilles und Racines in Bezug auf diesen Gesichtspunct findet sich bei La Bruyère in dem Capitel „Ueber die Geisteswerke" (I, 125).

*** Ich glaube der Nothwendigkeit, ein im einzelnen ausgeführtes Beispiel anzuführen, überhoben zu sein, wenn ich auf folgende Aufsätze hinweise: „L'Iphigénie d'Euripide et celle de Racine", par L. Dubois. Progr. Riga 1869. — „Racines Iphigénie en Aulide und Euripides Iphigenie in Aulis", Herrigs Archiv XIX, 31 u. f. — „Die Iphigenien von Euripides, Racine und Goethe", von Schönwälder. Progr. Brieg 1865.

der persönlichen Neigungen des Königs. Nicht gegen die Schicklichkeit („la bienséance“) zu verstossen wurde das Schlagwort des Tages, welches auf dem ganzen Gebiete der Wissenschaften ertönte. Welcher Art war nun aber jene Wolanständigkeit des 17. Jahrhunderts? Sicher haben die Griechen sie auch recht wol gekannt: wenigstens möchte man in ihren Trauerspielen und Fabeln vergeblich nach Sätzen oder Ausdrücken suchen, welche den Geschmack oder das Zartgefühl ihres Publicums hätten beleidigen können. Die Franzosen indess haben die Schicklichkeit* wol auf's äusserste getrieben und sind dabei zu einer Empfindsamkeit gekommen, welche dem Natürlichen und Schönen durchaus entgegengesetzt ist. Ludwig XIV. hat denselben Geschmack, welcher in den geraden Linien seiner Schlösser und Gartenanlagen zum Ausdruck kam, auch in dem ganzen weiten Umkreise heimisch gemacht, dessen Mittelpunct sein Ich bildete. Nur sich selbst bewilligte er das Vorrecht, gegen die Etiquette verstossen und mitunter für seine Person im Gegensatze zu den feststehenden Gebräuchen stehen zu dürfen: den Andern, welche es wagten, ihr eigenes Denken und Wollen hervorzukehren, heischte er gebieterisch die Worte zu, welche ihm einst der Anblick eines Meisterstückes der holländischen Schule entlockt hatte: „Weg mit diesen Ofenschirmfratzen!“ Die Damen des Königs und der Zug von Galanterie, welcher durch das Versailler Schloss ging, hatten ihrerseits dazu beigetragen, die ursprüngliche Idee der litterarischen Wolanständigkeit zu entstellen. Schon Aristoteles hatte sie trefflich definiert mit den Worten: „Furcht und Mitleid können durch das Anschauliche und durch die Bühneneinrichtungen entstehen, aber sie können auch durch die Folge der Ereignisse hervorgelockt werden, und das ist mehr werth“... „Es ist nicht für die Geschicklichkeit des Dichters sprechend, jene beiden Regungen durch die Augen, d. h. vermittelst des bloss äusserlich Wahrnehmbaren, hervorzurufen.“ Aehnlich Horaz in seinem Briefe an die Pisonen, V. 183 u. f.

---

* Boileau, Art poétique III:
„Mais la scène demande une exacte raison,
„L'étroite bienséance y veut être gardée.“

„Multaque tolles
„Ex oculis, quae mox narret facundia praesens:
„Ne pueros coram populo Medea trucidet“ etc.

Corneille ging über jene Bestimmungen hinaus und erachtete es für angemessen (Werke I, 78) „die Thatsache selbst („l'événement“) dem Anblicke zu entziehen und sie kund zu geben durch einen Bericht, welcher weniger als der Anblick trifft.“ In dem Avis au lecteur vor dem Oedipe (Werke VI, 126) gibt er ein Beispiel hierfür: „Der Anblick dieser ausgestochenen Augen, deren Blut ihm (dem Oedipe) über das Gesicht quillt, welcher den ganzen fünften Act bei jenen unvergleichlichen Originalen (den Griechen) ausfüllt, würde das Zartgefühl unserer Damen empören, welche den schönsten Theil unserer Zuhörerschaft ausmachen und deren Abneigung leicht den Tadel ihrer Begleiter herbeiführen könnte.“ Derselben Ansicht ist Boileau in seiner Art poétique, Chant III:

„Mais il est des objets que l'art judicieux
„Doit offrir à l'oreille et reculer des yeux,“

und Racine stimmt ihm in den meisten seiner Tragoedien bei.* Hätten nun die französischen Classiker hier Halt gemacht, so könnte man ihnen nichts vorwerfen. Aber ach, wie weit haben sie sich in der Auslegung der bienséances geirrt! Schon Corneille eröffnet den Reigen, wenn er in dem Examen seiner Galérie du Palais (Werke II, 15) „gern gesteht, es gehe zu weit, dass zwei liebende Mädchen ganz verliebt sind in Männer, welche es ihrerseits nicht sind, und überschreite die Schicklichkeit („la bienséance“) und die Zurückhaltung ihres Geschlechtes.“ Kann dies Urtheil nicht wirklich lächerlich erscheinen, da es zu der Zeit gefällt wurde, in der Ludwig XIV. sich in der Blüte seines Alters befand? In gleicher Weise ist die bekannte Ohrfeige in der dritten Scene des ersten Actes des Cid** ein Verstoss gegen das Schickliche gewesen; auch die Kühnheit Rodrigos, Chimene in ihrem eigenen Zimmer und am hellen lichten Tage zu be-

* Strehlke „Ueber Corneille und Racine,“ S. 20.

** Voltaire urtheilt darüber: „Man kann annehmen, dass dies (d. h. die Ohrfeige) einer der Gründe ist, welche den Cid Tragi-Komoedie benennen liessen.“

suchen (Act V, Scene 1), der Lauf des Horatius hinter seiner fliehenden Schwester her (Horace IV, 6) und viele andere Scenen, welche den Kritikern heutzutage in keiner Weise aufgefallen wären, erregten im 17. Jahrhundert jedermanns Missbilligung. Dadurch erhielten die Geisteswerke mehr und mehr jene übertriebene Zurückhaltung und Lauheit des Ausdrucks, welche jedem freien naturgemässen Schwunge der Gedanken die Flügel beschneidet.

Man könnte nun glauben, dass zufolge der vorherrschenden Neigung des Königs die Liebe und ihr Einfluss auf die Litteratur den Dichtungen des 17. Jahrhunderts eine lebhafte und eigenthümliche Färbung verliehen haben, welche sie deutlich von ihren Mustern aus dem Alterthume unterscheiden lässt. Diese Ansicht ist in der That wolbegründet in Bezug auf die Dramen Racines und theilweise auch Molières; in den Werken der andern französischen Classiker* tritt die Liebe jedoch sehr in den Hintergrund, um andern Lieblingszügen den Platz einzuräumen. Corneille besonders befand sich in Bezug auf die Frauen und die Stellung, welche er ihnen in der Entwicklung seiner Stücke zugestand, noch fast ganz ausserhalb der Sphaere von Versailles. Er zeigte sich als einen so wenig bewanderten Kenner des andern Geschlechtes und seiner unterscheidenden Eigenthümlichkeiten, dass man ihn in dieser Hinsicht für einen strengen Nachahmer der Alten erklären könnte. Als hauptsächlichste Ursache der geringen Beachtung, welche letztere den Frauen schenkten, muss man den untergeordneten Rang überhaupt ansehen, den das weibliche Geschlecht während des ganzen Alterthums in der Gesellschaft einnahm. Das öffentliche Leben überwog das Leben

* Als Boileau im Alter von 17 Jahren seinen philosophischen Lehrcursus beendet hatte, kannte er recht wol den Wein und die Liebe; einige seiner Lieder beweisen dies hinreichend, auch erzählen uns die „Bolaeana“, dass er tanzen und gegen das schöne Geschlecht liebenswürdig sein konnte, wenn er wollte. Später änderte sich sein Geschmack, und nach dem Muster des Juvenal schrieb er seine beissende Satire „Gegen die Frauen“, nach deren Erscheinen an einen Rücktritt in die Gesellschaft nicht mehr zu denken war.



im Hause; die Frau verbrachte innerhalb der ihr zugewiesenen Gemächer ihre Zeit ohne Lesen und ohne ernsteres Nachdenken aus Mangel an Bildung und Büchern und geistiger Regsamkeit überhaupt, ohne zu arbeiten, denn die Sclaven arbeiteten für sie, ohne wahrhaft zu lieben, denn der Gatte traute ihr wenig edlere Regungen und intellectuelle Vorzüge zu, auf die man überhaupt beim Abschluss einer Ehe wenig Rücksicht nahm. Solche Frauen passten natürlich nicht für die tragischen Stücke eines Aeschylus und Sophokles; niemals haben sie dort eine Hauptrolle gespielt, niemals hat man die Lösung eines tragischen Knotens auf einer der Eigenschaften begründet, welche dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich sind. Aber nachdem das Christenthum und die modernen Anschauungen den Rang des Weibes erhöht hatten, nachdem dieses während des Mittelalters der Gegenstand eines wirklichen Cultus geworden war, ist es schwer zu fassen, aus welchem Grunde der grosse Corneille sich rühmen konnte („Abhandlung über das dramatische Gedicht,“ Werke I, 24), dass selbst im Cid, welcher ohne Widerspruch dasjenige seiner Werke sei, welches am meisten von Liebe erfüllt ist, dennoch die Pflicht der Geburt und die Sorge um die Ehre über alle zarteren Regungen („tendresses“) den Sieg davontragen. Sein Hinweis auf die Alten* kann nach dem oben gesagten nicht befriedigen, aber er selbst gibt einen glaubhafteren Grund dafür an: der Heroismus hat stets in seinen Tragoedien die Liebe überflügelt.** Nach der Thronbesteigung Ludwigs XIV., nach dem glücklichen Auftreten seines Nebenbuhlers Racine fand Corneille es angemessen, sich gewissermassen über jenes Zurücktreten der Liebe hinter dem Heroismus zu rechtfertigen. „Suchet nicht in dieser Tragoedie,“

---

* Werke I, 24: „Dieser Grundsatz ist indess der Praxis der Alten entnommen.“ S. 80: „Unser Gebrauch, die Hauptdarsteller lieben zu lassen, war nicht der Sitte der Alten gemäss.“

** Schiller, Brief an Goethe vom 31. Mai 1799: „Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich heroische glücklich behandelt gefunden, doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt.“

meinte er in der Vorrede zum Sertorius (Werke VI, 357), „die Annehmlichkeiten, welche im Stande sind, Stücke dieser Art auf der Bühne gefallen zu lassen; ihr werdet darin weder Liebeszärtlichkeiten, noch leidenschaftliche Erregungen, noch pathetische Erzählungen finden. Trotzdem kann ich sagen, dass ... die Würde der erlauchten Namen, die Erhabenheit ihrer Interessen ... den Mangel jener Reize ausgeglichen haben.“ Noch deutlicher spricht er darüber in seinem Avis au lecteur vor der Sophonisbe (Werke VI, 469): .. „Ich ziehe es vor, dass man mir vorwirft, meine Frauen zu heldenhaft gezeichnet zu haben zufolge einer unwissenden und niedrigen Vorliebe, sie den auf uns gekommenen Originalen ähnlich zu machen, als mich preisen zu hören dafür, dass ich meine Helden verweichlicht hätte zufolge einer gelehrten und hohen Gefälligkeit gegen den Geschmack unserer Zärtlinge, welche überall Liebe haben wollen und nach ihr allein die gute oder schlechte Aufnahme unserer Werke bemessen.“ In diesen Worten des bereits in Ungnade verfallenen Greises erkennt man leicht einen im voraus dem Racine ertheilten Seitenhieb, dessen Andromache bald darauf die Physiognomie der französischen Bühne gänzlich veränderte. Es lässt sich diese Veränderung in wenig Worte fassen: die übertriebene Zärtlichkeit namentlich gegen das andere Geschlecht hat den Personen Racines einen charakteristischen Anstrich gegeben und viel zu der Originalität des Jahrhunderts Ludwigs XIV. in seinem Verhältniss zu dem Alterthum beigetragen. Allerdings könnte man auch in dem Heroismus der Stücke Corneilles einen unterscheidenden Zug zwischen Neuzeit und Alterthum erkennen; weil Corneille indess weniger die Griechen als die Römer nachgeahmt hat, und weil letztere durch ihre natürlichen Anlagen und die Entwicklung ihrer nationalen Einrichtungen ungefähr zu demselben Aufschwunge wie die Franzosen geneigt waren, sobald es sich um eine Staatsangelegenheit handelte, so hat man diese beiden Völker oft in Parallele zu einander gesetzt; gerade deshalb sollte man in dem Heroismus keine Verschiedenheit zwischen Corneille und Seneca, sondern vielmehr eine Uebereinstimmung erkennen. Beide suchten ihre Stoffe in der Mythologie oder in der Ge-

schichte fürstlicher Familien und anderer berühmter Persönlichkeiten; beide legten ihren Helden oft gespreizte und gleichzeitig nichtssagende Reden in den Mund; beide bemühten sich, das Aristotelische Furcht und Mitleid durch eine aufs höchste geschraubte Bewunderung zu ersetzen; beide endlich vernachlässigten die Herzensgefühle zu Gunsten eines declamatorischen Pathos*.

In Bezug auf Racine und seine erfolgreiche Neuerung auf dem Gebiete der Tragoedie habe ich bereits den Hauptgrund angeführt, aus welchem die Schriftsteller des Alterthums den Frauen niemals eine erste Rolle in ihren Stücken zugetheilt haben, sowie dass das Erhabene und Heldenhafte bei Corneille die zarteren und dem weiblichen Geschlechte eigenthümlicheren Gefühle unterdrückt hat. Erst die Andromache Racines war bahnbrechend und brachte die Frauen so auf die Bühne, wie sie es schon längst im wirklichen Leben und besonders zu jener Zeit in Frankreich waren. Weshalb war die Frau bis dahin weniger auf den Brettern heimisch

---

* Die den Heroismus der französischen Classiker betreffenden Puncte sind gründlich von Goldbeck (Herrigs Archiv XXXII, 296 u. f.) erörtert worden. Derselbe Verfasser hat in einer andern Abhandlung („Beiträge zur Kritik der französischen Tragoedie", Progr. Berlin 1864) ein reiches Material gesammelt, um die schwachen Seiten der französischen Tragiker in ihrem vollen Umfange zu erkennen; auch findet man dort (S. 6. u. f.) eine Parallele zwischen dem römischen und französischen Volke. Einige Ausstellungen an der eben genannten Abhandlung s. bei Maas in Herrigs Archiv XXXVI, 469 u. f. Die französischen Litterarhistoriker verschlossen sich nicht gegen diese Schwächen ihrer Landsleute, s. das feine und gerechte Urtheil von Gérusez (II, 150 und 172) und bei Nisard (III, 20 und 23). Natürlich hat unser Lessing die Vorliebe Corneilles für Helden, welche immer wie auf Stelzen einherschreiten, oft und scharf gegeisselt, z. B. Werke VI, 401, VII, 7, 62 u. f. („die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äusserliche Vorzüge zu verliebt") 137: „Alles athmet bei ihm (Corneille) Heroismus . . . den Ungeheuren, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, nicht den Grossen. Denn nichts ist gross, was nicht wahr ist." 264 u. f. etc. Eigenthümlich ist die Bemerkung, dass Corneille, als er einmal „erlauchte Persönlichkeiten" für eine heroische Komoedie gebraucht hatte, es angemessen fand, zu entschuldigen und zu vertheidigen, was er „gewagt" hätte (Werke V, 404 und 406 u. f.).

gewesen, da doch ihr Einfluss in den meisten Lebensverhältnissen nicht zu verkennen ist? Als der Erfolg der Andromache dem des Cid gleichkam, verlieh Racine fortan zwei Drittel seiner Hauptrollen an Frauen. Schon Perrault (Parallèle I, 233) hatte nach Gründen für diesen plötzlichen und vollständigen Umschwung des Geschmackes seiner Zeit gesucht; die Selbsterkenntniss und vorzüglich die Bekanntschaft mit den feineren Gefühlen hatte sich durch den Geist von Galanterie vervollkommnet, wie er zu Versailles herrschte; auch neigte sich das Interesse des Hofes mehr zu dergleichen Schilderungen des wirklichen Lebens als zu den Gemälden vergangener Zeiten, denen die Jahrhunderte die Frische der Farben und den mächtigen Reiz genommen haben, welchen die Darstellung von Handlungen ausübt, die sich unter den Augen des Zuschauers vollzogen haben. Da es aber dennoch nach Racines eigenem Ausspruche (Vorrede zur Andromache) „nicht seine Sache war, die Vorschriften der Bühne umzuändern," so entlieh er die Namen seiner Helden und die Umrisse seiner Handlungen den Alten, um sodann das antike Skelet mit dem frischen Fleische und dem reinsten Blute seines eigenen Volkes zu erfüllen. Das ist nach meiner Ansicht die Racinesche Methode gewesen, um seine Andromache, Junie, Hermione, Berenice, Phaedra, Iphigenie und viele andere weibliche Charaktere zu schaffen, welche alle mit den Schwächen ihres Geschlechtes behaftet sind, deren Leidenschaften stets den Sieg über die Pflicht davontragen, welche alle Schattierungen des Herzens und seiner tiefinnersten Regungen an den Tag legen, und welche sich doch immer in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit halten, so dass sie ihren Verfasser auf den Gipfel dichterischen Ruhmes geführt haben, insoweit Nisards (III, 35) Ansicht richtig ist: „der Charakter, das Bild, die Statue eines Weibes, darin liegt die Klippe oder der Triumph des Dichters und Künstlers. Die Vollkommenheit eines derartigen Werkes ist die höchste Schönheit." Allein ebenso wie der Heroismus Corneille verleitet hat, ist auch Racine durch seine Lieblingsleidenschaft, die Liebe, verführt worden: oft hat er diese so zarte, tiefe und edle Gefühlsregung mit den Aeusserungen einer Galanterie verwechselt, wie sie damals an der

Tagesordnung war*; in solchen Fällen hat er wie alle andern die schönsten Stellen mit fadem und nichtssagendem Wortschwall versetzt.** Was indess noch schlimmer ist: nicht allein die Frauen, sondern auch die meisten Männer der Racineschen Stücke sind von dem allgemeinen Liebesfieber ergriffen, das selbst durch die Adern der anerkanntesten Helden stürmt*** trotz der Warnung Boileaus (Chant III):

„Peignez donc, j'y consens, les héros amoureux,
„Mais ne m'en formez pas des bergers doucereux."

Es dürfte überflüssig erscheinen, ein weiteres über die tiefe Kluft zu sagen, welche die einfachen, naiven, fast strengen Tragoedien der Alten, für welche die Liebe kaum ein Beiwerk abgab, von den Stücken Racines trennt mit ihrem süssen und anmuthigen Klange, der die Unterhaltung und das gesammte Leben des Jahrhunderts Ludwigs XIV. abspiegelte. Aber Boileau (Satire „Gegen die Frauen") hat Recht:

„Sur ce vaste sujet si j'allais tout tracer,
„Tu verrais sous ma main des tomes s'amasser."

Wir kommen also zum Schlusse. Die seltsamen Missgriffe Corneilles in der Anwendung der Aristotelischen Poetik, die

---

* St. Simon, Werke XXIV, 144: „Ludwig XIV. ist niemals bei der geringsten Weiberhaube vorbeigekommen, ohne seinen Hut abzunehmen."

** Lessing, Hamb. Dramat. 67: „Ich kenne nur eine Tragoedie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ist Romeo und Juliet, vom Shakespear."

*** Der so grausame und trotzig-tapfere Pyrrhus seufzt beispielsweise hinreichend oft in einer einzigen Scene (Andromache I, 4):

„Me refuserez-vous un regard moins sévère? . . .
„Je vous offre mon bras. Puis-je espérer encore
„Que vous accepterez un coeur qui vous adore . . .
„Brûlé de plus de feux que je n'en allumai,
„Tant de soins, tant de pleurs, tant d'ardeurs inquiètes . . .
„Animé d'un regard je puis tout entreprendre . . .
„Ah! qu'un seul des soupirs que mon coeur vous envoie . . .
„Hé bien! Madame, hé bien! il faut vous obéir". . . etc.

Welche reichhaltige Sammlungen verliebter Phrasen liessen sich nicht aus allen Stücken Racines gewinnen, falls man sie einzig auf diesen Zweck hin auszubeuten keine Mühe scheute! Eine Mühe wäre es wahrlich!

noch seltsamere Nachahmung seiten seiner Nachfolger, die schwachen Beziehungen der schönen Wissenschaften zur Religion, welche ihrerseits wiederum ohne gesunde Lehren und treibende Kraft zu jener Zeit war, endlich der oft nachtheilige Einfluss der Person des Fürsten und seines Hofes — alle diese Umstände trugen dazu bei, manchen Keim von wahrem Genie zu ersticken, wie er unter andern Verhältnissen einem Aeschylus, einem Shakespeare, einem Schiller das Leben gegeben hätte. Aber unbillig wäre es, in einem Gesammturtheile über die Geisteserzeugnisse des siebenzehnten Jahrhunderts neben der ausserordentlichen Zurückhaltung und Nüchternheit des Gedankens und der Einbildungskraft, neben der einförmigen und ceremoniösen Form nicht rühmend anzuerkennen jenen festen, gesunden und selbstbewussten Geist, jenen Charakter der Reife, Klarheit und ruhigen Adels, welcher nur den classischen Epochen eigenthümlich ist, und welcher den meisten Werken der berühmten Schriftsteller Frankreichs unter Ludwig XIV. zuerkannt werden muss. In der That ist die gemessene und erfolgreiche Sicherheit der grossen Schriftsteller des Alterthums oft aufs glücklichste von den Franzosen nachgeahmt worden, und wenn die übrigen Völker Europas sich entweder durch eine vollendete Originalität oder durch die seltene Fruchtbarkeit des Geistes oder durch die Wärme ihrer Einbildungskraft bemerkbar gemacht haben, so waren es ihrerseits die Franzosen, welche durch ihre Vorliebe für das Regelrechte und die Ordnung der Gedanken, durch ihren gesunden Menschenverstand und die Richtigkeit der Schlussfolgerungen sich um den Fortschritt der Wissenschaften in der Neuzeit Verdienste erworben haben. Obgleich diese nationale Vorliebe häufig eine masslose gewesen ist, so dass beispielsweise ein Voltaire den Shakespeareschen Hamlet „ein unfläthiges und barbarisches Stück . . . das Erzeugniss der Einbildung eines trunkenen Wilden“ nennen konnte, so hat sie dennoch einen heilsamen Einfluss auf die Formen der Dichtkunst ausgeübt, besonders auf die der tragischen Bühne, sodass alle modernen Völker daraus Nutzen gezogen haben*

* Schiller „An Goethe, als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte“:

und die Klarheit der französischen Satzlehre sprüchwörtlich geworden ist. Das schöpferische Genie Shakespeares durch die Zucht der französischen Classiker in Schranken gehalten, die strenge Reihenfolge und Verkettung der Racineschen Scenen in den Goetheschen Faust eingeführt, das würde allen dramatischen Theorien von Aristoteles bis auf Corneille und Lessing Genüge leisten.

„Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
„Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie . . . .
„In edler Ordnung greifet Glied in Glied . . .
„Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
„Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist . . . .
„Ein Führer nur zum Bessern soll er werden“. . . .

Molière und Tellez als Bearbeiter des Don Juan

von

Adolf Laun.

Es gibt in den Litteraturen der europäischen Culturvölker Charaktergestalten, die, in dem einen entstanden, unter mannichfacher Modification zu dem anderen übergehen, die dann der Weltlitteratur angehören, typisch-symbolische Bedeutung gewinnen und eine sprüchwörtliche Popularität erlangen. Zu ihnen gehört neben Hamlet, Faust, Don Quixote auch der Don Juan. Er ist der Typus des aristokratischen Roués, des sinnlich egoistischen Genussmenschen, des unersättlichen Weiberverführers und homme à bonne fortune geworden. Grosse Dichter haben sich des Stoffes, der in einer altspanischen Legende lag, bemächtigt und ihn in der ihnen eigenthümlichen Weise im Geiste ihres Landes und ihrer Zeit behandelt. Gabriel Tellez (Tirso de Molina), Molière, Byron sind die hervorragendsten unter ihnen, und der grösste aller musicalischen Genien, Mozart hat ihm in der Oper aller Opern eine Behandlung zu Theil werden lassen, die alle menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, die den Himmel, die Hölle und die Buntheit des irdischen Lebens mit allumfassendem Geiste zur Anschauung und zum Ausdruck bringt und bei der man empfindet, dass nur die Musik im Stande war, die ganze Fülle von Gefühlen und Gedanken, die der reiche Stoff enthält, zu umfassen. — An diese Heroen der Kunst und Dichtung schliesst sich eine Reihe talentvoller Bearbeiter, die je nach ihrer Eigenthümlichkeit diese oder jene Seite mehr hervorgehoben haben: Der Engländer Shadwell, die Italiener Goldoni und Da Ponte, der Textschreiber

Mozarts, die Franzosen Mérimée und Dumas, die Spanier Zamora und der heutige Zorilla, der unter deutschem Einfluss steht und dem Stoff eine ganz seelische innerliche Bedeutung abgewonnen hat. Das katholische Glaubenswunder, das in Calderons Andacht zum Kreuz die Seele des Verdammten rettet, wird bei ihm zum Liebeswunder. — Die deutschen Bearbeiter stehen unter dem Einfluss von Mozarts Musik und Goethes Faust und geben dem Thema eine philosophische Bedeutung, Grabbes Faust und Don Juan und Lenaus Fragment Faust bekunden dies. Auch bei Byron, der den Gegenstand zum allgemeinen satirischen Weltbilde erweiterte, klingt diese Saite an. Die Bedeutung Molières, dem dieser Aufsatz im besonderen gilt, für die Entwickelung des Charakterbildes ist folgende: Er hat den naiven, noch halb mittelalterlichen Wüstling und Weiberverführer, den er vorfand, zum modernen, reflectierten Egoisten und gewissenlosen Genussmenschen gemacht, der durch keine Rücksicht gehalten, mit geistiger und aristokratischer Ueberlegenheit alles seinen Gelüsten opfert. Molière ist der Schöpfer jenes Typus, der später in den Roman überging und in Richardsons Lovelace in der Clarisse seine weitere Ausführung erhielt, die eine grosse Schar von Nachbildnern hervorgerufen hat. — Haben auch die späteren Don Juans der Bühne nicht ganz den Molièrischen Charaktertypus innegehalten und haben sie ihren Schöpfungen auch ein mehr romantisches Colorit gegeben, so stehen sie doch alle unter seinem Einfluss. — Doch betrachten wir zuvörderst den ersten spanischen Don Juan, das Prototyp aller andern.

Der Stoff dieses Dramas ist einer Legende, die sich in den Andalusischen Chroniken findet, entnommen. Don Juan de Tenorio, ein zu den vornehmsten Familien Sevillas gehöriger Edelmann, der wegen seiner Ausschweifungen berüchtigt war, tödtete den Gouverneur Gonzalo de Ulloa, nachdem er seine Tochter verführt hatte. Dieser hohe Beamte wurde in der Familiengruft in der Franciscanerkirche begraben, und ihm wurde daselbst ein Monument mit einer Statue errichtet. Die Familie war in Verzweiflung, konnte aber wegen der vornehmen Geburt Don Juans keine Genug-

thuung erlangen und verzehrte sich schweigend in Schmerz und Rachgefühl. Don Juan, dadurch noch kühner gemacht, setzte seine Frevelthaten fort und wagte es sogar, in die Kirche einzudringen und dort die Statue des Gouverneurs zu beschimpfen, diese belebte sich plötzlich, packte ihn und schleuderte ihn, indem die Quadersteine des Estrichs sich öffneten, in die unterirdischen Flammen der Hölle. So erzählten die Mönche. Nach einer anderen Version hatten diese ihn unter dem Vorwande eines verliebten Stelldichein zu nächtlicher Stunde in die Kirche gelockt, und in dieser war er auf unerforschliche Weise verschwunden und nie wieder gesehen worden. Das Volk glaubte an jene wunderbare Rache der Statue und hielt diesen Glauben fest in seiner Tradition. So wurde im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Don Juan Tenorio ein Held der Legenden. Das Gerücht von seinen Unthaten verbreitete sich immer mehr, und er wurde das Symbol aller Scheusslichkeiten. —

Zur Zeit des glänzendsten Aufschwungs der spanischen Litteratur, im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts bemächtigte sich ein Prior des Klosters der barmherzigen Brüder Namens Tellez, der unter dem Pseudonym Tirso de Molina als Dramatiker eine Stelle neben Lope de Vega, Calderon, Alarcon und Moreto einnimmt und mehr als hundert Stücke geschrieben hat, dieser Erzählung und schuf daraus ein Drama von höchster Bedeutung, in dem der Keim zu allen späteren Don-Juans-Behandlungen lag. Er nannte es: „El burlador de Sevilla y convidado de piedra“, „der Spötter von Sevilla und der steinerne Gast“. Es war wie alle damaligen spanischen Stücke in drei Jornadas (Tage) eingetheilt.

Ich gebe aus diesem Drama, in dem zwei Könige, der König von Neapel und der König von Castilien und mehrere andere Personen vorkommen, die mit dem Molièreschen Stücke nichts zu schaffen haben, und das reich ist an Charakteren, satirischen Zeitanspielungen, theatralischen Situationen und Incidenzien, nur eine kurze Analyse von dem, was sich speciell auf den spanischen und französischen Helden bezieht. Die Handlung beginnt in Neapel. Es ist Nacht, wir sind im königlichen Palast. Die Herzogin Isabella, betrogen und

überfallen durch Don Juan, der sich für den Herzog Ottavio ausgegeben hat, erfüllt den Palast mit ihrem Hilfegeschrei. Der König eilt herbei und befiehlt, den Verführer ins Gefängniss zu werfen, aber der damit Beauftragte ist sein Oheim, der ihn unter einer scharfen Strafrede entschlüpfen lässt. Don Juan geht nach Spanien und erleidet an der Küste dieses Landes Schiffbruch bei Tarragona. Er wird mit seinem Diener durch die Fischerin Tisbea, die Hilfe herbeiruft, gerettet und verführt dieselbe.

Tisbea: Ich gebe Dir nach, wenn Du mir versprichst, mein Mann zu werden.

Don Juan: Ich schwöre bei Deinen schönen Augen, die mich tödten, indem sie mich ansehen, dass ich Dein Gatte sein will.

Tisbea: Bedenke, mein Geliebter, dass es einen Gott und dass es einen Tod gibt!

Don Juan (bei Seite):

Bis dahin hat's noch Zeit, (laut): So lange Gott mir das Leben leiht, werde ich Dein Sclave sein. Da hast Du mein Wort und meine Hand!

Die betrogene Tisbea, deren Schmerz sich in leidenschaftlichen, hochpoetischen Worten ausspricht, stürzt sich vor Verzweiflung ins Meer. — Dann finden wir Don Juan in Sevilla wieder. Der Marquis de la Mota zieht ihn daselbst ins Vertrauen seiner Liebe zu seiner Cousine Doña Ana, der Tochter des Commandeurs Gonzalo de Ulloa. Er macht's mit dieser gerade so, wie er es mit der Isabella in Neapel gemacht hat. Er tödtet den alten Commandeur, der auf das Hilfegeschrei seiner Tochter herbeigeeilt ist, und dieser sagt ihm sterbend: „Meine Rache wird Dich erreichen." — Don Juan, zur Flucht gezwungen, begegnet darauf einem jungen Mädchen Namens Aminta und verführt sie an ihrem Hochzeitstage, indem er ihr nach seiner Gewohnheit verspricht, sie zu heirathen und sie an den Hof zu führen. Er sagt dabei: „Wenn ich mein Wort breche, so flehe ich zu Gott, er möge mich, um meinen Verrath zu bestrafen, durch die Hand eines Todten umkommen lassen," eine Betheuerung, in der das zu erwartende angedeutet ist. Insgeheim nach Sevilla zurückgekehrt, dringt Don Juan in den Kreuzgang einer Kirche, wo er das Monument mit der

Statue des von ihm erschlagenen Commandeurs sieht, auf dem er folgende Inschrift liest: „Hier harrt der treueste und ehrenhafteste aller Edelleute, dass Gott ihn an einem Verräther räche.“ — „Du alter, guter Steinbart willst Dich an mir rächen?“ sagt Don Juan höhnisch und zupft ihn am Barte. Er fügt mit ironisch höflicher Verbeugung hinzu: „Ich erwarte Euch in meinem Hotel zu Gast, wo wir uns duellieren können, wenn Ihr Euch durchaus rächen wollt, obgleich das Gefecht gegen ein steinernes Schwert sehr unbequem ist.“ — Don Juan sieht im Augenblick, wo er sich zu Tisch setzen will, die Statue kommen, die seiner Einladung Folge leistet. Nach dem Gastmahl lädt diese nun ihrerseits für den folgenden Abend den Don Juan zum Gastmahl ein und zwar in ihrer Capelle. Don Juan gibt sein Wort, dass er kommen will, und hält dasselbe. Ich theile diese Scene, wo den frechen Wüstling in düstrer schauerlicher Umgebung die Rache des Himmels ereilt, hier verkürzt mit, weil sie bezeichnend für Tirsos Weise ist, weil sie den Kern- und Schlusspunct des Stücks enthält und die unleugbare Ueberlegenheit des spanischen Dichters über den französischen in Vorführung des Mystisch-Religiösen und Schauerlichen bekundet. Leider würde ein Versuch, die Pracht und Energie des spanischen Verses wiederzugeben, zu sehr vom Wortlaut, um den es mir hier zu thun ist, ablenken, ich muss mich in abkürzender Uebersetzung auf die Prosa beschränken.

Don Juan: Wer da?

Die Statue: Ich bin's, der Todte, ich glaubte nicht, Du würdest Dich, da Du Dich ja über alles hinwegsetzest, Deinem Versprechen gemäss einfinden.

Don Juan: Meinst Du, ich sei feige?

Die Statue: Ja, denn in jener Nacht, wo Du mich tödtetest, flohst Du.

Don Juan: Ich floh, um nicht erkannt zu werden. Jetzt bin ich da, was willst Du von mir?

Die Statue: Komm, speise mit mir.

Catalinon, der Gracioso des Stücks, sein Diener: Ich

für meine Person danke, es wird wohl alles kalt sein, eine Küche scheint's hier ja nicht zu geben.

Don Juan: Gut, speisen wir. (zum Diener): Setze Dich.

Catalinon (bei Seite): Ich wollte, ich wäre mit heiler Haut davon. (laut): Was ist das für ein Gericht, Herr Todter?

Die Statue: Scorpionen und Vipern.

Catalinon: Ein schönes Essen!

Die Statue: Das ist unsre Speise. (zu Don Juan): Issest Du nicht?

Don Juan: Ich würde essen, und bötest Du mir alle Schlangen der Hölle.

Catalinon: Herr Todter, was trinkt man hier für Wein?

Die Statue: Versuche ihn.

Catalinon: Das ist ja Galle und Essig!

Die Statue: So kommt's aus unsrer Kelter.

(Gesang ertönt):

Hüten mag sich, wem die Strafe
Gottes Rache zugemessen,
Jeder Aufschub hat ein Ende,
Kein Verbrechen bleibt vergessen!

Catalinon: O weh, es scheint, die Romanze ist auf uns gemünzt.

Gesang: Niemand, der auf Erden lebet,
Spreche je mit frechem Munde:
Ach bis dahin währt's noch lange,
Denn gar bald schlägt seine Stunde!

Don Juan: Ich habe gespeist, lass den Tisch wegnehmen.

Die Statue: Gib mir Deine Hand, zaudre nicht....

Don Juan: Welch ein Feuer verzehrt mich, lass mich los oder ich durchbohre Dich mit meinem Schwerte. Doch vergebens, es schwirrt durch die leere Luft. Ich habe Deine Tochter nicht entehrt, sie hat meine List zuvor entdeckt.

Die Statue: Einerlei. Die Absicht genügt.

Don Juan: Lass mich einen Priester rufen, dem ich beichte, und der mich meiner Schuld entbindet.

Die Statue: Zu spät! Das ist die göttliche Gerechtigkeit! Wie die That, so der Lohn!

Don Juan: Wehe, ich verbrenne, die Glut verzehrt mich, ich bin verloren. (Er stürzt zu Boden).

Nachdem der Estrich der Capelle sich krachend geöffnet und der Schlund den Don Juan verschlungen hat, ruft Catalinon, der noch zu rechter Zeit herauskriecht: „Gott steh' mir bei, die ganze Capelle ist in Flammen... Heiliger Georg! Heiliges Agnus dei, helft mir, dass ich heil nach Hause komme!" — Das Stück ist damit noch nicht zu Ende. Die Lösung des Ganzen hat im Schlosse zu Sevilla statt, der König macht die Unthaten des Frevlers dadurch wieder gut, dass er die Opfer desselben verheirathet und befiehlt, man solle zum ewigen Exempel das Grab des Commandeurs nach Madrid in die Kirche des heiligen Franciscus bringen.

Aus dieser Analyse, wie kurz und flüchtig sie sei, geht hervor, dass der Burlador de Sevilla der Urquell aller Don-Juan-Dichtung für Roman und Bühne ist; der lateinische Roman: Vita et mors sceleratissimi Domini Johannis ist jüngeren Datums. Das Stück enthält den Keim zu allen Motiven und Gestaltungen, die der ergibige Stoff im Lauf der Zeit von den verschiedenartigsten Bearbeitern erfahren hat. Verfolgen wir die Geschichte dieser Bearbeitungen bis zu Molière.

Von Spanien ging der Don Juan zuvörderst nach Italien hinüber. Eine Nachahmung des Burlador von Onofrio Giliberti wurde 1652 unter dem Titel: „Il convitato de pietra", die wörtliche Uebersetzung des zweiten spanischen Titels, aufgeführt. Im Jahre 1657 machte die nach Paris gekommene italienische Truppe, die im Théâtre des Petit Bourbon spielte, aus Gilibertis Stück eine Harlekinade mit allerlei tollen Streichen und Bouffonnerieen. Der Inhalt und der Gang der Handlung sind im grossen und ganzen dieselben geblieben, nur nimmt das Possenhafte, das besonders durch Harlekin vertreten ist, die erste Stelle ein. Das religiöse Element und der hochpoetische Schwung des spanischen Originals sind hier ganz verschwunden, von tieferer Charakteristik der handelnden Personen, besonders des Helden, ist keine Rede, doch enthält das

derb volksthümliche Stück, dessen Tradition sich in den deutschen Volksbüchern, fliegenden Blättern, Marionetten- und Policinelltheatern, die noch auf unseren Jahrmärkten vorkommen, fortgepflanzt hat, manche Züge, die Molière und Mozarts Textschreiber, Da Ponte benutzt haben. Ich lasse hier einige Mittheilungen aus dem Schluss folgen: Die Scene gibt den Besuch des von Don Juan zum Abendessen eingeladenen steinernen Gastes. Jener sitzt mit seinem Diener Harlekin schon bei Tische. Es wird an die Thüre geklopft. Ein Bedienter eilt hin, kommt aber ganz bestürzt zurück und stolpert über Harlekin, der zu Boden fällt. Dieser steht auf, nimmt in die eine Hand ein gebratnes Huhn und in die andre ein Licht und geht hinaus, um nachzusehen, was es gibt. Bei seiner Rückkehr rennt er, besinnungslos vor Schreck, vier andre Diener um. Unfähig zu sprechen, deutet er an, dass der Mann, der auf dem steinernen Pferde mit dem Kopfe genickt habe, da sei. Don Juan ergreift eine Fackel und empfängt ihn, Harlekin verbirgt sich unter dem Tische. Don Juan sagt zur Statue: „Hätte ich geahnt, dass Du meiner Einladung Folge leisten würdest, so hätte ich Arcadien seines Fleisches, Sicilien seiner Fische, Phoenizien seiner Vögel, Neapel seiner Früchte, Spanien seines Goldes, England seines Silbers, Babylon seiner Teppiche, Bologna seiner Seide, Arabien seiner Myrrhen, Flandern seiner Erbsen beraubt, um Dir ein Gastmahl zu bieten, das Deiner Hoheit würdig wäre, aber nimm, was ich Dir aus gutem Herzen und mit freigebiger Hand biete, speise, mein verehrter Gast.“ —

Darauf wird Harlekin gezwungen, aus seinem Schlupfwinkel hervorzukriechen, aufs Wohl einer der Geliebten Don Juans zu trinken und dabei zu singen. Don Juan gibt ihm zu verstehen, er solle Anna, die Tochter des Commandeurs, nennen. Harlekin gehorcht, füllt sein Glas, und die Statue erwidert das Compliment mit einer Verbeugung ihres Hauptes. Harlekin stürzt vor Schrecken hintenüber, erhebt sich aber gleich wieder und zeigt triumphierend, dass kein Tropfen aus dem vollen Glase, das er in der Hand hielt, heraus gelaufen ist (es war dies ein tour de force von Seiten des Spielers).

Im letzten Acte, der zum Theil im Grabe des Comman-

deurs spielt, bemerkt Harlekin, dass alles dunkel ist und meint: „die Wäscherin des Hauses muss wohl todt sein, denn alles ist hier schwarz.“ Don Juan nimmt eine Schlange aus einer Bratenschüssel und sagt dabei: „ich würde davon essen, und wäre es der Teufel.“

Düstre, mysteriöse Gesänge ertönen, die Statue erhebt sich, der Donner rollt, das höllische Feuer sprüht empor, und der steinerne Gast zieht den gottlosen Bösewicht mit sich in den Abgrund hinab. Harlekin ruft verzweifelt aus: „Mein Lohn, mein Lohn, nun muss ich gar einen Polizeibeamten in die Hölle schicken, um die Bezahlung meines Lohnes zu erlangen“. Der König erscheint darauf, Harlekin wirft sich ihm zu Füssen und sagt: „O König, Du weisst, dass mein Herr beim Teufel ist, wo ihr grossen Herrn alle dereinst hinkommt. Bedenke das, was sich hier ereignet hat.“

Ein letztes Tableau zeigte dann den Don Juan im höllischen Rachefeuer, in dem er seine Qualen und seine Reue in Versen ausdrückte (das andre wurde meist in improvisierter Prosa gesprochen) und suchte mit folgenden Worten die Quälteufel zu erweichen: „Ihr ewigen Folterer im Avernus, besänftigt Euch und sagt mir aus Mitleid, wann enden meine Qualen?“ Chor: „Nie!“

Bis auf diese Schlussscene tritt der religiös-theologische Gedanke, der das Grundprincip des spanischen Stückes ist, in der italienischen Farce ganz zurück. Diese verwerthet in möglichst burlesker Weise hauptsächlich nur die humoristischen Bestandtheile, die dem Burlador de Sevilla so gut wie allen anderen comedias der Epoche beigemischt sind. —

Im Jahre 1658 liess der Schauspieler Dorimond in Lyon eine sogenannte tragi-comédie aufführen, die aus der Bearbeitung Gilibertis und aus der italienischen Posse zusammengestutzt war und die er „Le Festin de Pierre oder le fils criminel“ nannte. Er hatte das Wort convitato, der Gast, missverstanden, und es mit Gastmahl, spanisch convido, italienisch convito, übersetzt, das lateinische Wort convivium wurde damals noch oft durch convive übersetzt, welches die Bedeutung von Gastmahl hatte. Der Titel hiess nun so viel wie: das Gastmahl, zu welchem Don Pierre, der Commandeur,

so heisst er im Stück, Don Juan einladet. Die höchst mittelmässige Arbeit Dorimonds hatte beim grossen Publicum in Lyon einen ausserordentlichen Erfolg, der Ruf derselben gelangte schnell nach Paris und veranlasste den dortigen Schauspieler Villiers seinerseits den Mode werdenden Gegenstand zu bearbeiten. Er that es in einer versificierten tragi-comédie, die mehr Verve, aber auch einen schlechteren Geschmack als Dorimonds Arbeit verrieth und im Théâtre des Hôtel de Bourgogne aufgeführt wurde; sie erschien schon 1660 im Druck.

Einige von Tirso de Molina angedeutete Scenen, die auch Molière und Da Ponte benutzt haben, sind darin glücklich ausgeführt und von grosser komischer Wirkung, z. B. die, wo der Diener Don Juans der verlassnen Geliebten den Katalog der von seinem Herren eroberten und wieder bei Seite geschobenen Damen entwirft, es ist die Liste der tausend und drei (mille et tre), die Mozart so unvergleichlich in Musik gesetzt hat. In dieser Liste sind so ziemlich alle französischen Weibernamen erschöpft, sie schliesst mit den Worten:

Et si je pouvais bien du tout me souvenir,
De quinze jours d'ici je ne pourrais finir.

Harlekin in der italienischen Farce hatte übrigens auch schon eine solche Liste auf einem unendlich langen Pergamentstreifen gehabt und dieselbe, das eine Ende festhaltend, ins Parterre geworfen mit der Bemerkung: „Sehen Sie nach, meine Herren, ob Sie nicht etwa den Namen Ihrer Frau, einer Verwandtin oder einer guten Freundin darauf finden.“ Während diese beiden Bearbeitungen auf den Pariser Theatern ihr Glück machten, kamen 1659 bei Gelegenheit der Verheirathung Ludwigs XIV. mit der Infantin Marie Therese die Madrider Schauspieler nach Paris und spielten daselbst auf dem Théâtre des Hôtel de Bourgogne. Ob sie auch den Burlador de Sevilla spielten, ist nicht angegeben; auch ist kaum anzunehmen, dass Molière das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt habe kennen lernen, die gewaltige Poesie desselben würde ihn zu einer anderen Behandlung, als sich in seinem Stück nach der Seite des Religiösen und Wunderbaren hin kund gibt, angeregt, ihn vielleicht auch von jeder Nachbildung abgehalten

haben. Jedenfalls aber hat die Anwesenheit der spanischen Schauspieler den Geschmack am spanischen Genre, dem Molière schon ein Jahr vorher in seiner Princesse d'Elide, nach dem Muster von Moretos Donna Diana, gehuldigt hatte, noch erhöht. —

Jene Bearbeitung Dorimonds ist aber nicht zu verwechseln mit der Rosimonds [= Dumesnil], die vier Jahre nach dem Molièreschen Festin de Pierre erschien und der man allerdings ansieht, dass der Stoff durch Molières Hände gegangen war. Bei ihm wird der Molièresche, an nichts glaubende Lebemann zum pedantisch-raisonnierenden Gottesleugner, der sich in schwerfälligen Alexandrinern in philosophischen Discussionen ergeht. Molières Held hat dazu weder Zeit noch Lust. —

Molières Stück, das 1665 zum ersten Mal aufgeführt wurde, ist in Prosa geschrieben und machte zum Theil deshalb beim Publicum nur wenig Glück, es erlebte nur fünfzehn Vorstellungen und wurde zu Lebzeiten des Dichters nicht wieder aufgenommen.

Der jüngere (Thomas) Corneille bearbeitete es nach seinem Tode auf Wunsch seiner Wittwe in einer versificierten Nachbildung, die sich mit Ausnahme einiger veränderter Scenen und Motive äusserst treu an das Original anschloss und in vielen Fällen den Prosatext fast wörtlich wiedergab. In dieser Bearbeitung ist das Molièresche Stück bis zum Jahre 1847 auf dem Repertoire des Théâtre français geblieben, wird seitdem aber mit sich steigernder Theilnahme wieder in seiner ursprünglichen Gestalt daselbst gespielt und wird die Bühne wol nie wieder verlassen.

Werfen wir nun einen Blick in das Molièresche Drama, das als comédie bezeichnet ist, sich aber in vielen Puncten von dem gewöhnlichen Begriff dieses Wortes entfernt. Es ist ein Versuch des Dichters, die Grenzen der Gattung zu erweitern und, indem er sich von dem Gesetz der classischen drei Einheiten losmachte, eine Charakterkomoedie auf freierer, über die Wirklichkeit sich erhebender, romantisch-wunderbarer Grundlage aufzubauen. Dass ihm die Verschmelzung so disparater Elemente nicht gelungen, fühlt jeder Unbefangene. Aber als Charaktergemälde ist sein Festin de

Pierre eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Da das Stück vielleicht nur wenigen meiner Leser gegenwärtig ist, möge hier eine kurze Analyse desselben, die vor allem die Charaktere des Helden und der sich um ihn reihenden Nebenpersonen im Auge hat, folgen:

Wir sind beim Anfange des Stückes in Sicilien, was freilich die Localfarbe nicht errathen lässt. Alles hat ja beim energisch nationalisierenden Molière ein französisches Colorit. Schon die ersten Scenen geben uns ein umfassendes Bild des Helden. Molières Methode war stets, den Zuschauer gleich anfangs durch starke Züge zu frappieren und ihn mit einer Naivetät, von der die späteren, auf Ueberraschung speculierenden Dichter keine Ahnung haben, auf das zu erwartende vorzubereiten. Er arbeitet auch hier wieder mehr auf klare Einsicht für den Verstand, als auf Reiz und Täuschung für die Phantasie hin.

Don Juans Diener, Sganarelle, ist im Zwiegespräch mit dem Stallmeister Donna Elvirens begriffen, jener Geliebten, deren sein Herr schon überdrüssig geworden ist, und gibt von demselben eine Charakterschilderung, in der er zugleich durch die Art und Weise, wie er es thut, sich selber als einen Menschen zeichnet, der die Ruchlosigkeiten Don Juans missbilligt, aber zu feig und eigennützig ist, um sich von ihm los zu machen. Die Schilderung schliesst mit folgenden Worten, die an Leporellos Tausend und drei erinnern: „Eine Heirath eingehen, das kostet ihm nichts, es ist sein Hauptmittel, die Schönen ins Garn zu locken. Er ist ein Allerweltsheirather, Damen, Demoisellen, Bürgerinnen, Bäuerinnen, er findet nichts zu kalt noch zu warm. Wollte ich Dir die Namen aller derjenigen nennen, die er schon geheirathet hat, so würde dies bis zum Abend dauern. Du bist erstaunt und entfärbst dich bei dieser Schilderung, aber es ist nur eine leichte Skizze seiner Person; um sein Portrait zu vollenden, dazu bedürfte es noch ganz andrer Pinselstriche. Der Zorn des Himmels wird ihn dereinst erreichen, und es wäre besser für mich, beim Teufel, als bei ihm zu sein. Er gibt mir solche Scheusslichkeiten zu sehen, dass ich wünschte, er wäre schon, ich weiss nicht wo. Aber ein vornehmer Herr,

der ein Bösewicht ist, ist etwas fürchterliches, ich bin ihm wider meinen Willen treu, die Furcht macht mich diensteifrig und macht, dass ich lobe, was ich verabscheue. Da kommt er, verrath nichts von dem, was ich Dir gesagt habe. — — — —“

Don Juan ist bei guter Laune und gestattet seinem Diener, mit dem er allein ist, ein wenig zu predigen und zu moralisieren, ein Vergnügen, dem dieser in halb ernster, halb komischer Weise sich hingibt. Don Juan macht dabei Selbstgeständnisse, die das Bild, das wir schon von ihm bekommen haben, vollenden. Er sagt unter anderem: „Die Treue ist gut für Dummköpfe, alle Schönen haben das Recht mich zu reizen, und das Glück, das die eine gehabt hat, mich zu fesseln, darf die anderen ihres Anrechtes an mich nicht berauben. Mich lockt die Schönheit, wo ich sie finde, und die Liebe, die ich für die einen fühle, macht mich gegen die anderen nicht ungerecht.... Nichts ist anziehender, als den Widerstand der Schönen zu besiegen, in diesem Punct habe ich den Ehrgeiz der Eroberer, die von Sieg zu Sieg eilen, mein Herz ist gross genug, die ganze Erde zu umfassen, und gleich dem Alexander wünschte ich, es gäbe noch andere Welten, um auf sie meine Liebeseroberungen ausdehnen zu können.“ Sganarelle erlaubt sich dagegen Erwiderungen und Ermahnungen, die er mit komischer Schlauheit als einem Dritten geltend ausspricht und weist schliesslich auf die Rache des Himmels hin.

„Still“, unterbricht ihn Don Juan, der nun genug hat, und befiehlt, ihm zu folgen; er hat nämlich ein Liebespaar entdeckt, das im Begriff ist, eine Ausfahrt zur See zu machen; die Zärtlichkeit der Schönen gegen ihren Geliebten hat seine Glut entfacht und in ihm den heimtückischen Wunsch erweckt, durch Störung von anderer Glück sich ein Vergnügen zu verschaffen und dem Bräutigam seine Braut zu entreissen.

Indess ehe er seinen Plan ausführt, erscheint Donna Elvira, eine seiner verlassenen Geliebten, und überhäuft ihn mit Vorwürfen, durch welche ihre noch nicht erloschene Liebe hindurchklingt. Don Juan, um sie los zu werden, erklärt ihr, dass religiöse Scrupel ihn abhielten, sie zu heirathen;

es ist dies ein erster Versuch in der Heuchelei, die er mit einer gewissen Selbstironie treibt, und die ihm später so gute Dienste leisten wird. Er überlässt sie dann, da dies nicht verfangen will, den ungesalznen Spässen seines Dieners, die man aus der Oper kennt. Dies der erste Act, der ausser einigen satirischen Anspielungen auf Zeitereignisse ganz der Charakteristik des Helden und seines Dieners gewidmet ist. Tirso de Molina ist dadurch unendlich viel dramatischer und theatralisch wirksamer als Molière, dass er die Handlung, deren Schluss die durch den Commandeur vollzogne Rache des Himmels ist, mit der Ermordung desselben beginnen lässt, es kommt dadurch eine viel grössere Einheit in das sonst bei ihm so viel verschlungne Ganze. Bei Molière erfahren wir jene Thatsache nur aus dem Munde des Dieners.

Der zweite Act bildet eine heitre Episode, die durch ihr ländlich bäurisches Colorit, durch die Natürlichkeit und Wahrheit, mit welcher der Dichter auch hier wieder die Repraesentanten des Volkes in ihrer Naivetät, ihrer Einfalt, aber auch in ihrem Humor und Mutterwitz darzustellen weiss und die Volkssprache und den Bauerndialekt bewunderungswürdig handhabt, einen grossen Reiz hat. Don Juan, dessen Schiff bei Verfolgung jenes Liebespaares umschlug, ist von Pierrot (dem Mazetto der Oper) und dessen Braut Charlotte, jener ländlichen Kokette, die Zerlinen zum Modell gedient hat, gerettet worden und fängt gleich Feuer für seine hübsche Retterin, aus der Byron seine reizende Haidie machte, er begreift aber sehr wol, dass hier seine feineren Verführungskünste nicht angebracht sind, er macht's kurz, spricht gleich vom Heirathen und imponiert unter grossartigen Versprechungen durch sein vornehmes Wesen. Der Bräutigam wird kurzer Hand beseitigt, da aber kommt eine zweite, gleichfalls sehr hübsche Bäuerin, Mathurine, hinzu, welcher der Verführer, der gern doppelte Beute erjagt, gleichfalls die Ehe verspricht; er geräth aber dabei in einer theatralisch sehr wirksamen Scene zwischen zwei Feuer, die, nachdem der Herr sich lachend aus dem Staube gemacht hat, der Diener zum Schweigen bringen muss.

Im dritten Acte erscheinen beide auf der Flucht vor sie

verfolgenden Häschern verkleidet in einem Walde. Sganarelle ist im langen Talar als Arzt sehr komisch, und der Dichter, der keine Gelegenheit zu satirischen Zeitanspielungen vorübergehen lässt, macht ihn, hier seinen ersten Feldzug gegen den Charlatanismus der Aerzte beginnend, zum Organ seiner Verspottung derselben. Auch die Art und Weise, wie Sganarelle, der wieder ins Predigen geräth, den Atheismus seines Herrn bekämpft, ist sehr drollig. Sganarelle: Meine Vernunft sagt mir, dass im Menschen etwas Wunderbares ist, etwas, Sie mögen sagen, was Sie wollen, das keiner von allen Weisen erklären kann. Ist es nicht bewunderungswürdig, dass ich etwas im Kopfe habe, das hundert verschiedene Dinge im selben Augenblick denkt, und dass mein Körper alles macht, was ich will. Ich will in die Hände klatschen, die Arme emporheben, zum Himmel aufschauen, die Füsse bewegen, mich rechts oder links drehen, vorwärts und rückwärts ... (er dreht sich dabei im Kreise herum und fällt auf die Nase). Don Juan: Siehst Du, da liegt Dein Raisonnement auf der Nase!

Diese Antwort ist charakteristisch für unsern Helden, der schon vorher gesagt hatte, sein Glaubensbekenntniss sei, dass zweimal zwei vier und vier und vier acht sei. Man hat ihn mitunter als einen raisonnierenden Nihilisten und Gottesleugner aufgefasst, so zeigt er sich nicht. Das Raisonnieren ist ihm viel zu weitläufig, er glaubt an nichts, aber er hat bis jetzt noch keine Zeit gehabt, sich mit den Gründen für und wider die Existenz eines Gottes zu beschäftigen.

Noch charakteristischer ist die folgende Scene mit einem Bettler, der angerufen wird, um den Verirrten den Weg zu zeigen:

Der Arme: Mein Herr, geben Sie mir nicht ein Almosen zum Lohn?

Don Juan: Ha, ich sehe, Deine Bereitwilligkeit beruht auf Eigennutz, womit beschäftigst Du Dich unter diesen Bäumen?

Der Bettler: Zu Gott für das Wol der guten Leute zu beten, die mir ein Almosen geben.

Don Juan: Es geht Dir dann wol recht gut?

Der Bettler: Ach, mein Herr, ich bin im grössten Elend.

Don Juan: Du scherzest, ein Mensch, der den ganzen Tag betet, kann nicht anders als wolauf sein.

Der Bettler: Ich schwöre Ihnen, mein Herr, dass ich keinen Bissen Brot zwischen die Zähne zu legen habe.

Don Juan: Das ist ja sonderbar, Du wirst für Deine Mühe schlecht belohnt. Sieh hier, ich gebe Dir einen Louisdor, aber dafür musst Du auch einmal fluchen.

Der Bettler: Ach, Herr, soll ich ein Verbrechen begehen?

Don Juan: Ich frage, willst Du einen Louisdor verdienen oder nicht? Auf, fluche einmal!

Sganarelle: Fluche doch nur, das schadet ja nicht.

Don Juan (hält ihm den Louisdor vor die Augen): Siehst Du, da ist er, aber fluche.

Der Bettler: Nein Herr, lieber sterbe ich des Hungertodes!

Don Juan: Nun wol, ich gebe ihn Dir, weil Du ein Mensch bist.

Im Text steht: Je te le donne au nom de l'humanité. Einige Ausleger haben finden wollen, der Dichter habe hier das Wort humanité schon im Sinne des Humanitätsbegriffes, der im achtzehnten Jahrhundert als Stichwort gegen die Dogmen der Kirche gebraucht wurde, zum ersten Mal angewendet. Das scheint aber zu weit hergeholt. Das Wort humanité kommt öfter bei Molière vor, aber nicht in jener Bedeutung, noch in der späteren von Menschenliebe oder Barmherzigkeit, sondern bedeutet die menschliche Natur überhaupt. So, scheint mir, muss man es auch hier fassen. Don Juan, in einer Anwandlung von Respect vor der Charakterfestigkeit des Armen, gibt ihm den Louisdor zur Belohnung für dieselbe.

Diese aus religiösen Bedenken nach der ersten Aufführung unterdrückte und erst später wieder aufgenommene Scene wurde von den Zeitgenossen verkehrt aufgefasst. Man sah darin eine Blasphemie, bemerkte aber nicht, dass die opferwillige Glaubenstreue des Armen hier eben so verherrlicht

wird, wie andrerseits darin Don Juans Skepticismus und höhnische Verführungslust zugleich mit Sganarelles feiger Vermittelung zur Anschauung kommt.

In der folgenden Scene rettet Don Juan, der wie sein spanisches Vorbild ritterliche Tapferkeit besitzt, mit Gefahr seines Lebens das eines Fremden. Dieser Fremde ist Carlos, der Sohn des getödteten Commandeurs, eine Combination, die sich in einigen spanischen Don-Juans-Romanen, aber nicht in Tirsos Drama findet. Sein Bruder Alonso kommt hinzu und erkennt in Don Juan den Mörder seines Vaters und den Verführer seiner Schwester und will ihn überfallen, er wird aber von Carlos, dessen Rache durch Dank gegen Don Juan für seine Lebensrettung gebunden ist, zurückgehalten.

Diese romantische Episode greift freilich nicht in den Gang der Handlung ein, sie gab aber dem Dichter Gelegenheit, das Rachebedürfniss der beleidigten Familie und den bei aller Verruchtheit doch ritterlichen Sinn seines Helden, wie auch seine persönliche Tapferkeit, die zum Theil seine unerhörte Macht über die Weiber erklärt, ins volle Licht zu stellen. Der Schluss des Actes, wo Don Juan zufällig an der Statue des Commandeurs vorbeikommend dieselbe anredet und sie aus Uebermuth durch seinen sich hierbei sehr komisch gebärdenden Diener zum Abendessen einladen lässt, bereitet die spätere Katastrophe vor. Es ist bezeichnend, dass der freche Spötter, als er die Statue ihr Haupt verneigen sieht, ein geheimes Grauen nicht unterdrücken kann, und zu Sganarelle kleinlaut sagt: „Komm, fort von hier“, worauf dieser meint: „Da haben wir's mit unsern starken Geistern, die an nichts glauben wollen!“

Im vierten Act sind wir bei Don Juans üppigem Abendessen, wo der gefrässige und durstige Diener die bekannten Spässe macht, und der Bezahlung fordernde unbequeme Kaufmann Herr Dimanche den Schulden machenden und nie zahlenden Seigneur belästigt. Diese echt französische, in ihrer drastischen Komik oft nachgeahmte Scene ist von Molière erfunden, sie entwirft ein satirisches Sittenbild seiner Zeit und seines Landes; wir sind freilich dabei in Paris und nicht in Sicilien, wo sie eigentlich spielt. Das kriechend zudringliche

Wesen des ängstlichen Manichäers, die grossartige Ruhe des Don Juan, der das Geheimniss besitzt, erst mit schmeichelhaften Erkundigungen nach Frau, Kind und Hund, nach der ganzen Familie, wie er sagt, den Philister zu bethören und ihn doch schliesslich kurzer Hand fortschickt, ist voll echter, durch Sganarelles Spässe erhöhter Komik. Darauf erscheint Don Luis, Juans Vater und hält dem verlorenen Sohn eine Strafrede voll pathetischen Schwungs und einfach erhabener Beredsamkeit, die vielfach an eine entsprechende Stelle aus Corneilles der Verdad sospechosa von Alarcon nachgeahmtem Menteur erinnert.

Der Dichter wagte darin dem vor seiner Bühne versammelten Hofadel Wahrheiten zu hören zu geben, die bis dahin noch nie so laut und kräftig auf dem Theater waren ausgesprochen worden: „Der Glanz Deiner Vorfahren dient nur zu Deiner Schande; ihr Ruhm ist eine Fackel, die Deine Schmach beleuchtet. Tugend heisst der wahre Adelsbrief, und der Sohn eines Lastträgers steht mir höher, als der Sohn eines Königs, der ein Leben führt, wie Du.“ — „Sie würden bequemer reden, verehrter Herr Vater“, meint Don Juan dazu, indem er einen Sessel herbeischiebt, „wenn Sie sich setzen wollten.“ Darauf erscheint Donna Elvira noch einmal und zeigt sich im Gegensatz zu den leidenschaftlich scheltenden Elviren der anderen Bearbeitungen einfach und rührend durch die Art, wie sie, mit Zurücksetzung alles persönlichen Interesses, den noch immer Geliebten beschwört, im Frevel innezuhalten und an sein Seelenheil zu denken. Don Juan findet, dass ihr das schwarze, die weissen Schultern umwallende Gewand, der wogende Busen und das thränenfeuchte Auge sehr gut stehen, und entdeckt in dieser neuen Bizarrerie, wie er es nennt, einen neuen Reiz, er bittet sie, über Nacht bei ihm zu bleiben, was sie empört verweigert. — Solche raffinierte Züge hielt der Dichter für nöthig, um aus dem wüsten Lebemann, den er vorfand, den modernen Don Juan, den Repraesentanten der feineren, frivolen Libertins seiner Zeit zu machen. — Auch die ihm entschlüpfende Bemerkung: „Bei alledem muss ich nächstens doch an meine Bekehrung denken, ja, Sganarelle, wir wollen uns

bekehren, aber vorläufig noch so dreissig oder vierzig Jahre weiter leben, ehe wir an unser Seelenheil denken," ist charakteristisch. Ein ähnliches Motiv zieht sich durch den Burlador de Sevilla, derselbe erhält wiederholt Mahnungen zur Reue unter Hinweisung auf die Rache des Himmels und antwortet regelmässig darauf: „Bis dahin hat's noch Zeit." Es ist schade, dass Da Ponte das Motiv nicht für seinen Operntext benutzt hat. Mozart würde daraus einen erschütternden die Oper durchziehenden Refrain gemacht haben.

Der Schluss des Actes, wo die Statue zum Gastmahl erscheint, ist nur skizzenhaft behandelt, der Dichter fühlte sich einerseits auf dem Terrain des Wunderbaren nicht sicher und hatte andrerseits den Tact, eine auf den Volkstheatern schon ausgebeutete Situation nur im Fluge vorzuführen. Nur so konnte er hoffen, der Kritik seines vornehmen ungläubigen Publicums vorzubeugen, eine Hoffnung, die sich freilich nicht ganz erfüllte. Vor allem that er wol, seiner Statue keine langen Reden in den Mund zu legen und die Ermahnungen geeigneteren Organen, dem Vater, der das Motiv der Ehre, und der Elvira, die das der Liebe geltend macht, zu überlassen. Er hat auch wol gefühlt, dass die Verlängerung einer Situation, die sich noch einmal wiederholen sollte, bedenklich sei.

Im fünften Acte nimmt die Charakterdarstellung eine ganz neue, nur dem Molière eigenthümliche Wendung. Er lässt seinen Helden für kurze Zeit zum Heuchler werden, um sich an seinen Feinden, die die öffentliche Darstellung seines bei Hofe schon gespielten Tartuffe hintertrieben, zu rächen und, was er über Heuchelei auf dem Herzen hat, dem Don Juan, der hier sozusagen der zurückgetretene Tartuffe ist, in den Mund zu legen. Die Wendung ist aber in ganz naturgemässer, plausibler Weise herbeigeführt. Don Juan, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, von den Opfern seiner Verführungskunst belästigt, vom Vater verflucht und enterbt, findet in der Maske der Frömmigkeit ein bequemes Mittel, sich allem diesem Ungemach zu entziehen und die gewohnte Lebensweise im stillen fortzusetzen, er hat dabei die Befriedigung, mit einer gewissen Selbstironie die fromme Maske

zu tragen und sich über die dummen, so leicht zu täuschenden Leute lustig zu machen. Er ist auch sehr erfreut, zu sehen, dass dies Mittel bei seinem vor tiefer Rührung über seine Bekehrung herbeieilenden Vater anschlägt, kann es aber doch nicht lassen, sich beim Diener über sein frommes Gebaren zu rechtfertigen und vor demselben mit seiner Verschlagenheit zu renommieren. Die Worte, die er dabei spricht, gehen direct an die Adresse von Molières frömmelnden Verfolgern. Er meint unter anderem: „Das Handwerk der Heuchelei ist jetzt in Mode und gewährt ausserordentliche Vortheile. Alle anderen Laster sind dem Tadel ausgesetzt, nur sie ist privilegiert, stopft allen Leuten den Mund und erfreut sich einer absoluten Straflosigkeit. — Ich will mich jetzt unter dies sichere Schutzdach begeben und mein Wesen weiter treiben u. s. w.“ Er macht sich auch den Scherz, jetzt von Don Carlos zum Duell herausgefordert, die jesuitische Mentalreservation zu verspotten, indem er ihm sagt: „Ich gehe hier in eine Nebengasse, ich sage aber nicht, dass ich mich schlagen will, das erlaubt der Himmel nicht, aber wenn Ihr mich angreift, so mögen die Folgen über Euch kommen.“ Der Diener meint zum Gebaren seines Herrn: „Teufel! welchen Stil nehmen Sie da an! Das ist ja schlimmer, als alles andere, ich hatte bis jetzt noch auf Ihr Heil gehofft, nun aber verzweifle ich daran. Der Himmel, der Sie hat gewähren lassen, kann diese letzte Abscheulichkeit nicht dulden.“ — „Ach, geh mir, der Himmel ist nicht so pünctlich!“ meint Don Juan dazu. Da aber erscheint ein Gespenst in Gestalt eines verschleierten Weibes.

Sganarelle: Herr, da spricht schon der Himmel, er sendet Ihnen eine Warnung.

Don Juan: Will er das, so muss er verständlich reden.

Die Gestalt: Don Juan, Dir bleibt nur noch ein Augenblick, wenn Du nicht in Dich gehst, ist Dein Verderben gewiss!

Don Juan: Wer wagt es, so zu reden?

Sganarelle: Ach Gott, es ist ein Geist, ich kenne ihn am Gange.

Don Juan: Geist, Gespenst oder Teufel. Ich will sehen, was es ist. (das Gespenst verwandelt sich und stellt die Zeit mit der Sense in der Hand dar).

Sganarelle: O Herr, sehen Sie die Verwandlung!

Don Juan: Nichts flösst mir Schrecken ein, mein Schwert soll untersuchen, was es ist, ein Körper oder Geist! (Das Gespenst verschwindet, während Don Juan nach ihm sticht).

Sganarelle: Ach, Herr, ergeben Sie sich auf solche Mahnung und bekehren Sie sich schnell.

Don Juan: Nein, man soll nicht sagen, dass ich fähig sei, Reue zu empfinden, auf, folge mir!

Da tritt plötzlich die Statue ihm entgegen, und sagt: „Komm mit!"

Don Juan: Ja, wohin soll's gehen?

Die Statue: Gib mir die Hand und folge mir. (Don Juan reicht ihr die Hand).

Die Statue (sie erfassend): Don Juan, die Verhärtung in der Sünde zieht einen fürchterlichen Tod nach sich, wer die Gnade des Himmels von sich weist, öffnet seinem Blitzstral den Weg.

Don Juan: O Gott, was empfinde ich, unsichtbares Feuer verzehrt mich, mein ganzer Körper wird zur Glut! Wehe! Wehe! (Der Donner rollt und kracht, Blitze fahren auf Don Juan nieder, die Erde öffnet sich und verschlingt ihn, Flammen steigen empor, wo er hinabgesunken ist). —

Sganarelle (allein auf der Bühne bleibend): Ach mein Lohn! mein Lohn! die anderen alle sind durch seinen Tod befriedigt: Der beleidigte Himmel, die verführten Mädchen, die entehrten Familien, die übertretenen Gesetze, die misshandelten Eltern, die betrogenen Ehemänner. Alles ist zufrieden, nur ich komme zu kurz, mein Lohn, mein Lohn! — Damit schliesst dss Stück. — Ich glaubte, die letzte Scene, wenigstens verkürzt, mittheilen zu müssen, weil sich an ihr der Unterschied zwischen Tirsos und Molières Auffassung und Darstellung am klarsten herausstellt. Tirso, das fühlt man durch, ist ein gläubiger Katholik, er steht mit aller Naivetät auf dem Boden des Wunderglaubens und zweifelt nicht

daran, dass der Himmel direct eingreift, um den Sünder der ewigen Verdammniss zuzuführen. Auch sein Held ist kein eigentlicher Gottesleugner, er verlangt ja im letzten Moment noch Beichte und Absolution, die ihm auf Tirsos Standpuncte nicht zu Theil werden konnte. Schon bei jenem ersten Erscheinen der Statue macht sich das katholische Dogma geltend. Don Juan fragt den Commandeur, welches sein Los in jener Welt sei, in welchem Zustande er ihm das Leben genommen habe, ob im Moment der Sünde und Verdammniss oder in dem der Gnade und Vergebung (man wird dabei an eine Scene im Hamlet erinnert): worauf die Antwort, die dem ihm hinausleuchtenden wird, heisst: „Geh, ich bedarf deines Lichtes nicht, ich bin im Stande der Gnade.“ Molières Don Juan dagegen ist ein hartgesottener Sünder, der im Moment des Todes wol über seine körperlichen Qualen klagt, aber mit keinem Worte andeutet, dass ihn Reue erfasst.

Niemand wird leugnen, dass dem Franzosen die Behandlung des Wunderbaren und Religiös-Mystischen misslungen ist. Das Genie Molières hatte eine ganz andere Richtung. Die Beobachtung und Darstellung der wirklichen Welt war seine Sphaere, was darüber hinausgeht, lag ausserhalb derselben. Als er sich des Don-Juan-Themas bemächtigte, war vorauszusehen, dass dasselbe unter seiner Hand nicht zum romantischen Schauspiel, zum mittelalterlichen Misterium, sondern zur Charakterkomoedie mit scharfen klaren Umrissen, mit psychologischen Intentionen und zeitgeschichtlich satirischen Anspielungen werden würde. Wo der Verstand so überwiegend, wo der Tag so hell ist, wie bei ihm, da erwecken die nächtlichen Schauer des Grabgewölbes kein Grauen, da werden Wunder und Misterien zu Phantasmagorieen, zu theatralischen und allegorischen Puppen. Wenn der Dichter nicht an das von ihm dargestellte glaubt, glauben die Zuschauer auch nicht daran. — Molières Publicum war am wenigsten für diesen Glauben geschaffen, es war geistreich und gebildet, aber es fehlte ihm an Phantasie, um die längst verklungene Romantik wieder heraufzubeschwören und das unmittelbare hineingreifen des Jenseits ins Diesseits sich gefallen zu lassen.

Auch wir, die wir jedenfalls mehr Organ fürs Wunderbare haben, würden einen Don Juan in Prosa ohne Mozarts Musik, eine wandelnde und redende Statue schwerlich goutieren.

Wie bei allen anderen Schöpfungen seiner zweiten Entwickelungsperiode hatte Molière auch hier eine bestimmte Tendenz im Auge. Er wollte warnend und ermahnend seinen Zeitgenossen ein Spiegelbild des damaligen Lebens unter Vorführung mannichfacher Gestalten und Charaktere vorhalten, vor allem aber galt seine Charakterdarstellung und Sittenschilderung den höheren Ständen, in denen Frivolität, Genusssucht und Gewissenlosigkeit in immer höherem Masse um sich griffen. Hier zeichnet er nicht die lächerliche Anmassung, das alberne Geistreichthun der Marquis, die Seelengemeinheit des verarmten Adels, der sich encanailliert, um durch eine bürgerliche Heirath wieder zu Gelde zu kommen, hier handelt sichs nicht um Modethorheit, Affectation und andre Narrheiten, die sich selber carikieren, sondern um eine Ruchlosigkeit, um einen Egoismus, der, zur Befriedigung egoistischer und sinnlicher Gelüste, sich über alle menschlichen und göttlichen Gesetze hinwegsetzt. An keinem Charakter der Molièreschen Bühne ist, vielleicht mit Ausnahme des Tartuffe, das Schlechte der menschlichen Natur mit so starken und scharfen Strichen gezeichnet worden, wie an dem des Don Juan, er ist das tiefste, das am gründlichsten durchgeführte Charakterbild von allen, die er geschaffen, den freilich feiner nüancierten Misanthrope nicht ausgenommen.

Diese Seite muss man ins Auge fassen, will man dem Dichter, den, neben seinem allgemein ethischen Pathos, zugleich ein persönliches Pathos gegen die ihn verfolgende höfische Cabale leitete, gerecht werden. Dass er selbst in dies düstre Gemälde die Schlaglichter einer hinreissenden Komik fallen zu lassen wusste, dass auf dem phantastischen Hintergrunde sich eine buntbewegte Reihe naturwahrer Lebensscenen, eine Fülle in kurzen, aber scharfen Strichen gezeichneter Gestalten entfaltet und sich in vortrefflicher, für jeden charakteristischer Sprache und in lebendigem Dialog kund gibt, das muss man aus der eigenthümlichen Begabung des grossen Lustspieldichters und Menschenzeichners erklären.

Die Zeitgenossen, die das Stück nicht verstanden oder wol gar eine Blasphemie in ihm sahen, sind ungerecht gegen dasselbe gewesen, aber die Nachwelt, wenigstens die französische, lässt ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Es lebt wieder auf der französischen Bühne in seiner ursprünglichen Gestalt und übt, abgesehen von der kunst- und litterarhistorischen Bedeutung, auf die ich eingangs aufmerksam machte, eine grosse Anziehungskraft aus. — Bei uns kennen es, so viel ich übersehe, nur die Männer von Fach und die speciellen Litteraturfreunde. Es verdient aber, worauf ich durch obige Bemerkungen hinzuweisen wünschte, sowol wegen seines aesthetischen, als wegen seines culturhistorischen Interesses, dass auch bei uns weitere Kreise ihm wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden.*

* Ueber die allgemeine Geschichte des Don-Juan-Stoffes sehe man ausser den Werken von Otto Jahn und Ulibicheff auch nach: Schreibles Kloster Bd. 3. S. 663—840 und einen Aufsatz (von Joh. Karl Seidemann) in den Blättern für literar. Unterhaltung. 1853. Nr. 42. S. 1003—1005.

Zu Molières Médecin malgré lui.

Von

Robert Boxberger in Erfurt.

Adam Olearius, Neue Persianische Reisebeschreibung, Ausg. v. 1665, S. 187 f. (vgl. Wicqueforts französische Uebersetzung in der Ausgabe Paris 1659. t. 1. S. 147 f.)

Zu des Großfürsten Boris Gudenow Zeiten hat sichs begeben (wie uns der Narvische Pastor H. Martinus Bäär, so damahls in Mußcow gelebet, erzehlete) daß der Großfürst einsmahls, als er am Podagra grosse Schmerzen empfunden, hat außruffen lassen; Ob jemand wäre, der ihn von solcher Kranckheit befreyen könte, solte sich angeben, er wäre wes Standes oder Religion er wolte, solte ihm die Chur mit grossen Gnaden und Reichthumb belohnet werden. — Als solches eines Bojaren Weib, welche von ihrem Manne etwas hart gehalten worden, vernimbt, meinet sie hiedurch gute Gelegenheit zu überkommen, sich an ihrem Mann zu rechen, gehet derwegen hin, gibt ihren Mann an, als das er wol ein gut Mittel wuste dem Großfürsten zu helffen, aber er wolte es ihm nicht zu Liebe thun. Der Bojar wird zum Großfürsten auffgefordert und gefraget; Und als er von der Chur Wissenschafft zu haben sich frembd anstellete, wird er jämmerlich geprügelt, und in Hafft behalten. Und als er saget; daß ihm sein Weib diß Badt aus Haß zu gerichtet, er wolte es ihr wieder gedencken, ist er noch härter geschlagen, und gar mit Lebens Straffe gedräwet worden, solte auch schleunigst dar zu gezogen werden, wo er nicht den Großfürsten von der Kranckheit errettete. Der gute Bojar weiß vor Angst nicht was er anfangen sol, bittet gleichwol umb 14 Tage frist, damit Er etliche Kräuter samblen könte, Er wolte sein Heyl versuchen.

In meynung sein Leben noch so lange darmit zu fristen, vielleicht möchte sich unterdessen was anders zutragen. Als ihm diese Zeit erlaubet wird, schicket er nach Czirback, so 2 Tagereisen von Mußcow an dem Fluß Okka gelegen, und lesset einen gantzen Wagen voll allerhand Kräuter und Grass unter einander, so daselbst die menge und lang wachsen sol, herführen, und machet darvon dem Großfürsten ein Badt. Zu des Bojaren grossem Glück vergehen dem Patienten die Schmertzen, vielleicht nicht so wol von diesem Bade, als von sich selbst. Darauff wird der Bojar zwar noch härter geprügelt, das Er solche Kunst gewust, verleugnet, und dem Großfürsten nicht helffen wollen, aber darneben mit einem newen Kleide, 200. Rubel, oder 400. Rthal. Und 18. Bawern Erb- und Eigenthümblich begnadiget und beschencket, mit scharffer Bedräwung, daß Er sich an seiner Frawen nicht rechen solte. Es sollen sich auch hernach diese Eheleute gar wol mit einander begangen haben.

Klopstockiana aus C. A. Böttigers Nachlass.

(Fortsetzung.)

Hr. K. an Hr. B.

Ihr ſcherzhaftes Vixi bringt mich zu der ernsthaften Bitte, ja mit Ihren Sendungen fortzufahren. Wenn ich Herders und Wielands Theilnahme wünſchte, ſo beſtand mein Wunſch vornämlich darin, daſs Sie, wenn Sie reiſende Engländer, oder nach Engl. reiſ. Deutſche ſähn, ein Fünkchen zu dieſem Sprachkriege anzünden möchten. Doch mir iſt bey Leſung Ihres Briefes ein kürzerer Weg eingefallen. Wenn Sie mit dem Vorſchlage dieſes Büchleins:

Brevitas Linguae Germanicae monſtrata verſis quibusdam locis Veterum.
Dedicatur opusculum hoc ſcriptoribus Anglorum Gallorumque eo conſilio, ut verſis iisdem locis doceant Germanos, ſuas linguas ſimili brevitate uti

zufrieden ſind; ſo fragen Sie ſich, ob Sie das Büchlein nicht ſchreiben möchten? Solte die Antwort nach meinem Wunſche ausfallen, ſo werden Sie, wie ich überzeugt bin, ſchnell mit ſich einig ſeyn, was in der Vorrede ſtehn müſſe. Gewiſs kein triumphus ante victoriam; aber deſto lebhaftere Neubegierde, wie die Sache ablaufen werde, alles ſo gewendet,

ut trepidantia hauriat
Corda pavor pulſans, laudumque arrecta cupido.*

Hier ein paar Ändrungen an der Ode: Einladung:**

und mit Helänis — und dir, Hellänis
nur Keime nur Spröſslinge
Wettſtreit' in die Schranken in die Schatten
kenn' ich das Künftige? Kühnheit iſt Ehre
Komt ſie, ſo ahndet es mich O es ahndet Dich auch

Sie finden hierbey eine Ode, die ganz andre Zwecke hat. Wie viel ich davon erreichen werde, weiſs ich nicht. Ich habe vor ſie

---

* [Virgil. Aen. V 137f. exsultantiaque haurit Corda etc.]
** [Klopstocks Oden. Bd. 2. Lpz. 1798. S. 287—289, wo die obigen Aenderungen aufgenommen sind.]

in den Zeitungen abdrucken zu laſſen. Was ſagen Sie dazu? — Für heute nur noch dieſs: Ich habe vor Kurzem viele von den Kupfern zu der groſſen Ausgabe von Shakeſpear geſehn. Ich werde ſie bald alle ſehn, und dann den Dichter mitnehmen, um bey mir auszumachen, ob er ſo viel Karrikatur gemacht habe, als die Zeichner. Ich fürchte es beynah; aber ich kann mich ja irren. Hamburg den 23 Sept. 97.

Von Ihrem: Wie urteilt* — nächſtens.

Wenn Sie meine Überſetzungen aus den Alten den Originalen genüber drucken laſſen, und eine Vorrede dazu machen, in welcher Sie den Franz. und Engl. ſagen, was durch dieſe Überſetzungen geleiſtet iſt; (Hierbey komme ich nicht in Betrachtung, ſondern unſre Sprache) ſo thun Sie das, warum ich Sie bat. Es wird indeſs nicht überflüſſig hierbei ſeyn, wenn Sie jenen Ausländern dieſs und jenes, was zu dem Charakter unſrer Sprache gehört, in Anmerkungen erläutern. Denn Sie müſſen ſie als ziemlich unwiſſend annehmen. Ich habe übrigens nichts dawider, wenn Sie im Mag[asin] Encyclo[pédique] oder auch wohl in einem engl. Journ. Vorſpiel halten. Ich wurde zwar nicht „convulsed with laughter" aber ich lächelte doch, da ich den britiſchen Ehrenman ſo „amazingly" wider einen Wortfuſs aufgebracht ſah, welchen die Griechen den muſikaliſchen nanten. — Meine *ωδη μισοτυραννος* iſt eine Warnung an die rh[einischen] Rep[ublikaner]. Die lezte Strophe würde in einfacher Proſa ſo lauten: „Wie kanſt du ſo etwas glauben?" (Einige Zuhörer ſagen dieſs zu dem Dichter) Ihr ſeyd alſo (antwortet er) ſo ſehr kluge und weitſehende Leute, daſs ihr vorausſehet, was eine Nazion künftig thun werde, die beſtändig von den Leidenſchaften fortgeriſſen wird. (Die kan ja wohl gar wieder dahin kommen, daſs ſie den Apollo in die Seine ſtürzt, und wer weiſs was ſonſt noch alles thut, das dieſem gleich iſt.) — Von J. P. Richter habe ich ſchon ſo viel gehört, daſs ich ihn gewiſs nicht leſen werde. — Ich habe nun beynah alle Kupfer geſehn, die zu Shakeſpear gehören. Wie viel Zutraun ich zu Ihnen habe, können Sie am Folgenden ſehn. Ich ſetze Ihnen ein Epigramm hierher, das ohne meine ausdrükliche Erlaubniſs, kein ſterbliches Ohr hören, noch viel weniger ein ſterbliches Auge ſehen muſs.

Sophokles und Shakeſpear.

Shakeſpear's Meer — — —

---

* [„Wie urtheilt das Ausland über teutsche Literatur" im Neuen Teutsch. Merk. 1797. Bd. 2. S. 34—47.]

Doch ich muſs erſt ein feyerliches Verſprechen Ihres völligen Stillſchweigens haben. Alſo auf ein andermal. —

Ich bin ſehr mit Ihnen zufrieden, daſs Sie nicht wollen, daſs wir bey jedem Scherf. des Beyfalls, den uns die Ausländer zuwerfen, in Entzückung gerathen.

Hierbey noch ein paar Zuſätze zu den grammat. Geſp. Wenn Sie mir etwas darüber zu ſagen haben; ſo thun Sie es. Ich höre gern Einwürfe von Männern, wie Sie ſind.

Der Ihrige

Hamb. den 7 Oct. 97.

Klopſtock.

Mir fällt bey Durchleſung des Briefes ein jene lezte Strophe ſo zu verändern:

Dir Wachenden
daſs du
witterſt

Auf einem beigehefteten Zettel befindet sich folgendes Epigramm (s. u. den Brief vom 18. Nov. 1797):

Shakeſpear und Sophokles.

Shakeſpear's Meer hat Inſeln voll Quellen. Es trinkt der Britanne
Meer, und Quell, wie es kömt; Deutſche labt nur der Quell:
Aber auch jen's b'hagt ein'gen, wie laut ſie auch Sophokles preiſen!
Widerſprecht euch denn, trinkt, trinket, ihr Kenner, genieſst!

Hamb. d. 4. Nov. 97.

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Wenn ich Ihre viel zu groſſe Erwartung von dem Epigramm veranlaſst hätte; ſo würde ich mir als der gebährende Berg vorkommen: und kaum enthalte ich mich, es, bey aller meiner Unſchuld an der Erwartung, die Maus zu nennen. Nun Maus denn; aber eine nicht heuchelnde, wahrheitliebende, wie die bey Horaz.

Nein ſo ein Leben (wie das der ſhakeſpeariſchen Darſtellung iſt) thut mir nicht noth. Gehabe dich wohl! Wald
Tröſtet, und ſicheres Obdach mich, (gegen unrichtige Beurteilungen, gegen all das Gebell der Moloſſe) bey ärmlichen Haushalt (in Vergleichung mit dem Aufwande jener Darſtellung).

Verwegenſter unter allen Sterblichen, der ſelbſt den Zufall verbürgt! da haben Sie denn das Epigramm. Die wahre Urſache des bisher vorenthaltenen iſt wirklich die, daſs es mir ſo gar

Pflicht zu ſeyn ſchien, mir die Engländer (es war ja möglich, daſs es ihnen bekant wurde) nicht zu Feinden zu machen. — Wieland kent nun aus der Minerva La Fayettens Erklärung. Ich mochte ihn auf die erduldete unwürdige und niedrige Begegnung in dem Gefängniſſe nicht bringen. Es widerſtand mir davon zu reden; und es wäre ja auch ihm wol unangenehm genug gewefen, ſich auf die ſo bittere Sache einzulaſſen. Es freute mich nicht wenig zu ſehn, daſs er ſich wohl befand; er beſtätigte auch ſelbſt, was ich zu ſehn glaubte. Wieland hat in der Note* viel, ſehr viel geſagt, das mir Freude gemacht hat. Es erinnerte mich unter anderem auch an die Freude, ſagen Sie Ihm dieſs, die ich darüber hatte, daſs ich die Ode zu einer Zeit machte, die durch ihre langen Nächte (bey uns viel längeren als bey Ihnen) nicht ſeit kurzem allerhand Streit und Strauſs mit mir anfängt, wogegen ſich denn der ewige Jüngling (einige meiner Freunde nennen mich nun einmal ſo) mit mutiger Tapferkeit, beſonders durch Spaziergänge, wehren muſs. — Ich weiſs nicht, was die Landgräfin von Darmſtadt veranlaſſet hat einige meiner in ſehr fehlerhaften Abſchriften herumgehenden Oden drucken zu laſſen**, und wen ſie bey denen gefragt hat, die nicht von mir ſind. —

Da Ihr Brunnen nun nicht mehr durch das Auſſenbleiben des Ep[igramms] getroknet iſt; ſo erwarte ich nun, was Sie mir noch mitzutheilen haben. Meinen beſten Dank für das überſandte ſchöne Exemplar von Göthens Gedichte. Wenn Homer ſolche Gegenſtände für die Odyſſee aus ſeinem Zeitalter gewählt hätte, als Göthe faſt durchgehends aus dem ſeinigen gewählt hat; ſo würde jene wohl nicht bis auf uns gekommen ſeyn. Ich weiſs nicht, ob Sie wollen, daſs ich noch hinzu ſetze: Wenn H. die Gegenſtände ſo gebildet hätte, wie G. doch wirklich zu oft thut. Ich konte nicht eher in Einem fortleſen, bis ich auf die beyden lezten Geſänge kam, die ich nicht allein las, ſondern vieles wieder las. Einen zehnten Geſang wie den achten und neunten hätte er meinenthalben Apollo nennen mögen. Sie verſtehn mich, und nehmen Apollo cum grano ſalis. —

Haben Sie ſchon etwas über den Wettſtreit in ein engl. oder franzöſiſches Jurnal einrücken laſſen.

---

* [zu Klopstocks Ode: „Der Wein und das Wasser". s. N. Teutsch. Merk. 1797. Bd. 2. S. 193—196. W. nannte in seiner Anmerk. Klopstock „den grössten Dichter unsrer Nazion."]

** [Im J. 1771 in 34 Exemplaren. vgl. Hans Schröder, Cropp etc. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller. Bd. 4. S. 37. Weinhold, Boie. Halle, 1868. S. 173—175.]

Hamb. den 9 Nov.* 97.

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Ich habe eben beygelegtes Blatt** für Sie beſchrieben; und ich fange nun einen Brief an Sie an, damit ich nicht vergeſſe, wovon ich Ihnen ſchreiben wolte.

Ich habe den ältern Humboldt, zn meinem nicht kleinen Vergnügen, kennen gelernt. Sie ſind nahe Nachbaren, und ſo ſehen Sie ſich ja wohl. Ich bitte Sie, Ihm die überſchickten Zuſätze zu den Gr[ammatiſchen] Geſpr[ächen] mitzutheilen. Fragen Sie Ihn zugleich: Ob Er etwas in der griechiſchen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen ſey: „Daſs unſre Sprache, durch das Wörtchen Aus, und ſeine Stellung, ſagen kan, daſs der Hund und der Hahn mitlachen?"

Wieland iſt auch ein Gärtner geworden. Ich bin's auch ein wenig. In dem Falle alſo, daſs bey euch, auch etwas nördlichen Leuten die Weintrauben nicht reif genug, das heiſst nich [so!] völlig ſüſs werden; und in dem zweyten Falle, daſs W. die Trauben mit Leidenſchaft liebt, (ich müſste Ihn ja das erſtemal der Barbarey beſchuldigen, wenn ich das nicht von Ihm glauben wolte) thue ich Ihm einen Vorſchlag, durch deſſen genaue Ausführung Er ſich bis zu reifen Trauben emporſchwingen kann. Eine Mauer von Backſteinen (ja nicht von Feldſteinen) gegen Mittag, und etwas über eine Viertelelle dick. In die Mauer kommen Vertiefungen, welche, die Breite einer kleinen Hand, in die Mauer hineingehn. Der Weinſtok wird auſſer der Vertiefung ſo weit von der Mauer in die Erde gepflanzt, daſs die Wurzel durch die Mauer nicht an Wuchſe gehindert werde. Vor die Vertiefungen kommen Fenſterthüren mit kleinen Scheiben. (Wir Landleute müſſen auch auf Erſparungen ſehn; auſſerdem geben die kleinen Scheiben auch die rechte Hize.) Oben wird eine Scheibe angebracht, die man öfnen kan, und zur Zeit groſſer Hitze zwiſchen 11 und 3 Uhr öfnen muſs, am längſten, wenn es ſchwül iſt. Die gewöhnlichen hölzernen Behältniſſe mit Fenſtern taugen aus zwey Urſachen nichts. Die Trauben werden darin nicht ſo reif, wie an der heiſſen Mauer; und dann muſs man jenes Holzwerk auch alle

---

* [In Schlegels deutsch. Mus. Bd. 4. S. 6. findet sich das falsche Datum: 9. May. Der ganze Brief ist dort weder genau noch vollständig abgedruckt.]

** [Hier findet sich ein Verweisungszeichen, das sich unter den Böttigerschen Papieren auf dem Blatt wiederholt, welches die beiden letzten Strophen der Ode an die rhein. Republikaner (s. unten) enthält. Dagegen ist von Böttiger selbst der hier abgedruckte Brief in folgender Weise verzeichnet: „Klopstock. Brief vom 9. Novembr. 97 nebst einem Rattenpulver gegen die Kantianer".]

Augenblicke neu machen laſſen. Was ich da ſage iſt nicht Theorie; es iſt haarkleine Erfahrung. Ach einſt aſs ich mit den beyden Bernstorffen, Oheime und Neffen, durch dieſe Hülfe reifgewordne Trauben.

Wiſſen Sie ſchon etwas von der Ausgabe von Oſſians Geſängen, die jezt in England in ſeiner Sprache gemacht wird? Iſt die Überſezung getreu? Sind Anmerkungen über das Zeltiſche dabey?

Ich ſchicke dieſen Brief heute fort. (den 11. Nov.) Denn ich kan, wofern ich auch einen von Ihnen bekomme, ihn doch nicht beantworten, weil ich in Geſelſchaft bin.

Noch eins. Habe ich Ihnen neulich geſagt, (es ſcheint mir jezt ſo) ich hätte erſt in den beyden lezten Geſängen von Göth. Ged. in Einem fortleſen können; ſo habe ich Ihnen falſches geſagt. Es hätte in den drey lezten heiſſen ſollen.

Hamburg den 18. N. 97.

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Alſo mit dem: jen's b'hagt, ſind Sie beſonders zufrieden. Sie ſind doch ein Mann, der ſeinen Dichter auf ein Haar verſteht. Es macht mir Vergnügen Ihnen von Zeit zu Zeit noch einige Aufſchriften zu ſchicken. Vielleicht kann ichs heute noch thun. Ich will nicht, daſs Sie Marzial herausgeben; aber Horazen ſollen Sie. Dann befreyen Sie endlich die Leſer von der Pein, daſs ſie immer nach einer Ode, welche ſie ſuchen, ſo lang herum blättern müſsen. Setzen Sie eine Anzeige vor, mit Namen der Oden z. E. Victimae et agna (II, 17), Cycnus et apis, (IV, 4) Druſus, (III, 5) Regulus, (III, 3) Troja non reparanda — Libri et loricae — La Fayette wohnt auf einem holſteiniſchen Landgute Lehmkuhl genant zwiſchen Kiel und Eutin. Er bleibt fürs erſte noch bey uns.

Ich mag hier wegen des durchſchlagenden Papiers nicht fortſchreiben.*

Bonaparte — Durchdenken und beherzigen Sie
— in den Staub tritt, andre
Bildung des Staats, als ihr wählt, gebietend**

und ſehen Sie denn zu, ob ich mich verſöhnen kan. — Ausdrücklich für's Ohr: alſo (ich dachte dieſs bey Ohr nicht gleich) für das der Zuhörer auf den Jahrmärkten? Für die mag denn Kalliope von dem Sürtout des Gaſtwirthes ſingen. Herm. und Dor. iſt, wohl auch nach Ihrer Meinung, (die 3 lezten Geſ. ausgenommen)

---

* [K. fängt ein anderes Blatt an.]
** [Aus der Ode an die rhein. Republikaner.]

unter Voſſens Luiſe. Aber wie weit? Laſſen Sie uns den zehnten Grad, als den unterſten annehmen, und ſagen Sie mir dann: Wie weit? — —

Was Schlegels Fragen betrift* (Iſt es eben der, welcher in Reichhardts [Reichardts] Jurnale** Göthen einmal ſo lobte, daſs man's für Ironie halten konte? und der ſo vieles über die Griechen abgehandelt hat?) nun was ſeine Fragen, in denen er ſeine Meinung von dem Meſſ. ſagt, anlangt — Als ich in Zürch war, ſagte Breitinger einmal zu mir: Er bewundre mich (verzeihen Sie, daſs ich ſeinen Ausdruck brauche) wegen des Meſſias; aber daſs ich, beſonders da ich noch Jüngling ſey, denen, die mich angriffen, nicht antwortete, darüber erſtaune er. Ich ſagte ihm, daſs Gedichte, die es gegen gewiſſe Kritiken nicht aushielten, gewiſs untergingen; und daſs daher Vertheidigungen überflüſſig ſeyn. Auſſer dem würde mir es auch leicht auf Derley nicht zu antworten. Denn ob ich gleich nicht ſtolz wäre; ſo hätte ich doch ſo viel Nichtdemut, daſs es mir unmöglich wäre mich hier einzulaſſen. Ich erinnere mich nicht, ob ich Breitingern überzeugte. Der jetzige bloſs ſcheinbare Jüngling darf dem ehmaligen wirklichen nicht ungetreu werden. Dieſer hatte wirklich gute Grundſätze; und ſie haben, und ihnen folgen ſchien ihm untrenbar. — Ihnen, liebſter Böttiger, und nicht Schlegeln ſage ich, daſs ich den Shakſpeariſchen Dante ſeit langer Zeit, vielleicht vor Schl. Geburt, gekant, und mich nicht wenig um ihn bekümmert habe. Z. E. ich habe ſogar in ſeiner Abhandlung vom Silbenmaſſe geleſen. Sie iſt in ſolchen Latein geſchrieben, wie Kant deutſch ſchreibt. Ich konte ſie darüber oft nicht verſtehn. Überhaupt greift ſie ſo vieles aus der Luft, daſs ich nichts mehr davon weiſs. —

Wenn wir den Franzoſen oder Engländern deutſche Überſ. der Alten mittheilen; ſo müſſen wir ſie mit Interlinearüberſ. (wie es die Franz. nennen) begleiten. Dieſs iſt der kürzeſte Weg dieſe Ausl. mit der Sache bekant zu machen. Es wird nicht unnüz ſeyn, wenn man ihnen etwa auch dabey ſagt, daſs, wenn ſie die Stellen der Alten ſich eben ſo überſezten, ſie dieſe wol ſo verſchieden von dem Franz. oder Engliſchen finden würden, als ſie die deutſchen Überſ. gefunden hätten.

Die Schlüſſe Ihrer Briefe machen meiner Frau und Tochter ſo viel Vergnügen, daſs ſie Ihnen von Poſttage zu Poſttage ſchreiben wollen. Aber weil immer wieder was neues Angenehmes komt, ſo wiſſen

---

* [s. Jen. Allg. Littztg. 1797. nr. 351 = A. W. v. Schlegel, Werke. Bd. 11. 1847. S. 153 ff. bes. 160—162.]

** [Das Fragment Goethe ist nicht von Aug. Wilh. (wie fälschlich in Reichardts Deutschland. Bd. 1. Berl. 1796. S. 258 gedruckt ist. s. die Berichtigung S. 428), sondern von Friedr. Schlegel.]

ſie ihrem Leibe keinen Rath, wie ſie es anfangen ſollen, Ihnen erträgliche Briefe zu ſchreiben.

Ich habe eben meinen Brief wieder durchgeleſen, das heiſst durchkorrigirt. Denn das muſs ich leider, weil ich zu flüchtig ſchreibe. Mein Auge fiel dabey auf Ihren Brief, und da fand ich denn, daſs Ihnen die Deutſchen nicht einmal originell in der Narrheit ſind. So? das ſind ſie nicht einmal? Wie ungerecht ſind Sie doch. Alſo iſt es, in der genanten Sphäre nicht originell, daſs alle neun Muſen für die Dorfſchenken geſungen haben? Der Afterahmer Schiller (um dem Dinge die Krone nur gleich aufzuſetzen) iſt alſo alldort mit allen ſeinen Anſprüchen und Anmaſſungen nicht originell? Wenn Sie das nicht zugeſtehn, ſo ſind Sie ein leibhaftiger (das ſchöne Wort ſoll und muſs Ihnen gefallen) ein eingefleiſchter Miſodeutſcher. Doch ich laſſe das; denn ich will Ihnen einige Epigramme abſchreiben. Vorher nur noch ein Wort. Haben Sie Schillern über Naif und Sentimental geleſen? und haben Sie darin ein gewiſſes Bedauren bemerkt? Haben Sie nicht; ſo müſſen Sie jezt. Eher ſchicke ich Ihnen ein Epigramm nicht, dem dieſe Leſung muſs vorhergegangen ſeyn; bey Ihnen zwar nicht notwendig: aber beſſer iſt beſſer.

Ist die Frau von der Reck noch [in] Ihrer Gegend? Wenn Sie iſt; ſo danken Sie Ihr in meinem Namen für einen ſehr angenehmen Brief, mit der Bitte, Ihre Beſuche doch ja zu wiederhohlen.

Hamb. d. 6 Dez. 97.*

Zuerſt, und vor allen Dingen Wielanden meinen beſten Dank, daſs das Vergnügen, welches ich mir gemacht habe, Ihm ſo lieb geweſen iſt. Es wäre Sünde Ihm keins zu machen, weil es ſo leicht iſt. Auch dieſs, denke ich, wird Ihm bey ſeinem neuen Weinbaue nicht unangenehm ſeyn: Er läſst eine von den Vertiefungen, oder wollen wir's Blenden nennen? ohne Glasthür; und dann geht Er, und vergleicht. Erſt beſieht er mit Augen irgend eine ſeiner Weinpflanzungen, die Er in ſeinem Garten hat; dann gehet Er fürbaſs, und beſieht mit eben den Augen, die Rebe in der Blende, die nakt und bloſs, das heiſst ohne Glasthür, vor Ihm ſteht; aber dann gelangt Er bey dem Bachus an, den er mit Kriſtall bekleidet hat! Ich zweifle gar nicht, daſs Er dann ausrufen wird:

Parce gravi metuende thyrſo.**

---

* [Ein Theil dieses Briefes ist nach dem Abdruck in Schlegels Museum bei Lappenberg S. 386 f. mitgetheilt.]

** [Horat. carm. II 19, 8.]

Auch Ihnen, liebſter Böttiger, keinen kleinen Dank, daſs Sie mich den ewigen Jüngling nenen. Ich muſs Sie da doch aus einem Irrthume heraus helfen, der mir, als ewigen Jünglinge, nachtheilig iſt. Sie glauben wol, daſs Sie wiſſen, wie alt ich bin, weil Sie von 1724 gehört haben; aber Sie ſollen gleich lernen, daſs ich älter bin. Zur Sache:

Den Ludewig d. 18, der jetzo in Blankenburg* wohnt, einem Städtchen, das einem Quedlingburger dicht vor der Naſe liegt, wolte unſer jetziger allzeit Mehrer des Reichs wieder, wie Sie wiſſen, zum Könige von Frankreich machen. Nun hatte dieſer Mehrer, der jenen Ludewig nicht einmal zum Könige von Ivetot** gemacht hat, wie alle Menſchen haben, eine Groſsmutter, die Maria Thereſia hieſs; und dieſe Groſsmutter hatte denn wieder, wie auch alle Menſchen haben, eine Groſsmutter; und dieſe Groſsmutter der Groſsmutter habe ich ſo gewiſs mit meinen ſichtlichen Augen in Blankenburg geſehn, als Wieland ſeine reifen Trauben mit den ſeinigen ſehen wird. Nun komt noch ein ſehr wichtiger Punkt. Ich war nämlich damals ſchon ziemlich bejahrt. Denn ich disputirte mit dem Oberküchenhauptmann der Ureltermutter, der mir einen Schmaus gab, über den Vorzug der Schmerlen vor den Rebhühnern. Wenn Sie nicht wiſſen, was Harzſchmerlen ſind, ſo haben Sie keinen Begriff von dem Tiefſinne meiner Gründe, derer . . . ich mich freylich nicht mehr erinnere. Was ſagen Sie nun von dem Jünglinge? und bilden Sie ſich noch immer ein, daſs Sie wiſſen, wie alt er iſt?

Rechnen Sie doch hübſch nach: Die Groſsmutter der Groſsmutter; und dann ſchon ſo reich an Jahren, daſs er, obgleich noch veſtigia procul adorans,*** einen lukulliſchen Streit führt.

Aber ich habe Ihnen noch mehr zu ſchreiben, und überlaſſe Sie Ihrem Nachrechnen.

Die Ode An d. rh[einischen] Rep[ublicaner] komt nicht in Göſchens Ausgabe. Ich bin ſo aufgebracht, daſs jezt das Schwertrecht ſo ſehr die Oberhand über das Vernunftrecht hat, daſs ich lieber verſtummen, als reden mag. Das Schwert hat ja nun einmal das groſſe, das brüllende Wort; ſetzen Sie meinenthalben das heulende hinzu, denn die Wölfe heulen ja! Wem widert es dann nicht, die Menſchenſtimme vergebens hören zu laſſen. Verbrennen Sie übrigens die Ode nicht. Sie lebt vielleicht noch ein wenig länger, als die Ehre der freyheitplaudernden Eroberer. (Sie werden

---

* „Sie werden gleich sehn, dafs ich ohne Bl. nicht auf meine beweisende Geschichte gekommen wäre“. [K.]

** [Die Herren von Yvetot in der Normandie sollen den königlichen Titel geführt haben.]

*** [Stat. Theb. XII 817. Sed longe sequere, et vestigia semper adora.]

bey der Ode: „Der Erobrungskrieg“ eine Anmerkung finden, die Ihnen nicht misfallen wird.)

Die neuesten Bemerkungen über den Mess. haben mich in alte Zeiten zurück geführt, in die näml. in denen ich an dem Plane arbeitete. Lassen Sie mich Ihnen einige dieser Erinnerungen* schreiben. „Der Messias handelt leidend, das heisst, er hält Leiden, die alle, welche wir kennen, an Grösse übertreffen, mit einer Standhaftigkeit aus, zu der Menschen unfähig sind. Nicht alles, was er während der Zeit thut, da er leidet, thut er als Leidender. Z. E. wenn er Satan von Samma entfernt,** wenn er jenem mit Einem Blicke Entsetzen zusendet, das an ihm sehr sichtbar wird. Ob er gleich diess, und anderes z. B. dass er die Jünger tröstet, als nicht Leidender thut, oder vielmehr so zu thun scheint, weil wir nicht wissen, ob, und in welchem Grade er dabey gelitten habe; so wird es dadurch doch nicht episodisch. Denn er handelt als der, welcher jetzo versöhnt.

Der Messias handelt auch, als der Verherlichte. Wir dürfen den Leidenden und den Verherlichten schlechterdings nicht trennen. Denn wir wären, wie die Schrift sagt, die elendesten unter den Menschen, wenn wir nur an einen todten Messias glaubten. Er war nicht Erlöser, wenn er bloss als Leidender, und nicht auch als Verherlichter handelte. Nichts von dem, was er als der Verherlichte thut, ist episodisch. So ist z. B. die Auferweckung der Heiligen keine Episode. Sie ist es nicht allein an sich selbst, sondern auch deswegen nicht, weil die Erscheinungen bey der Grundlegung der Religion mitwirkend sind. Oder soll vielleicht diese Grundlegung selbst episodisch seyn?“ [s. weiter unten].

„Gute lebende Menschen, Seelen der Väter, auch anderer Gestorbner, Seelen noch ungebohrner Menschen, und Engel nehmen im Mess. an der Handlung, welche sie so nah (die Engel nicht in gleich hohem Grade) angeht, grösseren Antheil, als die Zuschauer in irgend einem anderen Gedichte an dem, was geschieht, nehmen können. (Der Leser, welcher entweder wegen seiner Meinungen, oder wegen Mangels an Gefühl, oder auch aus beyden Ursachen, sich nicht an die Stelle jener Theilnehmer denkt, ist nicht im Stande hiervon mit zu urteilen.) Man kan so gar sagen, dass in den bekanten epischen Gedichten mithandelnde Personen erscheinen, welche der Aufmerksamkeit weniger würdig sind, als jene bloss theilnehmenden. Man sieht die Ursachen, warum die Zuschauer im Mess. ihren Antheil oft zeigen dürfen, oder vielmehr müssen. Dazu komt noch, dass durch diese heisse Theilnahme

---

* [Eine fast wörtlich übereinstimmende Mittheilung erhielt 1799 Cramer. s. Lappenberg S. 400—402.]

** [II Ges. Z. 192 ff.]

die Handlung in ein helleres Licht konte gestellt werden, als dieses auf einem anderen Wege möglich war."

(Indem ich das Geschriebne wieder überlese, so finde ich, dass oben nach: Grundlegung selbst epis. seyn, noch Folgendes, dessen ich mich, als etwas vor langer Zeit gedachten, genau erinnere, stehen muste: „Nimt man die Handlungen aus, durch die der Verherlichte auch das Schiksal anderer Welten entscheidet; so giebt man der Verherlichung einen kleineren Umkreis, als sie haben darf.")

„Abadona ist keine episodische Person, sondern eine theils handelnde, theils theilnehmende. Und welche, ich darf es wohl selbst sagen, ist seine Theilnahme."

„Gute Episoden eines Gedichts sind die, ohne welche zwar das Ganze ein Ganzes bleibt, die aber doch in diess mit so vielen, und so festen Faden verwebt sind, dass der Zuhörer, wenn er sich nicht gerade mit der kritischen Untersuchung beschäftiget, an das nicht denkt, was man Episodisch nent."

Weil Sie meinen Aufschriften einmal so gewogen sind, so schicke ich Ihnen denn noch mehr. Bringen Sie mir das Die Herscher in Ihren Gedanken ja in keine Verbindung mit den Xenien. Ich hatte diese rein vergessen, als ich es machte: aber die Herscher, welche sich selbst dazu erhoben, und es kund gethan hatten, waren mir alta mente reposti* geblieben. Sie brauchen gegen vernünftige Leute kein Geheimniss daraus zu machen, aber hüten Sie es ja, dass es nicht gedrukt werde.

Ich dachte mir die Blümchen in Pallas Helme nicht als Flickpartikeln und Schnörkelchen. Meine Meinung ist bloss diese: Solche kleine Ausbildungen schicken sich nicht für die epische Sprache; so gut sie etwa in Gedichte andrer Art passen mögen. Die deutschen ähnlichen: Was er denn nun auch immer gesagt haben mag, darf sich die mitlere Prosa kaum erlauben — Gegen Göthen sind Sie zu streng. Ich denke, die drey lezten Gesänge auf die fünfte Stufe; und die andern dann weiter herunter, wie's komt. — Nichts kann mir angenehmer seyn, als die Bekentnisse des Schotländers, wie Sie es nennen; und nichts meinen Hausgöttinnen lieber, (Sie wollens ja einmal dass ich mich so ausdrücke) als das Exemplar von St. Julien, das Sie bei Nacht und Nebel gelesen haben. — Die Franzosen, denke ich, lassen wir was das Dolmetschen betrift, in Ruh. Sie getrauen sich ja nicht einmal reimlose Verse zu machen, die weiter nichts als Silbenzahl haben. Ich habe mit so manchem davon gesprochen; aber keiner will es wagen.

Der Ihrige

Klopstock.

---

* [Virgil. Aen. I 26.]

Hamburg Jan. 6. — 1798.

Hierbey Macd[onald] und einige Auffchr[iften]. Ich werde eher keinen beftimten Begriff von Offian bekommen, als bis man mir (könte es nicht Macd. thun?) merklich verfchiedene Stellen aus ihm völlig wörtlich überfezt. Sie fehen, dafs ich nur Stellen meinen kan, die Off. gewifs zugehören. — Grüffen Sie die mir unvergefsliche Herzogin (dafs es mit der Unvergefslichkeit feine völlige Richtigkeit habe, weifs Sie ja, oder folte es wenigftens wiffen) grüffen Sie Sie mit einem herzlichen Gruffe von mir. — Mir von Wiel[ands] Wolken* etwas zu fagen, und auch nicht ein Fragmentchen mitzufchicken, ift fo was erlaubt? So gar eine zwar ungethane, aber doch höchft vermutliche Frage nicht zu beantworten, ift das nicht noch unerlaubter? die näml. Ift Wieland, als Dolmetscher, hier ein folcher Paftor fido der Alten gewefen, als ich es gewefen bin? — Bey Handreichung würde die Hand verlieren. Ich habe nichts wider Delile [Delille] fagen wollen, aber eben durch die Vergleichung defto mehr wider das Manifeft. Ich habe Delilen ins Geficht gefagt, dafs er mir wenigftens 50000 Deutfche hingeopfert habe. Ich habe ihn beynah lieb; und er kam die kurze Zeit, die er hier war, fo oft zu mir als es ihm nur mögl. war; noch kurz vor der Abreife. — Die Gel. republik wird zwar „die Denkmale der Deutfchen" verlieren, aber mehr Zufätze bekommen, als fie verliert. Z. E. Auffchriften, auch folche die in unfre Zeit gehören, denn Rohrdommel kann, wie Sie wiffen, prophezein; noch ein wenig guten Rath; auch wird der Landtag endigen, wobey Rohrd. keine ganz üble Rolle fpielen wird. Sie follen alles vor dem Drucke fehn; und wenn Sie über diefs und jenes einen Discorfo fchreiben wollen; fo find Sie Herr und Meifter davon. — Ich habe nie über den 7jährigen Krieg irgend etwas Charakteriftifches gefchrieben. — Stadtekloge ift fo übel nicht. Ich bin nach nichts neugierig, was Schl[egel] fchreibt, und folte es auch felbft eine nageln. Theorie der Epopöe feyn. Eins von ihm möchte ich indefs doch wol wieder lefen, näml. ein Lob Göthens, das man gewifs für Satire nähme, wenn man diefs von dem Anbeter denken könte. (So bald mir das Journ. Deutfchland wieder in die Hände komt, werde ich's auffuchen. Es giebt gewiffe Sachen, die mir in fo hohem Grade lächerlich find, dafs ich nicht wenig Genufs davon habe, und diefs unter andern auch deswegen, weil fie mir fehr oft wieder einfallen. Dahin gehört jene Lobpreifung — Was könten die Herfcher bewirken — und feit kurzem die Frage: Ob nicht der Meff. ein groffer Himnus fey? der dann (diefs ift das Leckerfte bey der Sache) einen kleinen Himnus in Strophen zum Anhange

* [Erschien in Wielands Attisch. Museum. Bd. 2.]

hätte. — In welchem Stücke des Merkurs ſteht denn, daſs ich den Roman der Flahaud [Flahault]* geleſen hätte? Ich möchte es Ihr gern zeigen, daſs Sie es mit Ihren Augen ſähe. Sie nent mich in ihrem Brieflein klein ihren Amoureux — Wehe Ihnen, armer Böttiger, eben fällt mir was ganz Disparates ein. Urſache und Schuld iſt kein Wortſpiel, wie Sie meinen, ſondern Unſinn. Es ſtehet in der Vorrede zu der Sprachkunſt**. Wenn ich ſie ſuchen möchte, ſo würde ich Seite und Zeile anführen. Denn ſo etwas muſs man nicht leichtſinniger Weiſe ungewiſs laſſen. —

Mit den Engländern (von den Franzoſen kan am Ende hier die Rede nicht ſeyn) kommen wir nicht allein auf keinen grünen Zweig, ſondern wir kommen auf gar keinen, wenn ihnen meine Überſetzungen aus den Alten nicht vor die Augen, und die Ohren (wenn ſie anders welche haben,) gebracht werden. Laſſen Sie ſie bey unſerm Göſchen, das heiſst ſehr gut drucken; denn ſonſt lieſt es kein Engländer. Erſt die Griechen, (mit griechiſchen Buchſt.) dann die Römer. Beyde ſo, daſs die kürzeſten Stellen zulezt kommen. Die Verſe einander gegen über. Der bleibende leere Raum wird der Sache nicht nachtheilig ſeyn. Wollen Sie hier und da eine Anmerkung über die Stellen der Alten machen; gut. Das wird die Leſer im Athem erhalten. Wollen Sie über die Verdeutſchungen; (dieſe werden mit deutschen Buchſt. gedrukt) auch gut: aber kein Wort von mir, ſondern allein von der Sprache.

Der Ihrige

Klopſtock.

Der Zeitfolge nach passt hierher eine Stelle aus Göschens Brief (unterz. G.) an Böttiger vom 2. Jun. 1798, der die Antwort auf den im zweiten Band dieses „Archivs“ S. 365 f. abgedruckten, von Klopstock an den letzteren gerichteten Brief enthält:

Da Klopſtock an Sie geſchrieben hat, ſo ſeyn Sie doch ſo gütig und melden ihm, daß ich Ihnen geantwortet habe. Daß die 3000 Thlr. *Honorar* die ich Ihm gebe, eine Summe ſey, die bey der Lage des Handels in Deutſchland ſehr *conſiderable* ſey und gewiß ſo groß daß für mich bey der *Entrepriſe* an keinen Eigennutz zu denken ſey. Wenn Klopſtock nur auf das allerentfernſte denken ſolte er habe ſich etwas vergeben; ſo will ich Ihm noch heute gegen Zurückzahlung des Honorars und Bezahlung der

* [s. Neuer teutsch. Merk. 1797. December. S. 350.]
** [Könnte auf eine Stelle in der Dedication von Gottscheds Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. Lpz. 1748 bezogen werden.]

Koſten die ganze *Entrepriſe* mit allen *Exempl.* und Zurechnung der abgeſetzten *Exempl.* überlaſſen. Die abgeſetzten *Exempl.* will ich nehmlich an Klopſtock bezahlen.

Die Klopſtockiſche Familie muß einmal aufs Klare in der Sache kommen. Durch Archenholz und durch Baſset haben ſie ſchon mehr aus mich heraus ziehen wollen. Baſset meinte die Summe ſey *raiſonnable*, aber nicht *conſiderable.*

Was die Frey *Ex* betrift; ſo hätte ſich Klopſtock ſolche beym Verkauf ſeiner Werke ausbedingen müſſen. . . . .

Um Ihnen noch mehr Licht über Klopſtocks Brief und meiner Art der Antwort zu geben, müſſen Sie wiſſen, daß Frau Klopſtock durch Baſſet mir inſinuiren lies — freylich als auf Baſsets eignen Betrieb — wie viel ich wohl an Geld oder Exemplaren zu der *raiſonab.* aber nicht *conſid.* Summe zu legen könne?

Der von Böttiger in dem Taschenbuch Minerva. Jahrg. 1816. (Leipz. Fleischer) S. 332—334 mitgetheilte Brief Klopstocks findet sich in Abschrift vor. Gerichtet ist er an den Legations-Rath Johann Isaac Gerning. In den ersten Zeilen ist zwischen den Worten: „waren Sie weg" die Ortsbezeichnung: „von Wien" beim Abdruck weggelassen worden. Die „Frau von Gr. . .." ist Frau von Grenier. Am Schluss des Briefes ist weggeblieben:

Ich habe Ihnen für nicht wenige mir sehr interessante Gedichte zu danken. Kommen Sie hübsch wieder zu mir, so wollen wir umständlich darüber sprechen. Aber von einigen dürfte ich dann kaum urteilen, weil sie zu schmeichelhaft für mich sind.

Weggeblieben ist auch die Fortsetzung des Briefs vom 8. Jul. (1798).

Ich wollte diesen Brief eben auf die Post schicken, liebster Gerning, als ich den Ihrigen vom 26. Jun. erhielt. Man kan ja Probeblätter von Bodoni bekommen. Ein griechisches möchte ich zwar auch wohl, aber ein lateinisches hätte ich doch noch lieber. Ich habe noch nichts von ihm gesehn. Didot sagt in der Vorrede zum Virgil, dass er zwar meisterhaft drucke, dass es aber nicht erlaubt sei, in der Gegenwart des virgilischen Schatten solche ungeheure Druckfehler zu machen, wie er. — Nach einem Briefe aus Wien (s. leztes Stück des Merkurs*) bin ich mit Zeichnungen der Angelika Kaufmann zum Messias nicht zufrieden. Diess hat für mich keinen Sinn; denn sie hat ja keine solche Zeichnungen gemacht. Ich habe nichts dawider, wenn ich aus

* [1798. Jun. S. 185.]

den 11 Kisten etwas bekomme. Für Gleim bitte ich auch um etwas. Er lässt jetzt unsere Namen an die Grotte der Dorfquelle setzen, von der in der Ode „Der Wein und das Wasser“ die Rede ist. Vielleicht findet sich in den Kisten irgend etwas, das unter den Namen anbringbar wäre.

Sie sehen vermutlich den Markgrafen von Baden. Göschen hat ihm in meinem Namen ein Exemplar der Oden geschickt. Ich liess sie nicht binden, damit sie desto eher ankämen. Bonaparte, meinen Sie, will Indicus werden. Mag er doch. Sicherer würden wir ihn indess los, wenn er Mediterraneus würde. Ich meine in dem Meere. Lesen Sie dem Markgrafen* folgendes Epigramma vor:

Der Grosse und der Grössere.

Grösser als Alexander ist Bonaparte, weil seinen
Waffen ein schwacher Feind, jenes ein schwächerer wich.

In Abschrift ist ferner vorhanden, von unbekannter Hand auf einen langen, schmalen Papierstreifen geschrieben:

Hamb. den 18. Jan. 1800.

Endlich gefunden, und zwar nachdem ferneres Suchen schon aufgegeben war. Aber so gut geht mir es nicht immer. Wie geht es Ihnen bei diesen Mühseligkeiten? Oder haben Sie deren vielleicht nicht? Ist das letzte, so verhärten Sie gleichwohl Ihr Herz nicht gegen mich, haben Mitleiden mit mir

Suave me magno — —**

Jetzt ein paar Fragen: Wenn wird Herders zweyter Gang gegen die Kantis[chen] Common sense Stürmer erscheinen? Flattern diese nicht auch gegen Ihn an? Doch wie konnte ich flattern sagen. Ihre Ichheiten sind ja nicht wenig schwerfällig. — Haben Sie schon etwas von der fortgesetzten Ilias gesehen? Sie reden am Schlusse Ihres letzten von den Genien an meinem Heerde. Hierbei fällt mir ein Sie zu fragen: Habe ich Ihnen schon etwas von meiner Hausgöttin gesagt? Unten steht: die Unparteilichkeit beyde Seiten betrachtend. Oben sieht es so räucherig aus, wie es in einem nun schon alten Lararium aussehen muss.

Der Ihrige
Klopstock

Original an Fh. v. d. Tann.

---

* „Suchen Sie herauszubringen, ob die Erbprinzessin von Baden sich meiner noch erinnert. Sie kann wissen, und ich hoffe, sie weiss, dass ich sie nicht wenig verehre, und liebe.“ [K.]

** [Suave, mari magno etc. Lucret. II 1.]

Klopſtock an Böttiger.

Hamb. d. 24 Febr. 1800.*

Wie konten Sie mich, L. B. ſo verkennen, und meinen zutraulichen Scherz über Ihr Bischen Unbelesenheit ſo tragiſch nehmen? Solche Misverſtehungen sind eine von den Urſachen, warum ich zu einem ſo berüchtigten Nichtſchreiber geworden bin. Hätte ich Ihnen eben das geſagt, was ich Ihnen geſchrieben habe; ſo würden Sie aus meiner Mine, dem Tone der Stimme, aus meinem ganzen Betragen geſehn haben, daſs Sie, als tragiſcher Erklärer, zu kurz kommen muſten. Jezt weiſs ich auch nicht, wie Sie und Ihre Damen meine Frage genommen, und ob Sie ſie nicht ein wenig eigenliebig, welches ſie doch nicht war, gefunden haben. Die eine iſt nun über alle Berge, wenigſtens über die thüringiſchen; und ſo wird wohl aus der Beantwortung nichts werden. Solten Sie und die zurükgebliebne Dame gleichwohl noch einige Luſt zur Beantwortung haben; ſo wiederhohle ich Ihnen, daſs mir es beſonders auf Stellen aus dem Mess. ankomt, die den von mir angeführten ähnlich ſind. — Ich weiſs nicht, wie weit Sie in Anſehung der aufgeſtekten Standarte, recht haben; aber ich ſchicke Ihnen hierbey, wegen dieſer freundſchaftlichen Bemerkung, etwas, das ich aus Horaz überſezt habe. — Daſs der Geh. R. v. Göthe Schützen ſo gar von der Polizey zu Geldſtrafen verurteilen laſſen, finde ich noch niedriger, als das Betragen gegen Bürger. — Ich würde vielleicht wegen der 10000 ℳ zu 3 p. c. einen Verſuch wagen, wenn nicht unſre Börſe vor kurzem, wie Sie wiſſen, eine ſo groſſe Erſchüttrung bekommen hätte. — Herder betrübte mich durch das leidig, in Beziehung auf Ihn. — Sagen Sie mir immer etwas Näheres von dem Heldeng. aus dem Perſiſchen. — Nun zu Ihrem Briefe v. 17. Febr. den ich gestern bekam.

Die Überſchrift m. O. heiſst an d. D[ichter] meiner Zeit.** Ich meine alſo auch die ausländiſchen. Ihr Verhältniſs, in dem Sie mit H[erder] ſtehen, ſehe ich aus dem, was Sie mir davon ſagen, nur bis auf einen gewiſſen Grad. Wollen Sie, daſs ich Ihrentwegen an H. ſchreibe, ſo will ich: aber Sie müſſen mir auch ſagen, was ich ſchreiben ſoll. — Es kam mir nicht darauf an, daſs ich von den Laſtern nach ihrer Verderblichkeit redete, ob ich gleich zugeſtehe, daſs man die Sache auch von dieſer Seite anſehn könne: ſondern darauf kam es mir aus guten, theils poetiſchen Gründen an, daſs ich ſie in ihrer Verdorbenheit zeigte;

* [Ein Brief Klopstocks von früherem Datum, auf welchen dieser Brief schliessen lässt, hat sich nicht erhalten.]

** [Die Ode ist aus dem Januar 1800 und erschien zuerst in der Neuen Berliner Monatsschrift. Bd. 4. 1800. S. 438—440.]

und nun war welket, dorrt,* in der Vergleichung das Richtige. — Ich würde nichts dawider gehabt haben, wenn ich bey Wieland gefunden hätte: Ein zum Aufſtande immer bereites Volk; ſo nicht, wenn bey Herder: Diese zu neuen Gedankenverwirrungen ſtets bereiten Scholaſtiker. Wenn mir ein Meiſter, wie Wieland, Bemerkungen macht; ſo verurſacht mir dieses ſo wenig einen widrigen Eindruk, daſs ich ihm vielmehr mit Vergnügen zuhöre. Was indeſs die mir von Ihnen mitgetheilte Bemerkung betrift; ſo frage ich Ihn: Ob denn die Schönheit der Tugend (grünet, blüht) nicht in die Seele dringe? Es muſs hier irgend eine kleine Irrung ſeyn. Entweder verſtand mich W. nicht genung, oder ich Ihn nicht. — Brumbey** kenne ich nicht. Iſt er nicht mit Unrecht wegen myſtiſcher Schwärm. abgeſezt; ſo wünſche ich, daſs er den Mess. wenigſtens nicht erkläre, vorlesen mag er ihn immer, wenn er es gut macht. — Wenn ich bey der Aufführ. von Göthens Iphigenia nicht auch oft weggegangen wäre; ſo wäre es bloſs geſchehn, um kein Aufſehen zu machen. Ich weiſs wohl, wie viele von der Iphig. denken. Jeder hat ſo ſeine Meinung; ich die meinige. Überhaupt iſt es eine ſteife Nachahmung der Griechen. Sie wiſſen, wie weit griechiſch, und ſteif aus einander liegen. Und die Nachahm. bey Seite, wie manche Redensart, die man kaum zu Ende leſen kan, wenn man vorlieſt. Und dann die Bildung des Verses. — Wenn Sie irgend etwas dazu beytragen können, daſs man meine Schauſpiele in Wien unangetaſtet laſſe, ſo thun Sie's. — Schicken Sie das Mütterchen Lyce*** an Schüz.

Den 26. Febr.

Nachlese zu Klopstocks Werken.

Die Klopstocksche Ode: „An die rheinischen Republikaner", welche in W. G. Beckers Almanach und Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 1800. S. 211 f. (s. auch Klopstocks sprachwissensch. etc. Schriften hggb. von Back. Bd. 4. S. 179 f.) abgedruckt ist, ist dort mit folgender Anmerkung des Herausgebers versehen: „Der ehrwürdige Dichter hatte diese Ode aus seiner unlängst gedruckten Sammlung zurückgenommen, weil er glaubte, sie erschiene zur Unzeit. Ich habe sie aus seiner Hand empfangen, und glaube sie gerade itzt mittheilen zu dürfen." Die Böttigerschen Papiere enthalten einen Zettel von Klopstocks Hand folgenden Inhalts:

---

* [In der Ode An die Dichter meiner Zeit.]

** [Carl Wilhelm Brumbey, Prediger in Berlin. Ihm wurde 1796 das Predigen untersagt.]

*** [Horat. carm. IV 13. vgl. Lappenberg. S. 392 f.]

„Die beyden letzten Strophen der Ode: An die rh. Republikaner heiſſen jetzt ſo, nach Python folgt:

Wer dieſes Grabmal von dem vergötterten
Heinrich vorausſah, mag auch das Künftige
Des Volks weiſſagen, das mit jeder
Leidenſchaft Strom' unerrettbar treibet.

Erwägt, durchdenkt es, Deutſche, mit eurem Ernſt:
Wolt denen euer Schikſal, der Kinder Heil
Ihr anvertrauen, die mit jeder
Leidenſchaft Strom' unerrettbar treiben?

Ich habe denn die Strophe Erwägt noch hinzugeſetzt.
Der Plan der Ode iſt liriſcher, wenn ſie mit der Strophe: Wer dieſes ſchließt. Die Warnung die in:

das mit jeder
Leidenſchaft Strom' — —

liegt, iſt doch wohl nicht zu verkennen, und ſie iſt ſo ſtark, daß ich es mir kaum erlauben durfte, sie zu wiederholen. Sagen Sie mir Ihre Meinung hierüber."

Im achten Jahrgang des Taschenbuchs Minerva (Leipzig, 1816) S. 335—354 gab Böttiger „Neunzehn ungedruckte Epigramme von Klopstock" heraus, welche in Klopstocks sprachwissenschaftlichen etc. Schriften hggb. von Back und Spindler. Bd. 4. (Leipz. 1830) S. 194—204 und in seinen Epigrammen hggb. von C. F. R. Vetterlein (Lpz. 1830) aufs neue abgedruckt sind. In den einleitenden Worten, welche Böttiger denselben beifügte, erwähnte er, er habe „regelmässig die neuesten epigrammatischen Ergüsse des dadurch sich mannigfach erleichternden und verjüngenden Dichters zugeschickt erhalten" und „in einem folgenden Jahrgang könne er den mitgetheilten Sinngedichten noch eine gleiche Anzahl nachfolgen lassen." Diese in Aussicht gestellte weitere Veröffentlichung Klopstockscher Epigramme ist unterblieben. Was Böttigers Nachlass zur Vermehrung und Berichtigung der bereits bekannten bietet, ist theils in den oben abgedruckten Briefen enthalten theils im Folgenden niedergelegt.

Böttiger war von Klopstock selbst ermächtigt, diejenigen Epigramme, die ohne Ueberschrift waren, mit Titeln zu versehen. Am Rande eines der Quartblätter, welche die eigenhändig geschriebenen Epigramme enthalten, liest man: „Sie ſehn, daß mirs nicht ſelten an Ueberſchriften fehlt. Stehen Sie mir hier doch ein wenig bey."

Ueber dem Epigramm auf Kant (in der Minerva nr. 1. Bei Back nr. 25. Bei Vetterlein nr. 109) ist im Original der Name Kant ausgestrichen und von Klopstocks Hand beigeschrieben: „Der Name ist jetzt nur noch für Sie da.“ *Von den übrigen Epigrammen sind die meisten (nämlich nr. 3. 4. 8—12. 16. 18. 19 = Vetterlein nr. 111. 112. 116—120. 123. 125. 126*) von Böttiger mit Ueberschriften versehen.*

Kleine Ungenauigkeiten und Freiheiten in der Wiedergabe des Textes sind folgende:

nr. 3. (= V. nr. 111). Z. 5. Aber sie sind gleichwohl (das Original schiebt ja nach sind ein).

nr. 6. (= V. 114). Z. 3. so ist auch die Schuld auch (für das erste auch ist ja zu lesen).

nr. 7. (= V. 115). Z. 4. von den Verkannten ihr schreibt (richtiger: schriebt).

nr. 10. (= V. 118). Z. 2. selber die Denkenden (richtiger: selber Denkende).

nr. 18. (= V. 125). Die beiden Schlussverse:

Obs Alte oder Neue besser sey,
Zu schlichten, wär Bockmelkerei

fehlen im Original.

Von den in der „Minerva“ weggebliebenen Epigrammen, welche Klopstocks Handschrift enthält, sind vier in den Werken Bd. 7. Lpz. Göschen, 1804, S. 363 ff. unter nr. 12. 13. 25 und 26 mit einigen Abweichungen abgedruckt.

nr. 12. Z. 1. von den Krit'kern sich lehren (von Klopstocks Hand: Kritlern).
Z. 4. war es Herablassung, die er nicht stäts sich verzieh (war's doch Demut, die er ſpäter ſich ſelbſt nicht verzieh).

nr. 13. Z. 5. sie sammelte (ſammelt dir) schöne.

nr. 25. lautet in der Handschrift:

Sic ſe ſervavit Apollo Hor.

Eine Sprache geht; die andere flieget. Die Dichtkunſt
Blendet hier nichts; denn ſie liebt ſtaubige Wanderung nicht.
Jede der neueren, welche sich bildete, meint, daſs ſie fliege;
Aber die Dichtkunſt komt, wenn ſie's nur wähnet, ihr nicht,

---

* Der Titel von nr. 7 = Vetterl. nr. 115 lautet im Original: Guter Rath ohne den Zusatz: an die neuen Herolde der Griechheit.

Wie ſie auch rufe. Zulezt wird erweicht, wie es ſcheint, die betäubte,
Weigert ſich länger nicht mehr: aber ſie ſchikt ihr Phantom.

nr. 26. Z. 3. mit lautwerdender (ſardoniſcher) Lache.
Z. 4. würd' Archilochos sie (würden ſie Luzian).

Als noch unbekannt bleiben folgende vier Epigramme übrig:

An nicht wenige Künſtler.

Freyer iſt nichts, wie der Beyfall. Man giebt ihn nicht; giebt ihn. Drum laſst ſie
Reden, und fordert ihn ja durch Anmaſſungen nicht.
Stolze Forderer, lernt, daſs ihr euch erniedriget; denn ihr
Gebt euch dem hohen Ton deſſen, der weigern kan, preis.

Die Herſcher.

(„Was könten die Herſcher bewirken" Horen N. 1).

Afterahmer, und Original ſind ſonſt ſich was ungleich;
Dennoch gleichen ſie ſich Schüler, und Gothe, die Herrn!
Kaum daſs der Eine des Eigenlobs Trompete vom vollen
Mund abſezt, ſo ergreift gleich ſie der Ander', und bläſt.
Afterahmer, und Original ſind ſonſt nicht von Einer
Meinung; und gleichwol ſind's Schüler und Gothe die Herrn!
Denn ſie halten allein für Theorie des Gedichtes,
Was höchſteigner Gedicht' Theorey doch nur iſt.
Ihr Idealſchwaz macht Darſtellung aus der Beſchreibung,
Die, was ſie ſieht, anſtreicht, aber nicht wählt, und nicht mahlt.
Zwiſchen beyden ſteht ein tiefgegründeter Grenzſtein;
Anders, und anderes Land baut man hier, bauet man dort.
Stellet der Dichter dar; ſo iſt er dem wachenden Hörer,
Was, Halzione, dir Morpheus der ſchlafenden war.*

---

* Zu vorstehendem Epigramm gehört folgende Anmerkung K's.: „Wenn Sie irgend etwas Ungerechtes in dieſem Epigr. finden; oder wenn Sie glauben, daß Männer von Bedeutung mich beſchuldigen werden, ich habe Abſichten dabey gehabt, die ſich auf mich beziehen, und nicht einſehn, daß es bloß Ausbruch eines Gefühls iſt, dem meine eiſerne Geduld, nach der erklärten Herſchaft, nicht mehr Widerſtand thun konnte, wenn dieſes iſt: ſo durchſtreichen Sie das Epigramm".

Bitte an die Psychologen.

Mathematiker ist er; und als Metaphysiker, denkt er
Gleichwol so unbestimt, dass man verwundert ihn liest.
Löst diess Räthsel uns auf, Psychologen: aber sein Beyspiel
Warn' euch; flattert nicht auch im Unbestimten umher.
Vom Unerklärbaren schweig' ich. Denn davor' hütet ihr euch wohl,
Dass ihr in Dünste, wie er, was ihr uns lehret, verhüllt.

Die öffentliche Meinung.

Warum solten sie nicht verweltlichen geistliche Staaten,
Da sie nicht seit gestern erst sich entgeistlichet haben?
Aber sie haben sich auch entgeistet! Denn sie vermeinen,
Dass wir ihre Bewunderer sind, weil sie, wie die Päbste
Über Europa vordem, in dem heiligst[en] aller Namen,
Herscheten, herschen im Namen der Freyheit, und nicht, wie gelindre
Päbste geboten, nein, wie die Hildebrande* gebieten.

Zu dem Epigramm: der epikureische Leser, welches Böttiger wegen der angeblich von Klopstock hinzugefügten Randglosse unter nr. 13 (= Werke. Bd. 7. S. 390. nr. 46) wiederholt abdruckt, ist die fragliche Anmerkung von Böttigers, nicht von Klopstocks Hand beigeschrieben. Auf überschickte Epigramme bezieht sich Klopstock auch in seinem Briefe an Herder vom 27. Novemb. 1799 (s. Lappenberg S. 419 f.).

Zusätze zu den Grammatischen Gesprächen erwähnt Klopstock in seinen Briefen an Böttiger vom 7. Octob. und 9. Novemb. 1797. Die Böttigerschen Papiere enthalten folgende:

Seite 340 [vielmehr 338] Nach: Sp. Und die Beyspiele?

Ch. Zuvor noch einige aus nicht wenigen andern gewählte Beyspiele von Hexametern, denen du meinenthalben gehörte Abschnitte, was auch die Verlesung dazu sage, ankünsteln mögst.

Siga, kai kata son noon ischane —
Älthon de dmooai leukolenoi —
Hai d' apo men siton polün häreon —
Kai depa, enthen ar' andres hüpermeneontes** —

Jezt die Beyspiele, welche du verlangtest.

---

* „Hildebrand bedeutet Kriegsbrand, eigentlich Fackel der Kriegsgöttin Hilda." [K.]

** [Die Verse sind aus Odyssee τ 42. 60. 61. 62.]

Seite 353. Nach: der lezte dem Didymäus.

Sp. Du ſchmeichelſt ihm, Verskunſt, indem du den Gang ſeines Hexameters mit den ſchönſten unter den Päonen vergleichſt. Er findet eine gewiſſe Leichtigkeit in dieſem Gange, und iſt ſtolz darauf. Ch. Stolz, oder nicht; dieſer Gang iſt nicht nur leicht: er hat auch Würde. Wie gefällt der choreiſche Ausgang. Sp. Nicht ſonderlich. Ch. Dieſer Hexameter misfällt dir alſo wohl:

Schallet in Tempe's Hain das Geräuſch der Bäche [so!]

Sp. Warum ſolte er nicht? Ch. Horaz, der ſeine Silbenmaſſe von den Griechen nahm, hat ihn gleichwohl gemacht.

Nunc et in umbroſis Fauno decet immolare.

Sp. Du läſſeſt Lucis weg. Ch. Es gehört nicht zu unſrer Sache, daſs der Grieche dieſsmal einen zu langen liriſchen Vers machte: genung, daſs von Nunc bis immolare ein deutſcher Hexameter iſt. Sp. Das freuet dich wohl? Ch. Warum ſolte es nicht? Auch das iſt mir nicht unangenehm, daſs die liriſchen Verſe:

Cur neque militans
Schwang ſie den leichten Flügel
Audax omnia perpeti
Wenn mit furchtbarem Ungeſtüm

Theile meines Hexameters ſind. Du erinnerſt dich doch der beyden Theile, die ich vorher anführte? Sp. Welche? Ch. Cras ingens iterabimus aequor und den lezten Vers der alzäiſchen Strophe.

Versk. Du ſolteſt doch nicht ſo vergeſslich ſeyn, Spondeus. Die lirischen Verſe, von denen bisher die Rede geweſen iſt, und die eben kein Miston des deutſchen Hexameters, beſonders in Beziehung auf den Perioden, ſind, kanſt du in mehr als einem griechiſchen Dichter finden. Sp. In welchen? Versk. Nun in Pindar, und in den Chören der Tragiker; vielleicht auch in dieſem oder jenem liriſchen Fragmente.

Ihr ſehet, wenn ihr das nicht verkent, was in den Oden der Alten ritmiſche Schönheit hat, daſs auch die erweiternden Veränderungen des ſpäteren Hexameters für das Ohr derer, welche den früheren lieben, geſtimt wurden.

Ch. Auch ſie, Didymäus, weiſet, wie du bemerkt haſt, durch die Alten zurecht. Did. Es mochte ja wohl nötig ſeyn. Es wäre ihr indeſs, denke ich, doch wohl, wenn man ſie dieſer Zurechtweiſung überhoben hätte.

In Klopstocks eigener Handschrift liegt auch vor, was Böttiger über sein Hausmittel gegen Kantsche Philosophie in der Minerva. 1816. S. 328—330 mittheilt. Ein Datum hat die Niederschrift nicht. Der Name des jungen Dänen ist: von Roschkranz. Der Zusatz: „Schicken Sie mir dieſs Blatt zurück. Es könte leicht ſeyn, daß ich es wieder nötig hätte“ *ist im Abdruck weggeblieben.*

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Dresdner Bibliothek unter R 273 von Böttigers Hand geschriebene Anmerkungen zu den Klopstockschen Oden besitzt, welche den in den Werken abgedruckten zu Grunde liegen.

Die Quelle von Wielands Hann und Gulpenheh.

Von

Reinhold Köhler.

Es ist bekannt, dass die Bibliothèque universelle des Romans unserm Wieland die Stoffe zu Geron dem Adeligen, zum Sommermärchen, zum Pervonte und vor allem zum Oberon geliefert hat*, aber man scheint bisher nicht bemerkt zu haben, dass auch die Quelle von Wielands Hann und Gulpenheh in derselben Zeitschrift sich findet.**

Wielands Hann und Gulpenheh erschien zuerst im ersten Vierteljahr des Teutschen Merkurs vom Jahr 1778,*** und nur ein paar Monate früher war die Quelle, aus welcher Wieland geschöpft hat, in der Bibliothèque des Romans erschienen. Es ist die im ersten October-Bande des Jahrgangs 1777, S. 186—191, stehende, den türkischen „Vierzig Vezieren" entnommene „Histoire du Tailleur et de sa femme."

Schon Pétis de la Croix hatte die Geschichte des Schneiders und seiner Frau in seiner Bearbeitung eines Theils der „Vierzig Veziere", welche unter dem Titel „Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs, Contes Turcs, composés en langue Turque par Chec-Zadé, et traduits en François" 1707

---

* S. Kobersteins Grundriss, 4. Ausg., II, 1599—1601.

** Koberstein a. a. O. S. 1600 sagt von Hann und Gulpenheh: „Die Quelle, wenn der Dichter anders eine benutzt hat, ist mir unbekannt."

*** S. 103—114. Später erschien die Dichtung mit einigen Veränderungen im 5. Bande der „Auserlesenen Gedichte" Wielands (Leipzig 1785), und endlich mit neuen und zahlreicheren Aenderungen im 18. Bande der Göschenschen Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" Wielands (Leipzig 1796).

zu Paris erschien*, erzählt, aber seine Erzählung und die der Bibliothèque des Romans sind nicht nur den Worten nach verschieden, sondern weichen auch sachlich mehrfach von einander ab**. Der Uebersetzer der Bibliothèque des Romans hat ein Manuscript benutzt, welches, wie er S. 185 sagt: „ajoute ou change quelques circonstances à ceux [contes] qui sont déjà traduits.“ (Vgl. auch 1778, Janvier, II, 196.)

Da die Bibliothèque des Romans schwerlich allen Lesern des Archivs, welche die Erzählung Wielands mit seiner Quelle gern selbst vergleichen möchten, zugänglich ist, so lasse ich letztere hier folgen.

Histoire du Tailleur et de sa femme, contée par le troisième Visir, pour prouver combien on doit se méfier des femmes.

Il y avoit, du temps du Prophète Aïssa (on ne sait où) un Tailleur qui avoit épousé une très-jolie femme, que l'on nommoit Gulhendam, à cause de la beauté de sa taille (car Gulhendam veut dire taille de rose)***. Au milieu des trans-

* Wiederholt im Cabinet des Fées, Tome XVI, Genève 1786, und in der von Loiseleur-Deslongchamps und Aimé Martin besorgten Ausgabe der Mille et un Jours, Paris 1840, S. 301—367. Unsere Erzählung steht an ersterem Orte S. 76, an letzterem S. 320. In neuerer Zeit hat bekanntlich W. F. A. Behrnauer eine vollständige und treue Uebersetzung der türkischen „Vierzig Veziere“ geliefert (Leipzig 1851), wo man S. 80 unsere Erzählung findet.

** Einige sachliche Abweichungen der Erzählung des Pétis de la Croix von der der Bibliothèque des Romans und also auch Wielands sind: der Schneider will 24 Stunden auf dem Grabe seiner Frau weinen, die Frau will Hungers sterben. Es ist nicht gesagt, dass die Frau an einem verschluckten Knochen erstickt, sondern es heisst nur: „Par la toute-puissance de Dieu, la femme mourut la première.“ Der Prophet Aissa berührt das Grab nicht mit der „petite baguette“, sondern betet bloss und erweckt dadurch allein die Todte. Nicht der Königssohn selbst, sondern nur seine Begleiter sprechen mit Gulhendam auf dem Fridhof, und einer der Begleiter gibt ihr sein Gewand. Schon nach drei Tagen erfährt der Schneider, dass seine Frau im Serail ist. Gulhendam wird zuletzt an Stelle ihres Mannes gehängt.

*** Wieland hat diesen Namen wahrscheinlich des Wohlklangs wegen in Gulpenheh geändert. Gulpenheh schreibt Wieland übrigens erst

ports de leur mutuelle tendresse, (car le Tailleur de son côté étoit aussi un jeune homme très-bien fait et très-aimable) ils se promirent des preuves remarquables de leur passion. „Moi“, dit le Tailleur à sa femme, „si je te perds, je passerai neuf jours à pleurer sur ton tombeau.“ „Ah!“ répondit Gulhendam, „ce n'est rien que cela, en comparaison de ce que je veux faire pour te prouver mon amitié: si tu meurs le premier, je m'enterrerai toute vive avec toi.“ Le Tailleur la crut, et l'embrassa tendrement. Cependant, un an après, la jeune femme ayant, par malheur, avalé un os de mouton, il lui resta dans le gosier sans qu'on pût l'en tirer; de sorte qu'elle fut étranglée, et mourut ainsi avant son mari et au grand désespoir de ce tendre époux. Il lui fit faire des obsèques aussi magnifiques que son état le lui permettoit; et, quand elle fut dans le tombeau, il se plaça à ses pieds, pleurant et gémissant sans cesse, et comptant rester neuf jours, au moins, dans cet état douloureux. Dès le soir même, le Prophète Aïssa passa par le cimetière où cette femme étoit enterrée: voyant le mari pleurant, il lui demanda quel étoit le sujet de son affliction. „Hélas!“ lui répondit le Tailleur, „j'ai perdu une femme charmante, et dont j'étois adoré: aujourd'hui même on l'a mise dans ce tombeau.“ . . . „Puisque tu la regrettes tant,“ dit le Prophète, „je vais demander à Dieu qu'il te la rende.“ En même temps il se mit en prières; puis il frappa le tombeau d'une petite baguette qu'il tenoit à la main. Le sépulcre s'ouvrit, et Gulhendam en sortit. Son époux, enchanté de la revoir, l'embrassa mille fois; mais comme elle n'étoit enveloppée que d'un linceul extrêmement court, et par conséquent presque nue: „Angle de mon foye, lumière de mes yeux, matière de ma vie“ (expressions tendres, Turques, traduites littéralement) „que de graces n'avons-nous pas à rendre à Dieu, et à son Prophète!“ dit le Tailleur; „mais je ne peux te tirer d'ici, et te faire traverser la ville, pour te ramener dans ma maison, dans l'état où te voilà. Attends-moi pendant quelques momens cachée derrière ces

---

in der Gesammtausgabe, im Teutschen Merkur: Gulpenhee, in den Auserlesenen Gedichten: Gulpenhé.

pierres, je reviendrai bientôt avec un caleçon, un caffetan et un voile, et nous retournerons gaiement dans notre maison, louant Dieu qui a sans doute voulu nous récompenser de notre extrême fidélité."

En disant cela, le Tailleur partit. Un moment après, le fils du Roi passa par le cimetière, revenant dans la ville assez tard, parce qu'il avoit soupé à la campagne. Comme il étoit précédé de quelques flambeaux, ses gens apperçurent, à leur lueur, une femme presque nue, et la trouvèrent belle, comme elle l'étoit effectivement. Ils en avertirent aussi-tôt le Prince, qui s'en approcha; et la trouvant réellement digne de ses attentions: „Belle personne," lui dit-il, „par quel hasard vous trouvez-vous dans ce lieu, à cette heure et dans cet état?", „Seigneur," lui répondit la femme du Tailleur en rougissant extrêmement, „je ne peux vous répondre dans l'état où je suis." Aussi-tôt le Prince se dépouillant de son propre caffetan, l'en revêtit; et continuant ses questions, lui demanda si elle étoit mariée. „Si vous êtes libre," lui dit-il, „venez dans mon sérail, vous en ferez l'ornement, et vous y goûterez toutes sortes de délices"*. La belle, qui reconnut bien le fils du Roi à sa magnificence, fut séduite par l'espérance d'habiter un sérail délicieux, au lieu de la petite maison où elle vivoit avec son mari. „Seigneur," répondit-elle au Prince, „je n'ai aucun engagement, je m'estimerai heureuse d'être la plus chérie de vos esclaves." Le

* Die entsprechenden Verse bei Wieland lauten im Teutschen Merkur und in den Auserlesenen Gedichten:

> . . . Denn, falls ihr ledig seyd,
> so kommt, und geht als wie die Morgensonne
> in meinem Harem auf! Macht eines Prinzen Wonne,
> und Freuden ohne Maas erwarten euch
> in euerm neuen Reich!

In den Sämmtlichen Werken:

> . . . Denn, falls du ledig bist,
> So komm und geh wie eine Morgensonne
> In meinem Harem auf! Mach eines Prinzen Wonne,
> Der ohne dich nicht mehr zu leben fähig ist.

fils du Sultan, satisfait de cette réponse, la conduisit dans son sérail.

Le pauvre Tailleur revint peu-après, apportant tout ce qui étoit nécessaire pour l'habillement de sa femme: il ne la trouva plus. Il se douta bien qu'on la lui avoit enlevée; mais il n'eut garde de soupçonner qu'elle y eût consenti. „Hélas!“ disoit-il, „ma malheureuse épouse est actuellement dans une furieuse affliction; elle qui vouloit s'enterrer toute vive avec moi, s'arrache sûrement les cheveux, puisqu'elle est séparée de moi; peut-être même s'est-elle percé le sein.“ Gulhendam, au contraire, se divertissoit très-bien dans le sérail du Prince. Son mari cherchant par-tout dans la ville et dans les environs, s'informant, s'inquiétant, ne put savoir aisément ce qu'elle étoit devenue. Ce ne fut qu'au bout de quelques mois qu'un des esclaves du Prince lui ayant dit que la favorite de son Maître avoit été trouvée dans un cimetière, il commença à soupçonner la vérité; et ayant fait quelques autres informations, il ne put plus douter de la vérité de ses conjectures. Aussi-tôt il court au palais, s'adresse aux Visirs, au Sultan, au Prince même, et demande avec instance qu'on lui rende sa femme. Le Prince, aussi équitable que voluptueux, convient qu'il a trouvé une femme dans un cimetière, mais ajoute qu'elle lui a déclaré qu'elle étoit libre. „C'est la mienne,“ dit le mari; „peut-être dans ce moment avoit-elle l'esprit troublé; mais je suis bien sûr que dès qu'elle me verra, elle volera dans mes bras.“ On consentit à l'entrevue. Gulhendam fut d'abord un peu troublée de l'arrivée de son mari. Cependant s'étant remise, et l'envisageant avec une effronterie qui répondoit à sa conduite, quand on lui demanda si elle connoissoit cet homme: „Oui, je le connois,“ répondit-elle; „c'est un voleur qui, m'ayant rencontrée dans la rue, m'a pris tout ce que j'avois, m'a conduite dans un cimetière, où il m'a laissée toute nue.“ Une accusation aussi grave paroissant vraisemblable, on fit aussi-tôt enlever le malheureux Tailleur, on le fit juger par le Cadi; et sur le témoignage de Gulhendam, il fut condamné à être pendu. Il touchoit au moment de l'exécution, et son indigne femme

en triomphoit dans le sérail du Prince, lorsque tout-à-coup le Prophète Aïssa parut sur la place publique. Sa présence en imposa aux exécuteurs, et leur fit suspendre leurs fonctions. Le Prophète harangua hautement, et rendit un compte fidèle de l'aventure du Tailleur et de sa femme. On reconnut l'innocence du premier, et il fut ramené, accompagné d'une foule de peuple, au Sultan qui le congratula et le combla d'honneurs et de biens. Pendant ce temps, la malheureuse Gulhendam mourut, et fut reportée dans le tombeau dont Aïssa l'avoit tirée; et son mari ne fut plus assez bon pour la pleurer.

Ein Gedicht von C. F. D. Schubart.

Mitgetheilt von

Hans Graf Yorck von Wartenburg in Weimar.

Wilhelm Heinrich Reinwald, Schillers Freund und nachmaliger Schwager, hatte von Meiningen aus im Sommer des Jahres 1784 eine Reise nach Süddeutschland unternommen. Wir wissen, dass er auf derselben die Schillersche Familie auf der Solitüde besuchte. Von dort aus unternahm er einen Ausflug nach „Stuttgart, Ludwigsburg und Tübingen, desgleichen auch auf den Asperg zu Herrn Schubart, und nach Mühlhausen zu Herrn Pfarrer Fulda," wie Schillers Vater seinem Sohne schreibt, indem er ihm zugleich meldet, Reinwald werde, nachdem er erst noch einmal auf die Solitüde zurückgekehrt sei, ihn in Mannheim besuchen. Auf dieser Reise führte Reinwald ein Tagebuch, und in demselben findet sich auch sein Besuch auf dem Hohenasperg bei dem unglücklichen Schubart, der dort seit 1777 gefangen gehalten wurde, mit folgender Notiz verzeichnet: Sinngedicht von Schubart auf den Superintendent in Ludwigsburg, so Schubart mir selbst den 13. Juli 1784 auf dem Assberg vorgesagt.

Zill*, der Apokalyptikus
Beweißt durch einen tapfern Schluß,
Daß in Gesellschaft mit den Frommen
Auch Bestien in d' Himmel kommen,
Deß' freut sein Weib sich inniglich
Und ruft! O welch ein Trost, mein Schatz,
für mich und Dich!

* Ohne Zweifel ist der Special Zilling gemeint, über den Strauß in seiner Biographie Schubarts und Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" Mittheilungen machen.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

III.

Gottfried August Bürger.

1.

Wollmershaufen den 3ten April 1777.*

Viel fchönes, meine theürefte Freündin — Sie erlauben mir doch, daß ich Sie fo nenne? — viel fchönes könnte ich Jhnen von meinen angenehmen Erinnerungen an Hannover und an alles das, was fo liebes und gutes darinnen ift, fagen, wenn ich nicht fürchten müfte, in den beliebten und belobten empfindfamen Ton zu fallen, den wir aber alle beyde weder lieben noch loben. Demohngeachtet werden Sie meiner ganz einfältigen profaifchen Verficherung glauben, daß ich mit innigem Wohlbehagen an Jhr Haus und an die freündfchaftlichen Stunden zurück denke, welche ich darinnen zugebracht habe. Möchte nur mein Andenken bey Jhnen fo grünen, als das Jhrige bey mir in voller Frühlingspracht blüht. Doch halt! — daß wir nicht zu poëtifch werden.

Meine Frau, die fich Jhnen gehorfamft empfiehlt, und mein kleines Mädchen habe ich bey meiner Rückkunft gefund vorgefunden. Die mitgebrachten Gefchenke waren ein fehr wirkfames niederfchlagendes Mittel wider die fcheelen Blicke über meine längere Abwefenheit. Jch will dies Mittel in das Dispenfatorium jedes Ehemannes empfehlen.

Ein Stück von dem Hannovrien erfolgt anbey zurück. Es hätte wohl einer und der andern Dame in meiner Nachbar-

* [Nach handschriftlicher Notiz an die Hofräthin Charlotte Kestner.]

ſchaft angeſtanden; Aber wenn ſich die Leüte nicht hurtig entſchließen können, was ſie thun oder laßen wollen, ſo pflege ich leicht kurzköpfiſch zu werden. Jch habe ohnehin ſchon die Zurückſendung des Zeüges um einen Poſttag länger, als ich verſprochen, aufgehalten, wesfals ich gehorſamſt um Verzeyhung bitten muß.

Die Kopfzeüge haben den gröſten Beyfall gefunden, und darum hab ichs denn auch nicht laßen können, mich zu berühmen, ich hätte ſie ſelbſt nach meiner eignen weiſen Beurtheilung ausgeſucht, behandelt und eingekauft. Sehen Sie, meine Theüreſte, ſo iſt der Lauf der argen Welt. Hätten ſie nicht gefallen, ſo . . .

Jch brauche nicht noch ein mal für alle Jhre Güte, Freündſchaft und Bemühungen, welchen Sie meinethalben ſich unterzogen haben, weitläufig zu danken. Denn je mehr ich danke, je mehr bezahle ich Sie für Jhre Mühe und ſchmälere dadurch Jhr Verdienſt. Daher habe ich es nicht gern, wenn Jemand ſich zu viel für eine Gefälligkeit bey mir bedankt.

An Jhren lieben guten Herrn Gemahl bitte ich meine gehorſamſte Empfehlung zu beſtellen. Küſſen Sie Jhm, in meinem Nahmen und in meine Seele, einen ganzen Kranz von Küſſen um ſein ehrliches Geſicht. Gott ſeegne und behüte Sie beyde! Behalten Sie mich nur um ein Viertheil ſo lieb, als ich Sie alle beyde habe. Das wird für mich ſchon ſehr viel ſeyn.

Jhr
gehorſamſter Diener u. Fr.
GABürger.

2.*

Du trauter alter Kumpan willſt dich alſo auch noch an meinen Reimereyen erbauen? Hier ſind ſie; ich wünſche guten

* [Nach handschriftlicher Notiz „an den Amtmann oder Amtschr. Kannengiesser in Aertzen.“ In dem hannöverschen Staatskalender für 1789 finde ich einen Beamten dieses Namens in A. nicht.]

Appetit und geſegnete Mahlzeit! Der erſte Wunſch trifft vielleicht ein, weil du lange genug haſt hungern müſſen. Eine Reiſe zu meinen zwey Schweſtern in Churſachſen, die ich im vorigen April antrat und nur drey Wochen dauern ſollte, gleich wohl aber ſich erſt geſtern geendigt hat, iſt Schuld an dieſem ſchändlichen Verzuge, der ſonſt unverantwortlich ſeyn würde. Du hätteſt wohl billig ein Frey-Exemplar von mir haben ſollen, wie ſo viele andere, die mir noch lange nicht ſo nahe ſind, als mein alter Freund. Aber ſo wahr ich ein Lumpenhund bin und bleibe bis an mein ſeliges Ende, ich habe von allen meinen hundert, die ich zu verſpendiren hatte, kein einziges mehr übrig, und weil dein Opfer einmahl hier und bey dir verſchmerzt iſt, ſo will ichs auch in die Taſche ſchieben. Aber du haſt mir 6 Gr. zu viel geſchickt. Dafür ſollſt du, wenn du einmahl wieder nach Göttingen kommſt, einen tüchtigen Hieb von Schnaps Conradi zu gute behalten.

Ja, wenn ich nicht meine drey Pfennige auf der Sächſiſchen Reiſe verjunkerirt hätte, ſo käme ich wohl noch nach Pyrmont. So aber — bin ich jetzt ein *canis pediculorum*. Nun, vielleicht übers Jahr und dann auch gewiß zu dir und deiner jungen Frau — es iſt doch wahr, daß du dir eine zugelegt haſt? — nach Ärzen.

Und damit gehab dich wohl, denn ich habe 83 Briefe zu beantworten, die unter deſſen eingelaufen ſind. Behalt mich lieb und ſey meines herzlich freundſchaftlichen Andenkens verſichert.

Göttingen d. 13. Jul. 1789.

Dein
G A Bürger.

3.

Gieboldehausen d. 22. April. 1790.*

Lieber Mahne,

Da ich heute noch wieder nach Göttingen zurückmuß, besonders um auch noch den Brief zur Post zu befördern, so kann ich den Brief der guten Minna nur mit wenigen Zeilen begleiten. Über die Hauptsache habe ich zu demjenigen, was Minna schon geschrieben hat, nichts erhebliches hinzuzufügen. Die hiesigen Schulden, welche nach Minnas umständlicher Angabe wohl gegen 180 Thlr. hinansteigen mögen, müssen wohl um von allen Weitläufigkeiten und Verdruß abzukommen, welche sonst von der Eichsfeldischen Justiz zu besorgen seyn möchten, bezahlt werden. Es sollen aber in Göttingen noch welche vorhanden seyn zB. Apotheker Jordan, die Fleischmannin u. s. w. was man mit diesen anzufangen

* Von diesem Schreiben ist ein Theil schon im Jahrg. 1799 des Allgem. Litterar. Anzeigers (Sp. 1516 f.) durch „Wd. in L." der Oeffentlichkeit übergeben worden. Der Güte des Herrn Adolf Strodtmann, welche ich auch im Eingang der hiernächst folgenden Bürger und Schlegel betreffenden Mittheilung zu erwähnen haben werde, verdanke ich was ich über die in dem Briefe vorkommenden Personen anzugeben weiss. Bürger schrieb denselben am Wohnorte seiner Schwiegermutter, der verwittweten Amtmann Leonhart, kurz nach deren Tod und kann ihn nur an H. Elderhorst gerichtet haben, der mit Leonharts ältester Tochter, dem „Antchen" verheirathet war. Wie Bürger hier seinen Schwager „Lieber Mahne" anredet, so bedient sich umgekehrt derselben Anrede auch Elderhorst gegen ihn. Ihr Sinn und Ursprung ist nicht bekannt; auch die Erwartung, dass die hannöversche Mundart eine Erklärung biete, hat mich betrogen, und es bleibt nur die Annahme übrig, dass das Wort ein familiärer Spitzname ist. Minna und Francisca sind die Namen der jüngsten Schwestern von Bürgers ersten beiden Frauen. Schon am 25. April 1790 beantwortete Elderhorst die Anzeige von der Verlobung seines Schwagers mit einem Briefe, der zugleich von dem Wolbefinden seiner Frau nach ihrer „abermahligen glücklichen Entbindung" Meldung thut. — An zwei Stellen habe ich in Bürgers Brief aus einem Grunde, der leicht zu errathen ist, einige Worte weglassen müssen.

hat, darüber will ich deine Meinung vernehmen. Das beste wird nunmehr seyn, daß je eher je lieber zur Auction geschritten und der hiesige Haushalt, der doch nicht mehr fortgesetzt werden kann, aufgehoben werde. Die hiesigen Schulden lassen sich meines ungefähren Ermessens mit demjenigen bestreiten, was aus Meubles Polterey und Betten gelöset werden kann.

Ni fallor, hat die seel. Mutter an Pauer Revers und Verzeichniß ausgestellet über dasjenige, was den Leonhartschen Erben gehöret. Dieß müßte wohl hervorgesucht werden, um überlästigen Gläubigern damit zu begegnen, wiewohl ich in der That wünschte, daß alle Schulden möchten abgethan werden können. Freylich könnten wir uns zum Besten, wo nicht Franizkys (die mir jedoch jetzt sehr leidlich und tractable vorkommt) dennoch der guten Minna auf die Hinterfüße stellen. Allein die Mädchen jammern und wünschen herzlich, daß von dergleichen Befugnissen kein Gebrauch gemacht werde. Und so bin auch ichs von Herzen zufrieden.

Was das Unterkommen der guten Minna betrifft, so bin ich von deinem und Antchens gutem Herzen überzeugt, daß ihr sie gern aufnehmen werdet. Ich würde das nehmliche thun, wenn ich jetzt schon *in statu quo* wäre. Indessen hoffe ich, daß meine Umstände sich bald vortheilhaft ändern werden, und alsdann werde ich gewiß auf jeden Nothfall zu ähnlichen Liebesdiensten erbötig seyn. Denn, lieber Mahne, ich muß dir, wie wohl für jetzt nur kurz, sagen, daß mir ein junges zwanzigjähriges sehr hübsches an Geist und Character vortreffliches Schwabenmädchen, nicht ohne Vermögen, und überdieß mit sehr wahrscheinlichen Aussichten zu ansehnlichen Erbschaften, einen Ring an den Finger practicirt hat. Das Mägdlein heißt Maria Christiane Elisabeth Hahn, und wohnt in Stuttgard, von wannen ich sie künftigen Michaelis heimhohlen werde. Diese ganze Heiraths-Geschichte ist so romanhaft und originell, daß sie gewiß seit Adam die erste in ihrer Art ist. Das Mädel hat sich aus meinen Gedichten bis über die Ohren in mich verliebt. Jn einer lustigen Gesellschaft wird sie damit aufgezogen. Scherzweise macht sie ein Gedicht, worin sie um mich förmlich anhält. Es ist aber

natürlicher Weise kein Gedanke daran, daß das Ding gedruckt werden und in meine Hände gelangen soll. Gleich wohl geschieht dieß ohne ihr Wissen und Willen durch Jemand, der eine Abschrift dieses Gedichtes zu erhaschen weiß. Ich fange diesen Winter durch an, mich nach Nahmen und übrigen Umständen der Verfasserin zu erkundigen. Alle Nachrichten lauten sehr vortheilhaft. Ich gerathe durch ein poetisches GegenCompliment endlich selbst mit ihr in Briefwechsel; erhalte ihr Porträt; stimme den anfänglichen Scherz nach und nach in Ernst um, gebe ihr eine umständliche und getreue Schilderung meiner innern sowohl als äußern Umstände; reise endlich selbst in diesen Osterferien nach Stuttgard, und die Sache ist richtig. Unmöglich ist mirs jetzt, die höchstsonderbaren Fügungen bey der ganzen Geschichte auseinanderzusetzen, wodurch sie ein solches Ansehn gewinnt, daß entweder eine höhere unsichtbar leitende Hand im Spiele seyn muß, oder wahrlich es giebt all überall eine solche Hand nicht. Denn zB. hätte ich, wie ich anfangs vorhatte, meine Abreise nur um einen Posttag verspätet, so wäre wahrscheinlich aus der Sache nichts geworden. Denn da lief ein Brief ein, der meiner Kinder wegen nichts geringers als einen zierlichen und manierlichen Korb enthielt. Diesen Brief wartete ich nicht ab. Es mußte sich fügen, daß einer meiner schwäbischen Collegen, mit dem ich reisen wollte, wieder Vermuthen eher abreisen mußte. Ich wollte durchaus noch nicht mit; er ließ aber nicht nach, bis er mich gleichsam bey den Ohren mit in den Wagen geschleppt hatte. Meine persönliche Gegenwart und die den spindelbeinigen Apoll umstralende Lieblichkeit gab der Sache nun eine ganz andere Wendung. Kurz, ich bin mit meinem Liebchen öffentlich und förmlich verlobt. Sie liebt mich und ich sie über alle Maaße. Ihr Vater war Expeditionsrath und ist todt. Sie hat nur noch eine Mutter, die von ihren Renten lebt, und einen Bruder der Würtenbergischer Officier ist. — Kurz ich schmeichle mir, das Mägdlein, wenn ichs, wie baldmöglichst geschehen soll, Euch vorreiten werde, soll Euern ganzen Beyfall gewinnen; denn sie darf sich sowohl im Cörperlichen, als Geistigen und moralischen vor Meister und Gesellen sehen lassen.

Verzeihe lieber Mahne, daß ich dir eine Antwort auf deinen neulichen Brief ſchuldig geblieben bin. Wir kennen uns ja beyderſeits in Anſehung unſers Schreibens und Nichtſchreibens und daß an letzterm nichts weniger, als Mangel an brüderlicher Liebe Schuld iſt. Wegen des Bettgeſtelles, worum du ſchriebeſt, konnte ich dir ohnehin nicht helfen. Bey einer Bauerey, die Freund Dieterich vornahm, war das Geſtelle, welches auf dem Boden auseinander genommen ſtand ſtark beſchädigt worden. Aus Verdruß darüber verkaufte ich hernach den ganzen Plunder mit Zubehör. Sonſt hätte es dir gern zu Dienſte geſtanden, weil mirs an einem zweyſchläfernen genug iſt; und ich mich übrigens lieber auf einſchläferne Betten einrichte.

Über die abermahlige glückliche Entbindung deiner Frau freue ich mich herzlich und verzeihe dirs in brüderlichen Gnaden, daß du mir nichts davon gemeldet haſt, du alter Kinderhecker. Die Zeit wird lehren, weſſen meine Apolloniſche Kraft in dieſem Stücke noch fähig iſt. . . . das Mägdlein ſtrotzt von Geſundheit und ihr junges warmes Leben glühet von ihren Wangen.

Was Minnas Überkunft betrifft, ſo läßt du dirs ja wohl gefallen, ihr deinen Wagen zu ſchicken, der gleich von Nordheim ab, als auf dem beſten Wege hieher gehen könnte. Denn von hier bis Göttingen iſt der infamſte Weg in ganz Europa. Minna möchte nun zwar gern meine Ize* erſt noch ſehen. Allein ſobald ich dich einmahl beſuche, und das muß doch baldmöglichſt geſchehen, bringe ich das Mädchen mit. Es iſt ja wohl endlich Zeit, daß ich Euch von der ſo brüderlich getragenen Laſt meines Guſtchens wieder erlöſe. Mich verlanget darnach, meine Würmchen wieder um mich zu haben.

Leb wohl, beſter Mahne! Iſt es denn wahr, daß du ſo krank geweſen biſt, daß du zur Radicalkur des Schlangenbades in Ungarn bedarfſt. Mir däucht ich hätte beym Schlangenbade in Ungarn den wohlbekannten Franz von der

* [Ize = Kröte?]

Lippe in ſeinen Holzſchuhen ſchlurfen hören. Wirf das Krankſeyn zum TTTTeifel. . . . . . . —

Ich Umarme Euch alle von Herzen
dein ewgetreuer Br.
G.A.Bürger.

Meine Collegia, die nun angehen, werden mir wohl nicht erlauben, hier wieder herzureiſen. Schreib gerade an Minna über alles deine Meinung, mir ſolls recht ſeyn.

4.

Steckbrief.

Dieſen Vormittag um 11 Uhr iſt des Ehrn Paſtor Zuchs* Ehegattin von Gelliehauſen, auf dem ordentlichen Wege, welcher von Gelliehauſen nach Appenrode und Bremke führet, an dem Holze, von zwey Kerlen angefallen worden. Jhrer Beſchreibung nach, ſind dieſe alle beide Juden und zwar

1) der Eine, langer Statur, ſchmales blaſſes Angeſichts, langer ſchwarzer Haare, und geringes Bartes, von gleicher Farbe, geweſen. An Kleidung hat derſelbe einen ordinairen ſchwarzen Huth, einen braunen etwas langen zugeknöpften Rock, mit Knöpfen, nach ihrem Bedünken, von eben der Farbe, verſehen, desgleichen ſchlechtes Fußwerk, in Anſehung der Hoſen Strümpfe und Schuhe, deren Geſtalt nicht angegeben werden kann, getragen.

2) Von dem Andern kann kein Merkmal weiter angegeben werden, als daß er, wie der Erſte, ſchlechtes Fußwerk und rothe Haare gehabt, übrigens aber kleiner Statur geweſen.

Dieſe beyden Kerle haben gedachter Ehrn Paſtor Zuchs Ehegattin, ein Paar ſtarke ſilberne — viereckige —, zwar nicht durchbrochene — aber doch mit Vertiefungen, in Geſtalt von kleinen Kelchen, ausgearbeitete Schuhſchnallen aus den Schuhen, und einen ſchlichten goldenen Ring, inwendig

---

* [Derselbe, der i. J. 1776 Bürger einen Betrug schuld gab. s. Weinhold, Boie. Halle, 1868. S. 209.]

mit den Buchſtaben *J. C. Z.* bezeichnet, von dem Finger, mit räuberiſcher Gewalt, geriſſen, auch ſelbige durch ſchmähliche DrohWorte, Zerren, Reißen, Schlagen und durch einen in den Mund geſtopften Klumpen Erde ſehr gemißhandelt und hierauf, man weiß nicht wohin? die Flucht genommen.

Wann nun dem hieſigen GeſamtGericht gar ſehr daran gelegen iſt, daß die Thäter ausgekundſchaftet werden, ſo erſuchet man hierdurch alle *reſpve* Ämter, Gerichte und Obrigkeiten, denen dieſes vorkommt, *in subsidium juris et sub oblatione ad reciproca,* auf eben beſchriebene Kerle und geraubte Sachen genau achten, im Betretungsfall ſelbige anhalten, und dem hieſigen Gericht ſchleünige Nachricht geneigteſt zu kommen zu laßen.

Wollmershauſen d. 8ten Jul. 1776.

Adel. Ußlariſches GeſamtGericht daſelbſt.

G A Bürger.

Adresse: An Königl. und Churfürſtl. Amt *Niedeck.*

Darunter von anderer Hand: Jſt ſo gleich im Amte zu *publici*ren, und wieder anhero zu ſenden. *Niedeck* d. 9ten Jul. 1776.

J. Leonhart.

5.

Hamburg den 22ten Merz 1777.

Guter lieber Bürger! Sie ſind mir alſo würklich von Herzen gut? Gott weiſ es, ich ihnen auch. Und alſo von nun an keine Verſicherungen von Liebe, und Freundſchaft mehr, ſie ſind überflüſſig. Jch fühl es warm, innig fühl ich es, d. ſie der Mann ſind, der meinem Herzen ſo lange gefehlt hat, der liebe warme theilnehmende Freund, ohne Eigennutz, ohne Nebenabſichten. O Beſter, ſo mit ihnen zu leben, es ſey in welchem Theile der Welt, in welchem Stande es wolle, d. wär' eine Glükſeeligkeit für mich, wie ich mir ſie nicht höher wünſchen könnte. Eitle leere Wünſche! Jhr werdet nie erfüllt werden. Aber ſie wieder zu ſehen, ſie vielleicht noch öfter zu ſehen, dazu geb' ich wahrlich nicht alle Hofnung auf. Schreiben ſie mir nur fein fleiſſig, ich will es auch ſo

machen. und da wollen wir unſre Herzen gegen einander ausgieſſen, und uns mit einander freuen, und traurig ſein. Nur müſſen ſie nicht böſe werden, wann ſie zuweilen ein paar Poſttage auf einen Brief von mir lauern müſſen, Jch habe manchmal Verhinderungen, manchmal üble Laune, Laune von der böſeſten Art, wo man zu nichts auf der Welt Luſt hat, zu nichts fähig iſt, Jch will es dann ein andermal wieder einbringen, und Jhnen deſto mehr ſchreiben, ſo wie es kömmt.

Sie ſind vermutlich ſchon wieder in Wölmershauſen und zerplacken ſich mit ihren Bauern? Armer Freund! ich beklage ſie!

Machen ſie doch, d. ihr wilder Jäger bald fertig wird, ich habe denen Leuthen hier ſchon den Mund darnach wäſſern gemacht, und vergeſſen ſie auch nicht ein ſtük fürs Theater zu ſchreiben, hören ſie? wann es auch gleich nicht die vier lichter ſind.

Was haben ſie mit Klopſtok? Jch bin ſchön angekommen, bringe ihm einen Recht warmen Gruß von Jhnen unbekannter Weiſe, da ſieht er mich groß an, und fragt ob d. Ernſt wäre? Sie können nicht glauben, wie verlegen ich war, als er mir ſagte, d. ſie nicht auf den beſten Fuß mit einander ſtünden. Sie haben den deutſchen Hexameter *touchirt*, und d. pezt ihn ſchmerzlich, Er hat auch ſchon Etwas zu ſeiner Vertheidigung fertig, d. ſoll ins *Museum* kommen.

Übrigens ſchäzt er ſie ſehr hoch, und wünſchte recht herzlich d. ſie d. hätten bleiben laſſen, und ich wünſchte auch, d. ſie beyde Freunde wären, oder würden. *Klopstock* iſt ein braver Mann, und verdient wahrlich ihr Freund zu ſein.

Leben ſie wohl lieber Bürger. Jch umarme ſie leider nur in Gedanken, aber mit dem wärmſten Herzen

Brockmann.*

Von anderer Hand auf der 1. Seite: Beantwortet am 4ten Apr. 77.

---

* [Johann Franz Hieronymus Brockmann, berühmter Schauspieler, geb. 1745 † 1812. Vgl. über ihn Castelli bei Ersch und Gruber, Encykl. Th. 13. S. 65—67.]

6.

Liebe! *

Sie unter dem Donner der *Canonen*, die uns hier 300 mal durch ihren Schall die Gnade Gottes verkünden, von München aus zu grüsen, macht mir eine doppelte Freude. Es ist vollbracht; eben da die zaghaften Gemüther furchtsam scheu albernen Gerüchten zu glauben anfiengen, sind sie beschämt, und sehen wie stark Gott ist in Denen, die ihm gläubig dienen. Paris ist unser. Jch habe diese feyerliche Begebenheit, die ich am Charfreytage erst erfuhr, weil wir leider! 3 Kourire nicht erhielten, die uns aufgefangen wurden, durch ein Gedicht, welches in diesen Tagen gedrukt wird, und daß Sie dann gleich haben sollen gelobpreist. Es ist sehr wohl von der Königin und dem Kronprinzen aufgenommen worden. Jch habe am Tage nach meiner Ankunft die holde hohe Frau gesprochen und bin bis jezt recht wohl hier. Mein Zirkel hat sich durch Personen vermehrt, die von andern Städten, wo ich sie kannte, hieher versezt sind. Jch sehe Montgelas, Baron von Frankensteins, Gräfin Taube und Tochter[,] Gräfin Seidwiz, Gräfin Merz, Generalin Verger, Jacobis, Schlichtegrolls, Gräfin Nesselrode, Frau von Liebeskind, Frau von Huber (ehmals Forster, geb. Heyne) die junge liebe Frau von Herder, kurz ich esse jeden Tag aus, oder bin zum Thee in diesen Häusern, spreche meine teutschen Lieder und bin wie wir unter uns waren. Das Theater war über Ostern geschlossen, und erst am 15ten sollen meine Gastrollen beginnen.

Jn Mannheim habe ich nach vorhergehenden, nur durch die Scheelsucht der Dame Ritter erzeugten, häslichen Kabalen, in der Aufführung meiner Klara von Montalban** einen grosen Triumph gefeyert, wie Sie wohl schon gehört haben. Sollte Demoiselle Demmer nach Darmstadt kommen,

---

* [Nach handschriftlicher Notiz „an Frau von Montanglaut," also vermuthlich an Henriette von Montenglaut, geb. von Cronstein.]

** [Ebeling, Bürger und Elise Hahn. Leipzig 1868. S. 205 gibt an, das Stück sei „1819 in Frankfurt a. M. zum erstenmale in Scene gesetzt."]

ſo thun Sie aus Liebe zu mir dieſer Familie jede Gefälligkeit die Sie kennen; ich wohnte bei ihnen und liebe ſie.

Feuerbach, der Staatsrath, deſſen Name uns durch ſeine Schriften werth wurde, war hier bei mir; ein herrliches Weeſen voll Kraft! —

Reg. Rath Caspars beſuchte mich auch, Auftrags Jhrer: Er iſt gar lieb und hell und innig. Schreiben Sie mir was das mit Helmina iſt? — Daß der arme Friz bleſſirt iſt, thut mir noch mehr leid, als daß ich die Mythol. nicht bekam! Wie geht es ihm? Wo iſt er?

Was haben Sie für Plane für ſich? Wie gehts mit den Gedichten? Wie ſteht es in Darmſtadt? — Wie mit dem *D. Juan* und dem Profeſſor? Was ſagt Vogler zu der Einahme von Paris? Grüßen Sie ihn tauſendmal.

Die Vögel, die Glokken, die Kanonen, die Nationalgarden, die Gaſſenjungen, Alles das macht ſo viel Lärm um mich her, daß ich kein Blättchen mehr anlege, ſondern ende.

Gott ſeegne Sie, und behüte Sie vor allem Bösen.

München am 1ten Oſtertage [10. April] 1814.

Eliſe Bürger.

Bürger und A. W. Schlegel.

Aus den nachgelassenen Papieren beider.

Die Herren Richard Wehn und Adolf Strodtmann, der eine als der Besitzer, der andere als derjenige, in dessen Hände die Herausgabe und Bearbeitung des Bürgerschen handschriftlichen Nachlasses gelegt ist, haben mich in den Stand gesetzt, zugleich mit dem, was August Wilhelm Schlegels Papiere (jetzt Eigenthum der Dresdner Bibliothek) von Erinnerungen an das denkwürdige Verhältniss zwischen ihm und Bürger aufbewahrt haben, auch drei von Schlegel an Bürger gerichtete Briefe zu veröffentlichen, welche in dem Nachlasse des letzteren erhalten sind. Aus der Zeit, wo Schlegel „mit Bürger'n gemeinschaftlich an einer Nachbildung des Sommernachtstraums arbeitete," besass jener die von diesem übersetzten Stellen in seiner eigenen Handschrift.* Diese Autographa Bürgers befinden sich noch heute in Schlegels Nachlass bei dem Bande der handschriftlichen Shakespeare-Uebersetzungen, welcher die ausgeführte Bearbeitung des Sommernachtstraums enthält. Sie sind von Michael Bernays in seiner Schrift: Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare (Lpz. 1872) zu seinen Ausführungen über das Verhältniss zwischen Bürgers Uebersetzungsstil und des jüngeren Meisters allmählich reifender Kunst benutzt und von ihm grossentheils durch Abdruck bekannt gemacht. Bei ihm findet man auch die näheren Angaben darüber, wie Schlegel die von seinem Mitarbeiter herrührenden Uebersetzungen in

* Shakspeares dramat. Werke, übersetzt von Schlegel. Th. 1. Berlin, 1797. Vorerinnerung.

seine älteste Bearbeitung des Sommernachtstraums wörtlich herübernahm.

Der älteste der hier abgedruckten Briefe (bei Bürgers erwähnten Autographis befindlich) ist ein Billet Schlegels „an Herrn Doctor Bürger,“ das hier nicht wegbleiben durfte, obwol schon Bernays S. 53 Anm. es veröffentlicht und besprochen hat. Das Original, ein Doppelblatt in Octav, auf dessen Rückseiten Bürger eine Uebersetzung aus Act II Sc. 1 des Sommernachtstraums: „Ich scherz' um Oberon, und reiz' ihn oft zur Lache“ (vgl. Bd. 1. S. 113 dieser Zeitschr.) geschrieben hat, ist ein Document, das die Gemeinsamkeit der Bestrebungen beider Dichter in anziehender Weise bestätigt und zugleich durch seine Adresse — Bürger wurde am 17. September 1787 Doctor, im November 1789 Professor — für die Bestimmung der Zeit, wo beide mit dem Sommernachtstraum beschäftigt waren, nicht ohne Werth ist. Auch ein von Schlegels Hand herrührender Entwurf einer Uebersetzung aus Act III „Sc. 8“ = Sc. 2 beginnend:

Oberon. Da haben wirs. Stets machst du solche Fehler
Wenns nicht geflißne Schurkenstreiche sind

ist als Billet zusammengefaltet gewesen und von Schlegel mit der Adresse: „Dem Herrn Doctor Bürger“ versehen. Wenn daher Schlegel* 1797 sagt, dass er „vor etwa acht Jahren“ mit Bürger zusammen arbeitete, so weist auch der Titel, den letzterer in den beiden Adressen führt, auf die Zeit vor dem November 1789 hin. Gegen Ende des Jahres 1791 empfieng Bürger Anregungen, in Folge deren nach seiner Aeusserung in dem hier folgenden Brief Nr. 5 „von ihrem Sommernachtstraum der Staub wieder abgeblasen wurde.“

---

* In der angeführten Vorerinnerung. — „Schon vor vielen Jahren unternahm ich einmahl den Sommernachtstraum, worin Bürger auch einige der Lieder und gereimten Szenen gemacht.“ Schlegel an Schiller, 26. Febr. 1796. Preuss. Jahrbücher Bd. 9. 1862. S. 208.



1.

Wenn Sie heute nichts beßres wiſſen, ſo kommen Sie doch gegen Abend zu mir und trinken Thee bey mir; Sie ſind ſo lange nicht bey mir geweſen. — Wenn Sie kommen wollen, ſo machen Sie ſich den Nachmittag hübſch an die verſprochnen Verſe, ich will ſehen ob ich auch etwas auftiſchen kann. Wollen Sie?

Schlegel.

Adresse: An Herrn Doctor Bürger.

2.

An Gottfried Auguſt Bürger, des heiligen deutſchen Reichs erwählten Volks-poëten, allzeit Mehrer des guten Geſchmacks etc. etc.

Wir flehen Ew. Poetiſirlichkeit mit einem unterthänigen Geſuche an, in Betreff zweyer Gedichte, ſo von zwey Marburgiſchen Dichtern *(mirabile dictu)* auf eben dieſelben *bouts rimés* oder ſogenannten Endreime ausgefertigt worden. Da ſich ein ehrſames Marburgiſches Publicum über den Werth ſothaner Gedichte entzweyt hat, und den Ausſpruch eines bewährten Dichters darüber zu vernehmen wünſcht, welches Geſuch durch Frau Caroline Böhmern, gebohrne Michaelis, an uns gekommen, ſo haben wir kein Bedenken getragen Ew. Poëtiſirlichkeit mit ſolcher Bitte unterthänigſt anzugehen, und haben wir das Zutraun zu der oft erfahrnen Huld, daß ihr dieſelbe zu erfüllen würdigen werdet. So fügen wir auch noch die gleichfalls aus Marburg erhaltnen *bouts-rimés* eines ſogenannten Selbſtmörders zur etwanigen Gemüthsergötzung für Eure Poëtiſirlichkeit hinzu. Die wir verharren etc. etc.

Aug. Wilh. Schlegel.

Meine Überſetzung des *Ugol.** möchte ich wiederhaben: ich brauche ſie. Leben Sie wohl und verzeihen Sie meine Narrheit.

Adresse: Herrn Profeſſor Bürger.

---

* [Nach Dante.]

3.

Amſterdam d. 11. Jun. 91.

Gott grüße dich, edler Volker! Wie beſteht die deutſche Dichterrepublik ohne mich? Ach ich weiß Jhr ſeyd in der Noth und im Elende, aber ich kann Euch nicht helfen. Siehe ich habe nun die Welt geſehn, und weiß vermittelſt der Anſchauung, wie die Amſterdamer Kanäle ſtinken. Du begreifſt leicht, daß dieß einen vortheilhaften Einfluß auf meine Poëterey haben muß, wenn ich erſt wieder dazu kommen kann, zu dichten. Vor jetzt aber iſt es mein dringendſtes Geschäft, das Holländiſche, dieß ſüße Geflüſter der kaufmänniſchen Muſen und Grazien, zu erlernen. — Bürger, bildet euch nicht zu viel ein auf Euren Dichterruhm. Schon vier Wochen bin ich hier und noch hab' ich Euren Namen nicht nennen hören. Dein Ruhm mag ſich von einem Pole zum andern erſtrecken, aber gewiß nicht über den Meridian von Amſterdam. Jm vollen Ernſt, ſo gut ich mich hier befinde, ſo ärgerts mich doch von unſerm kleinen dichteriſchen Zirkel ſo ganz abgeriſſen zu ſeyn. Meine Theilnahme an der Akademie [der schönen Redekünste] wird dadurch auch gehemmt werden, ob ich ſie gleich keinesweges aufgebe.

A propos, ich habe, da ich noch in Deutschland war, das dritte und vierte Stück der Akademie in einer Zeitung angekündigt geſehen. Mit dem vierten Stück, das iſt ja wohl wieder einer von des H. Riem belletriſtisch-buchhändleriſchen Witzen, denn von euch hat er doch kein Manuſcript dazu bekommen? — Mir ſcheints eine entſetzliche Jmpertinenz von ihm, ſich auf dieſe Art in die Herausgabe eigenmächtig hinein zu drängen, und wenn er es wirklich gethan hat, ſo würde ich ihn an Eurer Stelle ganz grimmig panzerfegen. — Auf jeden Fall muß ich die neu herausgekommnen Stücke nebſt dem zweyten, das ich noch nicht eigen beſitze hier haben. Sollten alſo Exemplare ankommen, ſo bitte ich an Mad. Böhmer das 3te und 4te Stück (auf Schweizerpapier) zu ſchicken — Jhr könnt ſie ja, wenn es euch zu weitläuftig iſt, ſie ſelbſt zu beſorgen, nur in Michaelis Hauſe abgeben.

Ein andres Exemplar vom 2ten, 3ten und 4ten Stück wünſchte ich, gäbet ihr an Fiorillo — und das übrige ſchicktet ihr nach Hanover, mit einer Adreſſe an meinen Bruder den Secretär Schlegel.

Theilt mir denn auch gewogentlichſt mit, was ihr etwan von Urtheilen über meinen Aufſatz vom Dante erfahrt. Jch laſſe mich dadurch zwar eben nicht in meinen eignen einmahl gefällten Urtheilen irre machen, aber kann es doch ganz gern anhören.

Zu Eurem diesjährigen Allmanach ſchicke ich euch gewiß meinen Beytrag — wenn Jhr gleich für dieß mahl meine Leitung bey der Herausgabe entbehren müßt. Wollt ihr die aus dem Spaniſchen überſetzten Volkslieder, ſo ſtehen ſie euch zu Dienſte. Dann könnt ihr auch eine Canzone und ein Paar von den Sonetten nach dem Petrarka die noch unter meinen Papieren liegen, haben, wenn Jhr ſie begehrt. — Außerdem denk' ich euch noch eins und das andre von eignen Sachen zu liefern. — Habt Jhr ſchon viel Zeugs beyſammen?

Über Schillers Replik, die ich noch in Deutſchland geleſen hab' ich mich nicht wenig geärgert. Sie iſt in einem dummen Tone geſchrieben. Das beſte iſt, daß er mit den kläglichen Ausflüchten in dieſer Replik ſeine Sache ſelbſt verſchlimmert, und was in der Recenſion noch nicht in Confuſion war, hier zur vollkommenſten Confuſion durch einander rüttelt. Verwechſelt er nicht offenbar Dramatiſirung mit Jdealiſirung? — Und wie kann er ſich unterſtehen, ſtatt ſeiner noch nie in der wirklichen Welt erſchienenen Jdeen von Vollendung, Kerls wie Denis über euch hinauszuſetzen? Kerls, die wenn man ſie in einem Mörſer zerſtieße nicht genug Saft und Mark hergeben würden zu einem einzigen ſolchen Liede, wie Jhr viele gemacht habt? Mich wundert, daß er nicht noch den ſeligen Gottſched angeführt hat. Jn deſſen Oden iſt gewiß nichts individuelles.

Wilt du ihm nun thun nach ſeinen Werken? Vermuthlich habt ihr ſchon einen Entſchluß hierüber gefaßt, oder gar ſchon ausgeführt. Aber wie er auch ausgefallen ſeyn mag, lieber Bürger, ſo laßt mich Euch offenherzig bekennen,

daß ich es eigentlich Eurer Würde entgegen halte, nochmahls gradezu gegen Schiller zu ſchreiben. Eine vortreffliche aeſthetiſche Abhandlung ſeiner glänzenden phantaſirenden Sophiſtik entgegenzuſtellen, das geziemt euch wohl, und dadurch würdet ihr mir und allen Euren Freunden große Freude machen.

Seyd doch ſo gut, und laßt die Recenſion, Eure Antwort und Schillers Replik auf meine Koſten kopiren und ſchickt's mir gradezu oder nur nach Hanover. Die ganze Diſpute intereſſirt mich, und wenn ich Zeit und gute Gedanken habe, möchte ich wohl das eine und das andre in Rückſicht auf dieſelbe ſchreiben. Freylich werde ich alles aus meinem eignen Kopfe nehmen müſſen, da ich hier keine Aeſthetiſchen Schriften zum Nachſchlagen, und nicht einmahl Dichter um Beyſpiele daraus anzuführen, habe. Wenn ich am Dante fortarbeiten will, werde ich mir ſelbſt verſchiedne Bücher dazu anſchaffen müſſen.

So viel für heute, liebſter Bürger. Wollen Sie wohl die Güte haben, die inliegenden Briefe zu beſorgen? — Nächſtens ſchreib' ich Jhnen mehr und ordentlicher. Grüßen Sie doch vielmahls Jhre liebe Frau, und wer ſich ſonſt noch meiner im guten erinnert, dem ſagen Sie in meinem Nahmen Gottslohn dafür. —

Sehen Sie H. Hofr. Heyne, ſo machen Sie ihm meine gehorſamſte Empfehlungen und ſagen Sie ihm, er könnte wenn er anders Luſt hätte, das polemiſche Fach der Bibliothek vermehren durch eine Spaltung, die hier in der Lutheriſchen Gemeine vorgefallen. Man hat nehmlich über das Daſeyn des Teufels disputirt — eine Parthey hat ſich ihn nicht wollen nehmen laſſen, hat ſich ſeparirt, und ſammelt Geld zur Erbauung einer neuen Kirche, wo ſie ihn allein für ſich behalten werden. — Es erſcheinen viele Brochüren von beyden Seiten. Fulminant hat „der uitmuntende vermaarde Hoogleerar der Lutherſchen Kerk, Johannes Heshuſius," ein Schüler Luthers und Melanchthons, wie er ſich ſelbſt titulirt, gegen die unſaubere neue Lehr geſchrieben. — Was meynen Sie dazu, wenn man ſich an die Überſetzung dieſer Schriften für unſer liebes deutſches Publikum machte?

An Fiorillo ſchickt doch dieſen Brief, und wenn H. Riem etwan das Honorarium geſandt hat, ſo laßt euch meinen Antheil von Bouterweck (den ich auch herzlich grüßen laſſe und ihm nächſtens ſchreiben werde) geben, und überliefert ihn an Fiorillo, weil ich dem noch ſchuldig bin, und dieß ſo auf die bequemſte Weiſe bezahlen kann.

Daß ich guter Laune bin und mich vollkommen wohl befinde, werdet Jhr meinem Briefe ſchon angeſehen haben. Ein Andermahl kann ich euch von dem Lande und den Leuten hier erzählen ſo viel ihr davon hören wollt, und ſoviel ich weiß. — Ja, mein Herr, ihr ſeyd in Göttingen und ich bin in Amſterdam. So waltet das Schickſal. *L'homme propoſe & dieu diſpoſe.* Jch könnte euch unendlich viel erzählen, aber ich will heute nur eins ſagen, was in der That das kurze und das lange von der Sache iſt, und was ich mit Wahrheit ſagen kann, daß ich hier ſehr gut zu eſſen und zu trinken kriege. Geſtehts nur: euer Göttingen iſt ein garſtiges Neſt, wo man Collegia hört, und Träbern frißt. Hier führ' ich dagegen eine ganz andre Tafel. Und Fiſche haben wir, mein Freund, Fiſche! Zungen, Schollen, Lachſe, *Turbots,* Seekrebſe, Krabben, *farçirt* Krabben mit *Shrims!* — Das Schiff der Hr. Muilmans iſt letzthin von Suriname zurückgekommen, und hat eine Schildkröte mitgebracht. Da giebts nächſtens eine Schildkrötenpaſtete. Verſteht ihr das, mein Herr?

Dieſer Brief kommt grade in den Pfingſtferien bey euch an — da habt Jhr Zeit mir zu antworten — und ich hoffe, Jhr werdet es euch nicht verdrießen laſſen, daß ich euch mit ſo vielen Commiſſionen quäle. An den Sommernachtstraum hab' ich euch heute nicht erinnern wollen — das ſteht euch nächſtens bevor. — Gott befohlen.

Schlegel.

Meine Addreſſe iſt: *chez Mr. Henry Muilman Conſeiller & Echevin de la ville d'Amſterdam.* Sonſt könnt Jhr aber auch

Eure Herrlichkeiten nach Hanover mit einer Addreſſe an meinen Bruder, den Sekretär Schlegel ſchicken. Jch bekomme ſie dann auch ſicher, aber ſpäter.

4.

Amſterd. d. 2. Jul. 91.

Der Herr thut ſeine milde Hand auf und ſpeiſt die jungen Raben die ihn anrufen. Sieh hier, junger Rabe, (Jhr habt mich ja auch einmahl junger Aar* genannt) eine Anzahl von Gedichten für deinen Muſenallmanach, die, wie ich nicht zweifle, dir ſehr willkommen ſeyn werden. — Von den aus dem ſpaniſchen überſetzten Romanzen kennt ihr ſchon eine, denke ich. Laßt ſie nur alle drey hintereinander drucken; aber die vierte, wenn ich bitten darf, beſonders, denn ſie iſt von meiner eignen Erfindung und ſie möchte ſonſt auch für eine Überſetzung gehalten werden. Die Sonette nach dem Petrarca kennt ihr, das Lied an die Rhapſodin auch; ihr müßts mir ſehr Dank wiſſen, daß ich euch das letzte gebe, denn es gehört zu den hübſcheſten Sachen, die ich je gemacht habe. — Was ſagt ihr zu dem: An einen Aeſthetiker?** Der, welchen die Begrüßung gilt, wird ſich wohl darin erkennen, und es iſt gut, daß er noch lebt, und daß meine Anrede ihm nicht in die Unterwelt nachreiſen muß.*** Jch wollte, ihr ſtelltet das ſo etwan an die Spitze des Allmanachs,† wo es ein wenig in die Augen fällt, wenn der Druck anders noch nicht angefangen iſt. — Vielleicht ſchicke ich euch in einigen Wochen noch irgend etwas, denn, ich weiß nicht, wie es zugeht, ich habe hier wieder

---

* [s. Bürgers Sonett an Schlegel in den Werken hggb. von Bohtz. Gött. 1835. S. 84.]

** [Gedruckt u. d. T. An einen Kunstrichter.]

*** [Am 13. Jun. 1791 schrieb Karl Schlegel an seinen Bruder Wilhelm: „Haſt du ſchon gehört, daß Schiller tod ſeyn ſoll; das Gerücht iſt hier allgemein geweſen, und hat auch ſchon in den Zeitungen geſtanden“.]

† [So geschah es im Jahrg. 1792 des Göttinger Musenalmanachs.]

einen etwas poëtisirenden Kitzel gekriegt, und könnte ich nur mehr für mich seyn, so käme wohl manches zu Stande.

Laßt mich doch bald etwas von euch hören — ich habe euch schon vor ziemlich langer Zeit eine Epistel geschrieben, und wünsche zu wissen, was ihr macht. Poëtisirt ihr gar nichts? — Und wie stehts in Ansehung der Akademie? — Habt ihr schon von [Friedrich Ludwig Wilhelm] Meyer eine Sendung für den Allmanach bekommen, und sonst hübsche Sachen? — Seht ihr die Berlepschen?* Und ist Göthe wirklich auf ihrem Landgute? — Schreibt mir und nur recht viel: so ein Brief ist euch eine kleine Mühe, und für mich, da ich so ganz von allen ehemahligen Bekanntschaften isolirt bin, eine große Herrlichkeit. — Ich werde auch gewiß immer schnell antworten. — Das Briefschreiben mach' ich zu einem meiner Hauptgeschäfte, ob ich gleich so wenig Zeit dafür übrig behalte, und meine Sendung zeigt, daß ich euch nicht vergesse.

Seyd doch so gut, den inliegenden Brief zu besorgen — weil das Paquet an euch doch einmahl so dick war, dachte ich es käme auf eins. Gott befohlen und nächstens mehr.

5.

G[öttingen] d. 31. Octobr. 1791.

Sündlich ist es, mein Sohn, ich muß es selbst bekennen, höchstsündlich ist es, daß ich auch noch nicht ein Wörtchen an Dich geschrieben habe. Madame Böhmer sagte es gestern Abend auch, daß es höchstsündlich wäre, also muß es wohl höchstwahr seyn. Diese Nacht habe ich nun schier von dieser hohen Sündlichkeit geträumt, und diesen Morgen kommt mir auch wachend diese hohe Sündlichkeit so höchst sündlich vor, daß ich mich augenblicklich niedersetze, diese Beichte abzulegen, und nunmehr nach geschehener Entsündigung, meinen Geist, als jenen Heiligen *vel quasi* über dir schweben zu lassen,

* [Emilie von Berlepsch, nachmalige Harms, geb. von Oppel.]



und dir zuzurufen: du bist noch immer mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Aber dieß wird auch schier alles seyn, was ich heute leisten kann. Den ganzen Sommer über und noch in den leider nun verwichenen Ferien, da ich so manches schönes Stümmelchen Zeit dazu hätte verwenden können, habe ich einen stattlichen Brief an den Freund Schlegel schreiben wollen, aber der Himmel weiß, ich bin wie behext gewesen, daß ich nicht dazu habe gelangen können. Und nun muß ich gerade heut schreiben, da ich meine Collegia wieder anfange. H. H. Blumenbach, der über Amsterdam nach England geht, um sich diesen Winter daselbst aufzuhalten, will übermorgen abreisen, und da er heute seinen Coffer packt, so muß er auch heute noch den Brief haben. Es würde nun im allerhöchsten Grade sündlich seyn, wenn ich diese Gelegenheit nicht benutzte um wenigstens ein Musenalmanächlein zu übersenden, welches sonst vielleicht noch lange Zeit unter seinem Staube da liegen bleiben würde.

Deine Briefe, mein Söhnlein, kann ich jetzt unmöglich herbey suchen, um etwa daraus zu ersehen, was dir sonst noch vorzusingen und zu sagen wäre. Also kann ich nur eins und das Andere aus dem Kopfe in der Geschwindigkeit noch hieher klecksen.

Die Academie d[er] Sch[önen] R[edekünste] ist erst bis zum 3ten Stück heraus; ich habe aber noch nicht die Ehre und das Vergnügen gehabt das zweyte und dritte Stück mit Augen zu sehen. Denn mit den 12 Exempl., die wir vom ersten Stück erhielten, ist nicht fortgefahren worden. Riem ist nicht mehr Vorsteher der Kunstbuchhandlung. Letztere hat diesen Sommer einige mahle an Bouterweck um Mspt. geschrieben und auch einst 7 *Ldor* geschickt, die mir B. als etwas, das ihm nicht zukomme, übergeben hat. Ich habe davon für dich 3 *Ldor* an Fiorillo gegeben. Wie viel dir nun von dem Übrigen noch zukomme, kann ich nicht sagen, da ich die Academiestücke nicht vor mir habe. Bouterweck hat seit der erste Theil seines Graf Donamar* her-

* [Akad. der sch. Redekünste. Bd. 1. St. 2. S. 91—126.]

aus, und dieſer mit Beyfall aufgenommen iſt, eben keinen ſonderlichen Eifer mehr für die Academie. Ich wollte aber doch nicht gern, daß ſie ins Stocken geriethe, und bin daher dabey, für das 4te Stück Materialien in Ordnung zu bringen, die ich nächſtens abſenden werde, zumahlen von der Kunſt und Buchhandlung vor wenig Tagen auch an mich ein Mahnbrief ergangen iſt, worin man gut zu machen verſpricht, was etwa Herr Riem verſehen haben möchte. Ich werde mich wegen der nicht erfolgten Exemplare vom 3. und 4. [2. und 3.?] Stück beſchweren, und auf Erhöhung des Honorarii antragen.

Zu dem Alm. füge ich ein Stück des Intelligenzbl. der allg. L[it.]Z[eit.] [1791. No. 46 Sp. 383 ff.], worin meine Fehde enthalten iſt. Von der Recenſion will ich ein andermahl eine Abſchrift überſenden. Ich werde doch wohl noch einen neuen Gang in der Acad. mit dem *Signor* Schiller machen. Übrigens iſt der Bellin etwas weiter vorgerückt. Meine Reimkunſt in der Nuß iſt auch fertig; ſo wie auch Popens Heloiſe an Abelard faſt zu Ende gediehen iſt. Letzteres iſt ein gar feines Werklein.

Daß Mad. Böhmer ſeit ihres Vaters Tode [† 22. Aug. 1791] hier iſt, wird wohl längſt bekannt ſeyn. Vor einigen Tagen iſt ſie mit Luiſen [Michaelis, später verehelichte Wiedemann] nach Gotha geweſen und iſt noch ganz voll von den mit der daſigen Schöngeiſterſchaft verlebten fröhlichen Tagen. Gotter hat eine gar herrliche freie Nachahmung von Shakeſpears Sturm unter dem Titel: die Zauberinſel verfertigt, wovon die Damen nicht genug zu rühmen wiſſen. Mozart componirt das Stück. Dieſer Umſtand hat gemacht, daß von unſerm Sommernachtstraum der Staub wieder abgeblaſen worden iſt, und Mad. Böhmer und ich haben uns vorgenommen dem Burſchen förderſamſt gemeinſchaftlich das Waſſer zu beſehen.*

* [vgl. Waitz, Caroline. Bd. 1. Lpz. 1871. S. 84. Caroline an Gotter d. 13. Nov. 1791. „Ich habe Bürgern so viel von Ihrer Zauberinsel gesagt — er wünscht sie zu lesen, vielleicht um den Sommernachtstraum — nach diesem Zuschnitt zu formen.“]



Diesen Winter wird hoffentlich die neue Ausgabe meiner Gedichte zustande kommen. Ich habe eine Menge gar grausamer Todesurtheile über viele meiner Kindlein ergehen lassen.

Übrigens ist zu melden, daß meine Frau, die dich herzlich grüßen läßt, mir diesen Sommer ein Söhnlein geboren hat, dem der Nahme Agathon beygelegt worden ist. — Prof. Seyffer ist vor einigen Wochen auf öffentliche Kosten nach Franckreich und England gereiset. An des seel. Murrey [Murray] Stelle kommt Prof. Hofmann [Georg Franz Hoffmann] aus Erlangen. Ziegler ist vor kurzem Prof. Theol. *Extraord.* geworden. Man sagt, daß nächstens einige neue Professoren creirt werden sollen, z. B. D. Althof, Kirchner der engl. Lector und Gott weiß, wer mehr. In allgemeinere literarische Neuigkeiten kann ich mich unmöglich jetzt einlassen. Ich will aber wirklich sobald sichs nur thun läßt einen rechtlichen Brief von diesem und dem schreiben. Prof. [Friedrich Ludwig Wilhelm] Meyer ist nach Deutschl. zurückgekommen und hält sich jetzt in Hamburg auf. Er ist einige Wochen in Gotha, aber nicht hier gewesen.

Leb wohl, mein Sohn, und vergilt mir im Punct des Nichtschreibens nicht gleiches mit Gleichem. Denn du weißt wohl, daß ich bey allem meinen Bürgerianismus dich doch von Herzen lieb habe. Die B. hat mir einmahl auf einem Spaziergange viel aus einem deiner Briefe über die Merkwürdigkeiten von Amsterdam vorgelesen. Das war, däucht mir, sehr gut geschrieben.

Vale faveque tuo

GAB.

6.

G. d. 30. Jul. 1792.

O Aar, o junger Aar! oder hörst du dich lieber den kleinen Mußgrave nennen, von welchem der alte Balladist seinen Sang mit dem Verse beschließt:

Und der kleine Mußgrave that keinen (*scil.* Streich) mehr.*

Die Zeit des Musen Alm. ist da, und gleichwohl höre und sehe ich von dir nichts. O Aar, bist du nur in Holland so verrohrdommelt, daß du keinen Flug mehr thun kannst? Armes Gefieder? Ich muß dich aufwecken aus deinem Geistesschlafe. Empfange hiermit zwei M. A. Bogen und erkenne abermals daraus, was du schon mehrmalen erkannt hast, daß Niemand in Deutschland Verse zu machen versteht, als dein großer Meister Volker, und dessen gleichfals großer, nur wie billig um eine Linie kleinerer Jünger, von dem es aber nun leider zu heißen scheint:

Und der kleine Mußgrave that keinen mehr

Sieh, wie der alte Entellus noch den poetischen Kolben zu schwingen vermag. Und diese Heloise ist nicht das einzige Stück, das diesen Almanach verherrlichen wird. Mein Köcher ist noch voll goldner Pfeile, die alle fertig sind, noch abgeschossen werden zu können. Nimm dich zusammen, Knappe, und folge mir nach. Hast du etwas fertig, so sende mirs gleich; oder ist es noch nicht fertig, so kneife dir die Waden, daß es fertig werde in Zeit von 4 — 5 Wochen. Denn so lange kann ich die Bude noch offen erhalten.

Von meinen häuslichen Schicksalen hat dir vermuthlich das Gerücht durch Madame *B.* einiges verkündigt. Ich habe mich bereits im verwichenen Winter von dem verschwenderischten, üppigsten, heuchlerischten, verbuhltesten und ehebrecherischten aller Weiber unter Gottes Sonne gerichtlich scheiden lassen müssen. Die *Furciferaria* war ein wahrer Tugendspiegel dagegen. Sie mag mich — — — —** in Ansehung meiner Vermögenumstände um einige Tausend Thaler zurück gesetzt haben. Wenn übrigens das Kapital meiner Leibes- und Gemüthskräfte nicht so unerschöpflich wäre, so würde ich unstreitig jetzt nirgends mehr, als bloß in der deutschen Litterärgeschichte noch leben. Solch ein

* [Little Musgrave never strucke more. (Percy), reliques of anc. Engl. poetry. vol. 3. Lond. 1775. S. 69.]

** [Hier lasse ich einige Worte aus.]



Kabinetsſtück von ehelicher Untugend, wie dieſes Weib war, exiſtirt wohl in der Natur der Dinge nicht mehr. Millionen Männer ſind zwar ſchon von Weibern betrogen worden, und Millionen werden noch betrogen werden; aber das darf ich ohne Hyperbel behaupten, keiner unwürdiger und ſchmählicher, als ich. Ach, ich wollte, ich könnte dir die Geſchichte meiner dritten unglücklichen Ehe ſo ganz mittheilen!

I could a tale unfold, whose lightest word
Would harrow up thy soul, freeze thy young blood,
Make thy two eyes, like stars, ſtart from their ſpheres,
Thy knotty and combined locks to part
And each particular hair to ſtand on End
Like quills upon the fretfull porcupine [Shakesp. Haml. I 5].

Wenn wir uns einmahl wieder ſehen! — Jetzt nur noch ein: Gott ſey Dank! daß wir erlöſet ſind aus dieſen Trübſalen. —

Gott bewahre dich, lieber Junge, vor ſchlechten Weibern! Es giebt ihrer mehrere, als du glaubſt, und ich trotz aller meiner Kunde, ehemals ſelbſt glaubte. Ich habe bei dieſer Gelegenheit tiefe Blicke in die weibliche Natur gethan. — — —*

Ich hätte dir ſonſt noch viel und mancherley zu ſchreiben; allein wo wollte ich wohl Zeit und Geduld her nehmen? Wenn ich indeſſen gleich nur ſelten und wenig ſchreibe, ſo ſey dennoch verſichert, daß ich dich lieb und werth habe von nun an bis in Ewigkeit, Amen.

B.

In Göttingen iſt das meiſte noch ziemlich auf dem alten Fuß, außer daß ſeit verwichenen Oſtern ein gewiſſer *Doctor aeſtheticus* Nahmens Karl Reinhard hier angezogen iſt, der mir die aeſthetiſchen und ſtyliſtiſchen Brotkrumen auf der daran ſo ergiebigen Georgia Auguſta vor dem Maule wegzuſchnappen gedenkt. Ich habe ihm aber einen höchſt malitiöſen Streich geſpielt, und Eines ſeiner Leiermatzlieder unmittelbar neben meiner Heloiſe im M. A. [1793. Göttingen.

* [Die hier fehlenden Worte sind auch heute noch und auch in einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht mittheilbar.]

S. 33—42] abdrucken laſſen. Darob wirſt du, wenn du den M. A. einſt zu ſehen bekommſt, dich nicht wenig gaudiren. Die Academie ruhet ſeit dem 3. Stück. Wenn ich dir den Alm. ſchicke mehr davon!

7.

G. d. 28. Sept. 1792.

Ich habe nicht mehr Zeit, den M. A. den ich hier beifüge, mit einer langen Epiſtel zu begleiten, weil ich die Abreiſe des Grafen v. Salis zu ſpät erſt erfahre. Gern hätte ich auch die Stücke der Academie hinzugelegt, wenn Gr. S. nicht ſchon die Miene über das *Volumen* dieſes Paquetchens verzöge. Alſo will ich letztere nächſtens über Hanover ſenden.

Es iſt mir in der That unangenehm geweſen, mein liebes Söhnlein, nichts von dir in den Alm. aufnehmen zu können. Die Fragmente aus dem Dante ſchienen mir (vollends ohne Commentar) hier nicht an ihrer Stelle, und in dem Sonnett von Leonardo da Vinci konnte ich das zweite Quatrain unmöglich gut heißen. Ich habe es zwar anders zu geben geſucht; allein ich ſelbſt bin ungewiß, ob ich den wahren Sinn getroffen habe. Die Umänderung iſt meinem Gedächtniß entfallen, und ich bin auch nicht im Stande ſie unter meinen Papieren aufzufinden, ſonſt wollte ich ſie hieher ſchreiben. Ein andermahl!

Du wirſt dich wundern über die enorme Menge von Gedichten, womit ich dießmahl den MA. ſelbſt vollgeſtopft habe. Denn auch die Menſchenſchreckiana und die mit Anonymi und Urfey's Nahmen bezeichneten Stücke ſind von mir.* Über 40 größere und kleinere! Iſt das nicht arg? Ich ſchäme mich beinahe der allzu großen Menge. Beinahe möchte ich glauben, die Freude von meinem ſchweren Hauskreuz wieder erlöſt zu ſeyn, habe mich ſo reimreich gemacht. Hätte ich den Schluß des Alm. bis jetzt aufhalten können, ſo wäre

---

* [Hiernach sind B.s sämmtliche Werke zu ergänzen.]

ich im Stande gewesen, ihn noch mit einem halben Dutzend neuen Gedichten auszustatten. Die mit B. bezeichneten Sonnette sind von Bouterweck,* der auch Bajocco Romano ist, und sich an seinem muthmaßlichen Recensenten in der Alg. L. Z. dem *Signor* Huber in Mainz damit hat rächen wollen. Sein Huberulus Murzuphlus** will aber nicht so viel Beifall finden als mein Vogel Urselbst gegen Schiller, [Georg] Schatz und Consorten. Schreib mir doch darüber deine Meinung. Der Jahrgang von Epigrammen S. 245 ist gegen [Leopold Aloys] Hoffmann den Herausgeber der Wiener Zeitschrift gerichtet. Ich denke dieser Alm. wird ein ziemliches Zetergeschrei erregen.

Auf Heynes Veranlassung habe ich einige Blätter umdrucken lassen müssen. Er fand nehmlich S. 46 in dem Liede von Clamer Schmidt die Schäferstunde des Allliebenden*** und S. 224 das Motto aus der Bibel zu ärgerlich. In Ansehung des ersten hat er unstreitig Recht, und der abgeschmackte Einfall ist nur meiner Aufmerksamkeit entgangen, wie es bey solchen Verfassern zu geschehen pflegt, deren Beiträge man unbesehens aufzunehmen pflegt. Indessen ist es mehr eine ästhetische als moralische Sünde. Ich habe es nachher in: Bild, in segenreichster Stunde u. s. w. umgeändert und das biblische Motto ausgestrichen. Das Lied S. 224 ist von *Signor* Carl Reinhard. Weil es nun doch einmahl ans Umdrucken ging, so habe ich auch noch mir selbst zu gefallen ein drittes Blatt umdrucken lassen, und S. 191 oben so gesetzt

daß unter ihrem Herzchen wohl
nicht alles richtig war.

Das Herzchen schien mir denn doch delicater zu seyn, als das Schürzchen, ob dieß gleich populärer und lebhafter ist. — Ich kann die umgedruckten Blätter, die ich nicht gleich bei der Hand habe, nicht beifügen; jedoch habe ich diese Umänderungen nicht vorenthalten wollen.

---

* [vgl. Waitz, Caroline. Bd. 1. Lpz. 1871. S. 108.]
** [vgl. Waitz a. a. O. S. 104—108.]
*** [vgl. Waitz a. a. O.]

Ich habe die Nahmen der mir bekannten Verfaſſer bei denen mit Buchſtaben bezeichneten Stücken im Regiſter mit Bleiſtift bemerkt.

Geſtern hat ſich Fiorillos Familie mit einem vierten Jungen vermehrt. Er will nächſtens auch einmahl ſchreiben.

In einigen Tagen verreiſe ich auf 14 Tage bis 3 Wochen zu meiner Schweſter nach Sachſen.

Leb wohl, mein Söhnchen, und verſaure mir nicht in dem vom Apoll und den Muſen verdammten Holland! Ich kann und mag jetzt nichts mehr hinzufügen, als daß ich mit Leib und Seele bin und bleibe

dein getreuer B.

Zusatz zu S. 437. Die concurrierenden Gedichte der beiden Marburgischen Dichter R. R. v. W-n und A. v. W-z sind von Bürger in den Actenstücken über einen poetischen Wettstreit geschlichtet auf dem deutschen Parnass (Berlin, 1793. In Commission bei Friedrich Maurer) der Oeffentlichkeit übergeben worden. „Die Ausarbeitung des Herrn B." (S. 5) auf dieselben Endreime ist wol Bürgers eignes Product, nicht von einem Marburger. Sein „aesthetisch-poetisches Gutachten" (S. 16—32) ist vom 28. Januar 1791 datiert. Auf S. 40 f. der Actenstücke findet man „Die letzten Seufzer eines Selbstmörders" unterz. B. „G. J. R. und Pr. E. zu M." dem zu Ehren von den Nebenbulern gedichtet wurde, ist sicherlich der Geh. Justiz-Rath und Professor Erxleben in Marhurg.

Zu Bettinas Ilius Pamphilius.

Von

Gustav Haller.

Das dritte Briefbuch von Bettina von Arnim „Ilius Pamphilius und die Ambrosia“ (Berlin 1848. 2. Aufl. 1853.) wird in den Litteraturgeschichten als ein veröffentlichter Briefwechsel mit einem jungen Dichter bezeichnet. Das ist richtig. Der junge Dichter Ilius Pamphilius war der am 16. August 1872 verstorbene Philipp Engelhard von Nathusius (geb. 1815), Sohn des bekannten Industriellen Gottlob Nathusius zu Althaldensleben bei Magdeburg. Der Briefwechsel enthält interessante Stücke über die Grossmutter des Dichters Philippine Engelhard, geb. Gatterer (1756—1818), die als Dichterin und erste Uebersetzerin Bérangers bekannt ist, — über das Leben im elterlichen Hause, — über seine damalige Braut, die als Erzählerin so bekannt gewordene Marie Nathusius, geb. Scheele, und über mehr und minder bekannte und interessante Persönlichkeiten, die man bei einiger Bekanntschaft mit den betreffenden Kreisen trotz Abkürzung oder sonstiger Verhüllung der Namen nach dieser Andeutung leicht erkennen wird.

Bartholomaei Coloniensis Epigrammata

de quodam antistite Bacchi.

Neu herausgegeben von

Herrmann Müller.

Ich besitze einen alten, unzweifelhaft dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angehörigen Druck, ohne Ort und Jahr von zehn nicht numerierten Seiten in Quarto, mit dem Titel:

Bartholomaei Coloniensis Epigrammata

De quodam antistite Bacchi, qui inter omnes potatores saeculi nostri sine controversia principatum tenet, quod satis nomen ejus indicat, quia Esorbus dicitur, quasi omnia pocula in mensa sibi apposita facili opera exsorbeat; quod licet aliquo pacto ferendum sit, nullo tamen pacto ferendum puto, quod ipse alios quoslibet convivas laborat (quantum maxime potest) secum trahere in Charybdim suae inexplebilis bibacitatis; quam mihi nuper hisce ludicris versiculis collibuit insectari.

Meine Bemühungen, Kenntniss davon zu erhalten, ob dieser Druck der Epigramme des Bartholomaeus Coloniensis der älteste oder ob er später reproduciert ist, sind durchaus vergeblich gewesen; ich habe in keiner Litteraturgeschichte eine Erwähnung dieser Schrift gefunden. Ebensowenig bin ich im Stande gewesen, in irgend einem Catalogus oder Thesaurus librorum rariorum eine Spur davon zu entdecken, was mich demzufolge, wie ich glaube, zu der Annahme berechtigt, dass dieselbe ein liber rarissimus sei, dessen Wiederabdruck willkommen und von Interesse sein dürfte.

Im Hinblick auf die äusserste Dürftigkeit der Nachrichten über den Verfasser, halte ich es für angemessen, eine biographisch-litterarische Notiz vorauszuschicken.

Der in der Litteraturgeschichte unter dem Namen Bartholomaeus Coloniensis* bekannte Philosoph und Dichter, von Geburt Deutscher,** dessen Geburtsort und Geburtsjahr*** indess kein Litterarhistoriker angeben kann, und welcher von dem Kreise seiner hauptsächlichsten gelehrten und wissenschaftlichen Wirksamkeit, der Stadt Cöln a. Rh., seinen Bei-

---

* Es dürfte bei dieser Gelegenheit gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen sein, dass der von dem Dichter selbst in diesen Epigrammen durchweg gebrauchte Beiname Agrippinus statt Coloniensis bis jetzt von niemandem bemerkt worden ist. Dies ist ein weiterer evidenter Beweis der ausserordentlichen Seltenheit der hier in Rede stehenden Schrift.

** Joh. Trithemius, De scriptor. eccles. no. 951, S. 228 hat meines Wissens und meiner Meinung nach für die Zeit, zu welcher er schrieb (1494), die vollständigste Nachricht und beste Charakteristik von unserm Dichter gegeben. „Natione Teutonicus, vir in saecularibus litteris egregie doctus, ingenio subtilis et disertus eloquio, philosophus et poeta praeclarus, cujus carmina etiam doctissimi poetae et mirantur et laudibus attollunt. Scripsit utroque stylo nonnulla celebranda opuscula, quibus nomen suum notificavit. E quibus ego hucusque vidi tantum opusculum de laudibus philosophiae metro compositum, Sylvam carminum, De secta Diogenis, Epistolam mythologicam. De aliis nihil vidi. Vivit adhuc hodie Daventriae varia componens, sub Maximiliano Rege et Alexandro summo Pontifice sexto Anno Domini in quo haec scripsimus MCDXCIV." Dieselbe ist von Conrad Gesner, Biblioth. univers. Bl. 133 wörtlich wiederholt, am Schluss mit dem Zusatz: Dialogus quidam hujus autoris nomine impressus, inter libros officinae Hervagii numeratur. Ebenfalls so ziemlich mit denselben Worten schliesst A. Possevin, Apparatus sacer S. 173: „Vidisse se inquit [nämlich Trithemius] dialogum nomine ejus impressum, cujus tamen titulum non indicat," seinen Artikel über Bartholomaeus unter ausdrücklicher Berufung auf Trithemius, der diese letztere Behauptung indess gar nicht aufstellt. Possevin hat also diese Schlussnotiz Gesner entnommen.

*** Von den Meisten, z. B. G. M. Koenig, Biblioth. vet. et nova S. 88. Sp. 2. J. H. Zedler, Universal-Lexikon, Band III, S. 555. A. Possevin, Apparatus sacer S. 173. Chr. J. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Theil I, S. 824. J. A. Fabricius, Bibl. med. et infim. Latin. Tom. I, S. 165 [Ed. Florent. 1858. 8°.] wird die Zeit von 1494 bis 1500 als die Blüteperiode des Bartholomaeus bezeichnet. J. C. Adelung, Fortsetzung und Ergänzung zu Chr. J. Jöchers Gelehrten-Lexikon. Theil I, Sp. 1465 flgd., ebenso J. G. Th. Graesse, Allgem. Litterärgeschichte, Bd. II, Abthlg. III, Hälfte 2. S. 885 enthalten sich jeglicher chronologischen Angabe.

namen erhalten hat,* ein seiner Zeit durch tiefe, gründliche Gelehrsamkeit, guten, geläuterten Geschmack und eine ausgebreitete wissenschaftliche Wirksamkeit hervorragender und verdienter Humanist, der zu den Wiederherstellern der Wissenschaft am Niederrhein gezählt zu werden den begründetsten Anspruch hat, studierte besonders unter Anleitung von Alexander Hegius in Deventer, wo er ein Mitschüler des Erasmus von Rotterdam und mehrerer anderer junger Männer war, welche sich später in der gelehrten Welt einen Namen gemacht haben.** Nach absolvierten Studien erlangte er an dem Lyceum der genannten Stadt die Stelle eines Professors der lateinischen und griechischen Sprache, die er wahrscheinlich in Folge seiner reformatorischen Bestrebungen in Betreff der Sprachwissenschaft und der Methode ihres Studiums durch den Neid und die Feindschaft seiner an dem hergebrachten Barbarismus und Pedantismus hängenden Collegen nach kurzer Zeit wieder aufzugeben sich veranlasst fühlte und mit einer Stelle an dem Lyceum in Zwoll vertauschte. Auch an diesem Orte war aus den eben angegebenen Gründen seines Bleibens nicht lange, und gern leistete er einer Berufung des Dompropstes und Archidiakonus der Cölner Kirchen, welcher zugleich Cancellarius der dortigen Universität war, Grafen Hermann von Neuenahr († 1530) Folge, um in vereinter Wirksamkeit mit diesem an der Cölner Universität insbesondere auf die Wiederherstellung und weitere Verbreitung der echten, reinen Latinität kräftig hinzuwirken. Gerade diese Richtung seines Strebens und Lehrens zog ihm auch hier eine Menge von Feinden und Verfolgern zu, so dass es ihm ge-

* Man muss sich füglich wundern, dass in dem Buche von F. J. von Bianco, die alte Universität Cöln, woselbst Bd. I, S. 611 bis 817 diejenigen Gelehrten des 14. bis einschliesslich des 18. Jahrhunderts, welche durch Geburt, Bildung oder Wirksamkeit Cöln angehören, aufgezählt werden und eine eingehende Besprechung gefunden haben, Bartholomaeus gänzlich mit Stillschweigen übergangen ist. Hermann Graf von Neuenahr, der Freund und Wirkungsgenosse unseres Bartholomaeus ist gebührend berücksichtigt. Siehe Bd. I, S. 764—766.

** Bartholomaeus stand, wenigstens litterarisch, in Beziehungen und freundschaftlichem Verhältniss zu Melanchthon, welcher zu dem Dialogus mythologicus jenes auch die Einleitung geschrieben hat.

rathen schien, das ihm angebotene Rectorat der Schule in Minden anzunehmen, welches er im Sinne seiner bisherigen reformierenden Pläne verwaltete, bis er, wie es heisst, in der grössten Dürftigkeit und Armuth, daselbst (wann, ist nicht bekannt) starb.

Von seinen Schriften, welche sämmtlich mehr oder minder als selten gelten können, sollen ausser den hier unten zum Abdruck gebrachten Epigrammen gedruckt sein:

1) Opusculum de laudibus philosophiae.
2) Silva carminum. Ausgaben: Daventriae, 1491. 4°. Monasterii, 1494. 4°. Daventriae, 1505. 4°. Ebenda 1603. 4°.
3) De secta Diogenis.
4) und 5) Epistola mythologica cum quorundam difficilium verborum in ea positorum luculenta interpretatione. Ausgaben: Daventriae, 1489. 4°. s. l. et a. [1496]. 4°. Erfordiae, 1501. 4°. Francofurti, 1602. 8° etc.
Dialogus mythologicus ad Pancratium, dulcibus jocis, jucundis salibus, concinnisque sententiis refertus, cum praefatione Philippi Schwartzerd et expositione difficilium verborum. Ausgaben: Daventriae, 1496. 4°. Zwollae, 1499. 4°. Tubingae, 1515. 4°. Parisiis, 1516. 4°. Cracoviae, 1516. 4°. Moguntii, 1521. 8°. Parisiis, s. a. 8° etc.
6) Libellus elegiacus de septenis doloribus B. Mariae. Ausgabe: s. l. et a. 4°.
7) Canones. Ausgabe: Zwollae, 1500. 4°.*

Die Kaiserliche Hof- und Staats-Bibliothek in Wien besitzt handschriftlich noch eine Sammlung Carmina bucolica des Bartholomaeus. Vergl. Petri Lambecii Comment. de biblioth. Caesar. Vindobon. Edit. II. opera A. F. Kollari Vol. I, S. 927 [CCCCLXIII no. 3] und jetzt die genauere Beschreibung in den Tabulae Codd. Mssc. in biblioth. Palat. Vindob. asserv. ed. Acad. Caesar. Vindob. Vol. II. S. 195. no. 3094.

In den hier in Rede stehenden kurzen scherzhaften Gedichten sucht der Verfasser einen der Völlerei und Trunksucht

* Wegen dieser unter 6 und 7 angeführten Schriften darf Bartholomaeus nicht unter den scriptores sacri oder ecclesiastici übergangen werden. A. Possevin, Apparatus sacer S. 173 hat dagegen allerdings Bedenken gehabt. . . . . Scripsit carmine et soluta oratione quaedam quae nescio an Ecclesiasticum sapiant.

im höchsten Masse ergebenen Menschen, welchen er desshalb als Priester des Bacchus bezeichnet, mit Lippen, Zunge, Wangen, Nase und Ohren seinen Wein trinken lässt und welchem er, um dessen unersättliche Begierde in einem Worte charakteristisch und significant auszudrücken, treffend den Spottnamen Esorbus (Saufaus) beilegt, zu verhöhnen und lächerlich zu machen und benutzt dazu verschiedene angebliche Aeusserungen und Behauptungen desselben, sowie dessen Gebaren und Betragen bei Gastereien, anlässlich der bevorstehenden Weinlese, des Vorübergehens an einer Weinschenke u. s. w. Diese Aeusserungen und dies Betragen erschienen umsomehr der Verspottung und Verachtung werth, als der betreffende bereits in einem ziemlich hohen Alter stand, seine Haare sich schon zu bleichen anfingen und er nichtsdestoweniger noch andere in den Strudel seiner Ausschweifungen zu ziehen versuchte. So hatte dieser Mensch es als ein besonderes Glück gepriesen, dass der Wein ihm einen Ersatz für den Genuss der Muttermilch in seinen Kinderjahren geboten hatte, wollte bei Gastereien gewisse, ziemlich harte Trinkgesetze, eine Art Comment, wie wir sagen würden, peinlich genau befolgt und deren Nichtbeachtung und Uebertretung mit Entziehung des wirklichen Weines und der Verurtheilung zum Gänsewein bestraft wissen, welche Strafe er auch bei einer Gelegenheit an unserm Bartholomaeus, der solchen Thorheiten sich zu fügen nicht gesonnen war, zu vollziehen drohte. Die Wichtigkeit, welche er dem Wein und dem Weingenusse beilegte, liess ihn in seiner Abgeschmacktheit soweit verkommen, dass er damit alles mögliche in Beziehung und Verbindung zu bringen suchte und selbst den äussern Wortklang dem zu accommodieren geneigt war. So behauptete er beispielsweise, der Ausdruck festum palmarum sei ein unrichtiger und verkehrter, festum palmitum sei die einzig richtige Bezeichnung, wonach man sich zu richten und an diesem Tage die Kirchen mit Weinlaubwerk auszuschmücken habe, welches der Priester weihen und segnen müsse, damit Gott eine gute Weinernte gebe und ein fröhliches Jahr folge. Auch dem Küster wollte er die Ausschmückung der Kirchen mit Weinreben zur besondern heiligen Pflicht gemacht haben. Daher gab er auch laut

seiner Freude über die Verabreichung des Weins beim heil. Abendmale Ausdruck, nannte es aus dieser Hinsicht ein dem dreieinigen Gott wolgefälliges Opfer, bei dem ihm nur die kleinen Becher mit dem Abendmalswein anstössig und zuwider waren. In seiner Schwärmerei ging er soweit, dass er in Nachahmung seines Gottes Bacchus mit dem Thyrsusstabe zu Anfange des Herbstes eines jeden Jahres eine mit Weinlaub umwundene und mit Trauben geschmückte Lanze in der Hand, die Strassen der Stadt durchzog und allem Volk frohe Nachricht und grosse Freude darüber verkündete, dass nunmehr die Trauben reif würden und die Weinlese vor der Thüre sei, auch sich nicht entblödete, so oft der Weg ihn an einer Weinschenke vorüber führte, mit entblösstem Haupt, gebeugtem Knie und gefalteten Händen seinen respectvollen Gruss darzubringen und schliesslich durch Händeklatschen diesem Freunde seine innerste Freude zu bezeugen. Man sieht, es sind dieselben Ideen und Gedanken, welche den Dichtern unserer studentischen Trinklieder so reichlichen, oft bis zur Widerlichkeit ausgesponnenen und behandelten Stoff gegeben haben. Das Ganze schliesst mit einer Moral und Admonition an den Leser, der sich eine invectiva in ebrietatem in ungebundener Rede anschliesst, welche das Unsittliche der Trunksucht ausführt und eine specificierte Aufzählung der aus der Neigung zum übermässigen Genusse geistiger Getränke folgenden Inconvenienzien, Krankheiten und sonstigen Schäden gibt.

Bartholomaei Coloniensis Epigrammata

de quodam antistite Bacchi.

Esorbus loquitur de se ipso super diversis moribus juventutis suae ac senectutis, quoniam sicut in pueritia sua potuit exhausisse ubera matris suae uno suctu, ita in senectute sua potuit exsorbere cantharum modialem uno haustu.

Ut mammas uno tractu siccare solebam,
Ebibo sic haustu modialem cantharon uno.
Tot seven jaren plach ick toe sugene mammen,
Nu drinck ick claren den berch wijn wt grote cannen.

Agrippinus ad convivas mensae ipsius Esorbi super summa beatitudine, quam constituit idem Esorbus in mammis matris suae ab eo in pueritia suctis et plenis calicibus nunc in senectute sua exsorbendis ac epotandis.

Quis neget Esorbum modo ter quaterque beatum,
  Sidere sub fausto quis genitumve neget?
Quum sibi pro geminis quae septem suxerat annis
  Uberibus data sint vasa quaterna meri?
Quae nemo poterit totiens implere Falerno,
  Immersis quotiens ebibit ille labris.

Agrippinus in eundem Esorbum super legibus illis potatoriis, quas ipse Esorbus nuper in symposio a suis conbibonibus ad unguem servari voluit sub poena privationis vini et sicerae in perpetuum.

Ut lupus in miseras pecudes ruit ore cruento,
  Lumina pastoris dum sopor altus habet,
Ut leo Marmaricus spatiosos sternere tauros
  Dicitur, exta fames dum sua dira premat;
Ut draco turrigeri pertundit viscera monstri
  Rostro, pungit eum dum diuturna sitis,
Sic in Agrippinum me saevit Bartholomaeum
  Esorbus pateris viniferisque cadis.
Me stimulat pugnis, me terret dente minaci,
  Ad me vociferans, ebibe clamat atrox,
Non interspira, sed raptim pocula sicca,
  Ne mensam tangant ebria vasa cave.
Exhaustos raptim calices ad pollicis unguem
  Incute, sed noli tergere labra manu.
Si mora tantilli me temporis occupet, ille
  Me miserum verbis verberibusque domat.
Tu pateras sicca clamat vel victus abito
  Et mea veloci baltea tange manu,
Tu potatorum convivia linque bonorum,
  Anseris et vinum tristis ubique bibe.

Agrippinus in eundem super assertione illa, qua nuper ipse Esorbus asseruit festum palmarum non debere dici festum palmarum, sed potius festum palmitum secundum suam egregiam opinionem, quam inflavit ei magnus suus Deus Bacchus.

Orbita dum solis palmarum festa reducit,
  Quae populus ramis concelebrare solet,
Tunc ruit in vites Esorbus falce recurva,
  Tunc ex palmitibus fasciculumque facit,
Quem secum tollens ad magni templa Tonantis
  Laetus procurrit passibus ille citis.

Illic quum plebis turbam vidisset inertis,
  Quae lentas salices in sacra templa tulit,
Dicite vos, inquit, fasces in templa salignos
  Cur geritis, buxi fasciculosque breves,
Custodem templi vos forsan egere putatis
  Flexilibus virgis vimineisque flagris,
Quis pastoricios exterminet ille molossos,
  Aedem sacratam quum subiere Iovis,
Aut quis pertenues telas deturbet Arachnes,
  Perverrat fani marmoreumve solum?
Hos dictos praeter nullos servatur in usus
  Templi lenta salix, quae sine fruge viret.
Si Dominum coeli benedicere forte putatis
  Arboribus, quae non dulcia poma ferunt,
Tunc mentes vestras ingens obnubilat error,
  Atraque caligo pectora vestra tenet.
Nonne Deus sacro maledixit frondibus ore
  Fici, quae nulla fruge beata fuit?
Idcirco teneros posthac contemnite ramos,
  Ramos, qui nulla fertilitate vigent.
Ferte racemiferas vites in templa quotannis,
  Festaque palmitibus concelebrate sacris.
Nam de palmitibus festum cognomina sumsit,
  Et non a palmis, ut putat omnis iners.
Haec dicens intrat templi penetralia, clerus
  Quis canit aeterno carmina sacra Deo,
Et sua sacrifico veteris ramalia vitis
  Vati praetendit talia verba movens:
Hosce meos ramos benedic venerande sacerdos,
  Quos ego de patulis vitibus usque tuli,
Hos cruce signatos lustra suffimine thuris,
  Quod dedit eo terra beata Sabae.
Hos etiam lympha lustrali sparge frequenter,
  Intima sacratus permeat ille liquor.
Tunc tempestivum foecundis vitibus imbrem
  Et radios solis Jupiter ipse dabit,
Ut multo Baccho vinaria cella redundet,
  Et spument plenis vina novella cadis,
Ut genus humanum sitibundis musta labellis
  Attrahat et vetulo proluat ora mero.
Sic ait et vitem secum tulit ad sua tecta
  Decantans Baccho carmina laeta suo.

Agrippinus in eundem super illo admirabili ac ineffabili gaudio, quod Esorbus concepit in die coenae Domini post meridiem, quum ipse viderat, plurima canistra plena triticeis panibus in choro psallen-

tium dominorum ac clericorum stare et argenteam pateram vino salienti repletam circumferri et exhaustam iterum readimpleri.

Quum vespertinus clerus mysteria coenae
  Concelebrat psalmis carminibusque sacris
Et capit ex patulis cerealia dona canistris,
  Quae sunt multiplici sanctificata prece,
Et vocibus certis argentea vascula sumit,
  Vascula melliti nectare plena meri:
Tunc sedet Esorbus gaudens et in aera jactans
  Brachia, quae tremulas sustinuere manus,
Tunc canit ingeminans: Haec sunt convivia grata
  Et patri, nato, spirituique sacro,
Tunc laetus pateram repetit, tunc ora Lyaeo
  Proluit et nares et sua labra bibens,
Tunc hilaris ridet, tunc gaudia maxima prodit
  Luminibus, vultu, voce, manuque, pede.

Idem in eundem super illa maxima insania et ira, qua turbatur, quum videt in templis Dei minutas illas ampullulas, quibus sacerdotes Christi utuntur in sacrificiis suis in altari.

Esorbus quotiens in templis parvula vasa
  Viderit, antistes quis sua sacra facit,
Irarum totiens ingenti fluctuat aestu
  Et rabiem mentis non cohibere potest.
O scelus, o facinus crudeli morte piandum,
  Turbidus exclamat voce boante furens,
Dicite vos miseri vasis qua fronte minutis
  Audetis magno sacrificare Deo?
Nonne viris magnis debentur vascula magna?
  Sic sacris magni pocula magna Dei.

Idem in eundem super illa furiosa querela sua, quando vidit custodem templi exornare altaria virentibus ramis populeis vel quernis, quum potius judicio suo exornarentur altaria frondosis palmitibus et pampineis foliis aut puniceis rosis.

Maximus antistes Veneris Bacchique sacerdos
  Esorbus templi quum sacra tecta subit,
Si tunc populeis vel quernis velque salignis
  Frondibus ara Dei condecorata viret,
Tunc furit indomitus, tunc rauco gutture clamat
  Aedituum dignum morte perire truci.
Sed si pampineis altaria cincta coronis
  Viderit aut Veneris flore revincta rubro,
Tunc subito ridet, tunc pectore gaudet in imo
  Atque suo Baccho carmina laeta canit.

Idem in eundem super illa ridicula gestatione hastae coronatae pampinis et uvis, quam solet singulis annis initio autumni sole exeunte leonem et intrante signum virginis per singulas plateas civitatis circumferre, proclamans se laetum nuntium afferre, quia scilicet uvae in vitibus tumescunt et ad maturitatem tendunt.

Quum sol ardentis sublimia tecta leonis
  Liquerit et laribus cesserit ipse suis
Et mox Erigones intraverit hospita tecta,
  In cujus manibus spica gemella nitet,
Tunc petit Esorbus properans umbracula vitis,
  Purpureis botris quae stat onusta suis,
Et caput incanum circumpendentibus ambit
  Uvis et viridi tempora vite tegit;
Inde racemiferis cingit sua colla coronis
  Et sua pampineo guttura torque ligat;
Hinc hastae teretis circumdat spicula saeva
  Praecocibus botris palmitibusque sacris,
Quam geminis manibus gestat per compita tota
  Urbis proclamans: Nuntia laeta fero,
Nuntia laeta fero cunctis, qui vasa Lyaei
  Immersis buccis evacuare solent.
Jam pendent tumidae patulis in vitibus uvae,
  Quas ardens Phoebus concoquit igne suo,
Jamque fores pulsat vindemia, jam legit uvas
  Vinitor et vitem privat honore suo.
Jam graviter madidis incumbunt prela racemis
  Et fervent rauco spumea musta sono.
Jam venit o socii tempus, quo musta bibemus
  Ore, labris, linguis, naribus, aure, genis.

Idem in eundem super devota illa salutatione, qua solet Esorbus salutare tabernas vinarias capite nudato et corpore inclinato manibusque complosis ac complicatis, quotiescunque contingit eum illas praeterire.

Quum bonus Esorbus cauponam praeterit, in qua
  Nectareus potus venditur aere dato,
Tunc caput inclinat supplex, tunc verba salutis
  Concipit et palmas complicat ille suas,
Tunc buccas aperit bibulas, tunc guttura pandit
  Arida, tunc pronus concipit ore pio:
Salve sancta domus tota venerabilis urbe,
  Qua populus Baccho plurima sacra facit,
Ut sitis ardorem fundo restringat in imo
  Pectoris arentis prosiliente mero,
Utque graves curas ultra Garamantas et Indos

Profugat et quidquid pectora nostra premit,
Ut procul amotis curis sincera voluptas
Adsit, quae mentes laetificare solet.

Agrippinus ad Lectorem.

Coetibus angelicis similem te, candide lector,
Sobrietas reddet, ebrietas suibus,
Hinc quantum spurcis suibus coelestia praestant
Agmina, tantundem sobria vita gulae.

Invectiva in ebrietatem.

Cum homo ex animo et corpore compactus sit, nihil habet pensius cariusque quam semet ipsum. Unde fit, ut animi ac corporis incolumitatem diligentissime (si sapiat) custodiat. Haec igitur animi et corporis incolumitas cum sit rerum omnium pretiosissima, cum bona animi et corporis sint maxima bonorum, quis non videt id vitium longe majus esse habendum, quo majora et plura hominis bona profligantur? Atque cuncta haec ebrietate concutiuntur et vini crapula hebetescunt. Temulentia mentem obnubilat, corporis valetudinem profligat, nec non est rei famaeque dispendium. Vetus proverbium est: sapientiam vino obumbrari, quod vigorem animi impedit ad procinctum tendentibus. Qua in re subit admirari priscorum diligentiam, qui significantissimo vocabulo vinum temetum appellavere ex eo, quod temerat mentem ac tenet. Unde et temulentia ebrietas nominata. Quid per Deum foetidius, quid turpius esse potest, quam quod homo extra hominem extraque humanum intellectum per vinolentiam collocetur, semet ipsum ignoret nec plus sapiat quam bimus puer aut anniculus? Vini calentis aspergine sanitas mentis expugnatur fitque rerum omnium oblivio morsque memoriae; non est temulenti animus in sua potestate mersus vino et ebrietate devictus. Adjice ex vino vertigines capitis, recta mobilia, gradum errabundum ac lapsabundum; quam multi morbi atque aegritudines ex vini intemperantia proveniant, quis ignorat? cum hinc ulcera oculorum, nervorum resolutio, tremulae manus, cum hinc causones, id est, febres aestuantes, cum hinc pedes ulcerosi ac podagrici aliaque innumera morborum genera proveniant? Unde merito dici potest: Ebrietatem poena premit comes. Et alia multa incommoda ex ebrietate proveniunt, quae enumerare longum est.

Eine Ergänzung zu „Opel und Cohn, der Dreissigjährige Krieg“.

J. Opel und A. Cohn haben in ihrem Buch: Der Dreissigjährige Krieg. Eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen (Halle 1862) unter Nr. 83, S. 371—392 die in drei Redactionen erschienene Schrift: Nova nova antiqua continuationis der neuen Zeitungen etc. abgedruckt und in den Anmerkungen (S. 476—486) auf Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte verwiesen, der (2te Aufl. 1838. S. 83) diese Schrift einer Anführung neben dem Simplicissimus würdigt und bemerkt: „Unter den fast unzähligen fliegenden Blättern, die der dreissigjährige Krieg hervorrief, zog Niebuhr'n* keines an wie dieses. Er schrieb es dem vortrefflichen Theobald zu, dem Verfasser des Hussitenkrieges.“ Der Druck der zweiten Redaction, den Opel in der Königlichen Bibliothek zu Dresden gesehen hat, trägt folgenden Titel:

> Warhaffte Newe Zeitungen, | Von vnterschiedlichen Orten vnd Landen. | Das ist: | Die alte Warheit mit | eim newen Titul. | Vermehrt vnd auch verbessert. | Gedruckt in der Parnassischen Druckerey, Im | Jahr Christi, 1620. (8 Blätter in 4⁰. Als Titelvignette zwei mit Spiessen ausgerüstete stehende Bewaffnete in Hüten.)

Dieser Druck ist aber wol für einen Nachdruck zu halten. Der Satz ist incorrect: am Anfang jeder „Zeitung“ findet man bald Daß, bald Das gedruckt; wo eine neue beginnt, ist zuweilen versäumt, eine neue Zeile anzufangen; die einzige grössere Abweichung von dem Text der bei Opel mit B be-

* Auch Christian Gryphius apparatus sive dissert. isagog. de scriptoribus historiam seculi XVII illustrantibus. Lips. 1710. S. 99 sagt: „Veritas prisca cum novo titulo, scriptum satyricum satis cordatum, 1619“.

zeichneten Ausgabe besteht darin, dass zu den Worten: *Germanos nullas ferre posse contumelias* (Opel S. 387) die deutsche Uebersetzung: Das ist, die Deutschen können keine Lesterwort, oder Schmewort leyden hinzugefügt ist.

Wichtiger ist, dass die Dresdner Bibliothek einen bei Opel nicht erwähnten Druck der ersten Redaction besitzt, welcher aus derselben Presse hervorgegangen zu sein scheint wie B und C. Der Titel lautet:

> Newe Zeitungen | Von vnterschiedlichen Orten: | Das ist, | Die alte Warheit mit | eim newen Titul. | Gedruckt im Jahr Christi, | 1619. (4 Blätter in 4°. Als Titelvignette dieselben drei Gewappneten in Helmen,* wie in den mir vorliegenden Ausgaben B und C. Ebenso dieselbe Schlussverzierung wie in B.)

Für den Werth dieses Drucks ist anzuführen, dass der in A fehlende Satz: Daß die best Regul in allen Dingen sei (Opel S. 375) sich hier vorfindet und dass er mit B und C übereinstimmend die richtige Lesart: das allererste Bett (Opel S. 384) für: das allerbeste in A bietet, sowie er auch wann (Opel S. 386) nicht weglässt.

Die Dresdner Bibliothek gewährt aber auch in ihren Exemplaren der Ausgabe C den Stoff zu einer wesentlichen Ergänzung des bei Opel abgedruckten Textes. Zu beiden Exemplaren, welche sie besitzt, findet sich nämlich der nachstehend mitgetheilte Anhang, der zwar anscheinend nicht gleichzeitig mit der Ausgabe C gedruckt und veröffentlicht worden ist, da in dieser das achte Blatt mit Ende bezeichnet ist, doch aber wahrscheinlich von eben demselben Verfasser herrührt, der in den bekannten drei, jedesmal stark vermehrten Redactionen seine politischen Ansichten in derselben eigenthümlichen Form mit so viel Schärfe ausspricht. Die Zusammengehörigkeit des Anhangs mit der Ausgabe C wird nicht durch genaue Uebereinstimmung in dem Aeussern des Drucks bewiesen; während z. B. in C keine Seitenzahlen sich finden, sind die Seiten des

* Die gleiche Composition mit geringen Abweichungen kommt bereits in einem undatierten, aber der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörenden Drucke von Joannis Crispi ad Pont. Romanum & Christianos Principes epistola (d. d. 1537) vor.



Anhangs (mit 17—20) numeriert. Allein eine andere Druckschrift aus dem Jahre 1621, der die im Folgenden abgedruckte „Zeitung aus der Chur Pfaltz“ als Bestandtheil angehören könnte, wäre erst noch aufzufinden.

Opel kommt gegen Niebuhr zu dem Schluss, dass der Strassburger Rathsreferent und Actuarius Gottlieb Dachtler vermuthlich Verfasser der „Neuen Zeitungen“ sei. Die Annahme, dass das südwestliche Deutschland die Heimath des Tractats sei, wird durch die hier mitgetheilte Fortsetzung bestätigt. Doch möchte ich nicht aus der Bezeichnung: Parnassische Druckerei auf den Druckort Strassburg schliessen, da diese Bezeichnung wahrscheinlich mit Beziehung auf Trajano Boccalinis Ragguagli di Parnasso entstanden ist, wenigstens erst seit 1616 in der deutschen Litteratur vorkommt.

In derselben Form kurzer mit Dass beginnender Sätze ist auch die bei Opel S. 393—396 abgedruckte Zeitung aus der Christenheit aus dem Jahre 1627 verfasst.

Zeitung auß der ChurPfaltz, von dem jetzigen Verlauff.

DAß auß ander Leut Leder gut Riemen ſchneiden ſey.

Daß man forthin nicht mehr das Teutsche Vertrawen, ſondern die Teutſche Vntrew ſchreiben werde.

Daß doch endlich noch Vntrew werd jhren eygen Meiſter ſchlagen.

Daß die *Critici* forthin in *variantem lectionem* ſetzen werden, *P. P. patres, alias proditores Patriae.*

Daß zur Zeit der Noth 50. Freund auff ein Quintlein gehen.

Daß die Franckforter Meß reiche Leut, aber die Oppenheimer vnd Wormbſer Kirweyh arme Länder mache.

Daß Oppenheim Teutſch Budweiß werden wird.

Daß viel Köpff einem *corpus* zuertragen zuſchwer ſeyen.

Daß die Soldaten zu nichts mehr nutzen, als dem Spinola das Land zuverderben.

Daß der Feind der mitten in ein voll Land gelaſſen wird auß vnſerm Seckel kriege.

Daß ein groß Vnterſcheid ſey vnter Dieberey vnd Kriegerey.

Daß dieſer Krieg auch die witzigſten Caluiniſten gut Lutheriſch mache, darinn jederman ſeine Vernunfft gefangen nehmen muß.

Daß er den Zug vor Reeß wider ehrlich machen werde.

Daß er der Probierſtein ſey, der trewen *Patrioten*, Vnterthanen, vnd redlichen Teutſchen.

Daß durch jhn vieler Hertzen Gedancken werden offenbar gemacht.

Daß die newe Vnion der alten ſchier gleich werde.

Daß es forthin heiſſen werde: Ich bin gut Pfaltzgräfiſch, geheye* mich nur dapffer. Vrſach man heiſt vns Calviniſten.

Daß wann man mit vns wird-fertig ſeyn, ſo iſt es an vnſern nechſten Nachbarn.

[S. 18.] Daß wer jhm ſelber nicht hilfft, dem hilfft auch Gott nicht.

Daß zu beſorgen, ſo bald der Feind wider abgetrieben were, ſo höreten die Kriegß Beſtallung auff.

Daß wer vns zu Friedens Zeiten allerley Neid vnd Feindſtücklein bewieſen, wie ſolte der es in Kriegsnöthen gut meynen?

Daß jetzund ein *defenſion* Werck heiſſe ſo viel, als mit groſſer Macht zu Feld liegen, vnd darmit vor dem Feind zurück weichen, vnd jhn das halbe Land laſſen einnehmen.

Daß wer ſich auff Fürſten verläſt, der verlaſſe ſich auff Menſchen.

Daß wer ſich auff Menſchen verläſt, der verlaſſe ſich auff Wetterhanen.

Daß wer ſich auff GOtt verläſt, der verlaſſe ſich auff den rechten Helffer.

Daß es am beſten were, man ſchaffte das Volck vnd den groſſen vnkoſten diſſeits ab, vnd lieſſe vns, weil es ja ſeyn ſol, vergebens Spaniſch werden.

Daß weil jederman will, ſo wil ich auch, ſo ſey die Welt gleichwol Spaniſch.

Daß auch der allerſchlimmeſte Spanier den jenigen vor einen rechten Cuyonen halte, der vmb eygen Nutzes vnd Geldes willen ſein eygen Religion, Vatterland vnd Freundſchafft verrathe vnd in ſtich ſetze.

Daß nicht allein der ſein Vatterland dem Feind vbergebe vnd verrathe der außländiſche Beſtallung von jhm neme, ſondern auch alle die jenigen die jhre einheimiſche Beſtallungen vnd anbefohlene Amptsgeſchäfft nicht mit fleiß vnd Trewen verrichten.

Daß die Spaniſche Monarchy nie ſo nahe bey dem Zweck jhrer Vollkommenheit geweſen, als ſie jetzunder iſt.

Daß ein Zehen Gebot Krieger jhm allezeit doppele Mühe mache, die eine, biß er das Land verlieret, die ander biß ers wider gewinnet.

---

* geheien plagen.

Daß ein müſſiggehendes Kriegsheer den Freunden mehr ſchade als dem Feinde.

Daß das Schaf dem Wolff, vnd der Teutſche dem Spanier allezeit das Waſſer betrübt habe.

Daß kein Wunder daß der Feind die jenigen *cujonire* die da länger [S. 19] zu Bett als zu Feld liegen, öffter zu Tiſch als zu Rath gehen, beſſer zu Spiel als zu Pferd ſitzen.

Daß *Venus, Bacchus* vnd der diebiſche *Mercurius* den gröſten theil deß Heers führe.

Daß es rathſamer ſey ein Armada Haaſen werde von einem Löwen als ein Armada Löwen werde von einem Haaſen geführt.

Daß eben mit ſolchem Eyfer vnd Ernſt, wie wir Gottes Ehre vnd gemeines Evangeliſches Weſen beſchützen, Gott ſich vnſer hinwiderumb anneme.

Daß die Galgen nur vor die geringe Diebe gebawet ſeyn.

Daß* die Capitain auch mit der doppeln Kreyden können, dann ſie vor einen Mann zween auffſchmitzen.

Daß es nichts newes daß ein kleine Anzahl *reſoluirten* wachtſamer Leuth ein groſſen ſichern Hauffen faullentzender Bernheuter geſchlagen.

Daß ſich niemand erinnern könne, daß man jemals einen Feind mit wol liegen, wol leben, wol luſtiren vnd prachtiren geſchlagen.

Daß das ſchlagen den Metzlern in dem Schlachthauß, das liegen aber vnd luſtig ſeyn den ehrlichen Soldaten im Feldläger zuſtehe.

Daß es nothwendig nicht ohne Barnfelderey** zugehen könne, wo man mit vielem Volck wenig, hingegen der Feind mit wenigem Volck viel außrichte.

Daß wann die Herren den Freunden nicht mehr folgen vnd gläuben wollen, ſo müſſen ſie endlich den Feinden glauben.

Daß in Kriegßweſen alles allein auff die Fauſt vnd Macht ſetzen, vnd nichts mit Liſt, Vortheil, Rath vnnd Klugheit angreiffen, der höchſte Grad der Vngeſchickligkeyt ſeye.

Daß ein rechtſchaffener Oberſter ſich nit mit Worten vnd Schrifften, ſondern mit Wercken vnd tapffern Thaten entſchuldigen müſſe.

Daß ein eintziger Obentraut*** alle *Excuſation* einer gantzen Kriegsmacht zuſchanden machen könne.

Daß mit einer kleinen Macht ein frembd Land einnehmen, vnd mit einer groſſen Macht das Vatterland nicht defendiren können, ein Geheimniß ſeyn müſſe.

---

* So in dem einen Exemplar, während das andere Das hat.

** Jan van Oldenbarneveldt 1619 hingerichtet.

*** In einem Exemplar Obertraut. Johann Michael von Obentraut, ein tüchtiger Feldherr der Unionsarmee.

[S. 20]. Daß mancher meynet es mangele jhm am Volck, vnd mangelt jhm am Muth.

Daß wir Tugend vnd Mannhafftigkeit auch an vnſerm Feind loben, hingegen Faulkeit auch an vnſern Freunden ſchelten ſollen.

Daß nichts thun oder *tentiren* eher vnd zuvor, der Feind rege ſich dann, nichts anders ſey, als nach deß Feindes ſinn vnd belieben kriegen.

Daß die Frag ſey, ob die Ligiſten auch nach volligem Böhemiſchen *ſucceſs* oder fortgang den Vlmiſchen vertrag zuhalten ſchuldig ſeyen?

Daß die Frag ſey, wo jetzund die Reichs Kreiß auß oder angehen?

Daß wann man vns zuvor Stückweiß vberredt, ſo beſcheiſt man vns hernach leichtlich Vberhaupt.

Daß wer viel red, red gemeiniglich zuviel.

Daß die Frag ſey, welcher vnter dieſen beyden wider den Vlmiſchen Vertrag handele, der dem Feind ein Veſtung bawe, oder der ſie niederreiſſe.

Daß ein anderer Ernſt vnd anſtalt zum kriegen gehöre, als zu den Vffzügen bey Fürſtlichen Kindtauffen.

ENDE.

Vox Populi, Vox Dei.

Gegen diese „Zeitung aus der Churpfalz“ erschien in demselben Jahre 1621: „Zeitung auß Wormbs Paralleliter der Pfältziſchen Zeitungen opponirt, daß einem jeden Plack Vogel von groſſer Herren Actionibus zu diſcuriren nicht gebühre“, welche Schrift mir in zwei verschiedenen Ausgaben vorliegt, deren eine wiederum dieselben drei Bewaffneten als Titelvignette zeigt, die uns aus drei Ausgaben der drei Redactionen der „Neuen Zeitungen“ bekannt sind. Die Entgegnung verficht die Sache des Adels gegen die „Schreiber“. Ich lasse hier nur diejenigen Stellen folgen, in denen dieser Zweck und die Beziehungen auf die „Pfälzische Zeitung“ am deutlichsten hervortreten.

Daß vom erſten, biß auff den 8. *Septembris*, mehr *Bartoli* vnd* *Baldi* den Necker hinauff ſeyen geführet worden, als *Caeſares* von *Polibii* in vielen Jahren.

Daß die Leut in einer *Reſpubl.* ſehr ſchädlich ſeyen, ſo allein Gewinnes halben ſtudiren.

Daß nicht weniger als vor Jahren, die Poeten, von Rom, die

* In der einen Ausgabe: als.

groſſe menge der *Advocaten, Procuratores* vnd der *Graduirten* auß dem Reich müſſen geſchafft werden, wo man anders das alte Teutſche vertrawen wider herbey bringen will.

Daß die Pfaffen vnd Schreiber alle privilegirte Ständ vnd beſonders den Adel gern auß dem weg geraumet ſehen, damit jene ein *Hierarchiam*, diese aber eine *Democratiam ſtabiliren*, vnd alſo ein Einäugichter vnter vielen Bawern König ſeyn köndte.

Daß . . die *Critici* hinfüro in jhren *varie** *lectionibus S. P. Q. R.* ſetzen müſſen *Scribae Palatinatus quaerunt ruinam:* vnd daß alſo Keyſer *Mauritius* zu ſeinem Tochtermann *Philippo* von *Phoca*** recht geſagt: *Si timidus, Ergo proditor.*

Daß es eine *Panacaea* iſt, welche zur Cur aller Schreiber lehrer Seckel dienlich, daß man Graven vnd vom Adel (vngeachtet jhrer Qualiteten) von der Fürſten Rathſtuben vnnd beſonders der Rentkammer außſchlieſe.

Daß mit dem Marquis Spinola alle Receß, im Ampt Creutzenach vnd Altzey, ins künfftig werden bezahlt werden.

Daß die Schreiber der Ritterſchafft vnd gantzem Adel, vornemblich ſo feind ſeyen, weil im Bawrenkrieg jhrer vffrühriſchen VorEltern viel vom getrewen Adel erlegt worden.

Daß ſich ein jeder Herr, wol vorſehen ſoll, ſich mit den jenigen, in den die wolfahrt ſeines *ſtatus* concernirenden ſachen zuberathen, welche zu Kriegszeiten den Degen nicht anhengen, ſondern vorgeben wollen, daß jhnen den Gaißberg hinauff zulauffen vnnd außzureiſſen erlaubt ſeye.

Daß es bißhero geheiſſen, Er iſt von der Ritterſchafft, geheye jhn dapffer, es ſchadet nicht.

Nihil tam incertum quam fama vulgi.

Zuletzt ist noch folgender Schrift zu gedenken:

Ein Schreiben | Auß dem Wormſiſchen | Feldläger, In ſich haltends | Einen Bericht, | Was von beyden Zeitungen, auß Pfaltz, | vnd Wormbs zuhalten ſeye? | Getruckt im Jahr, 1621. (4 Blätter in 4°.)

Dieser Brief, vermuthlich von einem Geistlichen verfasst, will einem Freunde die Frage beantworten, was man im Lager „von deren hiebevor ſchrifftlich, hernach aber auch im Truck ſpargirten Pfältziſchen, vnd dann Wormbſiſchen Zeitung ins gemein halte.“ Der Bericht lautet, was die erste anlange, so seien etliche der Meinung, „es hab ſie ein Pfaltz verrechneter

* So in beiden Ausgaben.
** Flavius Phocas?

Diener," andere, „einer auß jhrem Außſchuß angehörig, der es vielleicht auch gern beſſer im Land geſehen hette, alſo auß der gemeinen Leut vnd vnſere Soldatentagreden, weil ſie doch nichts anders ſeyn, vffgefangen, zuſammen gemerckt, vnd etwan einem oder anderm Bekandten geſchrieben communicirt, da ſie endlich gar in die Truckerey kommen." Sachlich erkennt der Briefschreiber an, dass die Untersassen der Pfalz Ursache hatten, sich über den Adel zu beschweren. Er selbst habe sich daher auch wegen „Pfältzischer Zeitung" anfangs Kaiser Sigismundi Red beholfen: *Miramini vos, illos male loqui, cum nos male agamus.* Dann habe er aber betrachtet, wie der bedrängten Pfalz und dero Hindersassen der *pruritus scommatizandi, alias luxuriantium assecla,* vollständig vertrieben sei, und nun sei er der gänzlichen Meinung, „es habe das argliſtige Jeſuitiſche Gezücht, vnder anderm auch, dieſer zeit nichts beſſers ſchmieden können, als eben dieſe zeitung, als dardurch ſie mit *ingenioſis axiomatibus*" das Kriegslager „in böſen Verdacht bey der Pfaltz vnd dero Vndersassen zubringen gedacht." Daher habe „der jenige hitzige vbel berichte vom Adel, ſo die Wormbſiſche Zeitung (wo ſie anderſt nicht auch etwann zu Mayntz gemacht, oder ſonſt ein Jeſuitiſcher Griff darmit vnderlauffe) ſich etwas vbereilet vnd mache auß vbel nur ärger." Zudem gehe er ſogar „*ad ſpeciem* vnd *ad perſonalia,*" „da hingegen die Pfaltzzeitung gantz *in genere* bleibe."

Ungedruckte Briefe Lessings.

I. Briefe an Voß.

Unter den Lessingschen Papieren, welche die hiesige Königliche und Universitäts-Bibliothek besitzt, befindet sich eine Sammlung, welche erst in neuerer Zeit auf die hiesige Bibliothek gekommen sein muss, da sie dem verdienstvollen Biographen Lessings, G. E. Guhrauer, ebenso wie dem neuesten Herausgeber der Lessingschen Schriften, W. v. Maltzahn, unbekannt war, der die hiesigen Lessinghandschriften im Jahre 1853 benutzt hat.

In dieser Sammlung sind unter anderem verschiedene bisher nicht gedruckte Briefe Lessings, die wol verdienen veröffentlicht zu werden. Es sind zunächst vier Originalbriefe. Da die Couverts nicht mehr erhalten sind, und der Name des Adressaten in den Briefen selbst nicht vorkommt, so muss man aus dem Inhalte auf den Empfänger schliessen. Mit vollständiger Sicherheit ergibt sich aus den vorliegenden Briefen und verschiedenen Stellen anderer Briefe von und an Lessing, dass sie an den Buchhändler Christ. Friedr. Voß in Berlin gerichtet sind. Einige Stellen, die zur Entscheidung genügen, will ich hier anführen. Im zweiten Briefe, der vom 6. Dec. 1771 datiert ist, schreibt Lessing: „Ich habe Ihren Brief mit dem ersten Aushängebogen des zweyten Theiles erhalten; und indess, glaube ich, werden Sie auch meinen Brief mit der corrigirten Sara bekommen haben.“ Am 14. Nov. 1771 schreibt er an seinen Bruder Karl (XII S. 377 Maltzahn): „Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweyten Theile der vermischten Schriften sende“ und am 1. Dec. 1771 (XII S. 381): „Ich sende heute an Herrn Voß die corrigirte Sara.“ Auf den Schluss des vierten Briefes (vom 2. Juli 1772): „Beklagen

Sie einen Menschen, der bey gesundem Leibe krank, und bey gesundem Verstande närrisch ist" spielt Karl Lessing zu Anfang eines am 24. Juli 1772 geschriebenen Briefes (XIII S. 408 Lachmann) an, indem er sagt: „Dass Du bey gesundem Leibe krank, und bey gesunder Seele tintenscheu bist, habe ich aus Deinem Briefe an Voß gesehn."

Der erste Brief ist in Octavformat (die leer gebliebene Hälfte ist jetzt abgerissen), der zweite in Quart (auch dieser besteht jetzt nur aus einem Blatte), die beiden letzten wieder in Octav.

Breslau. Rudolf Prinz.

Liebſter Freund,

Auf die erſte Nachricht, daß der Erbprinz wiederum von Berlin zurück, reiſe ich zu ihm herüber nach Braunſchweig, und ich zweifle nicht, daß die Sache nicht völlig nach meinem Wunſche zu Stande kommen ſollte. Die Wolfenbüttelſche Bibliothek hat ſeit 56 immer außerordentliche Reitze für mich gehabt, und ich denke ſie gewiß zu nutzen. Wer nur erſt in Ruhe da wäre!

Die 250 Exemplare vom Tode ſind abgeſchickt, und Sie werden ſie vielleicht nun auch ſchon erhalten haben. Ich wünſche nur, daß Sie im ganzen damit zufrieden ſeyn mögen. Was Sie mir dafür geben wollen, ſteht bei Ihnen, und ich ſollte mich wohl ſchämen, Ihnen itzt Geld dafür abzufodern, da ich noch ſo ſehr in Ihrer Schuld bin. Gleichwohl kann es kommen, daß ich künftige Woche eine kleine Aſſignation auf Sie ſtelle, die Sie mir nun ſchon den Gefallen thün müßen, zu honoriren. Ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie ſobald nicht wieder incommodiren will.

Leben Sie wohl, und nächſtens, vielleicht von Braunſchweig aus*, ein Mehreres.

Hamburg den 30 Octob. 1769. Dero
ergebenſter
Leſſing

Liebſter Freund,

Ich habe Ihren Brief mit dem erſten Aushängebogen des zweyten Theiles erhalten; und indeß, glaube ich, werden Sie auch meinen Brief mit der corrigirten Sara bekommen haben, woraus Sie ſehen können, daß es mir mit dem Bande Tragödien Ernſt iſt.

* Im Original steht: aus Braunschweig aus.

Wenn er Ihnen ſo angenehm und vortheilhaft iſt, als ich es wünſche: ſo iſt es das geringſte, was ich zu Vergeltung Ihres freundſchaftlichen Beyſtandes thun kann und thun werde, ohne welchen es mir ſchlechterdings nicht möglich ſeyn würde, mich mit dergleichen Arbeit, welche Ruhe und Heiterkeit erfodert, abzugeben.

Damit ich Ihnen nun aber reinen Wein einſchenke, und Sie genau wißen, wie weit meine Verlegenheit gehet, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich um ein ganzes Jahr meines *Salarii* zurück bin; das iſt, daß ich nahe an die 600 ℛ brauche, und ſie zu inſtehendem Neuen-Jahre brauche, wenn ich meinen Schulden Genüge thun will, worunter der größte Theil Wechſelſchulden ſind. Nun iſt es aber niemals mein Gedanke geweſen, dieſe *Summa* als einen bloßen Vorſchuß auf ungewiße Arbeiten von Ihnen zu verlangen: ſondern mein Gedanke war bloß, ſie, durch Ihre Vermittelung, auf meinen Wechſel oder Obligationen aufzunehmen, und alljährlich 200 ℛ wieder darauf abzutragen. Das ich dieſes in Stande ſeyn würde, weiß ich gewiß, auch ohne dabey auf eine gewiße Verbeßerung meiner Umſtände zu ſehen, die jedoch vielleicht näher und gewißer iſt, als ich Ihnen ſagen kann. Das ganze *Riſico* wäre nur dabey dieſes, ob ich auch wohl noch drey Jahr leben dürfte. Doch auch auf dieſen Fall wollte ich wohl verſprechen, Sie, der Sie für mich gut geſagt hätten, auf eine andere Weiſe mehr als ſchadlos zu halten. Ich wollte Ihnen nehmlich ein *Mſpt.* hinterlaßen, wovon ich, zwar nicht ſelbſt Verfaßer, aber der einzige Beſitzer bin, und das Ihnen und Ihrer Familie auf lange Zeit ganz gewiß ungleich mehr werth ſeyn ſollte, als alles, was Sie mit mir könnten verloren haben.

Ich geſtehe es, daß zu unſeren Zeiten, da man für ſein Geld nicht Sicherheit genug haben zu können glaubt, auch dieſer mein Plan, mir zu helfen, noch ſehr mißlich iſt. Doch etwas ſoll Ihre Freundſchaft allerdings dabey auch auf ſich nehmen, die ich freylich nicht auf alle mögliche, ſondern nur auf die gewöhnlichſten Fälle ſicher zu ſetzen, und ſchadenfrey zu ſtellen im Stande bin.

Haben Sie nunmehr nur vors erſte die Güte, mir mit dem allernächſten zu melden, ob und wie weit ich bey ſothanen Vorſchlägen auf Sie rechnen kann. Daß Sie Ihr möglichſtes thun werden, bin ich ſchon verſichert: nur muß ich Ihnen noch bekennen, daß mir gar nicht geholffen iſt, wenn mir nicht bald geholffen wird.

Leben Sie indeß recht wohl. Ich bin ganz der Ihrige

Wolfenbüttel den 6t December 1771. Leſſing

Liebſter Freund,

Sie werden böſe auf mich ſeyn. — Aber wenn Sie denken, daß ich das, was ich Ihnen verſprochen, einer andern Arbeit nachgeſetzt habe: ſo thun Sie mir Unrecht. Denn von Ueberbringern dieſes, H. Geblern, werden Sie bald hören, daß auch dieſe andre Arbeit ebenſo wenig als der zweyte Theil der vermiſchten Schriften zur Meſſe fertig wird. Der Fehler war, daß ich gar zu fleißig ſeyn wollte: denn darüber fehlt nicht viel, daß ich nicht wieder in eben den Umſtänden bin, aus welchen ich mich vergangenen Sommer zu reißen ſo viel Mühe hatte. — Doch Sie haben mir ja auch ein für alle mal die *Termini peremptorii* der Meſſen erlaßen: und wenn es nur halbwege nicht ſchlimmer mit mir wird; ſo finden Sie vielleicht bey Ihrer Rückkunft von Leipzig alles fertig. Soviel an Sie, liebſter Freund. Das Uebrige werden Sie vom Bruder hören. Leben Sie recht wohl.

Braunſchweig den 21 April 1772. Dero

ergebenſter

L.

Liebſter Freund,

Aus meinem Stillſchweigen können Sie es ſchließen, wie es mit mir ſteht. Schlechter, als vor dem Jahre. Dieſe Zeilen, die ich mir alle Gewalt anthun muß, kritzeln zu können, ſind, in der allerſtrengſten Wahrheit, ſeit ſechs Wochen die erſten. Ich kann nichts machen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Haben Sie alſo Geduld; ich bitte Sie. Unſer zweyter Theil ſoll darum doch noch zu Michaelis fertig ſeyn: oder es wird mit mir gar aus. Grüßen Sie meinen Bruder; und wenn ich mehr werde ſchreiben können, will ich ihm antworten. Leben Sie wohl, und beklagen Sie einen Menſchen, der bey geſundem Leibe krank, und bey geſundem Verſtande närriſch iſt.

Braunſchweig den 2 Julius 1772. Dero

ergebenſter

L.

Balthasar Anton Dunker und Pater Ignatius Rivero.

Von

Gustav Haller.

Friedrich W. Ebeling sagt im zweiten Bande seiner „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland" (Leipzig 1869) S. 209 f.: „Luthers Ansichten von der Hölle, sein Glaube an die Persönlichkeit des Teufels und seine Anfechtungen durch diesen sind ausdrücklich der besondere Stoff der zwar derben, indess wirklich genialen und ergötzlichen Satire: 'Doctor Luther auf'm Abtritt. Ein Geniestreich von Pater Ignatius Rivero' (Berlin 1786, mit fünf meisterhaft ausgeführten entsprechenden Kupferstichen). Des Verfassers Pseudonymität ist meines Wissens noch unenträthselt, die Farce selbst auch in so unverdientem Dunkel geblieben, dass, ganz abgesehen von ihrer bibliographischen Rarität, sich deren vollständige Aufnahme hier rechtfertigt." (Folgt auf 12 Seiten der Abdruck der ganzen Satire). — Ferner sagt Ebeling im dritten Bande seines genannten Buches S. 456: „Die treffendste Parodie dichtete der bereits genannte pseudonyme Pater Ignatius Rivero auf Hallers 'Doris', worin er seine Braut, Mariane Wyß, zur Liebe aufforderte. Diese Umkleidung Riveros ist genau so unbekannt geblieben als die bereits mitgetheilte Farce, welcher sie nebst etlichen andern Gedichten angehängt worden, und ihre Wiedergabe deshalb durchaus begründet." (Folgt die aus 12 sechszeiligen Strophen bestehende Parodie).

Daran ist zunächst folgendes zu berichtigen: Die Satire auf Luther ist 1786 nicht in Berlin, sondern in Bern erschienen. Sie enthält auch nicht fünf, sondern nur vier Kupfer, die allerdings meisterhaft ausgeführt sind. Auch ist ihr die „Parodie auf Hallers Doris" nicht „angehängt", sondern sie

steht ihr voran und zwar ganz ohne Verfassernamen. Auch das „nebst etlichen andern Gedichten“ ist unrichtig, denn der Satire folgt nur noch ein Gedicht: „Amor will seine Pfeile verkaufen.“ Vielleicht hat Ebeling ein verbundenes Exemplar benutzt und nicht auf die Paginierung und die Custoden geachtet, weshalb er denn auch das Dunkel der Pseudonymität des Pater Ignatius Rivero nicht zu lüften vermochte.

Pater Ignatius Rivero, den Emil Weller in seinem „Index pseudonymorum“ weder als enthüllt noch als unenthüllt aufführt, ist niemand anders, als Balthasar Anton Dunker, der Dichter des so populär gewordenen komischen Liedes:

„Mein Herr Mahler! wollt er wohl
All' uns konterfeyen?“,

über den Ebeling in seinem dreibändigen Buche vollkommen schweigt. — Dies war schon aus Meusels Gelehrtem Teutschland (5te Ausg. Bd. 9. 1801. S. 260) zu ersehen.

Balthasar Anton Dunker, Kupferätzer und Zeichner, war, wie er selbst in seiner Selbstbiographie, abgedruckt in Füeßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweitz (Anhang. Zürich, 1779. S. 131—147), angibt, 1746 den 15. Januar zu Saal unweit Stralsund geboren und starb zu Bern im April 1807.

Ich bin im Besitze eines vollständigen Exemplars seiner Schriften, die ich ihrer Seltenheit wegen bibliographisch vorführen will.

Sie bestehen aus drei Theilen, deren erster keine Bandbezeichnung trägt und deren dritter als Appendix auftritt:

[I.] *Schriften* von [folgt Silhouette von B. A. Dunker]. Bern bei Walthard und Gaudard. MDCCLXXXII. [Das steht innerhalb einer Verzierung in Kupferstich, darunter als Stecher: Dunker.] kl. 8. 128 S. Mit 13 eingedruckten Kupferstich-Vignetten, laut Bezeichnung von Dunker in Gemeinschaft mit L. Bently.

Darin abwechselnd Prosa und Verse, S. 75—77: „Ein Familiengemählde“ mit dem Anfange: „Mein Herr Mahler“, fünf achtzeilige Strophen.

[II.] *Schriften* B: A: D: II. [o. O.] MDCCLXXXV [das wieder innerhalb einer Verzierung in Kupferstich ohne Namen.]

kl. 8. 192 S. Mit 12 eingedruckten Kupferstich-Vignetten, 10 von Dunker, 1 von V. Hedlinger, 1 von Loueux.

Darin abwechselnd Prosa und Verse, auch eine Farce und ein französischer Dialog.

[III.] *Ein Intermezzo* mit einigen Vignetten von B. A. D. [Folgt eine Titelvignette, aber kein Verlagsort, der allem Anschein nach Bern ist, wie bei I und vermuthlich II.] 1785. kl. 8. XII u. 84 S. Mit 6 eingedruckten Kupferstich-Vignetten, von denen zwei, die Dunker ebenfalls gezeichnet, nicht von ihm gestochen sind.

S. I—II. Titel. — S. III—IV. An's Publikum. — S. V—XII. An Miss G. E. J. Welcher ich dieses Büchlein, in englischem Band gebunden, senden werde. — [Nun folgen S. 1—84 oder Bogen, bezeichnet durch die Buchstaben A. B. C. D. E. F.] S. 1—10. Milon, eine Idylle. — S. 11—26. Beytrag zur Geschichte der mit Unrecht sogenannten Stammbücher. Von einem Künstler. —. S. 27—32. Parodie auf Hallers Doris. — S. 33—80. Doktor Luther auf'm Abtritt. Ein Geniestreich von Pater Ignatius Rivero. Zum erstenmal auf dem neuen Theater der Inquisition zu Madrit, zum Divertissement nach einem Auto-da-Fe, aufgeführt. Aus dem Spanischen. — S. 81—84. Amor will seine Pfeile verkaufen.

In der Ansprache „An's Publikum" heisst es S. III: „Indessen dass der dritte Theil meiner Schriften, zu welchem das Manuskript noch nicht völlig fertig ist, weiss Gott wann? herausmen [sic!] wird; erlaube ich mir, einige Aufsätze, welche eigentlich für Journale bestimmt waren, als eine Zwischentracht oder Entremets herauszugeben." Und S. IV. mit deutlicher Bezugnahme auf den Inhalt der beiden ersten Theile: „Es sind ganz und gar keine Fortsetzungen angefangener Stücke weder aus dem ersten noch aus dem zweyten Theil darinn anzutreffen; nichts von Stierhofen, nichts vom blauen Engel, nichts von van Morcheln" u. s. w. — Ein „dritter Theil" ist nicht erschienen. Fassen wir alles zusammen, so geht aber aus vorstehendem deutlich hervor, dass die „Parodie auf Hallers Doris" und die Farce „Doktor Luther auf'm Abtritt" Theile dieses „Intermezzo" sind, und dass B. A. Dunker der Verfasser desselben ist. — Die einzel-

nen Theile des „Intermezzo“ haben bei fortlaufenden Seitenzahlen und Custoden verschiedenen Druck und Separattitel, sind also vielleicht ursprünglich einzeln verkauft worden und kommen vielleicht vereinzelt in Bibliotheken vor: — das erklärt theilweise Ebelings Irrthümer, ohne sie zu entschuldigen. —

Die beiden Abdrücke, die Ebeling bietet, sind nicht diplomatisch treu; ihr vorhandensein überhebt mich aber der Mühe, auf den Inhalt der Stücke näher einzugehen. Den vollständigen Titel der Satire auf Luther habe ich vorstehend mitgetheilt. Natürlich ist das „Aus dem Spanischen“ eine Fiction, wie der spanisch sein sollende Name Rivero selbst; die eine passt zur andern. Diese Fiction ist ohne historische Begründung, denn in der Kirchengeschichte oder in der spanischen Litteraturgeschichte ist kein Pater Ignatius Rivero bekannt, der als Gegner der Lehren Luthers von Hölle und Teufel aufgetreten wäre. Auch ist Rivero kein spanischer, wenigstens kein castilischer Name wie Ribero; er kann in Spanien nur dialektisch vorkommen und entspricht (sowol mit v als mit b) einem lat. riparius (deutsch etwa Bachmann). Der Vorname Ignatius soll wol an Loyola erinnern.

Die bekannteste Dichtung von B. A. Dunker ist das mehrfach citierte komische Lied: „Mein Herr Mahler! wollt er wohl All' uns konterfeyen“, das ich in einem der nächsten Bände meiner „Bibliothek humoristischer Dichtungen“ in einem diplomatisch getreuen Abdrucke mit Nachtragung der unechten Strophen bieten werde. Die fünf echten Strophen des Liedes sind nämlich später verändert und in einigen Drucken bis auf sieben, in andern bis auf neun vermehrt worden. Jegor von Sivers schrieb in seinen „Deutschen Dichtern in Russland“ (Berlin 1855) S. 149 sämmtliche neun Strophen, ohne dies zu begründen,* dem Livländer Carl Gotthard Graß (geb. 1767) zu, der 1814 als dilettierender Landschaftsmaler in Rom starb; später vertheidigte er seine Behauptung Hoffmann von Fallersleben gegenüber in unkritischer Weise in seinem „Literarischen

* Man vgl. auch Füßli, Allgem. Künstlerlexikon. Th. 2. Abschn. 2. 1806. S. 311.



Taschenbuch der Deutschen in Russland" (Riga 1858) S. 284. Hoffmann von Fallersleben („Unsere volksth. Lieder." 3. Aufl. Leipzig 1869. S. 101) und Goedeke („Grundriss" Bd. II. S. 1108) halten Graß für den Umdichter und Vermehrer, und Goedeke führt an: „Der Bauer und der Maler, für Fortep. und Guitarre. Altenb. 1808. Für Guitarre. Hamb. 1808. — Antwort des Malers an den Bauern für Guitarre. Hamb. 1809." Graß trat erst 1782, in demselben Jahre, in dem der erste Theil von Dunkers „Schriften" mit dem Liede erschien, ins Lyceum in Riga ein; schon das beweist genügend, dass er das Lied nicht gedichtet hat. — An Nachahmungen hat es nicht gefehlt; so enthält z. B. das von Wilhelm Bernhardi herausgegebene Allgemeine deutsche Lieder-Lexikon (4 Bde. Leipz. 1844—46. Bd. II S. 317) unter Nr. 1358 anonym ein verwandtes dreistrophiges Lied mit dem Anfange: „Maler, mal' er mein Liebchen."

Indem ich mich vorläufig auf vorstehendes beschränke, will ich schliesslich nur noch bemerken, dass sich Dunker auch in seinen übrigen Schriften als ein hervorragender Humorist des Zeitalters darstellt. Er erinnert in einzelnen Zügen seiner Prosa an Claudius, ohne jedoch dessen spätere Manieriertheit zu theilen, wie er denn überhaupt meist eine ganz eigenthümliche Physiognomie zeigt.

Zu Goethe.

Von

Robert Boxberger.

1. Die Bauernhochzeit im „Götz von Berlichingen." Act 2.

Obgleich sich nicht nachweisen lässt, dass Goethe um die Zeit, als er seinen „Götz" dichtete, Johann Paulis Schimpf und Ernst gelesen habe, verdient doch folgende Erzählung (Oesterleys Ausg. S. 244 f.) als Seitenstück zu der „Bauernhochzeit" angeführt zu werden:

„Zwen burger zu Zürch lagen mit einander in den rechten, vnd triben grosen kosten vff einander, das sie einander schier verterbt hetten. Vff ein mal sprach der ein zu seinem sun, leg dein harnisch an, so wil ich mich auch an legen, vnd nem deinen hellenbart vff dein achsel, so wil ich mein auch nemen, vnd giengen mit einander an des andern husz ires widerpartz vnd klopfften an. Ir widerpart sahe zu dem fenster usz, vnd sahe das sein feint mit seinem sun da was, vnd sprach zu seinem knecht, kum wir wöllen vnsz auch an legen, vnd nam ieglicher auch sein hellenbart, vnd giengen hinab in das husz vnd stunden die fier da gegen einander. Da sprach der des das husz was, was bedüt es, das du also zu mir kumest. Diser sprach, ich kum in allem gutem her, wir hangen mit einander in dem rechten, vnd haben einander schier verderbt, vnd wan wir einander gar verderbten, so spottet man vnser, vnd ist in der gantzen eidgenoschaft nieman der das best zu vnsern sachen ret, damit das wir gericht würden, lasz vnsz ein glocken giessen, die man weit mag hören lüten, du hast ein dochter so hab ich da ein sun, lasz vnsz die zusamen geben vnd ein ee machen, vnd verzeihe mir so wil ich dir auch verzeihen, vnd lasz vns gute fründ mit einander sein. Sein widerpart antwurt vnd sprach bei meinem eid du sagst recht, es ist mir lieb, vnd berufft die dochter vnd hielt in die sach für, vnd fragt in ob es ir lieb wer, sie sagt ia. Also ward der handschlag verbracht, da fiengen sie an zu kochen in beiden hüsern, vnd legten sich hochzeitlichen an, vnd assen vnd truncken vnd dantzten vnd

luden ander herren dar zu, vnd waren guter ding mit einander. Da verwundert sich iederman der verwandlung, vnd lebten in weiszheit mit einander, das waren recht lüt."

2. Zu der Gedichtsammlung „Sprichwörtlich." Hempels Ausgabe II, S. 336 f.

„Man hat ein Schimpflied auf Dich gemacht."
Es hat's ein böser Feind erdacht.

Lass' sie's nur immer singen!
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht so lang' in den Landen
Als das „Christ ist erstanden!"

Das dauert schon 1800 Jahr
Und ein paar drüber, das ist wol wahr!

Diese Reihe von Sprüchen ist nicht zu verstehen, wenn man nicht folgende Erzählung dazu hält, die ich bei Zinkgref, Apophthegmata, Strassburg 1628, I, S. 83 finde:

„Seiner (Kaiser Maximilians I.) Schreiber einer beklagt sich bey ihr Keys. M. wegen etlicher Teutscher Liedlin und Paßquill, so ihm zu hohn weren gemacht worden, und bate, ihr K. M. wolte es doch durch ein offen Edict verbieten und hinderstellig machen, dem antwortet Keyser Maximilian: Das wolten wir nicht gern thun, dann sie dörfften erst dannenhero auch an uns selbst gerathen. Nimm dichs nur nicht an, und verschmertze es, gleich wie wir dergleichen etwan auch verschmertzen müssen, dann dergleichen Lieder, wie sie schwind auffkommen, also vergehen sie auch schwind wider, sie wehren nicht so lang als das Lied: Christ ist erstanden: Darüber einmal ein Jud klagete, dass es nun 1500 Jahr gewehret habe."

3. Zu Hempels Ausgabe III, S. 172: Zu einem Bilde von Frankfurt am Main etc.

Auf einem Facsimile ohne Ueberschrift folgt diesen Zeilen:

Angedenken an das Liebe —
Glücklich wenn's lebendig bliebe.
W. d. 12. Octb. 1828. Goethe.

Vgl. ebenda S. 207. Und auf der Rückseite: Die lustige Gegend um Franckfurt am Mayn empfiehlt zu gnädigem Wohlgefallen Sich selbst aber zu fortdaurendem Wohlwollen ein wiedergebohrner freyer Reichsbürger.

d. 6. Jan. 1814.

4. Zu dem Gedicht „An Alexander von Humboldt.“ Hempels Ausgabe III, S. 336.

Ich besitze ein Facsimile dieses Gedichtes (mit der Variante: Gelangte mir; vgl. S. 428), in welchem zu dem Worte „Heft“ unter dem Text mit einem (*) die Anmerkung zugefügt ist: sur les loix. Dies bedeutet, nach der Ermittelung des Herrn Dr. Reinhold Köhler in Weimar: A. v. Humboldt, sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales in Annales de chimie et de physique I. 1816. Strehlkes Anmerkung ist aus Goethes Annalen zu 1816 geflossen: „Von Humboldts Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen.“

5. Ein kleines Ineditum.

Was der August nicht thut
Macht der September gut.
Wiesbaden d. 1. Sept. 1814. Goethe.

Aus dem Nachlass des Rectors Christian Wenig zu Erfurt.

6. Zu Faust, 2. Theil. Hempels Ausgabe, XIII, S. 242.

Auf einem Quartblatt aus dem Nachlasse des „jungen Feldjägers“ (Mämpel in Weimar; vgl. Werke, 6bändige Ausgabe 1860, V, S. 525) steht folgender Text von Goethes Hand:

Chor der Büßerinnen.
Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche
Vernimm das Flehen
2. Du Strahlenreiche.
1. Du Ohnegleiche
Eine (sich anschmiegend.)

[„Eine“ ist mit Bleistift ausgestrichen und dafür Gr. gesetzt.]

Jetzt neige! Neige!
Dein Antlitz gnädig meinem Glück.
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.
Verweile! Weile!

[Die letzte Zeile ist mit Tinte ausgestrichen, hinter der ersten ist mit Bleistift eingeschaltet:

Du Str.
D. Oh.

Das Ganze ist mit Bleistift ausgestrichen.]

Auf der andern Seite des Quartblattes steht:

Die Eine
Vom edlen Geisterchor umgeben etc.

(Hempel S. 243 bis : folgt er nach) mit Ausnahme der Ueberschrift ohne Varianten.

7. Ein Ineditum in Prosa.

Auf einem andern Quartblatte aus demselben Nachlass findet sich folgende, schwer lesbare, flüchtige Skizze, für deren Entzifferung ich gleichfalls Herrn Dr. Köhler zu Danke verpflichtet bin:

Die unmittelbaren Anstalten
für Wissenschaft und Kunst
Weimar und Jena
verbunden.

Schema.

Schloßbrand
Gerettet [ausgestrichen.]
Untergegangenes
Gerettes
Gallerie.
Die drey Churfürsten
durch Becker Körner
. . . .
im Rothen Schloß
Kunst Kammer
Begriff derselben
Natur curiosa
? [Natur Scheinbares]
? [Unnatur Künstlichs] ?

8. Einige von Goethes letzten Zeilen, die noch nicht bekannt waren.

Den 11. März 1832 schrieb Goethe an den Bibliothecar Rath Kräuter:

Das Nähere über
Ocsatres
Bruder des Darius
erbittet sich

d. 11. März 1832. G.

Es handelte sich um die Erklärung der Alexanderschlacht, die soeben von **Zahn** in Pompeji aufgefunden worden war. Das Nähere darüber ist zu ersehen aus Goethes Brief an Zahn vom Tage vorher (Goethes Briefe IV, S. 1605 ff.) und aus Karl Wilhelm Müller, Goethes letzte litterarische Thätigkeit etc. S. 11 ff. Kräuter selbst erläutert dieses Gemälde in einem Briefe an Christian Wenig so: „Es soll die Schlacht bei Arbela vorstellen, wo Darius den Alexander selbst zu Gesicht bekam und von diesem sein Bruder Ocsatres getödtet wurde."

9. Aus einem Briefe Kräuters an Christian Wenig, Weimar den 24. October 1831:

„Unser geliebter Goethe befindet sich fortwährend ganz wohl und überlässt sich, mit Freiheit, den ihm gewohnten Geschäften. Möchte Dir seine Kraft jetzt gegönnt seyn und Du dem Schlag des Schicksals so männlich die Stirn bieten wie er bey Verlust seines einzigen Sohnes that. Er hat jetzt eigenhändig die Inschrift auf das Monument desselben entworfen, welches ihm bey der Pyramide des Cestius errichtet wird; sie lautet ohngefähr:

Goethe fil.
Patri
Praevertens
obiit
Aet. XL.
MDCCCXXX.

10. Goethes vorletzte Krankheit im Jahre 1830.

Nachstehender Bericht Kräuters an Christian Wenig vom 5. December 1830 wird auch jetzt noch nicht ohne Theilnahme gelesen werden:

Goethe ist wieder hergestellt; seine kräftige Constitution hat den gewaltigen Krankheits-Anfall glücklich überwunden.

Bester Freund!

Wenn ich über alle die grossen Zufälle, die das Goethesche Haus seit 5 Wochen betroffen, Dir eine ausführliche Relation zugedacht hatte, so fehlte mir bisher die Zeit um meinen Vorsatz zu eigner Zufriedenheit auszuführen, jetzt aber, da mir Deine ängst-

lichen Zeilen zukommen, kann ich Dich keinen Augenblick länger im Ungewissen lassen, ob auch ein Heer von Dienstobliegenheiten mich noch nicht zu Athem kommen lassen. Also zur Sache.

In wieweit die Trauerkunde von dem plötzlichen Ableben des Sohnes den hochverehrten Vater angegriffen, hat Niemand ergründen können, da er auf das Geflissentlichste vermied darüber zu sprechen, selbst nicht mit seiner Schwiegertochter, entfernder Stehende aber das tiefste Schweigen darüber beobachten mussten, auch alle Förmlichkeits-Condolenzen verbeten waren. Warum sollte er die Pille die er verschlucken musste noch kauen! Als ihm der Herr Geheimerath und Canzlar von Müller diese Trauerkunde mittheilen musste, die ihm von dem Königl. Bayerschen Minister-Residenten Kestner, (dem Sohne der durch Werthers Leiden berühmt gewordenen Lotte,) offizell zugekommen war, wollte der Herr Geheimerath von Goethe lange nicht den Sinn seiner schonend einleitenden Worte verstehen, endlich unterbrach er ihn mit den Worten: „Nun so sprechen Sie es nur kurz aus, dass mein Sohn am Fuss der Pyramide des Cestius seine irdische Laufbahn beendigt hat,“ und zerdrückte im Auge einige Thränen.

Die folgende Zeit bemerkte man, ausser einer ernsten Stimmung, keine Veränderung. (Den letzten Brief hatten Se. Excellenz am 7. Novbr., am Jahrestage seines Dienst-Jubiläums, erhalten: er war voll heitern Humors und Lebenslust und richtete grosse Freude an und Niemand konnte nur entfernt ahnden, dass der Verfasser schon seit 12 Tagen nicht mehr zu den Lebenden gehöre.) Später ging es immer besser und Se. Excellenz fassten den Entschluss dieses gegenwärtige Wohlbefinden des Geistes und Körpers dazu zu benutzen, ihr Haus zu bestellen und Alles zu bestimmen, wie es nach ihrem Ableben gehalten werden sollte. Sie hatten die Gnade mir ihr Vorhaben zu eröffnen ohngefähr in folgenden Aeusserungen: „Obgleich der König von Bayern in seinem Condolenzschreiben mir ernstlich ans Herz gelegt hat, dass ich mich schämen solle vor dem hundertsten Jahre sterben zu wollen, und ich gegenwärtig mich besonders wohl fühle, so will ich doch eben desshalb die nächsten Tage dazu anwenden mein Haus zu bestellen“ etc. er erwähnte bei dieser Gelegenheit des Ablebens seines Sohnes, das ihn zu diesem Geschäfte vorzüglich nöthige und der hohen Jahre in denen er stehe; das geschah noch am Dienstag den 23. Nvbr., den Donnerstag (d. 25. Nvbr.) fand ihn die Grossherzogin besonders heiter und wohl. Er hatte mit *Dr.* Eckermann, (der an erwähntem Dienstage wieder hier eingetroffen war,) zusammen gespeist und war mit ihm, bis 7 Uhr Abends, zusammen geblieben, von da an bis zum Schlafengehen, Abends 9 Uhr, hatte ihm seine Schwiegertochter vorgelesen. Kurz nach 10 Uhr schellen Se. Excellenz dem Bedienten heftig, dieser

eilt hinauf, und findet seinen Herrn im entsetzlichsten Zustande. Ein Blutstrom entstürzt, unter dem furchtbarsten Geröchel, seinem Munde, das ganze Gesicht ist blau. Schnell sind Arzt und Chirurg herbei geholt und ein Aderlass am linken Arme thut dem Bluterbrechen Einhalt. Vier und Zwanzig Stunden schwebte sein Leben in der grössten Gefahr, oder besser: der Arzt hatte keine Hoffnung zur Erhaltung seines Lebens. Doch die Vorsehung wollte uns unser Glück und der Welt ihren Stolz noch länger erhalten: das Erbrechen blieb weg und die geöffneten Blutgefässe fingen allmählig an sich zu schliessen. Sechs Pfund Blut waren durch den Lungenblutsturz und einigem nachfolgenden Husten fortgegangen, 1½ ℔. hatte man ihm durch den Aderlass entzogen. Grössentheils verdanken wir seine Erhaltung, nächst seiner überaus kräftigen Constitution, der unschätzbaren Sorgfalt des Hofrath Vogel, der mir noch gestern versicherte, dass ihm in seinem Leben nicht eingefallen seyn würde zu glauben, dass ein so bejahrter Mann einen solchen Sturz überwinden würde. Die Besserung und Wiederherstellung ist schnell aber in der Ordnung vor sich gegangen, und vergangenen Montag (den 29. Nvbr.) stand er wieder vor dem Ofen in seiner Arbeitsstube und bestimmte (im Einverständniss mit dem Arzte,) der Köchin, was er zu Mittag essen wollte, den Mittwoch (den 1. Debr.) darauf lag das letzte Bulletin in der Domestiquen-Stube. Der Antheil den der Hof und die ganze Stadt nahm, war rührend und jetzt ist die Freude über seine Genesung unbeschreiblich. Seit vergangenem Freitage (d. 3. Debr.) hat er seine Geschäfte wieder ordentlich aufgenommen und gestern Mittag habe ich ihm wieder meine Aufwartung gemacht. Ich traf ihn beim Frühstück, auf dem gewohnten Platze, und er unterbrach meinen Glückwunsch, mir freundlich zurufend: „da sitzen wir wieder!“ — Er fühlt sich zwar noch geschwächt aber wohl, und Alles ist überzeugt dass er sich nun wieder seinen Freipass auf wenigstens 10 Jahre gelöst hat.

Von dem jungen Goethe, der allgemein bedauert wird, hoffe Dich bei Deinem nächsten Besuche ausführlich zu unterhalten.

Zu den Quellen Goethischer Gedichte und Sprüche.

Von G. v. Loeper.

1.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Diesen so bekannten, auch in Büchmanns „Geflügelte Worte“ aufgenommenen Spruch liess Goethe zuerst im Jahre 1810 in der Einleitung seiner Farbenlehre als „Worte eines alten Mystikers“ in etwas veränderter Fassung drucken, dann 1823 wiederum in anderer im II. Bande der Schrift „Zur Naturwissenschaft“ (S. 20) und in obiger 1824 unter den „Zahmen Xenien“ (Abth. III) in „Kunst und Alterthum“ (IV. 3. S. 104).

Aber schon vor 1810 hatte Goethe den Spruch, wahrscheinlich in einem Stammbuch, an eine Frau gerichtet, wie eine aus Knebels Nachlass stammende Abschrift desselben, mit andrer Fassung des zweiten Verses und mit der Ueberschrift: „An Mme. B.“ ergibt, die sich auf demselbeu Blatt mit einer Abschrift des Stammbuchverses an Fr. Aug. Wolfs Tochter, Wilhelmine, v. J. 1805 befindet. Beide Sprüche, die auch unter den „Zahmen Xenien“ zusammenstehen, werden gleichzeitig verfasst sein.

Am 18. December 1810 notierte sich diese Verse Zacharias Werner zu Rom, als die eines alten deutschen Dichters (dessen Biogr. von Schütz II. 145), worauf Düntzer in seiner neuesten, überaus interessanten und für die geheimeren Beziehungen der Litteraturgeschichte wichtigen Schrift „Zwei Bekehrte“ (S. 210) mit dem Bemerken hinweist, Goethe habe die Verse vielmehr aus Plotin geschöpft. Dieser Annahme, welche

auch äusserlich dadurch unterstützt wird, dass Goethe diesem Neu-Platoniker mehrere seiner „Sprüche in Prosa“ entlehnt hat, bin ich oft begegnet. Es dürfte daher nöthig sein, auf die wahre Quelle hinzuweisen, deren Auffindung nicht Schwierigkeiten darbot, seit S. Hirzel im J. 1849 in „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek“ (S. 9) den Eintrag des Dichters in das Brockenbuch vom 4. September 1784 bekannt gemacht hatte. Dieser lautet:

> Quis coelum possit nisi coeli munere nosse,
> Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Die Verse sind den Astronomica des Dichters M. Manilius (lib. II. v. 115 und 116) entnommen, und ich vermuthe, dass Goethe sie durch Hamann kennen gelernt hatte, von dessen Schriften und Briefen er damals durch Herder fortdauernd Kenntniss erhielt.

Hamann citiert diese Verse nebst dem 105.: Quis dubitet post haec hominem conjungere coelo? zu S. 259 der „Kreuzzüge des Philologen“ (1762) und zwar zu den Worten: „die verhüllte Figur“ (s. Bd. 8. S. 125 der Rothschen Ausgabe Hamann'scher Schriften).

Vor Auffindung dieser Quelle konnte man, abgesehen von sinnverwandten Stellen im Plotin, die Entstehung des Spruchs auch auf eine Stelle im Plutarch (de defectu oraculorum c. 42) zurückführen, in welcher derselbe Gedanke weiter entwickelt wird:

Mihi vero videtur maxime hujusmodi cum divinatione contemperationem atque cohaesionem animus admittere, qualis est visui cum luce consentiente. Oculus enim videndi facultate praeditus nihil sine luce agere potest, animi vis divinatoria, tanquam oculus, sua quadam re indiget a qua incendatur atque exacuatur. Quare multi antiquiorum esse unum eundemque Apollinem et Solem putaverunt.

2.

> „Da reiten sie hin! Wer hemmt den Lauf!“
> Wer reitet denn? „Stolz und Unwissenheit.“
> Lass sie reiten! Da ist gute Zeit,
> Schimpf und Schade sitzen hinten auf.

Nicht die „Sorge“, sondern „Schimpf und Schade“ also sitzen hinter den Reitern in dieser „Zahmen Xenie“ (Abth. I. zuerst 1820 in „Kunst und Alterthum“, II. 3). Schade ist nicht Druckfehler für Schande. Wie Schimpf und Schande, so gehören auch Spott und Schade, Scham und Schade, Schande und Schade formelhaft zusammen. Vgl. Zinkgrefs Apophthegmata (IV. 403): „Dann muss man Scham zum Schaden han“, ebenda (S. 467) Schade und Schande, und Theil V. S. 192., sowie in Michaelis Apophthegmata (Jena 1705. Nr. 1301): „Ehe Schade und Schande einreissen.“

Obiges Xenion stammt jedoch aus dem Französischen. Es ist der frei übertragene, in dialogische Form gebrachte Spruch, welcher Ludwig XI. von Frankreich zugeschrieben wird: Quand orgueil et ignorance vont à cheval, honte et dommage sont en croupe.

Goethe fand denselben in der gegen Hammer gerichteten polemischen Schrift des Praelaten von Diez: „Unfug und Betrug in der morgenländischen Literatur“ 1815 (S. 16).

3.

Mir will ew'ger Durst nur frommen
Nach dem Durste.

Ein Vers aus den Noten zum „Westöstlichen Divan“ (Abschnitt: Zweifel), zum Zeugniss angeführt, wie die deutsche Mystik, welche in der neuesten Zeit (1819) doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrücke, „sich schon selbst parodire.“

Die Quelle ist Eichendorffs Roman: „Ahnung und Gegenwart“ vom Jahre 1815. Darin trägt ein Dichter „von mehr schmachtendem Ansehn“, ein „Poesierer“, ein Assonanzenlied vor: „Hat nun Lenz die silbern' Bronnen“ (Buch II. Capitel 12), dessen vierte Strophe lautet:

„Was die Andern sorgen wollen,
Ist mir dunkel,
Mir will ew'ger Durst nur frommen
Nach dem Durste.“

Eichendorff sagt selbst von den Producten dieses Dichters: „die Poesie selber kam nicht zum Vorschein.“

Es ist dies wol die einzige Stelle in Goethes Schriften, die eine Kenntniss der Eichendorffschen Dichtung verräth.

4.

Gesang der lieblichen Geister in der Wüste.

Erster Geist.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.

Zweiter.

Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.

Erster.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er schleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Zweiter.

Ragen Klippen
Dem Sturze entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Erster.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin.

Zweiter.

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Erster.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler.

Zweiter.

Wind mischt von Grund aus
Alle die Wogen.

Erster.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!

Zweiter.

Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethes „Gesang der Geister über den Wassern" ist zuerst im October 1779, nach dem Anblick des Staubbachs im Lauterbrunner Thal (den auch Z. Werner besungen), als ein Wechselgesang zwischen zwei Wassergeistern concipiert, die, ihrer Natur nach, dem Menschen weissagen und sein Schicksal deuten. In dieser Form hatte Goethe das Gedicht am 14. October 1779 aus Thun an Frau von Stein mit den Worten gesandt: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebeln ab, mit einem Gruss von mir," und Frau von Stein, dem Wunsche entsprechend, das Gedicht am 4. November 1779 in einer Abschrift an Knebel gesandt. Diese Abschrift, deren Mittheilung ich der Güte des Herrn Dr. Burkhardt zu Weimar verdanke, liegt obigem Abdruck zu Grunde, der, abgesehen von der Vertheilung der Strophen unter zwei Geister, nur an drei Stellen Varianten von dem Druck in den Werken aufweist. Das Gedicht scheint mir aber in der ursprünglichen Gestalt an Klarheit, Leben und Unmittelbarkeit zu gewinnen.

5.

I convertiti stanno freschi appresso di me.

Ein Spruch aus der dritten Abtheilung der „Maximen und Reflexionen" (zuerst 1823 in Kunst und Alterthum), deutsch etwa: Die sich bekehren, können mir gehn (kommen bei mir schlimm an). Nach Herrn Düntzers Ermittelung entnahm ihn Goethe einem Briefe Winckelmanns an Stosch, Rom, den 2. Januar 1767 (Band III der Winckelmannschen Briefe, herausgegeben von Fr. Förster), worin er schreibt:

„Es ist jetzt eine zum wahren Glauben bekehrte Schwester des Generals xx hier und bettelt; und in Neapel hat sich ein vorgegebener Sohn des Generals von Winterfeld gemeldet. I convertiti stanno freschi appresso di me.“

Es käme nun darauf an, die Quelle rückwärts noch weiter bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen.

Eine Spur über die Entstehung des Dictum habe ich in dem Leben des Papstes Benedict XIV. von Caraccioli (Paris 1783) S. 158 gefunden, wonach dieser, oder doch ein verwandter Spruch dem heiligen Benedict zugeschrieben wird. Jener Papst hätte sich nämlich auf den letztern darüber berufen, dass er gewollt: qu'on ne courre point après un Apostat, dans la crainte que son retour ne devienne contagieux. Und der Verfasser setzt hinzu: Ainsi pensa Clément XIV, qui se modela sur Lambertini [Benedict XIV] jusqu' à copier ses expressions. Durch Clemens XIV. würde hiernach der Spruch weitere Verbreitung gefunden haben.

6.

Frage: Was ist Prädestination?
Antwort: Gott ist mächtiger und weiser als wir;
darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen.

In der 7. Abtheilung der „Maximen und Reflexionen“, zuerst 1837 aus Goethes Nachlass mitgetheilt.

Director Vernaleken zu Wien hat die Quelle in der Einleitung zu seiner „Unterrichtslehre“ (Wien 1871, Beck) angegeben. Hiernach ist Albrecht Dürer als der fragende zu denken.

Agricola erzählt in seinen „Sprichwörtern“ 1529 (Thl. II. S. 46) als Erläuterung des Spruchs Nr. 379: „Was einer kann, das kann er einen andern auch lehren und von sich sagen,“ es habe „Albrecht Dürer, ein hoher Kopf, Bürger zu Nürnberg, sich viel bekümmert mit der Vorsehung, Predestinatio, wie die scharfen Köpfe denn pflegen. Nun hat er viel gelehrter Leute gefraget, die man dazumal für gelehrt hielte, was Predestinatio wäre? Und da sie ihm zu Antworte gaben, er konnte solchs nicht fassen, noch verstehen, wenn sie es

ihm schon sagten. Das verdross ihn übel und sprach, er zweifelte nicht, wo sie es sagen künnten, er wollte es auch verstehen. Zuletzt ist einmal ein recht gelehrter zu ihm kommen und gesagt: es wäre Predestinatio nichts, denn dass Gott weiser und mächtiger wäre, denn wir, und machte es mit uns nach seinem Gefallen. Da ist er fröhlich worden und gesprochen: Ei das verstehe ich ja, dieser war seiner Meinung gewiss, darum kunnte er sie recht herfür bringen; die ersten haben es nicht gewusst, darum haben sie es auch nicht sagen können." Bekannt ist Dürers grosse Theilnahme an Luther und der Reformation, die hierdurch neue Bestätigung erhält.

7.

> Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: „Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen."

Gleichfalls aus Abtheilung 7 der „Maximen und Reflexionen." Der Spruch — eine Anekdote — wird nicht einem Vorfall aus dem Leben, sondern einer Erinnerung Goethes aus der Theaterpraxis seine Entstehung verdanken. Denn ich glaube seiner ersten Gestalt in Ifflands Lustspiel „Die Aussteuer" (I. 1) begegnet zu sein, wo der Amtmann zu Sophie sagt: „Nicht aus Inclination, aber zu meiner Satisfaction wegen Ihrer ungebührlichen Reden, muss ich Sie zur Frau bekommen." Vergl. den Goethischen Vers (Abth.: Sprichwörtlich), der den Scherz für die Zeit der Ehe wiederholt:

> „Ein braver Mann, ich kenn' ihn ganz genau:
> Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau."

Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften.

Von

Karl Weinhold.

1. Die Ausgabe von 1811.

Nach der verbreiteten Meinung hat L. Tieck die Ausgabe von Maler Müllers Werken besorgt, welche 1811 zu Heidelberg bei Mohr und Zimmer erschien und 1825 mit neuem Titelblatt zu billigeren Preisen abermals in den Handel kam. Indessen ist dem nicht so. Schon R. Köpke hat in seinem „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ I. S. 323. 326. 328 richtiger den Antheil desselben an jener Ausgabe bezeichnet. Hiernach hatte Tieck, der früh für Müller Interesse fasste, zu Erlangen 1803 den reformierten Prediger Le Pique (Lepique), einen lebhaften Bewunderer des pfälzischen Poeten, kennen gelernt, welcher sich zu Schritten wegen einer neuen Ausgabe bei seinem Freunde Götz in Mannheim, dem Nachfolger des Verlegers Schwan, erbot. In Rom erhielt dann Tieck von Müller die Einwilligung zu einer Sammlung seiner Schriften, welcher auch die noch ungedruckte Genovefa angeschlossen werden sollte, und bekam zugleich die Ermächtigung, sich einen Koffer mit alten Papieren, Dichtungen und Briefen, aus dem Schwanschen Lager in Mannheim ausliefern zu lassen, den er bei seiner Abreise nach Italien dort hinterlassen hatte. Dieser Koffer fand sich, als Tieck nach Mannheim kam, wohin Lepique inzwischen versetzt war, richtig vor, und bot „Briefe, Entwürfe und Zeichnungen, eine Masse unzusammenhängender und schwer zu lesender Blätter“, die Tieck nach und nach sichtete. Als diess endlich geschehen war, „überliess er die Besorgung der neuen

Ausgabe seinem Freunde Le Pique." Aber die Verhandlungen mit Müller giengen nur langsam, Missverständnisse mit der Verlagshandlung kamen hinzu* und erst 1811 erschien die neue Sammlung.

So erzählt Köpke nach Tiecks Mittheilungen. Allein auch hier waltet ein Irrthum, denn nicht Lepique, der freilich die Genovefa wenigstens noch 1808 in Händen hatte,** besorgte die Ausgabe, sondern Fr. Batt, der damals in dem v. Baboschen Hause zu Heidelberg lebte.

Der Beweis dafür ist durch fünf Briefe Müllers an Batt in meiner Hand,*** die vom 25. Febr. 1809 bis 2. Febr. 1811 gehn und sich mit der Leitung der Sammlung beschäftigen, deren Pflegevater Batt von dem Dichter in dem letzten Briefe genannt wird. Man sieht daraus, wie lebhaft sich Müller dafür interessiert, wie er in Rom Abschriften der noch ungedruckten Sachen machen lässt, die früheren Drucke durchsieht und zu denselben Verbesserungen sendet. Es lag ihm daran, nicht bloss die alten Ausgaben zu wiederholen, sondern eine Sammlung letzter Hand von allen seinen Dichtungen zu geben. Aber sein Unstern leuchtete auch hier. Ich sehe nicht, dass auch nur zum braunen Fräulein die eingeschickten Correcturen berücksichtigt wären und finde die einzige Nachgibigkeit der Heidelberger darin, dass Müllers in seiner bairischen Pension begründetem Begehren, auf dem Titel als bairischer Hofmahler genannt zu werden, durch den Schmutztitel gewillfahrt ward. Wahrscheinlich scheute sich Zimmer, der schon mit Götz Auseinandersetzungen gehabt haben muss, um so mehr vor einer zu grossen Erweiterung der Sammlung, als Müller über die eine und andere Dichtung schon mit andern Buchhändlern

---

* Der Verlag gieng von Götz in Mannheim an den Heidelberger Buchhändler Zimmer über.

** Brief Arnims an Tieck, bei Briefe an L. Tieck, herausgegeben von K. v. Holtei I. 14.

*** Drei besitze ich in eigenhändiger Abschrift aus den Originalen, zwei im Original. — Uebrigens hat schon Friedr. Götz, der Sohn jenes Buchhändlers Götz, des Nachfolgers Schwans, in seinen „Geliebten Schatten", 1858, S. 20 den Dr. Batt als Herausgeber der Müllerschen Werke von 1811 genannt.

angeknüpft hatte. Auch kamen manche Verbesserungen wol zu spät für den Druck; andere waren, so weit ich vergleichen kann, in der That keine guten Aenderungen. Trotzdem Baron Uexküll aus Stuttgart Müllern bei der stilistischen Durchsicht der Manuscripte beistand, ist der harte, oft undeutsche Ausdruck in dem, was der alte Römer damals schrieb, auffallend. So wenig die Ausgabe von 1811 eine für den Litterarhistoriker genügende heissen kann, so wenig mag sie Müller selbst befriedigt haben.

Er wünschte die Sammlung mit seinem musicalischen Drama in drei Aufzügen, Adonis, zu eröffnen, auf das er um so grösseren Werth legte, als Oehlenschläger, dem er den ersten Act bei dessen römischer Anwesenheit vorlas, sich dafür sehr eingenommen zeigte. Ja er wünschte eine Separatausgabe davon als Vorläufer der ganzen Sammlung.* Aber Zimmer begann den Druck mit Adams erstem Erwachen und Batt vertröstete den entfernten damit, dass Adonis bald nachfolgen solle, was bekanntlich nicht geschah. Das ausführliche Schreiben über die Geschichte und den Inhalt dieser Dichtung, welches den erst in Müllers Todesjahr 1825 zu Leipzig (bei G. Fleischer) erschienenen Druck der Trilogie Adonis, die klagende Venus, Venus Urania begleitet, hatte Müller schon 1810 fast fertig und wollte es Fr. Batt widmen.**

Grossen Kummer erregte unserm Müller während der Verhandlungen mit Batt der Verlust jenes in Mannheim hinterlassenen Koffers — denn für ihn galt er verloren. Am 24. März 1810 schreibt er an Batt: „So sind die Früchte so vieler Begeistrung, so langer Nachtwachen auf einmal dahin. Da ich glaubte, dass meine Sachen in dem Koffer noch existirten, waren sie mir gleichgiltig, jezt da ich weiss dass sie verloren sind, treten sie mir mit jedem Augenblick schmerzlich lebhaft in die Seele; das Trauerspiel vom Kaiser Heinrich dem vierten in fünf Aufzügen, das ganz angelegt und

* Er hatte wegen des Druckes schon mit Maurer in Berlin durch Genelli Verhandlungen gesucht.

** Mit den Ruscheweyschen Stichen der von Müller entworfenen Umrisse zum Adonis war der Maler-Dichter mit Recht unzufrieden.

zum retouchiren schon fertig war; die fünf fertigen Gesänge vom Riesen Rodan ausser dem ersten in der Schreibtafel. Sollte einem nicht verleiden, nach solchen Begegnissen weiter noch die Feder zum dichten anzusetzen?“ Und am 25. Sept. 1810 schreibt er: „Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein noch anzumerken, dass sich in dem Koffer, den ich in Mannheim bey meiner Abreise nach Italien zurückgelassen, eine grössere dramatische Idylle, Bacchidons Hochzeit betitelt, befand, worin dieser Falstaff aus dem bacchischen Chor völlig erst nach comischer Rundung hingestellt erscheint. Bey jeder neuen Erinnerung an Gegenstände, die dort ich zurückgelassen, vermehrt sich mein Schmerz und Unmuth über die nichtswürdige Weise, wie ich darum gekommen bin.“

Von den Dichtungen, welche Müller hier als verloren angibt, sind die Gesänge des Riesen Rodan, abgesehen von dem in der Sammlung II. 309—317 gedruckten Stück, bis jetzt nicht an das Licht gekommen.* Theile davon, nämlich der 2., 4., 9. Gesang, stecken in den Müllerschen Papieren aus dem Tieckschen Nachlass, welche die K. Bibliothek in Berlin besitzt, deren ganzer Zustand völlig zu Köpkes Beschreibung des Inhalts jenes Mannheimer Koffers stimmt, wenn sie auch nur einen Theil davon ausmachen können. Darunter ist zwar nicht der ganze Heinrich IV., aber doch kleine Stücke in Prosa und einzelne Lieder dazu, die sämmtlich den Eindruck des unfertigen machen, und nur als Entwürfe und Vorstudien gelten können.

Von Bacchidons Hochzeit habe ich nichts gefunden, ebensowenig von dem Centaur Pandarus, den Eckstein, welcher Müllern bei den Abschriften für die Sammlung behilflich war, in seiner Nachschrift ** zu Fr. Schlegels Recension der Ausgabe verloren nennt. Nach ihm ward im Pandarus erzählt, wie dieser Centaur die von ihm geliebte Nymphe besiegt, ihr aber jeden Abend ihre Gespielinnen (verkleidete Jüng-

* Ausser Tieck waren Friedr. Götz in Mannheim (Geliebte Schatten S. 20) und W. Oertel (W. O. von Horn, vgl. Frankfurter Conversationsblatt 1848. Nr. 326. S. 1243) im Besitz ungedruckter Papiere Müllers.

** Schlegel, Deutsches Museum IV. 252.

linge) in die Grotte trägt, und sich, als er hinter den Betrug kommt, mit dem auch verheiratheten Bacchidon bei Wein und Lied darüber tröstet.

Die von Eckstein als verloren bezeichnete „Tragoedie“ Rina dagegen, „aus der gothischen Geschichte und wie man vermuthen darf, echt gothisch auch im Styl“, aus welcher der rasende Geldar ein Fragment sei, ist jedenfalls in den zehn Liedern von der Liebe Rhins und Luitbertas, Geldars Tochter, zum Vorschein gekommen:

Müller wünschte in die Sammlung auch seine Harmonia aufgenommen zu sehen, ein Gedicht in drei Gesängen, das er für eines seiner wichtigsten lyrischen Producte erklärte. Aber er konnte die überarbeitete Gestalt, welche der Hofmaler Matthias Klotz in München von ihm dereinst bekommen hatte, nicht zurückerhalten, und scheint dann mit seinem eigenen neu corrigierten Exemplar zu spät gekommen zu sein. Auch aus dem Abdruck des ersten Aufzugs seines Meisterstückes, wie er meinte, des dreiactigen Schauspiels, „das Kunstantiquariat“, ist nichts geworden und auch diese Dichtung ganz verschollen.

Von Tieck spricht Müller in den erwähnten fünf Briefen an Batt nur bei Gelegenheit seines Briefes über Lessings Tod. Er schreibt den 25. Februar 1809: „Vielleicht will Ludwig Tieck meinen Brief über Lessings Tod, weil er freundschaftlich an ihn gerichtet ist, Ihnen zur Bekanntmachung nicht überlassen. Wohl, so darf er Ihnen die Trauerrede wenigstens nicht hinterhalten; sollte er sich aber weigern, solche Ihnen mitzutheilen, so lassen Sie es mich wissen und ich werde dann von hier aus sie Ihnen überschicken.“ Den 25. Sept. 1810 schreibt er noch einmal: „Schärfen Sie es doch Herrn Zimmer ein, damit er sich bei der Ankunft von Ludwig Tieck in Heidelberg die Ode auf Lessings Tod zustellen lässt.“ Bekanntlich hat Tieck Brief und Gedicht erst 1820 im Morgenblatt (Nr. 50) der Oeffentlichkeit übergeben. Soviel erhellt,

---

* Morgenblatt für das Jahr 1820. Nr. 132—134. 212. 213. 245. 246. 252. 253. 299., wiederholt bei Arth. Müller, Moderne Reliquien I. 232—272 und Gr. Yorck, Nachlese 30—73.

dass derselbe an der Battschen Redaction der Müllerschen Werke keinen Theil nahm. Beziehungen müssen aber zwischen ihm und Batt wenigstens später gewesen sein, da jene fünf Briefe Müllers an Batt im Nachlass Tiecks sich fanden.

Was die Berliner Müllermanuscripte angeht, so dürfen sie bei einer etwaigen kritischen und möglichst vollständigen neuen Ausgabe der Werke des Dichters nicht übergangen werden. Meist sind es lyrische Poesien in den verschiedenen Stilen, die wir an ihm kennen. Für die Beobachtung seines Arbeitens und Hervorbringens bieten sie sehr lehrreiches, allein sehr weniges für freien wirklichen Genuss. Müller dichtete mit Schwierigkeit und die Schönheit hat ihn selten geküsst.

---

2. Fragmente des Faust.

Was wir von Maler Müllers Faust im Druck besitzen, ist bekanntlich die Situation aus Fausts Leben, Mannheim 1776,* ferner Fausts Leben dramatisirt. Erster Theil. Mannheim 1778, und die Versification des grössten Theils dieses ersten Actes, welche im Frankfurter Conversationsblatt von 1850 in den Nummern 238—259 mitgetheilt worden ist; ein kleines Stückchen aus dem nächstfolgenden ist 1858 von Fr. Götz in seinen Geliebten Schatten in lithographischer Nachbildung der Handschrift bekannt gemacht.

Aus Müllers Widmung seines Faust von 1778 an O. v. Gemmingen wissen wir, dass der Dichter damals das ganze in vier Theilen, im Entwurfe wenigstens beendet hatte. Er sagt nämlich: „Sie wissen am besten, theuerster, was für Wege ich die übrigen vier Theile durch genommen, wonach ich eigentlich auch gezielt. Ein Band wird schnell oder langsam dem andern folgen, sowie mir Lust zum ausrunden zu Theil wird. Sollte ich in Italien sterben, wird man alle meine Papiere Ihnen einhändigen und Sie mögen sich hernach der rückgelassenen Waisen annehmen, wie Sie es vor gut finden. Ihnen allein sind alle meine Ideen klar.“

In den gesammelten Werken von 1811 (1825) sind die

---

* Die Exemplaremit 1777 auf dem Titel scheinen häufiger.

Drucke von 1776 und 1778 einfach wiederholt. An die Versification des ganzen soll Müller in seinen letzten Lebensjahren unter dem Einfluss des Kronprinzen Ludwig von Baiern gegangen sein. Dieselbe ist vollständig noch vorhanden.* Aber der gedruckte erste Act erregt wenig Begierde nach dem Druck des ganzen.

Wenn ich im folgenden zwei kleine Bruchstücke des prosaischen Faust zum ersten Male veröffentliche, so thue ich es nicht wegen ihres sehr zweifelhaften poetischen Werthes, sondern weil sie derbe Merkzeichen der geistigen Zustände der denkwürdigen siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts sind. Sie stehn in einem Quartbuch, das die Berliner Königl. Bibliothek aus Tiecks Nachlass besitzt, von Müllers eigner Hand geschrieben. Es sind plötzlich abbrechende Scenen, — ob Müller mehr davon gedichtet, steht dahin. Wahrscheinlich gehören sie jener Scenenreihe an, die Fausts Spazierfahrt betitelt war, wie eine Aeusserung H. L. Wagners in einem Briefe vom 9. Februar 1777** an Müller errathen lässt: „Fausts Spazierfahrt erwart ich versprochener Massen, wie auch andere Sächelchen, die Du mir im Manuskript mittheilen wolltest.“ Faust sollte darin augenscheinlich zu einer Anzahl merkwürdiger Zeitgenossen geführt werden.

In dem ersten Bruchstück äussert sich Müllers Zorn gegen die Recensenten, insbesondere gegen Joh. Heinr. Merck, der im dritten Vierteljahrsstück des Teutschen Merkurs für 1776 (S. 81—83) die Situation aus Fausts Leben, welche der stolze Dichter an Shakespeares Geist addressierte, scharf besprochen hatte. Er war von Wieland am 5. Juli ermahnt worden,*** ja den Maler Müller nicht zu vergessen, und den 24. Juli empfieng er schon des Weimarschen Götterbotenmeisters Dank für die eingeschickte Kritik.† „Mahler Müller

* Fr. Götz sagte in den Geliebten Schatten (Lithograph. Facsimile der Faustscene) dass er ein vollständiges Manuscript der acht Theile oder Aufzüge des Müllerschen Faust in metrischer Form besitze.

** Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten herausgegeben von K. v. Holtei IV, 124.

*** Frau Rath. Briefwechsel v. K. E. Goethe mitgeth. v. R. Keil S. 67.

† Briefe an und von J. H. Merck, herausg. von K. Wagner. 1838. S. 72.

oder Müller Mahler wird die Zähne gewaltig zusammenbeissen, aber es war hohe Zeit, dass ihm einmal das Geschwür aufgestochen wurde. Ich habe noch eine kleine Note unter dem Text beygefügt, um die Bürschgen, die mit Shakespeares Geist so gemein thun, an ihr Nichts zu erinnern."

Den Eindruck dieser Recension auf Müller erkennen wir nun aus unserm ersten Fragment; natürlich wird auch Wieland jene Note zurückgezahlt. Die Scene muss bald nach dem Erscheinen des dritten Vierteljahrsstücks des Merkurs von 1776 entstanden sein; sicher war sie Anfang Februar 1777 geschrieben, nach der oben angeführten Stelle in Wagners Brief zu schliessen. Müllers Verstimmung gegen Merck dauerte im Frühjahr 1777 noch fort, denn auf seiner Reise nach Erfurt gieng er, ohne den Kritikus zu besuchen, durch Darmstadt. Derselbe schrieb ihm daher am 28. Mai:* „Lieber Herr, Ihr seyd in Erfurt gewesen, wahrscheinlich seyd Ihr auch hier durchgegangen, habt aber kein Begehren unser Einen zu sehn, wie wirs zu Euch hätten. Das hat uns aber nichts zu bedeuten. Wird sich wills Gott legen noch ehe das tausendjährige Reich eintritt, und wir alle aus Einem Choralbuch singen. — — Ich dächte, wenn Ihr nicht schreiben wollt, Ihr machtet ein Bündel Zeichnungen zusammen — — wenn Ihr aber auch diess nicht wollt, so ists auch gut und seyd Ihr kein Haar schlechter drum, dass Ihr nicht wollt was andre wollen. Gehabt Euch wohl und schreibt wenigstens einmal dass Ihr nicht schreiben wollt."

Mit Wieland kam Müller bei dessen Besuch zu Mannheim gelegentlich der Aufführung der Rosamunde, Anfang 1778, in freundschaftliches Verhältniss. Der leicht bewegliche Graziendichter fieng Feuer für den pfälzischen Faunenpoeten. „Wenn ich nichts von meiner Reise nach Mannheim hätte, schrieb er den 12. Januar 1778 an Frau Rath Goethe,** als die Bekanntschaft dieses herrlichen Kerls, so wäre ich tausendfach bezahlt." Freilich hinderte ihn diess nicht, in seinen Abderiten, die man auf die Mannheimer gemünzt hielt, einen Niobedichter

* v. Holtei, Dreihundert Briefe II, 177 f.
** Frau Rath, von R. Keil S. 100.

zu persiflieren, welchen die böse Welt auf Müller deutete. Aber Wieland verwahrte sich öffentlich in seinem Merkur (1778. III. 241 ff.) gegen diese Bezichtigung und schrieb überdiess den 16. Sept. 1778 an Merck:* „Mahler Müller ist wahrlich ein trefflicher Kerl, und ich wollte mich lieber von Eseln haben bepissen lassen, als zugeben, dass die Schöngeistler zu Mannheim den schurkischen Triumph, den ihnen ein blosser dummer Zufall gegeben, unverkümmert hätten geniessen sollen." Man darf wol hieraus auch auf die Herstellung der Freundschaft zwischen Merck und Müller schliessen. — Bei der Weimarschen Subscription auf Müllers italienische Reise betheiligte sich Wieland mit jährlichen fünf Dukaten.**

Schon in dem ersten Fragment zeigt sich Müllers Begeisterung für Christoph Kauffmann, den komoediantenhaften Kraftapostel, zu dessen Verherrlichung das zweite Bruchstück bestimmt ist, welches eine Anekdote aus des grossen Schwindlers Leben in Scene setzt und bei Lavaters begeisterter Einführung abbricht.

Die persönliche Bekanntschaft zwischen Müller und Kauffmann wird sich im Sommer 1776 gemacht haben, als der Schweizer auf der Reise nach Dessau durch Mannheim kam.*** Die beiden ritten damals zusammen nach Heidelberg hinüber, und der Maler übertrug seine anstaunende Liebe sogar auf den Schimmel, welcher den vom Schermesser unberührten Leib des Wundermanns trug. In Frankfurt redete derselbe zu Wagner davon, dass er Müller habe mit sich nehmen wollen.† Dieser folgte wenigstens den Reisespuren mit Begierde, und als er Ehrmanns Bericht gelesen, schrieb er†† entzückt an Kauffmann: „Wie viele schöne Situationen, wie überall der Gang,

---

* Briefe an J. H. Merck 1835. S. 145.

** Goethes und Knebels Briefwechsel. S. 16.

*** Das Itinerar Kauffmanns lässt sich für den Anfang seiner berüchtigten Reise nicht feststellen. Aus dem September 1776 ist Müllers Stammbuchblatt für J. G. Röderer, worauf es heisst: „Erinnere Dich Deines Kauffmanns und meiner." Stöber, Alsatia. 1873. S. 11. Um den 22. September kam K. in Weimar an. Grenzboten 1870. Nr. 52. S. 501.

† v. Holtei, Dreihundert Briefe IV, 125.

†† Brief vom 26. Oct. 1776 bei Holtei a. a. O. II, 186 ff.

die Fährte von meines Gottes Spürhund — Du bist ein herrlicher Kerl, das lass Dir von mir Gottes Hundsjungen gesagt seyn!"

In dieser Zeit wird unser Fragment geschrieben sein, das für den Gottes Spürhund und dessen damaligen Oberapostel Lavater die feurigste Begeisterung athmet. Aber sehr lange hat dieselbe nicht gedauert. Schon Ende August 1777 beschwerte sich Kauffmann von Wandsbeck aus in einem Dictat, das einem Briefe* von M. Claudius an Müller eingeschoben ist, über dessen Schweigsamkeit, und in dem 1778 ausgegebenen Faust, S. 66—69, verspottete unser Dichter den Gottes Spürhund als thörichten lügenhaften Charlatan sammt dem „verfezten Bettelpfaffen" Lavater. Die Nachrichten, die über Kauffmann von Dessau kamen, vielleicht auch die Weimarischen Urtheile über den Ränkeschmid und Lügner, die Müller auf seiner thüringischen Reise im Frühjahr 1777 aus erster Hand vernehmen mochte, mögen diese Wendung geschaffen haben, die wir bald nachher allgemein eintreten sehen. Trat doch selbst zwischen Lavater und Kauffmann schon Ende 1778 oder Anfang 1779 eine Entfremdung ein. Pfenninger schrieb dann im Januar 1780 an Röderer:** „Kauffmann ist ein grimmiger Hässer Lavaters worden. — Kein einziger Mensch aus unserm ganzen Kreise ists der nicht anders als anfangs von ihm denke als Gaupp. O der Herr mache der geistlichen Comödie, die gespielt wird, bald ein Ende und rette seine und unsre Seelen!" Lavater freilich konnte seine Herzensneigung für den ihm vielfach verwandten Menschen nicht unterdrücken. Den 19. Juli 1780 schrieb er an Röderer:*** „Mochels Urne wirst Du gesehen haben und sonst wissen oder vermuthen, durch welche gerechte Demüthigungen der Euch allen wie abgestorbene Kauffmann gereinigt und zu Gott und sich selber zurückgeholt werden muss. Gott öffne Kauffmann die Augen bald und lasse nichts sie ihn wieder schliessen." Goethe

* Bei Holtei a. a. O. I, 60.

** Alsatia, herausg. von Aug. Stöber. Colmar 1873. S. 110.

*** Ebd. 96 f. — Urne Joh. Jacob Mochels von Schmohl. 1780, vgl. Düntzer in seinem Aufsatz über Kauffmann in v. Raumers Histor. Taschenbuch 1859. S. 114 ff.

hatte daher guten Grund, dem Züricher Freunde damals zuzurufen:* „Hüte Dich vor dem Lumpen und wenn Du jemals Ursach haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter anderm auch vorher dabey, dass ich von dem Augenblicke an aufhören werde, gegen Dich frey und offen zu seyn.“

Erstes Fragment.

FAUST — nun gut, es ist trüb Wetter in unsrer Stirne und die Laune pfeift in meinen Worten — hörst Du's Geist?

GEIST. Faust!

FAUST. Der Thorheiten mancherlei! Wollen einmal unter Himmel und Erde dahin fliegen und aller Welt Narrheiten durchgehn! In Luft und Meer, in Himmel und Höll gibts keine lustigere Leutchen als auf diesem bucklichten Rund. Es ist uns wie in unsrer Kindheit, wenn wir in Büchern mit buntgemalten Bildern Carricaturen, Fratzen und Larven erblickten; das bunte mancherlei vergnügte unsre kindischen Augen und wir lächelten die bunten Farben an.

OFFENLOCH. So werdet Ihr wohl reisen wollen?

FAUST. Was für eine castrirte Stimme ist das? Kerl, thu Deine Pfeife aus dem Maul oder schere Dich wieder zum Hades!

O. Oho!

F. Sprech deutlich und laut und aus vollem Mund! bin ich eine Henne, dass Du mir so zukrähst? Wie heisst Du?

O. O-ffen-loch!

F. So? und Du Schurke kannst nicht schneller reden? Was Ihr Teufel doch für närrische Kerls seid! Offenloch — ein dunkler Name! Offenloch — bei Lucifers Hornklaue! Herr, in Eurer Gesellschaft wagt ich ohne Laterne nicht drei Schritt vor die Thür zu thun. Aber was wilt Du? geschwind!

O. (grob) Mephistopheles schickt mich her, ich will Dir dienen.

F. So, aha! der Schurke, was hindert ihn? Zahnweh, Schnuppen? hat er etwa einem alt Weib den Kiefer verbunden? lässt er sich den Bart scheren? ich will ihn dafür herumholen, mich mit einer solchen Wachtelpfeife zu amüsiren.

O. Ohne Complimente.

---

* Die in der Hirzelschen Ausgabe der Briefe Goethes an Lavater unterdrückte Stelle z. Br. vom 5. Juni 1780, welche Hegner, Beiträge zur näheren Kenntniss Lavaters S. 127 mittheilte.

F. Das ist meine Sache nicht. Ihr habt ein so hungriges heringsmässiges Ansehn, ein zusammengebettelt Gesicht, wo kein gutes Liniament harmonirt; Euer Mund, Eure Augen sind Stellen aus zwei Capitel von unterschiedener Materie, und diess alles zusammen macht ein Compendium von Wunderlichkeiten, dass ichs nicht ertragen kann.* Zu dem habt Ihr eine Nase, die nicht wie anderer ordentlicher Menschen ihre aus dem Gesicht steigt oder springt, — sie fällt zum Maul hinunter und alle Augenblick glaubt man sich zu bücken und sie auf'm Boden aufzuheben. Ich bitt mir das Gesicht ab; ein anderes her!

O. Tollkopf!

F. Man fängt an mich zu neglischiren. Ich will wissen was Mephistopheles zurückhält. Glaubt Ihr, wir wollen unsern Hintern auf eines faulen Esels Rücken vertraun, indessen unser müssiger Hengst am Dorf wiehert?

O. Stolzer Narr! Die Hölle — weisst Du nicht dass seit zweimal vier und zwanzig Stunden Rebellion im Höllenreich ist?

F. Ei, erzähl mir doch das!

O. Ja, das glaub ich! — Rangstreit! jeder wollt der oberste sein. Moloch Mephistopheles Satan Beelzebub und wie sie alle nach einander heissen, stritten um das Ministerium. Keiner wollte nachlassen und jeder suchte sein Ansehn mit Gewalt zu behaubten, und schon fuhren sie in wildem Geschrei auf einander los wie erzürnte Wogen,** zerwatteten Seen, rissen Berge aus und schleuderten Fels an Fels, dass Lucifers dunkler Thron bebte und Schrecken und allgemein Verderben überall die Oberhand nahm — als auf einmal, noch muss ich lachen über den toll närrischen Einfall — hahaha — hahaha! des — hahaha! Lucifers Hanswurst und Hof — hahaha!

F. Ein dummer Erzähler, der über seinen eignen Spass zuerst lacht, vielleicht ganz allein lacht.

O. Hahaha! der ruft überlaut: „Ihr Thronstreiter, hört hört alle! stillet nur einen Augenblick euren Zorn! haltet euren Streit ein bis eine neue Bande Comödianten, die vom Oberreich zu uns den Augenblick herabgekommen,*** zuvor ihr neustes Stück sehen lassen; hernach brecht Euch die Hälse wenn ihr Lust habt! — heisst Titanomachia oder der Dichterstreit! Ihr werdet darin alle grosse jezt lebende Genies im Kampf um Oberrang sehn, welches die Wahrheit zu sagen recht herzlich tragisch-lustig anzuschauen. Wenn ihrs erlaubt, sollen die Spieler gleich aufwarten." — Das

* Das Manuscript schiebt hier ungehörig ein: Euer Hosennestel Gürtel und Schleppwerk.

** Am Rande steht: Faust. Ein fürchterlich Bild — wiltu mich schlaffen jagen.

*** Am Rande: deren ein Schock zur Hölle gefahren.

machte ein allgemein Aufsehn. Moloch schaute den an, den an — der legt seinen schon emporgehoben auf Beelzebubs Stirn gezielten Fels nieder, sezt sich drauf — der lehnt sich an seinen verbrochen Sper — jener stüzt beide Hände und Knie auf den langen vorwärts stehnden Schild — Mephistopheles, der in jeder Hand am Haar einen Fürsten hielt, blieb in der Mitte so stehn und noch immer festhaltend stehn und erwartete den Ausgang. Ein Spectakel zum malen! Auf einmal ging der Vorhang auf — da hättet Ihr nur die verfluchte Gruppe von Lockenperücken, Zöpfen etc. sehn sollen! Auf jeder Seite eine Schar und vorne ein Feldherr; jede Schar sang ihres Feldherrn Lob und schimpfte über den andern. Auf einmal gings an ein Gepfiff, steinewerfen, polzenschiessen über die Schultern der andern, kleinere zwischen den Beinen der andern hervor — und einen solchen Hundsfütter musst ich selbst mit vorstellen! — hernach traten die Generale gegen einander, sprachen Hohn, bis schnell der eine — ein wackrer Bursch! — die Schlafhaube vom andern erwischt, ihn zu Boden warf und wacker abkarwatschte. Da hättet Ihr nur hören sollen wie die Memme hingekniet und wie ein zu Schläg destinirter Esel die Hände seines Züchtigers geleckt! Apotheose sogar, Hymnen hat er dem mächtigen Arme gesungen und die Karwatsche sogar hat er unter die Sterne gesezt. Der andre aber stiess ihm noch mal die Sporen in die Rippe, liess sich auf eine Bank stellen, streckte das Bein in die Höh und rief: „Und wenn ich denn der erste bin, ihr Völker, so küsst mir den Stiefel!“ Da knieten nieder Weib und Mann und Magd und Kind, drauf hielt er noch eine kurze Rede und sprach, wenn er sich eine Lust machen wollte, so kröch er auf ein Taubenhaus und steckt da seinen Hintern raus.

F. Das muss ja einen verfluchten Lärm verursacht haben!

O. Pah Lärm! jeder rochs — alles mäuschenstill! Das war eben der Spitzbubenstreich. Die Feldherrn, die schon halber die Sache merkten, sahn einander an. Da trat ein guter Vitzliputzli hervor und zeigte ihnen, was sie vor Memmen seyen, wie ganz ähnlich dem Poetengeschmeiss der Oberwelt. Da sanken alle Stirnen und Euren Spass hättet Ihr sehn sollen, wie nun alle davon schlichen, der dort hinaus, der da hinaus. Auf einmal stand alles öde wie eine verstörte Stadt — und Mephistopheles ist beim König im Rath.

F. Das Ding lässt sich hören. Brav, Du hast eine andre Miene angenommen ob ich gleich immer eines männlichen Teufels gewohnt bin. Wollen wir heute zusammen fahren?

O. Wenn Du mich kennst, wirst Du mir gewogner sein. Ich bin ein so ziemlich ungewöhnlicher Gespassmacher, ein Vetter des Recensentengeistes Quicucukikirlibiliburlidurlihuhuhu!

F. Ein Name von siebzig Ellen! man meint, Ihr in der Hölle hättet auch beim Wieland Namen machen gelernt. Aber gut! mach mich mit dem Burschen bekannt. Mephistopheles sprach mir niemals von ihm, er muss ihn nicht kennen.

O. Er will nicht, dazu ist er zu stolz. Aber wart, ich will ihn wecken! gewiss schläft er noch, sonst müsst ich ihn schon herumwackeln sehn. Er muss heut Nacht wieder ausgestanden haben, denn oftmals überfällt ihn die Sonne zu schnell und er kann nicht weiter; und wenn er dann nicht eine alte Raths- oder Pfarrbibliothek antrifft, muss er bei einem schönen Geist oder Recensenten gar übernachten. Da klagt er dann immer sehr, absonderlich bei den lezten; ihm geschwillt der Bauch wie eine Trommel von der giftig eingesogenen Luft — er sagt, er wollt lieber in einem mit Kröten belegten Bette schlafen als in solcher Gesellschaft — und dann geht er herum wie ein wassersüchtiger unter den Bäumen und seufzt. Das Ding wollt ich immer nicht ganz glauben, bis ich jüngst mit einem Vetter über die Heide zog. Da begegnete uns einer, der eine schwere Last trug und darunter fast starb — mit bleichem Hungergesicht dass ihm die Haare ganz mager wurden. Ich erkannt ihn gleich dass es Merkur war als wir näher kamen. „O weh, dacht ich, wie siehst Du aus! Du warst doch so fett vormals bei uns drunten.“ Mein Vetter lief gleich auf ihn zu, umarmt ihn „Ach wir armen Teufel! rief er, wir sind doch recht geplagt.“ — Nun was tragst Du so schwer, Bruder Merkur? — „Um was fragst Du? antwortet er, Schlamm und Koth!“ — Ey, sagt mein Vetter, kommt denn kein Gold hinein? — „Wenig genug. Der Teufel soll dem Lucifer gesegnen, Feuer, Schwefel soll auf ihn regnen, dass er mich dahin gelehnt! Mir war vor sowol! ich werd nun da strapeziert länger als ein Karrengaul.“ Da sagt der Merkur weiter: „'s wird einem so übel, wenn man so Bubendreck schleppen muss!“ Da sagt mein Vetter: den trüg ich auch nicht gern. Da sagt der Merkur: „'s ist einem so ungemütlich.“ Da sagt mein Vetter: Wie denn? Da machte der Merkur ein unanständig Gleichniss und sprach: „Als wenn einer in die Hosen gekackt und müsst Tag und Nacht drin fort waten.“ Wahrlich, sprach mein Vetter, das ist so! Da gaben sie einander die Hände und sprachen: „Wahrlich wir armen Schelme tragen recht die Last der Hölle.“ — Seitdem glaub ich meinem Vetter nun alles was er von den Recensenten sagt, und wenn einer in die Hölle kommt, schlepp ich geschwind einen Korb Kohlen mehr herbei. Aber ich plaudre in einem fort. Ist denn mein Vetter noch nicht wach? Herr Vetter Vett —

STIMME. Ach — ba ba ba!

O. O weh, der hat wieder sein Theil.

STIMME. Da—Da—Da—Darmstatt—statt.

O. O Du armer Schelm, wie bist Du zugericht. Vetter Vetter! —

(QUIRLIKIRLIBIRLIBURLIDURLIHAHAHA tritt dickbauchicht auf, eine Serviette um den Kopf.)

QU. Was rufst Du Vetter? ich komme gleich wieder.

O. Der muss an einem verfluchten Ort übernachtet haben. O Du armer Schelm, wie bist Du zugericht! Was sagt Ihr dazu?

FAUST. Hab doch schon viel Ungeziefer gesehn, Schlangen Scorpionen und Kröten. Auch ich muss einige solcher Kerls kennen lernen. Sporn Deine Kräfte an, bringe mich in die Zimmer einiger solcher Burschen!

O. Wie der Wind! soll den Augenblick geschehn!

(Verwandelt sich. In Darmstadt die Stube des Kriegsrath Merck. MERCK am Tisch sitzend, die Feder in der Hand, eine Recension überlesend.)

FAUST. Du sahst ja vorhin ebenso aus wie der?

O. Nehme eben gern sein Gesicht an, es hat so was algebraisches.

F. Still, er regt sich!

MERCK (lächelnd). Selbst Recensionen machen kann ich nun nicht, das lass ich mir von andern schreiben. Aber das Ding so einzukneten, so fein unter der Klinge wegzufahren — da, diess! wenns gelingen mit unter die sichersten Merkmale des Genies gehört, so können wir ihm in Ansehung seiner Idyllen den Beruf streitig machen — das ist so eine von meinen Wendungen. Gewiss gut! Selbst Wieland hätt so was nicht feiner sagen können! (Legts weg, geht auf und nieder.) Und von der Malerei hab ich auch einige Hiebe geben — das ist so meine Force! Kann ich denn das Wort nicht finden? (Schlägt nach.) Umsonst will ich mein Geld mit Gallerien sehen und Kupferstich kaufen nicht angewendet haben! hab michs manch schön Trinkgeld kosten lassen. Und wenn einer sich nicht ein wenig in Athem erhält, ist man wahrlich vergessen, zumal in diesen lezten Zeiten, da Genies wie Krautstengel neben einander aufschiessen. Gras würde mir endlich vor der Thür wachsen und mein Haus ein leres Haus sein, das sonst von so gelehrtem Fuss verstampft wird. Behüte der Himmel! und mir bliebe nicht einmal so viel Ansehn übrig, eine gelehrte Messe mit auszufüllen — nein behüte der Himmel!

(Es klopft an der Thür.)

Herein!

(ZWEI FREMDE treten herein, verbeugen sich.)

FREMDE. Haben wir die Ehre, Herrn Kriegsrath Merck zu sprechen?

M. Gehorsamer Diener!

ERSTER FR. Wir kommen von Weimar, da haben wir Briefe von —

(ZWEITER macht die Brieftasche auf und gibts.)

M. Vermutlich von Legationsrath Goethe. — Ja! — was macht er?

ERSTER. Er reitet seinen Humor oder sein Humor reitet ihn. O, wir haben herrliche Stunden in seinem Garten durchlebt. Er war so mittheilend, so sich selbst überlassen, so männlich ausgelassen. — Ich kann sagen, ich häng recht an ihm.

M. 'S geschieht ihm doch selten dass er so ist. Ein braver Kerl! — Bei Wieland waren Sie doch auch?

FR. Einmal.

M. Nur einmal? wie fanden Sie ihn?

FR. Wieland ist Wieland — was soll man mehr sagen? Wie ich mir ihn vorstellte, fand ich ihn. War nicht auch Kauffmann hier?

M. Noch nicht.

FR. Ein vortreflicher Kerl; Sie müssen den kennen lernen, er wird hierdurch. Grösser in Handlung kenne ich niemand als ihn, so selbständig, so gewiss alles dessen was er für wahr angenommen, so ganz Naturmensch ohne Rücksicht. Wir haben die herrlichsten Augenblicke mit einander genossen. Ich kenne kein Bild grösserer männlicher Stärke und kein Herz so offen, so theilnehmend an allem was edel ist. Mit der Liebe und Simplicität eines Apostels ein wahrer Menschenfischer, der sein Herz nicht umsonst auswirft.

M. Sie sind ausser sich!

FR. Halber bin ichs. Ich muss gestehn, das bin ich wenn ich von ihm rede, wenn ich der süssen Stunde gedenke, der Höhe wo ich hinaufgezogen worden bin durch seinen Anblick. Zu Winterthur hat er Lavatern, Schlossern, Pfennigern, Häfeli und mich unter den von seinem vortreflichen Vater gepflanzten Bäumen bewirthet und uns die Füsse gewaschen.

MERCK. Ihr Leut seid Enthusiasten! Apropos, der Schlosser hat schon wieder was herausgegeben. Was Teufel! der Mann hört ja nicht auf zu schreiben — das wird dem Mädchen nicht gefallen, wenn man so in der Nacht noch auf ist und schwäzt. Das ist ein abscheulicher Mann, was der schreibt; der bringt uns noch eine vierte Religion, als wenn wir nicht schon an den dreyen genug hätten! — Was bringen Sie uns denn neues sonst mit? Sie lesen ohne Zweifel den Merkur? Haben Sie im vorigen Bande —

FREMDER. Bitt um Vergebung, ich les ihn nicht. — Der Herr Kriegsrath, wie ich gehört, arbeiten sonst auch dran?

M. So so, ein wenig. Hier hab ich wirklich eine Recension über Situationen aus Faust Leben vom Mahler Müller.

ZWEITER FREMDER. Wolten Sie nicht die Gütigkeit haben?

M. Wir sind gute Freunde, es bleibt unter uns, um so viel mehr als Sie Freunde von Goethe sind.

ZWEITER FREMDER. Gehorsamer Diener, diess Compliment geht mich nichts an.

MERCK (nimmts Papier).

FAUST. Mein Name hier? ich wolte dass der Bursch meinen Namen nicht wüsste! ich wolt er könnt meinen Namen nicht aussprechen! — Doch lasst hören was er sagt!

MERCK (liest): Situation aus Fausts Leben von Mahler Müller.

[Weiteres fehlt.]

Zweites Fragment.

Ein schroffer Fels. GOTTES SPÜRHUND auf seinem Pferde sitzend, den Zügel auf seiner Halslänge und um herumschauend, ober ihm fliegen Geier auf der Klippe:

Herrlich, gross! Gott, Gott! lass mich immer diesem Fels ähnlich stark in Gott, unerschüttert zum guten aufwärts treiben wie die Wurzel, die diesen Fels zerschlitzt. — Hier (steigt ab) hier an dich, Meisterstück der kühn denkenden Natur, lass mich ein Andenken schlagen an einen hinterlassnen Edelen und Dich theuren abwesenden küssen (zieht Lavaters Silhouette hervor) der Du mir alles bist, edler tragender duldender starker Geist! Bruder und Gesell im hinaufklimmen dort oben. Lass mich immer die Pflichten erfüllen zu Deiner Ehre ganz mich zu verwenden und alle meine Kräfte zum Nutzen des ganzen. O sei mir ewig gesegnet, ewig geliebt! theil ihnen immer zu tragen mit und lass mich —

(ein heftig Geschrei. BAUERN führen eine Frau mit einem kleinen nackten Knaben)

BAUER. Es geht zum Abend, müssen fort! (ab)

ZWEI ANDRE. Setze sie dahin, kurz! was gehts uns an? Die im Kirchspiel können sie aufnehmen (lassen sie gehn, sie sinkt wider den Fels. KAUFFMANN hebt seinen Stock auf und haut die Bauern zusammen).

GOTTES SPÜRHUND. Schurken! fühlt ihr keine Menschlichkeit? das blutig Weib an Fels zu werfen? wollt ihr gleich nehmen? (nimmt einen an der Gurgel und schüttelt ihn) Hundkerl!

BAUERNKERLS. Was sollen wir mit ihr anfangen? wir haben noch so weit zu Hause.

G. SP. Sie ist danieder gefallen, die Gemeinde hier muss sie aufnehmen, ist sie kein Mensch? nehmt auf! will sie auf mein Pferd setzen, hebt sie auf! kein Quell da herum dass ich Wasser schöpfe und ihre Wunden auswasche? Dort rieselts (schöpft in

seinen Freiheitshut Wasser) Tell! Deinen Hut entheilig ich nicht (wäscht der Frau ihr Haupt mit Wasser, giesst Essig in sein Sacktuch, verbindet ihr die Wunden, zieht ihr seinen roten Rock an und geht in der schwarzen Weste, sezt das Weib auf sein Schimmelchen). Haltet Euch wol, liebe Frau! und ihr Bauern,* ich hab euch vorhin übel begegnet, aber ihr wart schuld daran. Schämt Euch eurer Unempfindlichkeit! ich bin fremd her, aber dennoch halt ich für meine Pflicht und wär sie eine Möhrin, ihr beizustehn. Wolt Ihr mir vor Geld und gute Wort einen Gefallen thun? (ein Bauer schleicht fort.)

BAUERKERL. Was solls sein?

G. SP. Ist eine Apotheke im nächsten Dorf?

B. Zwei Stunden weit von hier.

G. SP. Wolt hinspringen? hier das für Eure Mühe und wenn Ihr wieder kommt, noch mehr (schreibt auf einem Stein, legts zusammen und gibts). Lasst Euch das machen und bringts nach, im nächsten Wirtshaus solt Ihr uns treffen.

B. Schon recht.

G. SP. Will Euch den Schimmel führen, haltet Euch fest! nun komm mit, Jung! (nimmt ihn an der Hand.) Wie heisst Dein Vater.

BUB. Weiss nicht.

G. SP. Hast keinen?

BUB. In meinem Leben nicht.

G. SP. (küsst ihn) Gutes ehrliches Gesicht! wilt mein Jung sein?

BUB. Ja.

G. SP. So komm (nimmt ihn auf den Arm, führts Pferd ab).

FAUST. Es wird mir bange, mach mir Luft (reissts Kleid auf). Ein einziger und man ist mit der Welt ausgesöhnt. Wo nun, wo blick ich hin? (sieht in einer Ferne LAVATER) (ganz Freude) ha, wer ist das, dem die Perle wie Abendthau im Auge schmilzt? dessen ganze Sele im Anblick dieses Abends schwebt, verloren, versunken flattert am Himmel und an der Erden und in dem, der den Riss des ganzen gebaut? so eines Seraphs Blick, als trüg er die Schöpfung noch einmal im Blick! rede herrlicher, rede, dessen Locken sanft vom Winde zurückspielen. Stille, ihr Winde! er spricht!

LAVATER. O des herrlichen Gefühls, das Gott über — —

[Weiteres fehlt.]

* Frau, eure Feind [illegible] hab euch, steht in der Hs.]

3. Zu Müllers lyrischen Gedichten.

Die Sammlung der Müllerschen Werke von 1811 bringt im zweiten Bande von S. 307—410 Gedichte in zwei Büchern; es war das nur eine Auslese aus dem bereits gedruckten, die durch nicht viel ungedrucktes für das übergangene entschädigen musste. Man muss sich Maler Müllers lyrische Erzeugnisse mühsam zusammensuchen: sie stehn verstreut in den Göttinger Musenalmanachen von 1774, 1775, 1792, 1796, dem Voßischen von 1776, der Schreibtafel (2—6. Stück), in den ersten Drucken der Schafschur und von Bacchidon und Milon (beide 1775), in den Balladen (1776), in Schubarts teutscher Chronik für 1776, ein ungedrucktes ausser schon gedruckten (die Druckwiederholungen übergehe ich überhaupt) in Matthisons lyrischer Anthologie XI., natürlich mit dessen Aenderungen. Seit der Ausgabe von 1811 sind ungedruckte Gedichte Müllers veröffentlicht im Heidelberger Taschenbuch für 1812, in dem Cottaschen Morgenblatt für 1820, in Müllers Roman der Hohe Ausspruch oder Chares und Fatime (1825), in dem Frankfurter Conversationsblatt für 1848 und 1849, in Arth. Müllers Modernen Reliquien, in Fr. Götz Geliebten Schatten. Neulich hat Graf Hans Yorck v. Wartenburg in seiner Nachlese zu Müllers Werken „Gedichte von Maler Friedrich Müller“ (Jena 1873), worin er das zerstreute zu sammeln bestrebt war, zwei ungedruckte Gedichte bekannt gemacht. So dankenswerth diese Nachlese auch ist, so hat sie doch nicht alles verstreute gefunden; es hätte ausser anderm auch auf die Trilogie Adonis mit ihrem Anhange Rücksicht genommen werden müssen, aus dem mehrere Gedichte auszulösen sind. Die reichste Fundgrube für eine neue Sammlung liegt in den oben schon besprochenen Tieckschen Papieren zu Berlin (Beitrag 1), womit den etwa grösseren Schätzen, die im Götzischen und Oertelschen Nachlass sein mögen, ihre Bedeutung nicht abgesprochen werden soll. Aber davon weiss ich nichts, während ich jene Bogen und Blätter durchlaufen habe.

Ein künftiger Herausgeber der Müllerschen Dichtungen wird sich schwerlich versucht fühlen, jene Berliner Papiere ungesiebt und ungereitert abdrucken zu lassen. Es sind zum Theil nur Entwürfe, roh zugehauene Steine, an welche hier

und da der Meissel zu feinerer Ausarbeitung gesetzt ist, hingeworfene Gedanken, — nicht vieles darf für ganz fertig gelten. Wir wissen ja, dass der Schaden, welcher an Müller zehrte, mochte er die Feder oder den Pinsel schwingen, die Meinung war, es sei genug gethan mit hinwerfen und andeuten. Und doch hatte er auch für den Lyriker ganz entschiedene Begabung; im volksthümlichen Liede, später auch im antikisierenden kleineren Gedicht ist ihm schönes gelungen.

Ich gebe nun im folgenden eine Reihe ungedruckter lyrischer Gedichte, die zugleich die verschiedenen Stile des Dichters, abgesehen von dem ihm am wenigsten passenden Bardencostüm, vertreten können. Mit Ausnahme orthographischer Buchstabenänderungen habe ich mir keine Correcturen erlaubt. Sämmtliche Gedichte habe ich aus Müllers eigenen Handschriften copiert.

1. Wechselgesang.

Daphnis. Daphne seufzt in meinen Armen,
Schweige reger Myrthenhain,
Trag, o braune Nacht, Erbarmen,
Hülle uns in Dunkel ein!

Daphne. Halt, o Nacht, das Silberlicht
Der Gestirne tief verstecket,
Dass in Daphnis Armen nicht
Mich mein eignes Aug entdecket.

Daphnis. O es fliesset stillen Freuden
Meiner heissen Brust ein Ach!
Schluchz doch meine Zärtlichkeiten,
Kleine Quelle, sanfte nach!

Daphne. Ach vermeng, Du Schmerzenssohn,
Kleiner Ithys, doch geschwinde
In mein Ach den sanftsten Ton,
Dass mein Herze Ausfluss finde!

Daphnis. Welche Stunde! — o erhöre
Allerliebster Amor, ach!
Dass kein sterblich Aug uns störe,
Sei Du selbsten um uns wach!

Daphne. Kleiner Lieber, o steh Wache,
Dass die Bosheit uns nicht stört!
Rausche rausche in dem Bache,
Dass sie uns nicht küssen hört.

Von einem jungen Mahler.

(Berliner K. Bibliothek.)

2. Thyrsis.

Lass Chloen fühlen Die bängsten Schmerzen
Trostloser Liebe, Du Gott der Herzen!
Damit sie fühle Was ich nun leide
Und nicht mehr scherze, Wenn ich vom Schmerze
Durchdrungen klage.
(Berliner Bibliothek.)

3. Eine Schilderung.

Sieh auf diess Gemälde hin,*
Wie im lärmenden Getümmel
Fäuncher durch die Wälder ziehn
Und im furchtsamen Gewimmel
Nymphcher durch die Büsche fliehn.
Sieh den durstigen Sylvan,
Sieh ihn, Bruder, sieh ihn an,
Wie er halb berauscht
Nun dem Chor, das um ihn lauscht,
Lieder stimmet an.
Alle lachen, alle schrein;
Trunken vom Gesang und Wein
Wälzen sie sich durch den Hain.
Nur der junge Satyr hüpft
Dort von Baum zu Baum und schlüpft
Alle Winkel durch, sieht froh,
Wie die Rosenhecken
Dort ein Nymphchen decken,
Das vorüber floh.
Tief gebückt hockt die kleine auf der Erden,
Wünscht entdeckt und nicht entdeckt zu werden.
Der Satyr steht und sinnt

---

* Neben diesem Anfange steht ebenfalls von Müllers eigner Hand:
Der Anfang könnte auch so seyn —
Der Trunk, und wer wills wiedersprechen?
Ist doch das edelste! das läugnet nicht
Der dicke Franciscaner und der Mönch,
Der nur im Paradies uns dieses Glück verspricht.
Und warum sollten wir die Freuden nach dem Tod versparen,
Die uns noch die Natur in dieser Welt erlaubt?
O sieh auf diess Gemälde hin!

Ich bemerke ferner, dass schon in der zweiten Lieferung der Schreibtafel (Mannheim 1775) S. 69 in einem an Herrn K. . . (Kloz) in Mannheim gerichteten Briefe Müllers (M. unterzeichnet), der auch das Gedicht „Dein holdes Bildniss schwebt mir immer“ zuerst brachte, aus dem Anfang unsers Gedichtes die Verse: „Wie im lärmenden Getümmel — Wünscht gesehn und nicht gesehn zu werden“ mit einigen kleinen Abweichungen gedruckt sind.

Voll Freuden ausser sich, als ob
Auf Wolken über ihm der hohe Zevs
Mit allen Donnerkeilen stünd.
Er füllt den Krug noch immer und sinnt.
O sieh mir diesen Faun,
Der hält sich brav bei meiner Treu!
Sieh wie er seinen Arm um dieses Nymphchen windet,
Und siehst Du nicht das schmachtende Geschrei,
Das halb sein Kuss erdrückt?
O Nymphchen, o es ist zu spät!
Vergebens sträubst Du Dich, vergebens schreiest Du.
Und hättst Du auch des Donnerers Drommet
Und reichte Deine Stimm zum obersten Planet,
So grausam ist kein Gott, dass er sie sollt erhören!
Kein Gott hört sie, weil Amor sie verweht!

Sie reisset ihn am Horn, sie drücket ihn am Kinn,
Die goldnen Hare fliegen wie goldne Wolle hin.
Und siehst Du, Freund, selbst in der Scham die Wollust glühn?
(Wie fein — sieh, Jüngling, hin!)
Und darum kann sie es nicht wehren,
Den Rosen und dem Räuber zuzukehren. —

Wer kennet die Bedenklichkeit
Der Fraun,
Der mach es fein gescheit,
Gescheit wie dieser Faun.
Er stopft in einem nu
All ihre Bedenklichkeit mit einem Kusse zu.
Der Mahler kennt des Menschen Herz.
Freund, nicht durch abgezogene Moral
Schwäzt er Dich taub mit ungerührtem Herz:
Er zeigt die Handlung Dir, die Handlung ist Moral. —

Von Liebe ganz gebunden entschwebt der Brust ein Ach!
Ein Ach, so sanft wie Wellchen an dem Bach,
In dem am Abendroth beim kühlen
Sich Cynthia gebadt, um ihre Schenkel spielen.
Sie drückt ihn fest an sich und allgemach
Entschwindt die Kraft den zarten Gliedern.
Das schöne Paar lässt sich nach wechselseitgem Ach*
Auf Rosenbüschen nieder,

---

* Variante:
Das schöne Paar verdients so angenehm zu fallen.
Schon häuft ein Westchen die Rosen zu einem Bette
Damit sie weicher fallen.

Wo bald ein leichter West die Röscher um sie häuft,
Die sie im ringen abgestreift. —

Glaubst du nicht, Boucher habe hier gemahlt
Und Wieland ihm dictirt?
(Berliner Bibliothek.)

4. Der lustige Amor.

Springt über Schasminen
Ihr Brüder ha ha!
Brünetten, Blondinen
Seht schlummern noch da.
Wir wollen sie necken, Sie wecken, erschrecken,
In Höhlen und Büscher die Kleider verstecken!

Du Füsschen auf Kräuter
Gegossen so rund,
Du Wange so heiter,
Du lächelnder Mund,
Du Busen so wallend,
So-freundlich gepaart,
Du Locke so fallend,
So schneckicht und zart!
Ei Brüder, hernieder!
Ei Brüder herbei!
Nun stosset ins Jagdhorn!
Erhebet Geschrei!

Wacht auf und wacht auf!
Es flieht die Nacht.
Wacht auf, wacht auf!
Der Tag erwacht.
Wacht auf, wacht auf! hau hau! wacht auf!
Es bellt der Hund im vollen Lauf.

Schnell springt die kleine
Durch Büsche und Dorn,
Doch Amor im Haine
Stösst mutig ins Horn.
Sie flieht geschrecket
Vom lachenden Kind
Zurücke und wecket
Die Schwestern geschwind.
Mit rotem Gesicht;
Sie suchen die Kleider und finden sie nicht.
Da schlüpfen. Und hüpfen
Die Mädcher so bloss,

Da fallen Und wallen
Die Locken so los.
O lustig Getümmel O artig Gewimmel!
Es kriechet die blonde der braunen in Schoss.
Nun rücken sie näher, Ganz näher gerücket
Brust an Brust, Die Häuptcher aufs Knie,
Verbergen den Schoss von vorne gebücket,
Doch weh! die armen sind hinten doch bloss.
Sie wollen sich decken, — ach leider das Händchen
Ist doch zu klein!
Es lachten im Walde die Knaben erfreut.
Da wurden die braunen und blonden erschrecket,
Und fragten und schrien:
Wer hat uns gewecket?

(Berliner Bibliothek.)

5. Der junge Künstler.

Nimm, Venus, Mutter aller zärtlichen Gedanken,
Dies erste Werk von meinen Händen an!
Umglühe stets mit zärtlichen Gedanken
Die Seele mir und leite' meine Hand.
Denn ohne Dich, des Jovis goldne Tochter,
Ist jede Muse unseelig!
Du söhnst die Muse mit des Menschen Busen aus,
Und söhnst die Gottheit mit der Menschheit aus.

(Berliner Bibliothek.)

6. Amor und seine Taube.*

Amor. Vom Orion Wo kommst Du her,
Du schöne schöne Taube?
Fliegst weit herum, Was hast Du sehn?
Sprich liebe kleine Taube!
Taube. Flog weit und breit, Flog über Thal,
Hab lieben sehn Und leiden sehn,
Hab allerhand erfahren.
Amor. Hast lieben sehn, Hast leiden sehn?
Erzähle mir ein wenig.
Taube. Am Hügel sass Ein Mädchen, schlief,
Ein Jüngling kam geschlichen,
Wie Bäumchen stark, Der Fels erbebt,
Da küsst er sie fein wacker,
Flocht Rosenblüth Und Mandelblüth

* Ein ganz anderes Gedicht unter diesem Titel steht in Müllers Balladen (Mannheim 1776) S. 20 und daraus in den Werken II, 357 ff.

Ihr zu eim Frühlingskränzchen —
Hab lieben sehn Und leiden sehn,
O lieber lieber Amor!

Amor. Hast lieben sehn, Hast leiden sehn!
Hats Kränzchen nicht zerrissen?
Es blühe lang! Sie werden lang
Der treuen Liebe schmecken,
Viel goldne Jahr Als Kelcher stehn
An einer Hyacinthe,
Viel goldne Jahr Als Blättcher stehn
An einer Massliebchen
Viel schlimme Jahr Als Dörncher stehn
An einem Rosenstielchen,
Viel Thränenjahr Als Tröpfcher Thau
Sich hängen an die Tulpe.
(Berliner Bibliothek.)

7. Ode.

Windstu den Schlummer herauf, wehender Hesper?
Windstu den Schlummer? mein Herz wacht!
Dein Schatz der Ruhe fliesst aus der Nacht allgütiger Urne
Ueber mein Herz.
Komm Schlummer auf mein thränentrocknes Aug,
Winde herauf den Schlummer — winde herauf,
Dass ich ruhe!

Dass Amor mich quält! —
Bin ich ihm im Lose des Schicksals
Zum ewigen Sklaven heimgefallen?
Er jagt mich über die Weide am Tag
Und Nachts in Büschen und Dornen,
In Sümpfen oder Felsenklüften,
Wo der Mond mein Leiter ist
Und der Morgenstern mein Führer.

Der Hirsch brüllt, der Stier schnaubt —
Das thut die Liebe.
Zärtlicher sind meine Klagen,
Und doch lässt Du sie zu keinem Ohr ein,
Süsses Mädchen, grausames Mädchen,
Das mein Herz entzückt.

Alles, alles liebet — alles!
Unter dem Gräschen das Würmchen,
Auf verdorrtem Felsen der Drach.

Der brüllende Tiger lässt den Raub los
Und buhlet,
Der Basilisk schiesst den tötenden Blick seitwärts
Und küsset:
Denn so will es, der verliebt die Sonne gestellt,
Die über unsere Welt
In ewigem Kreise liebend die Räder dreht.

Nun schwebe mein Seufzer
Geflügelt wie ein Kranich
Zu deinem Fensterlein, zu jenem Fenster auf!
Wecke sie sanft, Seufzerlein!
Wecke sie sanft, süsser Seufzer!
Schwebe vor ihrem Fenster herum
Biss sie erwacht,
Und ihr lächelndes Antlitz in die Morgensonne hebt.
Ach, dann schleiche Dich sanft,
Sanft auf ihr zärtliches Herz.
Und ruhe dort und rede,
Mein Vorsprecher,
Meine Liebe vor!

(Berliner Bibliothek.)

8. An die Sonne. Ode.

Gebar Dich im Schweiss der Ost,
Dass Dich der West verschlinge,
Sonne, Tochter des Himmels?
Dir folgt ich nach über die Heide,
Deinem brennenden Pfad,
Und aus den Rheingebürgen weckte
Mein lobendes Lied das trunkene Echo.

Nun bist Du nahe der Feuerbahn Ende,
Du drängst Dich herab
Vom rund gewölbten Himmel
Zu des mosichten Felsen Stirne,
Wo schweigend meine Harfe ruht.

Blicke auf, ehe Du scheidest,
Dass Dich mein Lied,
Meine goldne Harfe begleite.
Aehnlich dem Renner,
Der roterhizt sich dem Ziele naht —
Er lacht frohlockend und biegt sich über des Rosses flattern-
den Hals,
Obgleich seine Brust

Ein Schweissguss nezt —
Stehst Du lächelnd, Siegerin,
Ueber dem Meer,
Freust Dich Deines Pfades
Und drängst freudig
Aus der heissen Locke den Goldthau.

Es rieselt hernieder   Ein klarer Quell
Auf die betrübte Welt.   Gleich der Verlobten,
Die der freudige   Helllockichte Bräutigam verlässt,
Wendet sie Deinem Pfade   Die röthlichen Blicke nach
Und seufzt — mit ihr jedes Thal, jeder Anger,
Der blumenreiche Anger und der Bach.
(Berliner Bibliothek.)

9. Kaiser Heinrich des IV. Schlaflied.

O Du fliehst schon, güldner Tag   Thal hinab!
Deine Herrschaft   Trittst Du ab der Nacht.
Alles flieht in diesem Leben,
Hier nichts bleibt,
Alle Wünsche, alle Pracht verwehn.
Hat die Krone, die mein Haupt gezieret,
Nicht vor mir manche Stirn geküsst,
Die wie ich im Purpur auch regieret,
Vor mir schon geküsst?
Und wer weiss, wie viele Schläfe
Sie noch zieren soll,
Die gepanzert und gepurpert
Auf dem Throne stehn.
Glücklich leb ich in der Stille,
Da mich Thron und Lust verlässt.
Wie ein Pilger nur mit seinem Stabe
Wallt und singt,
Wall ich ganz zufrieden
In des Todes Thal hinab.
(Berliner Bibliothek.)

10. An Ossian. Ode.

Dich sah ich, Ossian, König der Gesänge!
Um Dich her die gewaltigen
Söhne des Kriegs
Die Du der Ewigkeit geweiht.
Auch [Malvina],*

* Ich habe den Namen, den Müller hier schrieb, nicht lesen können und daher willkürlich ergänzen müssen.

Auch das zartlockichte Fräulein
Steht neben Dir,
Mischt Thränen in den Tod Deines Oskar.
Sanft wie der Abendthau
Sich in die goldnen Strahlen
Der sinkenden Sonne herabträgt,
Träuflen Deine Seufzer
In meinen Busen.
Auch mit gebogener Lanze
Steht Dein Fingal,
Um ihn Nebel der Mitternacht,
Unter seinen Füssen der Mondwolke Glanz.
(Berliner Bibliothek.)

11. Shakespeare. Ode.

Liebling der Natur,
Gott der Erdendenkenden!
Wie eine Ceder Gottes
Siehst Du in die Wolken.
Um ihre Schultern schlägt der Donner den Flügel,
Indess Dein Haupt in des Himmels Strahle steht!
Zerschmettert sie ein Donner,
So weint und heult er um sie.
Ach so weinte die Natur selbst
In dem Augenblicke, der
Dich ihren Liebling
Wieder der Erde entriss.
Zu glückliches Albion,
Zu glücklich durch Dich!
(Berliner Bibliothek.)

12. Dithyrambus.

„Sitz ich auf Jupiters Adler
Oder steh ich auf Wolken?
Häng ich am gehörnten Mond,
Fall ich in des Orkus
Unermessliche Tiefen?
Weiber, sagt mir, wo bin ich?“

Da sprachen die Weiber:
„Du liegst am Schlauch!“
Da schlangen die Weiber
Epheu um mich.
Da sah ich geöffnet
Den Olympus,

Die Götter sassen
Umkränzt am Tisch,
Bacchus der schöne
Machte mich zum Mundschenk.

Ich füllte dem Bacchus —
Schnell grünte unter uns
Epheu, um mich wölbten sich
Traubengeländer.
Da sass ich in der Kühle,
Biss Titan mein Haupt vergült.
(Berliner Bibliothek.)

13. Der Walfisch.

Vor dem Walfisch stand ein Gründling
In der hohen Flut und rief:
„Ach, ich armer, ach ich kleiner!
Gegen Dich verloren tief."

Fliehend immer voller Sorgen
Stärkrer Räuber Wuth und Tück,
Hörts der Walfisch, gibts dem Gründling
Also voller Ernst zurück:

„Freilich schrecken vieler Zähne
Dich geringen mehr als mich.
Aber Dir ist leicht zu fliehen,
Jedes Steinchen sichert Dich.

Ich durch Grösse unverborgen
Bleib, ach! immer ausgesezt
Jenem falschen Aug des Feindes,
Der auch mein Verderben nezt."
(In dem Briefe Müllers an Batt v. 25. Febr. 1809 in K. v. Holteis Autographensammlung.)

14. An den Jüngling, welcher die Demokratie schwört.

Recke die Hand nicht zu schnell zum heiligen Altar, o Jüngling!
Ist nicht gereinigt Dein Herz ganz von ätherischer Glut,
Reif nicht der edle Wunsch bey Dir fürs Vaterland willig
Hinzuopfern Dein Blut und für des Bruders Heil.
Schönen Seelen nur ist vergönnt nach der Krone zu streben,
Welche Urania selbst reichet dem Retter des Volks.
(Ebendaselbst.)

Zur Chronologie des Briefwechsels zwischen Schiller und seiner Braut.

Von

Wilhelm Fielitz in Stralsund.

Es ist gewiss keine Schmälerung der grossen Verdienste, welche die nun verewigte Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm um unsere Kenntniss Schillers durch freisinnige und freigebige Publicationen aus dem Nachlasse ihrer Eltern sich erworben hat, wenn man an einzelnen derselben Mängel entdeckt und sie zu bessern sucht; wird doch eine solche Aufdeckung und Heilung von Schäden zum grössten Theile erst durch Mittheilungen derselben gütigen Hand möglich. So ist namentlich der 1856 erschienene Briefwechsel Schillers mit seiner Braut (Schiller und Lotte 1788. 1789. Cotta, Stuttgart und Augsb.) mannichfacher Verbesserung fähig, und der Wunsch, in einer etwaigen zweiten Auflage die bestehenden Fehler vermieden zu sehen, hat mich veranlasst, was ich bei einem ziemlich eingehenden Studium des Buches namentlich in chronologischer Hinsicht zu bessern fand, hier zusammenzustellen.

Die Briefe Schillers und Lottens von der ersten Anknüpfung der Correspondenz bis zur Verheirathung (22. Febr. 1790) sind leider — und das ist der erste Mangel, dem bei einer zweiten Auflage Abhülfe zu wünschen wäre — nicht alle in dem Buche enthalten; es bricht mit dem Ende des Jahres 1789, zwei Monate vor der Hochzeit ab; die Correspondenz vom Januar und Februar des nächsten Jahres, eine beträchtliche Zahl von Briefen umfassend, ist dann von derselben

Herausgeberin durch die Hand des Prof. Urlichs in Würzburg veröffentlicht (mit den Briefen aus den Jahren der Ehe) in dessen schönem Buche: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. I. (Stuttg. 1860) S. 159—300. Aber auch die Briefe der Jahre 1788 und 89 sind in „Schiller und Lotte“ nicht vollständig; aus dem „litterarischen Nachlass der Frau von Wolzogen“ Bd. I. (Lpz. 1848. 1. Aufl.) sind einige Briefe an Caroline aufgenommen, andere nicht, ebenso einige an beide Schwestern gerichtete, andere nicht, und darunter solche, deren fehlen eine fühlbare Lücke lässt; ja es finden sich im Nachlass Briefe, die offenbar an Lotte allein gerichtet sind und mit vollem Recht Aufnahme in jener Sammlung hätten beanspruchen können. Eine neue Ausgabe hat, meine ich, auch hier möglichste Akribie anzustreben, theils zur Erreichung einer wissenschaftlich vollständigen Uebersicht über das vorhandene Material, theils zur Förderung des Verständnisses und Erhöhung des Genusses, der einem Buche, wie diess, wol als Zweck zugestanden werden darf.

Viele dieser Briefe nun sind gar nicht oder nur mit Angabe des Wochentages datiert und lassen nicht selten nur eine Muthmassung zu, welcher Zeit sie angehören; bei einigen jedoch, hoffe ich, ist es mir gelungen, den Tag ihrer Abfassung sicher festzustellen. Ein nicht unwesentliches Hülfsmittel habe ich mir dabei selbst geschaffen, indem ich jedem Datum, soweit diess nicht schon von den Briefstellern selbst geschehen war, die Angabe des Wochentages hinzufügte. Auch diess sollte bei einer zweiten Ausgabe nachgeholt werden. Es ist klar, dass in einem Briefwechsel, in welchem immerfort vom „letzten Sonntag“, vom „nächsten Mittwoch“ u. s. w. die Rede ist, der Wochentag in der Datierung der Briefe grosse Wichtigkeit hat. An der Hand der so vervollständigten Daten habe ich mir Aufschluss verschaffen können über die wöchentlichen Post- und Botengelegenheiten, welchen die Beförderung der Briefe anvertraut wurde, und so habe ich manche Verwirrung ordnen, manches Dunkel aufklären können. Dass endlich anderweitige Briefsammlungen, wie Schillers Briefe an Körner, an seine Eltern, Lottens Briefwechsel mit Knebel, mit Frau und Fritz von Stein, Carolinens Briefe an Wolzogen u. a. Licht

auch über die Chronologie unserer Briefe verbreiten müssen, ist klar.

Die Correspondenz beginnt während des Aufenthaltes Lottens in Weimar in den ersten Monaten des Jahres 1788. Wol Ende Januar (Url. III. S. XVIII) gieng sie dorthin zu Besuch und logierte bei der Imhoff, der Schwester der Frau v. Stein. Auf einer Redoute (Sch. u. L. S. 233) sah Schiller Frl. v. Lengefeld, die er in ihrem Hause zu Rudolstadt am 6. December des vorigen Jahres hatte kennen lernen, plötzlich vor sich stehn, und fortan wurde die Bekanntschaft fortgesetzt und bald intim. Wenn, wie wahrscheinlich, Dienstag den 5. Februar, zu Fastnacht, die letzte Redoute dieses Winters war, so ergibt sich daraus der terminus, post quem jene Begegnung nicht stattgefunden haben kann. Aus der nächsten Zeit stammen die ersten Billets (Schiller und Lotte S. 3—15). Sie sind sämmtlich undatiert und müssen daher, soweit es geht, nach ihrem Inhalt geordnet werden.

Der Brief Nr. 1, Schiller an Lotte, ist geschrieben im März, vor dem 23. d. M. „Von Wolzogen habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat.“ Diesen Brief beantwortet Schiller am 23. März (es war der Ostersonntag); die Antwort ist in Frau v. Wolzogens litterar. Nachl. (1. Aufl.) I, S. 398 abgedruckt. Lotte legte das Zettelchen vom 25. März bei, welches ebd. II, S. 189 zu lesen ist. Ergibt sich also der 23. März als der terminus ante quem für diess Schreiben, so zeigt uns den frühest möglichen der nächste Satz: „An Frau von Kalb habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt;“ das kann doch nur heissen: brieflich; Frau v. Kalb hatte also schon Weimar verlassen. Köpke, Charl. v. Kalb S. 99, gibt jedenfalls nach ihren Memoiren, an, im Februar 1788 sei die Familie v. Kalb von dem Praesidenten nach ihrem Gute Waltershausen zur Regelung von Familienangelegenheiten berufen. Diess ist ein Irrthum. Schiller meldet an Körner am 23. Febr. (I, S. 261): „in acht Tagen reist sie mit ihrem Manne zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder auf eins ihrer Güter;“ selbst nach dieser Bestimmung würde der Tag der Abreise

kaum noch in den Februar fallen. Aber dieselbe hat sich um längere Zeit verzögert. Am 6. März macht er dem Freunde Andeutungen von der aufkeimenden Neigung zu Lotte und spricht von der Kalb, „die mich fein durchsieht und bewacht,“ aber noch nichts davon geahnt hat: ihrer Abwesenheit erwähnt er nicht. Erst am 17. März berichtet er (S. 269): „Frau von Kalb ist mit ihrem Manne jetzt von hier abwesend.“ Noch „kürzlich“ hat sie einen Brief von Körner gehabt, den muss sie noch in Weimar bekommen haben, denn Schiller setzt weder ihre Abwesenheit noch ihren Aufenthaltsort als Körner bekannt voraus. Wenn wir also die Abreise der Kalb nach dem 6. März, etwa auf den 10'ten ansetzen, so ergibt sich als die Zeit unseres Briefes die Mitte des März; etwa acht Tage hat dann Schiller bis zur Antwort an Wolzogen desselben, die am 23ten erfolgte, verstreichen lassen.

Wenn so Nr. 1 etwa acht Tage vor Ostern geschrieben ist, so muss Nr. 5 („neulich habe ich meine Ostereier mitzunehmen vergessen; gleich zu Hause fiel mir's ein und ich schenke sie Ihnen nicht“) wenige Tage nach dem Feste, also in den 20er Tagen des März, geschrieben sein, und unter allen erhaltenen Billets aus diesem Weimarer Aufenthalt Lottens kann diesen beiden Briefen die Priorität streitig gemacht werden nur von Nr. 3 und Schillers Antwort darauf, Nr. 4; denn es heisst in letzterer: „Eben zieht mich ein Schlitten an's Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's.“ Dass Mitte oder Ende März in Weimar noch sollte zu Schlitten gefahren sein, ist doch höchst unwahrscheinlich, zumal am 11. April (vgl. S. 19) im Stern und im Garten, wo es gar freundlich und schön war, die Nachtigallen schlugen und Knebel die ersten Veilchen sah (Urlichs III, S. 297). Auf jeden Fall aber sind diese beiden Billets älter als die Stammbuchverse vom 3. April und Lottens Antwort darauf, Nr. 2, die vom 3. oder 4. April sein muss. Nicht Nr. 2, wie Frau von Gleichen will, sondern Nr. 3 ist das älteste erhaltene Billet Lottens und wol das älteste des ganzen Briefwechsels überhaupt. Ob es auch in der That das erste war, was sie an Schiller schrieb, wage ich nicht zu behaupten. Die Billets 6 und 7 sind am Tage vor Lottens Abreise nach Rudolstadt geschrieben, und erhalten

ihre fast sichere Datierung durch Lottens Angabe, die sie Freitag den 18. April in einem Briefe an Wolzogen (litterar. Nachl. II, S. 190) macht: „Sonntag wird es 14 Tage, dass ich wieder hier bin,“ also Sonntag den 6. April ist sie Mittags gefahren und Sonnabend den 5ten sind unsere Billets Nr. 6 und 7 geschrieben. Der Abschiedsbrief Knebels (Urlichs III, S. 296) ist vom 7. April datiert. In Weimar hat sie ihn noch empfangen, denn Schillers Brief vom 11. April war der erste, den sie aus Weimar nach Rudolstadt bekam; also muss Knebel sich im Datum um einen Tag geirrt haben. So ordnen sich denn die Billets dieser Zeit folgendermassen:

1. Nr. 3 Lotte an Schiller.
2. Nr. 4 Sch. Antwort.
3. Nr. 1 Sch. an L. Mitte März.
4. Nr. 5 Sch. an L. Ende März.
5. — Schillers Stammbuchverse 3. April.
6. Nr. 2 Lottens Antwort 3. od. 4. April.
7. Nr. 6 L. an Sch. 5. April.
8. Nr. 7 Schillers Antwort 5. April.

Auf die kurze Correspondenz zwischen Rudolstadt und Weimar, deren drei Briefe ihr Datum tragen, folgt in der zweiten Hälfte des Monats die Reise Schillers nach Rudolstadt und Volkstädt und der Aufenthalt in dem von Lotte und der kleinen Friderike von Holleben gemietheten Quartier. Im August zog er ganz nach Rudolstadt und weilte dort bis zur Rückkehr nach Weimar, Mittwoch den 12. November. Die zahlreichen Billets, welche in dieser Zeit thalauf, thalab, später nur strassauf, strassab flogen, sind wiederum fast sämmtlich undatiert, sie kamen ja wenige Minuten nach ihrer Niederschrift in die Hände des Adressaten; es ist daher nicht leicht, in diesen losen Schwarm einige Ordnung zu bringen, und ich muss von vornherein bekennen, dass bei der Aufstellung der Reihenfolge, welche ich in folgendem zu geben gedenke, die Phantasie nicht ganz unbeträchtlich mitgewirkt hat. Nr. 11 ist im Gasthofe geschrieben und meldet, dass Schiller gestern Abend 10 Uhr in Rudolstadt angekommen sei: er will womöglich noch vor Mittag in sein Logis übersiedeln. Am 15. Mai (diess ist nach Düntzer, Aus Goethes Freundeskr. S. 69 das richtige

Datum des Briefes) schreibt Schiller an Körner (I, S. 298): „Sobald sich das Wetter ändert, fliege ich auf's Land;“ am 26. Mai (Montag) meldet er aus Volkstädt (a. a. O.): „Seit 8 Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend.“ Danach fällt jener Brief etwa auf Montag den 19. Mai; es könnte aber auch ein Tag früher oder später das rechte Datum sein, denn „seit 8 Tagen“ möchte ich, da das bezeichnende „heute“ dabei fehlt, nicht für eine sichere Zeitangabe halten. Unter allen Briefen der nächsten Zeit bis in den August hinein sind nun einzig sicher datierbar Lottens Billet Nr. 31 und Schillers Antwort Nr. 32. „Erstlich denn, schreibt Lotte, wir schreiben heute an Wolzogen.“ Das ist geschehen, Carolinens Brief ist erhalten (Nachl. II, S. 157) und vom 27. Mai datiert. Dass es in der That der Brief sei, von dem Lotte schreibt, wird sogleich klar, wenn wir Lottens Worte im Billet Nr. 31: „Heute früh ist Knebel fort“ mit Carolinens Bericht an Wolzogen über Knebels Besuch vergleichen. „Wir hatten, schreibt sie S. 158, die Tage her Besuch von dem sogenannten Hofphilosophen u. s. w.“ Zum Ueberfluss aber gibt Knebel selbst (Url. III, S. 300) unter dem 27. Mai an Lotte von Jena aus einen Bericht seiner Reise, die er „diesen Morgen“ angetreten. Also Nr. 31 und Schillers Antwort vom selben Tage sind Dienstag den 27. Mai geschrieben. Diesen Billets zufolge war am Montag den 26. Mai ausser Knebel auch die Stein und, wie es scheint, noch andrer Besuch im Lengefeldschen Hause gewesen, Schiller aber hatte sich fern gehalten, weil er nicht heiter und froh genug war. Verdross ihn vielleicht die Anwesenheit seines Nebenbulers, des süsslichen Hofphilosophen? In die Zeit der Anwesenheit Knebels reiht sich das Billet Schillers, Nachl. I, S. 170 („empfehlen Sie mich Herrn von Knebel recht schön, wenn ich ihn nicht mehr sehen sollte,“ heisst es am Schluss). Da nun gerade diess Billet entschuldigt, dass er Abends nicht kommen werde, „um nicht einen Cirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören,“ so schreibe ich unbedenklich das Datum „Montag den 26. Mai“ darüber. Die erste Woche seines Volkstädter Aufenthaltes lag an diesem Tage hinter ihm, es ist das Datum des oben citierten Briefes an Körner. Nach diesem Billet war Sonntag

den 25ten eine wolgelungene Partie unternommen, vermuthlich auch in Knebels Gesellschaft. — Die Billets Nr. 12 bis 15 gehören zwei aufeinanderfolgenden Tagen an und zwar einem Freitag und Sonnabend. „Heute haben Sie bekanntlich die Freitagsassemblee," schreibt Schiller in Nr. 12, und in Nr. 14 erwartet er Postsachen. Die Post aus Weimar kam Sonnabends gegen Abend an, die Postsachen wurden noch Abends oder am Sonntag früh ausgegeben. Schiller klagt im ersteren Billet über Regenwetter, das ihn im Hause festhält, — er kommt sich vor, wie in Weimar — im andern über Schnupfen mit Frost und Hitze „seit gestern Abend." Von diesem Schnupfen berichtet er an Körner Dienstag den 3. Juni (I, S. 303) in sehr starken Ausdrücken. Wir haben also für unsere vier Billets zu wählen zwischen den beiden Freitagen und Sonnabenden, welche jenem Knebelschen Besuche vorangehen und folgen. Im ersten Falle würden die Billets das Datum 23. u. 24. Mai tragen müssen. Indessen ist dagegen manches einzuwenden. Nicht nur machte er Sonntag den 25ten eine Partie mit, die ihm wol bekam (Nachl. I, S. 170), sondern in allen oben besprochenen Briefen der nächsten Tage ist von einem unwolsein Schillers nicht die Rede; als er am 26ten sich mit bösem Humor entschuldigt, kommt Lotten auch nicht im entferntesten der Gedanke bei, dass er krank sein könne; auch der Brief an Körner vom 26ten meldet nichts von Krankheit. Freilich sagt Schiller am 3. Juni, der Katarrh habe ihn wenige Tage nach seinem hiersein befallen; das könnte aber wol von ersten Unpässlichkeiten, den Vorboten des Schnupfens, gemeint sein, wie z. B. von dem „schlechten Humor" am 26. Mai. Ich würde also jene vier Billets, Nr. 12 und 13 auf Freitag den 30ten, Nr. 14 und 15 auf Sonnabend den 31. Mai setzen. Ueber den Verlauf dieses unwolseins wissen wir, dass Dienstag den 3. Juni sein Kopf heillos beschaffen war und ihm zu springen drohte, dass es aber am 12. Juni (Donnerstag) völlig überwunden war (an Körner I, S. 311). Dieser Zeit möchte wol das Billet Nr. 17 angehören; es schliesst sich den vier Briefen vom 30sten und 31sten ungezwungen an, wenn wir es von Sonntag dem 1. Juni datieren. (Keinesfalls aber ist es die Antwort

auf Lottens Nr. 16.) Auch Nr. 18 ziehe ich hieher. Alle diese Briefe sprechen nur von Schillers unwolsein, in Nr. 15 (31. Mai) schreibt Lotte ausdrücklich: „Wir sind ganz wohl, wenigstens drückt mich kein Schnupfen.“ Bei einer andern Gelegenheit derselben Art ist auch die Rudolstädter Familie leidend, namentlich Beulwitz. Nr. 16, von Lottens Hand, macht eine gestern vergessene Mittheilung, dass der Bote morgen gehe, und lädt Schiller ein, schon zu Mittag zu kommen, da sei es wärmer, „da wollen wir uns zusammen trösten, denn so ganz ist der Schnupfen auch noch nicht aus unsern Mauern gewichen.“ Die Antwort darauf ist nicht Nr. 17, sondern das in „Schiller und Lotte“ nicht aufgenommene Billet litt. Nachl. I, S. 180: „Dank Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung an mich und mein gestriges Anliegen. Ich werde den Boten gebrauchen. Wenn ich nicht heute wieder um das Vergnügen kommen soll, bei Ihnen zu sein, so muss ich es dem Wetter unmöglich machen, mich zu hindern. Haben Sie also die Güte und schicken Sie mir die Chaise nach Volkstädt, die ich schon einmal gehabt habe. Schicken Sie sie mir aber erst nach 2 Uhr, weil ich bis dahin alle Hände voll zu thun habe. Es ist mir nicht bange, dass wir uns unter einander wohl haben, wenn uns auch alle der Schnupfen plagt u. s. w.;“ es folgt zuletzt ein Dank für übersendete Apricosen und Thee. Diess Schreiben enthält auf alle Puncte des Billets Nr. 16 Antwort, — die Apricosen und der Thee, von denen dieses nichts erwähnt, waren wol nur mit mündlicher Bestellung überbracht; ich setze es also getrost auf einen Tag mit Nr. 16. Wenn der Bote, nach dem sich „gestern“ Schiller erkundigt, und der „morgen“ früh geht, wie wahrscheinlich, der Weimarische ist, so ist diess „morgen“ ein Donnerstag, das ist aus der ganzen folgenden Correspondenz zwischen Weimar und Rudolstadt ersichtlich, die fast ausschliesslich durch den Boten besorgt wurde. Der Tag unsrer beiden Billets ist also ein Mittwoch. Nun ist die Erkundigung nach dem Weimarer Boten in Nr. 28 enthalten, 29 ist darauf die Antwort, meldet aber über den Boten nichts; so setze ich denn die vier Billets 28, 29, 16 und litt. Nachl. I, S. 180 auf einen Dienstag und den darauf folgenden Mittwoch. Danach meldet sich Schiller am Dienstag

Morgen durch Billet 28 bei Lengefelds an und bittet Lotte, ihm ihr Zimmer zum studieren einzuräumen. In Nr. 29 geht Lotte freudig auf den Vorschlag ein. Das Wetter aber hat ihn am Nachmittag gehindert zu kommen, nichts destoweniger ist Lotte gegen Abend entweder selbst in Volkstädt gewesen oder hat eine Bestellung dahin machen lassen, aber auch dabei auf die Frage nach dem Boten Bescheid zu geben vergessen; das gibt dann Anlass zu den Billets Nr. 16 und Nachl. a. a. O. am Mittwoch früh. Jenen Dienstag nun auf den 3. Juni zu setzen und so die vier Billets mit jenem ersten Schnupfenanfalle in Zusammenhang zu bringen, hindert mich das Bedenken, dass das heitere Billet Nr. 28 unmöglich mit dem trüben Briefe an Körner vom 3. Juni an einem und demselben Tage geschrieben sein kann. Im Gegentheil, die Apricosen werden uns zwingen, für diesen Dienstag und Mittwoch zwei möglichst späte Daten, aus der zweiten Hälfte des Juli zu wählen, und so eine zweite Schnupfencalamität anzunehmen.

Dass in der That Schiller öfter sich auf seinem nächtlichen Heimwege nach Volkstädt erkältet, schreibt er selbst an Körner am 1. Sept., I, S. 340. Dieser zweiten Schnupfenepidemie nun gehören an Nr. 27 mit der Meldung, dass Beulwitz krank sei, und Nr. 30: „Mit Beulwitz geht es besser; mich (Lotte) friert auch und der Kopf thut mir ein Bischen weh; ich denke aber, es soll zum Schnupfen nicht kommen. Da sind Sie doch nicht allein krank u. s. w.“ Schiller hatte sich offenbar erkundigt, ob Frau v. Stein da sei, und Lotte antwortet nein: „ich denke, sie ist noch gar nicht in Kochberg.“ Gerade Ende Juli wurde die Stein in Rudolstadt erwartet (an Körner 20. Juli, I, S. 326). Durch eine ähnliche Erwähnung der Stein scheint auch das Schreiben Nr. 40 und, wenn dasselbe die Antwort auf 39 ist, auch dieses sich dieser zusammengehörigen Gruppe anzuschliessen. Auch die Billets 43 und 38, beide von Lotte, gehören wol dieser Zeit, vielleicht beide Einem Tage an. Von den übrigen Billets aus der Zeit von Schillers Volkstädter Aufenthalt sind ziemlich fest zu datieren das Billet Schillers, mit welchem er die Holy Bible* für chère

* Sie ist bei Göschen bestellt durch Brief vom 19. Juni (Weimar. Jahrbuch VI, 1, S. 225 fg.).

mère schickte, und die Antwort darauf von demselben Tage. Die Dedicationsverse der Bibel sind vom 2. August datiert, also an diesem oder dem nächsten Tage werden Nr. 41 und 42 geschrieben sein. Das letztere Schreiben meldet die am Abend erwartete Ankunft der Stein. Auf einen der folgenden Tage fällt das Billet Nachl. I, S. 181—82 mit der Anfrage: „Warum verlässt Sie Frau v. Stein so bald wieder? Ich hoffte, dass wir einige schöne Tage in ihrer Gesellschaft zubringen sollten.“ Annähernd sind ausserdem zu datieren die beiden Billets 36 und 37, geschrieben am Tage von Wolzogens Abreise. Caroline v. Wolzogen erzählt in Schillers Leben (Ausg. 1845 S. 128): „Wilhelm von Wolzogen besuchte uns noch vor seiner Abreise nach Paris. Er hatte die grösste Hoffnung, seine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen genesen. Nach 4 Wochen erhielten wir die Nachricht ihres Todes.“ Diese Nachricht kam vor oder am Tage des 10. August, denn von diesem Datum sind die Antwortschreiben Schillers und der Schwestern. Also „4 Wochen“ früher fällt in den Anfang oder die Mitte des Juli.

Das Billet Lottens Nr. 19, welches meldet: „ich habe heute früh einige Zeilen von Frau von Kalb erhalten und diesen Einschluss für Sie,“ meint jedenfalls den Brief, der bei Urlichs II, S. 217 abgedruckt, aber undatiert ist. Das Datum ergibt sich indessen aus der Erwähnung des Domherrn v. Dalberg, der „in der vorigen Woche“ in Weimar war. Nach Knebels Bericht (U. III, S. 303) reiste er am 13. Juni ab, die „vorige Woche“ ist also die von Sonntag dem 8. bis Sonntag den 15. Juni, in der folgenden Woche schrieb die Kalb ihren Brief, derselbe muss also mit seinem Einschluss in der zweiten Hälfte des Juni in Rudolstadt angekommen sein und die Veranlassung zu Lottens Billet Nr. 19 gegeben haben. Nr. 33 und 34 gehören den letzten Monaten des Rudolstädter zusammenseins an, denn aus Lottens Aeusserung: „Lange möchte ich nicht mehr von hier weg sein, so lange Sie noch bei uns sind,“ ist zu schliessen, dass die Zeit des Sommeraufenthaltes auf die Neige geht. Mit Nr. 20 und 21 weiss ich zu keiner Entscheidung zu kommen; man gestatte

mir, die Besprechung derselben bis auf den zweiten Theil des Sommers zu versparen.

Wenn nun Nr. 22 und 23 wegen ihrer Erwähnung des Weimarer Boten jünger als Nr. 28, 29, 16, und Nachl. I, S. 180 sein, also auf Ende Juli oder Anfang August fallen müssen, und wenn ich endlich die subjective Meinung ausspreche, dass mir von allen Billets aus der Volkstädter Zeit Nr. 24 und 25 die ältesten zu sein scheinen, so bleiben als ganz unbestimmbar folgende übrig: Nr. 26, auf welches die Antwort ist das im Nachl. I, S. 171—72 gedruckte Billet, und Nr. 35. Wenn wahr ist, was in „Sch. u. L.“ S. 53 bei Gelegenheit dieses Briefchens gesagt wird, dass Lotte auch während Schillers Aufenthalt in Volkstädt bei der Stein auf Kochberg gewesen sei (aus dem — nicht vollständig mitgetheilten — Billet lässt es sich keineswegs schliessen), so weiss ich diesen Aufenthalt nur in der ersten Woche von Schillers Villeggiatur unterzubringen, dann würde sie in der Woche nach Montag dem 19. Mai in Kochberg gewesen sein, und wenn Knebels Billet Url. III, S. 300, datiert: Kochberg, Freitag Morgens, an die von dem Herausgeber ihm zugewiesene Stelle gehört, so ist sie Donnerstag den 22. Mai zurückgekehrt Aber nach dem vorliegenden Material lässt sich nichts bestimmtes über den Kochberger Besuch behaupten, und wir werden das Billet Nr. 35, wie es bisher bekannt ist, als unbestimmbar ansehen müssen. Unbestimmbar endlich sind auch die im litt. Nachl. I, S. 174—75 und S. 191—92 abgedruckten Schreiben Schillers. So ist denn also folgendes die von mir vorgeschlagene Ordnung:

1) Nr. 11, c. Montag den 19. Mai.
2 u. 3) Nr. 24 u. 25 die Woche danach.
4) Nr. 35 in derselben Woche (?).
5) Nachl. I, S. 170—71 Montag den 26. Mai.
6 u. 7) Nr. 31 u. 32 Dienstag den 27. Mai.
8 u. 9) Nr. 12 u. 13 Freitag den 30. Mai.
10 u. 11) Nr. 14 u. 15 Sonnabend den 31. Mai.
12) Nr. 17 Sonntag den 1. Juni.
13) Nr. 18 Anfang Juni.
14 u. 15) Nr. 26 u. Nachl. I, S. 171—72 unbestimmbar.

16) Nr. 19 zweite Hälfte des Juni.
17 u. 18) Nr. 36 u. 37 erste Hälfte des Juli.
19) Nr. 27
20) Nr. 30
21 u. 22) Nr. 28 u. 29
23 u. 24) Nr. 16 u. Nachl. I, S. 180—81 } zweite Hälfte des Juli.
25) Nr. 43
26) Nr. 38
27 u. 28) Nr. 39 u. (?) 40
29 u. 30) Nr. 22 u. 23 Ende Juli oder erste Hälfte des August.
31) Nachl. I, S. 174—75 nicht sicher bestimmbar.
32 u. 33) Nr. 41 u. 42 2. oder 3. August.
34) Nachl. I, S. 181—82 Anfang August.
35) Nachl. I, S. 191—92 unbestimmbar.

Wenn ich Schillers Schreiben Nachl. I, S. 181—82 richtig in die erste Hälfte des August gesetzt habe, so hatte er auch in diesem Monat vom Schnupfen zu leiden. Das mag denn die Veranlassung gewesen sein, dass er (in der ersten Hälfte des August) ganz nach Rudolstadt übersiedelte. Die Billets 44 und 45 scheinen aus den ersten Tagen dieses Rudolstädter Aufenthaltes zu stammen. Aus Lottens Ausdruck in Nr. 45: „Wir sehen uns doch heute, ehe Sie zum Souper auf den Vogelschiessplatz gehen?“ dürfen wir schliessen, dass es die Zeit des Rudolstädter Vogelschusses war; Schiller meldet darüber an Körner am 20. August 1788 (Mittwoch) (I, S. 330): „Es ist diese Woche hier Vogelschiessen, die einzige gesellschaftliche Anstalt im ganzen Jahr für den Hof und die Stadtleute.“ Die Woche des Vogelschusses und unseres Briefes ist also die auf Sonntag den 17. August folgende. Jene „einzige gesellschaftliche Anstalt“ wird dann auch wol die Veranlassung des Balles gewesen sein, von dem Nr. 55 und 56 reden; in der That scheint der Schluss von Schillers Billet 44: „Arbeiten Sie nicht zu fleissig an Ihrem Flor oder was es ist für morgen“ auf dieses Fest hinzudeuten, so dass 55 und 56 nur um einen Tag, den Balltag, jünger sind als 44 und 45. Gegen diese Datierung der vier Billets erhebt sich allerdings das Bedenken, dass bereits Schillers Brief an Wolzogen vom 10. Aug. von Rudolstadt datiert ist. Indessen könnte Schiller ihn in

Rudolstadt im Lengefeldschen Hause geschrieben haben, ohne schon dauernd dort zu wohnen. Dem August gehören die Billets Nr. 53 u. 54 an; im ersteren berichtet Schiller, die Kalb werde Anfang September von Völkershausen abreisen.

Die nächsten Billets, die sicher datiert werden können, sind Nr. 61—64. In 61 meldet Lotte, dass sie nach Kochberg aufbreche: „Ich wäre heute gerne hier, um Ihrer und Beckers Gesellschaft zu geniessen.“ Nr. 62 ist dann in Kochberg am Montag Abend, Nr. 63 Dienstag Abend geschrieben. In 63 heisst es: „Dass Becker fort ist, thut mir leid, denn ich hätte ihn gern noch gesehen.“ Nun aber ist Schillers Brief an Körner vom 1. September dem Rath Z. Becker, der von Rudolstadt nach Dresden reiste, an die Adresse mitgegeben; der 1. September ist ein Montag, also trägt Nr. 63 das Datum Dienstag den 2. Sept., Nr. 62 Montag den 1. Sept. und 61 vermuthlich Sonntag den 31. August. Die Zeilen, für welche sie am Dienstag Abend (Nr. 63) Schiller einen schönen Dank sagt, sind die von Nr. 77; man vergleiche nur die Aeusserung daselbst: „Ich freue mich, mir die Zukunft so schön zu malen, als ich kann, aber ich kann keinen Glauben dazu fassen,“ mit Lottens Antwort: „Wenn Ihnen der Gedanke an die Zukunft keine Freuden gibt, so vergessen Sie sie, und sehen mit Geduld, wie es das Schicksal machen will.“ Schiller schrieb, nachdem Lotte noch nicht zwei Tage fort war, also, da sie Sonntag Nachmittag fuhr, Dienstag Morgen, am 2. September; die Antwort ist von Dienstag Abend. Beckers Abreise meldet Schiller nicht; Lotte hat sie durch schriftliche Benachrichtigung der Schwester oder mündliche der Botenfrau erfahren. Schillers Antwort auf 62 und 63 ist Nr. 64, von Mittwoch dem 3. September. In den nächsten Tagen danach muss Lotte zurückgekehrt sein und Nr. 65 geschrieben haben, denn sie bezieht sich darin auf einen Ausdruck Schillers in 64. — In der Mitte dieses Monats machten die drei Damen einen mehrtägigen Besuch bei Knebel in Jena (Url. III, S. 306, Briefe von Schillers Gattin S. 32), und zwar vor dem 16., nach dem 7. September (am 16. spricht Knebel von dem Besuch als einem vergangenen, am 7ten, Sonntag, fand die erste Begegnung Schillers mit Goethe im Lengefeldschen Hause statt).

Auf diese Reise nach Jena scheint sich das Billet Lottens Nr. 76 zu beziehen: „Wollen Sie die Güte haben und mir die Bücher von Knebel schicken? ich will sie einpacken.“ Am 28. September (Sonntag) schreibt sie an Knebel (S. 31): „Ich würde Ihnen schon vorige Woche für Ihren lieben Brief und die schönen Sachen gedankt haben, wenn ich den Boten zu bestellen nicht vergessen hätte. Und dann war ich auch in Kochberg und brachte gar angenehme Tage dort zu.“ Auf diese Kochberger Reise, welche nach dem Jenaer Ausfluge in der Mitte September unternommen wurde, scheinen die beiden Billets Nr. 33 und 34 zu deuten: „Wird Ihre Mutter heute ihren Vorsatz ausführen? Das Wetter ist ungewiss und ich rathe nicht dazu.“ Und Lotte: „Wenn sich das Wetter aufhellt, so gehe ich mit meiner Mutter heute nach Kochberg u. s. w.“ Nach diesen Billets ist um diese Zeit wieder ein unwolsein beider anzunehmen, und es passt in jeder Beziehung hieher Schillers Billet aus dem litt. Nachl. I, S. 185—86. Der jovialische Brief Wielands, den er bekommen, könnte sehr wol der vom 17. September sein, bei Frau v. Wolz. Schillers Leben S. 136—37. In eben diese Zeit des gegenseitigen Bedauerns reihen sich auch die Billets Nr. 59 und 60 ein.

In diese zweite Hälfte des September nun scheinen auf den ersten Blick auch Nr. 20 und 21 unsrer Sammlung zu fallen. Tags zuvor ist eine gemeinschaftliche Reise gemacht worden, „heute“ hat Knebel geschrieben und um Schillers Geistergeschichte gebeten. Lotte bittet um die Erlaubniss, ihm die Thalia, die bei ihnen ist, schicken zu dürfen. Schiller antwortet: „Ich bitte Sie, Knebel ja bestimmt zu schreiben, dass er die Thalia mit nächster Post zurückschickt u. s. w.“ Nun bedauert Lotte in dem schon citierten Briefe an Knebel vom 28. September (S. 31), die Geistergeschichte nicht schicken zu können, sie sei verborgt. In demselben Briefe meldet sie von einer gestrigen schönen Partie nach Schwarzburg und Königssee. So verlockend es ist, diesen Brief mit den obigen beiden Billets in Beziehung zu setzen, so schwer ist es, ihn damit in Einklang zu bringen. Zunächst lautet Lottens Bescheid an Knebel in Betreff des Geistersehers ganz anders, als er in jenen Billets verabredet war; aber vielleicht nahm

Schiller seine schriftlich gegebene Einwilligung nachher mündlich zurück, oder die Thalia, die Lotte im Hause wähnte, war in der That, ohne dass sie es wusste oder daran dachte, verborgt. Wenn die gemeinschaftliche, in den Billets 20 und 21 erwähnte Reise identisch ist mit der an Knebel geschilderten nach Schwarzburg,* so fand sie am 27. September statt, und jene Billets haben das Datum des 28sten zu tragen; dann aber kam eben nach jenen Billets am 28sten der Brief Knebels, welcher um Schillers Schrift bat, während in dem Briefe an Knebel nur die Rede ist von einem solchen, der schon in voriger Woche hätte beantwortet werden sollen. Dass Schiller aber am 27. September jene Reise habe unternehmen können, wird geradezu unmöglich anzunehmen durch seinen Bericht an Körner vom 1. October: „Eben fange ich an, mich von einem rheumatischen Fieber zu erholen, das sich in ein Zahngeschwür aufgelöst und mich einige Wochen mit allen Plagen, besonders mit wüthenden Zahnschmerzen geplagt hat." Oder wäre Billet 20 vielleicht geschrieben nach Empfang eben jenes Briefes von der „vorigen Woche?" Dann wäre freilich die am 28. September an Knebel geschilderte Reise von „gestern" nicht die im Billet 20 erwähnte, aber die Beziehung beider Schreiben auf einander in der Bitte Knebels um den Geisterseher, die hier gemeldet, dort beantwortet wird, wäre wenigstens gerettet. Allein auch da erheben sich Schwierigkeiten. Wenn Lotte am 28. September, Sonntag, von „voriger Woche" spricht, welche Woche meint sie, die jüngst vergangene, welche mit Sonntag dem 21. Sept., oder die vorhergehende, die mit Sonntag dem 14. Sept. begann? Aus der letzteren liegt uns Kne-

* Die mit Recht verdächtigten Verse, welche Schiller in das Fremdenbuch in Schwarzburg geschrieben haben soll:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja Dich!

(Hist.-krit. Ausg. IV S. 428), für welche Goedeke Dörings Schillerbiographie (Weim. 1824 S. 29) als Quelle anführt, stehen schon mit gleicher Erwähnung des Rudolstädter Vogelschiessens in dem berüchtigten Lügenbuche Oemlers: Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem früheren Leben (Stendal 1806) S. 113 fg. Ob irgend welche Schritte zur Auffindung des Fremdenbuchs gethan seien, sagt Goedeke nicht.

bels Brief von Dienstag dem 16ten vor (Url. III, S. 306); er enthält vom Geisterseher kein Wort; in der nächsten Woche (nach Sonntag dem 21sten) könnte Knebel den Brief durch den Boten geschickt haben, der (vgl. a. a. O.) Sachen abholen sollte; der Jenaer Bote brachte Mittwochs die Sachen (vgl. Billet 21), also wären in diesem Falle unsere Billets von Mittwoch dem 24. Sept. zu datieren. Sollte Schiller bei seinem mehrwöchigen rheumatischen Fieber, von dem er sich am 1. Oct. erst zu erholen anfieng, am 23. Sept. eine Reise so vergnügt und ohne Schaden mitgemacht haben? Ich verzweifle daran, die Beziehungen der beiden Billets von Schiller und Lotte mit dem Briefe an Knebel aufrecht zu erhalten, und möchte fast glauben, dass Knebels am 28. Sept. beantwortete Bitte gar nicht auf den Schillerschen, sondern auf den Moritzschen Geisterseher gerichtet war. Diesen besassen Lengefelds; vgl. Lotte an Fr. Stein (Url. I, S. 421) und Caroline an Schiller (Sch. u. L. S. 188). Mit dieser Annahme fällt jeder Anhalt für die Datierung unsrer Billets weg. — Das besprochene rheumatische Fieber und die in Folge dessen geschwollene Backe sind der Gegenstand der Klage und des Mitleids in den Billets litt. Nachl. I, S. 183, und in den Antworten beider Schwestern darauf, die unmittelbar dahinter folgen. Ferner gehört hieher die ganze Gruppe der Billets Nr. 67—73, zu denen ich noch hinzufüge Schillers Billet aus dem litt. Nachl. I, S. 184. Lottens Antwort darauf ist Nr. 71. Das zuletzt angeführte Billet Schillers erwähnt der Abwesenheit Carolinens; sie war freilich nicht in Kahla, wie Schiller mit einem Lapsus calami schreibt, sondern in Kochberg. Nr. 69 u. 70 können Tags darauf geschrieben sein: die Backe ist noch geschwollen, Schiller will nicht ausgehen; Caroline ist noch abwesend, sie kommt „morgen Mittag.“ „Können Sie denken, schreibt Lotte in Nr. 67, dass der langerwartete La Roche hier ist, und wir sind eben allein; ich denke aber, er bleibt bis morgen, da er doch eigentlich meine Schwester kennen lernen soll.“ Die Antwort darauf bringt Nr. 68: auch heute kann er nicht an der Gesellschaft Theil nehmen. Tags darauf schreibt Schiller in Nr. 72: „Das Wetter ist gar schlecht und ich zweifle, ob die Kochberger Damen kommen. Ist La Roche noch hier geblieben?“ Die

Antwort ist Nr. 73. Vom 5. October datiert, bringt 74 den Beweis von Schillers Genesung, denn der Brief ist in Volkstädt geschrieben, und die Antwort vom selben Tage, Nr. 75, meldet: „La Roche geht diese Nacht.“ Wir sind vielleicht berechtigt, die vorangehenden Billets, welche von diesem Besuche sprechen, aufs engste an das feststehende Datum des 5. October anzuschliessen und Nr. 72 u. 73 auf den 4ten, Nr. 67 u. 68 auf den 3ten, und zwar in den späteren Theil des Tages zu setzen, wogegen Nr. 69 u. 70 am Morgen des 3. Oct. ausgewechselt sind. Für Nachl. I, S. 184 und Nr. 71 bliebe der 2. October, wenn es nicht gerathen ist, diese beiden undatiert zu lassen. In die Leidenszeit vom Ende des September fällt auch das Billet Nr. 50. — Noch einmal trennte Kochberg das freundliche zusammenleben. Lotte schreibt an Fritz Stein, Kochberg, d. 11. Oct. (Url. I, S. 423): „Ich bin seit Donnerstag hier. — — Wir lesen hier in den Reisen des — durch Griechenland.“ Der 11. October ist Sonnabend, sie reiste also nach Kochberg Donnerstag den 9ten. Nr. 79, „Sonnabend Abends 9 Uhr,“ ist an demselben 11. October geschrieben; auch an Schiller schreibt sie: „Ich lese hier eine artige Reise durch Griechenland.“ Schillers Antwort, Nr. 80, von „Montag Morgen“, ist also den 13. Oct. geschrieben: „Mir ist nur lieb, dass von den 8 Tagen, die Sie in Kochberg zubringen sollen, schon 3½ um sind.“ Lotte antwortet unter: Kochberg, den 15. October (Mittwoch): „Freitag, hoffe ich, sehen wir uns. — Sie sind wohl jetzt mit dem Geisterseher beschäftigt?“ und Schillers Antwort Nr. 78 (sie muss von Donnerstag dem 16. Oct. sein) lautet: „Den Freitag wird mir Hoffnung gemacht, Sie wiederzusehen. — Ich habe jetzt eine gar angenehme Beschäftigung bei meinem Euripides, die mir lieber ist, als alle Geisterseher.“

Von den noch übrigen Briefen aus der letzten Zeit des Rudolstädter Aufenthaltes ist Nr. 84 am 10. November, dem Geburtstage, geschrieben. Am Tage vor der Abreise sind Nr. 85 u. 86, an dem Tage selbst die Nachschrift zu Nr. 86 u. 87, am Tage nachher, von Weimar aus, Nr. 88 geschrieben. Da der letzte das Datum: 14. November trägt (das ist ein Freitag), so hat Frau v. Gleichen die Abreise auf den 13ten (Donnerstag) angesetzt. Indessen das Datum ist von Schiller

verschrieben, es muss der 13. November sein; denn 1) Lotte und Caroline fuhren an demselben Tage nach Erfurt; über diese Reise berichtet Lottens Brief vom nächsten Sonnabend (Nr. 90) dem 15. Nov.: „Wir kamen gestern (also Freitag) hier (in Rudolstadt) an;" aus dem Briefe ist klar, dass sie zwei Abende in E. gewesen sind, also Mittwoch und Donnerstag. 2) Schiller schreibt an Körner (I, S. 363) am 14. Nov.: „Seit vorgestern (also Mittwoch d. 12ten) bin ich wieder in meiner einstweiligen Heimath." Also am 12. Nov. reiste Schiller ab, am 12ten früh schrieb er Nr. 87, am 11ten sind 85 u. 86 geschrieben. So bleiben denn als undatierbar aus der zweiten Hälfte des Sommers 1788 die Billets zurück Nr. 51 u. 52, 57 u. 58, 66, Nachl. I, S. 180 (Nr. 1). Von Nr. 20 u. 21 aber kann ich nicht einmal entscheiden, ob sie in den ersten oder zweiten Theil des Sommers gehören. Die ganze Reihenfolge der Billets wäre folgende:

1 u. 2) Nr. 44 u. 45 } Woche von Sonnt. 17—24. August.
3 u. 4) Nr. 55 u. 56 }
5 u. 6) Nr. 53 u. 54 zweite Hälfte des August.
7 u. 8) Nr. 51 u. 52 unbestimmbar.
9) Nr. 61 31. August.
10) Nr. 62 1. Sept.
11) Nr. 77 u. 63 2. Sept.
12) Nr. 64 3. Sept.
13) Nr. 65 wenige Tage später.
14) Nr. 66 unbestimmbar.
15 u. 16) Nr. 57 u. 58 unbestimmbar.
17 u. 18) Nr. 20 u. 21 unbestimmbar.
19) Nr. 76 Mitte Sept., vor der Reise zu Knebel.
20 u. 21) Nr. 59 u. 60 } zweite Hälfte des September.
22 u. 23) Nr. 33 u. 34 }
24) Nachl. I, S. 185—86 zweite Hälfte des Sept.
25 u. 26) Nachl. I, S. 183, 1. — 184, 1 Ende Sept.
27 u. 28) Nachl. I, S. 184 — Nr. 71 Ende Sept.
29) Nr. 50 Ende Sept.
30 u. 31) Nr. 69 u. 70 3. October Morgens.
32 u. 33) Nr. 67 u. 68 3. Oct. im Laufe des Tages.
34 u. 35) Nr. 72 u. 73 4. Oct.

36 u. 37) Nr. 74 u. 75 5. Oct.
38) Nachl. I, S. 180, 1 unbestimmbar.
39) Nr. 79 11. Oct.
40) Nr. 80 13. Oct.
41) Nr. 81 15. Oct.
42) Nr. 78 16. Oct.
43) Nr. 82 Ende Oct. od. Anfang November.
44) Nr. 83 dsgl.
45) Nr. 84 10. Nov.
46) Nr. 85 11. Nov.
47) Nr. 86 11—12. Nov.
48) Nr. 87 12. November.

Mittwoch den 12. Nov. fuhr Schiller nach Weimar, und Donnerstag den 13ten schrieb er den fälschlich vom 14ten datierten Brief Nr. 8 und eröffnete damit die Correspondenz zwischen Weimar und Rudolstadt. Wöchentlich schrieb und empfing er einen Brief; Ueberbringer war in der Regel der Bote, resp. die Botenfrau. Am Mittwoch Abend mussten diesem in Rudolstadt die Sachen überschickt werden (vergl. S. 42), Donnerstag früh wanderte er aus und gab am Abend seine Aufträge bei Schiller ab (vgl. S. 136. 158. 173. 176). Am Freitag früh machte er sich mit der Antwort auf den Rückweg (vgl. S. 158), die er, wenn er früh genug heim kam, noch am selben Abend (vgl. S. 136), sonst, was das häufigere war, am Sonnabend früh ablieferte (vgl. S. 118. 152. 180). So sind denn Lottens und Carolinens Briefe, die in der Regel als letztes Datum (denn nicht selten sind sie mit Unterbrechung an mehreren Tagen geschrieben) einen Mittwoch zeigen, am Donnerstag Abend in Schillers Händen und werden von ihm sofort oder am Freitag früh beantwortet und Sonnabend früh ist die ersehnte Antwort bei Lotten. Von diesem Geschäftsgange wird fast nur abgewichen, wenn der Bote nicht geht (ein Fall, der im Winter 1788—89 einige Male durch Kälte oder Schneefall herbeigeführt wird) und nun die Post benutzt werden muss. Indessen gleich die erste Bestellung der Botenfrau scheint nicht am Donnerstag, sondern schon am Mittwoch an Schiller gekommen zu sein. Am 19. Nov. (Mittwoch) beklagt er sich (Nr. 89) über die kleinen Zettelchen, mit denen

er von der Botenfrau abgespeist sei, aber am 20. Nov. früh (Donnerstag), kurz bevor die Botenfrau nach Rudolstadt zurückkehren soll, entschädigen ihn für die getäuschte Erwartung die zwei grossen Briefe, Lottens vom 15—17ten (Nr. 90) und Carolinens vom 18ten (Nachl. I, S. 202); diese müssen doch wol mit der Post gekommen sein. Nun aber steht soviel aus der Correspondenz fest, dass die Post nicht Mittwochs, sondern Donnerstags von Rudolstadt nach Weimar fuhr (vergl. S. 216—19) und die Briefe am Freitag früh in Weimar ausgetragen wurden (vgl. S. 203. 302); ich wäre daher geneigt, das Datum des 19. Nov. als irrthümlich in den 20sten (Donnerstag), und das des 20sten, welches die beiden Fortsetzungen des Briefes tragen, in den 21sten (Freitag) zu ändern. Ein anderes Mal ist allerdings sicherlich der Bote Mittwochs gegangen und Donnerstags zurückgekehrt, nämlich als er Lottens Brief von Dienstag Abend, dem 24. Februar, hin- und Schillers Antwort von Mittwoch d. 25sten zurückbrachte (vgl. S. 255—57).

Postverbindung* von Rudolstadt nach Weimar und zurück gab es wöchentlich je zweimal, Montags (S. 182. 197. 200. 203) und Donnerstags (S. 216—19) von Rudolstadt aus, Dienstags (vgl. S. 235 mit Lottens Erwartung eines Briefes am Mittwoch S. 213) und Sonnabends von Weimar. Mit dieser letzten Post sollte der Brief Nr. 112 gehen, der vom 3. Januar 1789 (Sonnabend) datiert ist; es ist der im vorigen Billet (S. 204) versprochene Brief durch die Post. Allein am Ende desselben gesteht er, einige Tage später: „Neulich war's zu spät, ihn noch auf die Post fertig zu bringen.“ Also am Sonnabend gieng die Post und lieferte die Postsachen am Sonntag früh in Rudolstadt ab, n. b. wenn sie nicht in Weimar liegen geblieben waren. Dieser Unstern scheint aber gewöhnlich über den Sendungen gewaltet zu haben. So sind die Briefe der Schwestern, Nr. 108 u. 109, welche Montag den 29. Dec. 1788 zur Post gegeben wurden, erst mit der zweiten Post

* Nach Sch. u. L. S. 530 gab es sogenannte Postzettel, welche die Ankunft und den Abgang der Posten zusammengestellt enthielten. Sollten sich solche aus jenen Jahren für die Orte Weimar, Rudolstadt, Jena gültige nicht erhalten haben?



dieser Woche Freitag den 2. Januar in Schillers Hände gekommen (vgl. Nr. 111). Dasselbe Schicksal hat Lottens Billet Nr. 138 von Montag dem 13. April, das in Begleitung eines Buches von Caroline (Nachl. I, S. 264) zur Post gesandt wurde (vgl. S. 302), und ebenso ist Schillers Brief, der (S. 235) Dienstag den 3. Februar auf die Post kam, also am Mittwoch hätte in R. sein können, erst Sonntag den 8. Februar an seinem Bestimmungsorte. Durch Boten oder Post sind sämmtliche Briefe dieser Zeit befördert. — Ich habe zur Chronologie der einzelnen Briefe nur noch wenige Bemerkungen zu machen. Wenn Schiller in dem Billet an Caroline Nr. 100, das vom 10. December 1788 (Mittwoch) datiert ist, am Schlusse sagt: „Heute Abend erhalte ich Ihre Briefe,“ so ist das ein Beweis, dass der Brief nicht am Mittwoch, sondern am Donnerstag beendet ist; denn dieser Brief gehört mit dem an Lotte (Nr. 103) vom 11. Dec. 1788 (Donnerstag) und der Fortsetzung (Nr. 104) vom Freitag Morgen in e i n Couvert; in 103 aber schreibt er ausdrücklich, dass der Donnerstag ihm immer das Vergnügen der Rudolstädter Briefe bringe.

Das Datum des Briefes Nr. 107: Weimar den 28. Dec. 1788 (das ist ein Sonntag) ist jedenfalls falsch, denn Sonntag den 28sten früh war er bereits in Rudolstadt und wurde von Lotte beantwortet (S. 197). Sie schreibt: „wie lieb war mir Ihr letzter Brief.“ Schreibt man so von einem Briefe, den man heute und soeben empfangen? Ich meine, er muss schon vor Sonntag in Rudolstadt angekommen sein, das wäre also per Boten Sonnabend den 27sten, und er müsste geschrieben sein in der Nacht von Donnerstag auf Freitag den 26sten, denn Nachts um 2 Uhr ist er geschrieben. Sollte das Datum von den Herausgebern verlesen sein?

Lottens Brief 123 ist Dienstag den 16. Febr. 1789 datiert, der 16. Februar aber war ein Montag, also muss es der 17te und in der Fortsetzung vom zweiten Tage darauf der 19te sein.

Schillers Brief Nr. 129 steht vollständig gedruckt, aber mit falschem Datum, im Nachl. I, S. 253. Wie ich die bedeutenden Auslassungen in „Schiller und Lotte“ erklären soll, weiss ich nicht.

Lottens Nr. 143 ist datiert Rudolstadt d. 29. April, und

wird fortgesetzt „Mittwoch früh;" nun aber ist erst Mittwoch der 29ste, also muss der Anfang das Datum des 28sten tragen.

Montag den 11. Juni siedelte Schiller zur Uebernahme der Professur nach Jena über (vgl. an Körner II, S. 93). Fortan wurde die Correspondenz fast ausschliesslich durch die Post befördert und hatte sich dabei grösserer Pünctlichkeit als in Weimar zu erfreuen. Bis zur Verlobung (3. August in Lauchstädt) wird wöchentlich ein, von da ab werden zwei Briefe gewechselt. Die Post gieng von Jena am Mittwoch (vgl. S. 374 Nr. 167 u. S. 561) und Sonnabend (S. 379 u. 80). Daher kommen bei weitem die meisten Briefe noch am Abend dieser Tage oder am Donnerstag, resp. Sonntag früh an Lotte. Der Bote, den Schiller einige Male benutzt, geht Dienstags nach Rudolstadt und gibt am selben Abend oder Mittwoch früh seine Briefe ab (vgl. S. 416 u. 21, 471, 489, 503 u. 10). Die Post von Rudolstadt gieng Montags (S. 495) und Freitags (S. 427) und gab in Jena die Postsachen Dienstags und Sonnabends früh aus. Ob Lotte auch den Boten benutzt hat und wann dieser die Tour nach Jena machte, lässt sich nicht erkennen, jedenfalls können alle ihre Briefe durch jene beiden Posten befördert sein: bei keinem erhebt ein Datum oder sonstige Notiz Einspruch dagegen. Wenn demnach Caroline (Nachl. I, S. 274) unter dem 28. Mai (Donnerstag) schreibt: „Der Brief muss kurz sein, denn die Post geht ab," so ergibt diese Notiz, dass der Brief nicht am 28sten, sondern Freitag den 29. Mai geschrieben ist.

Im einzelnen habe ich noch folgendes zur Chronologie der Briefe zu bemerken:

Schillers Brief Nr. 173, datiert „Mittwoch Abend" (es wäre der 2. September) erregt an dieser Stelle nach allen Seiten Anstoss. „Die Zeit unsrer Trennung messe ich jetzt nach Vorlesungen, und die achte, die ich lese, fällt schon in unser Leben." Wunderbarer Ausdruck und Gedanke, wenn Schiller an seinen bevorstehenden Ferienbesuch in Rudolstadt denkt. Aber rechnen wir nach! Er las wöchentlich zweimal, Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr (vgl. S. 322). Von Mittwoch dem 2. Sept. ab nach beendeter Vorlesung gerechnet, fällt die achte Vorlesung auf Mittwoch den 30. September.

Wie stimmt damit, was er am Abend vorher Lotten schrieb (S. 385): „Den Tag, wann ich komme, weiss ich noch nicht bestimmt. Ich vermuthe, dass ich morgen (Mittwoch) über vierzehn Tage mein letztes Collegium lese.“? Ebenso unerklärlich müssen am 2. September die Worte klingen: „Dass allerlei über unser Verhältniss würde gesprochen werden, war zu erwarten u. s. w.“ Die Verlobung war damals jedenfalls noch völliges Geheimniss, von irgend welchen Redereien hat auch Lotte nichts mitgetheilt; ihre Briefe aus dieser Zeit liegen vollständig vor. Dass ich es kurz sage, „unser Leben“ ist nicht der Ferienbesuch in Rudolstadt, sondern die bevorstehende Ehe, der „Mittwoch Abend“ nicht der des 2. September 1789, sondern des 10. Februar 1790. Der Brief ist eine Antwort auf den bei Urlichs I S. 199 gedruckten Brief Lottens, und wird von dieser wieder beantwortet ebendas. S. 202. Dass diese drei Briefe in der angegebenen Weise zusammengehören, zeigt schon die blosse Lectüre derselben, aber unzweifelhaft denke ich es zu beweisen, wenn ich bis zu jener Zeit gekommen sein werde, durch die Berechnung der achten Vorlesung vom 10. Februar ab. So muss also dieser Brief aus dem Buche: Schiller und Lotte ganz weichen und eine unausgefüllte Lücke zurücklassen. Sonnabend den 5ten Abends bekam Lotte (durch die Post) einen Brief (S. 393), welcher ihr das ganze Glück der jungen Liebe aussprach: er ist verloren.

Das Zettelchen 176 ist nur eine Fortsetzung zu 175. „Morgen erwach' ich zu Euren Briefen“, schreibt Schiller am Montag Abend (S. 402), „und lege dann vielleicht dem meinigen noch ein Blatt bei.“ Am Dienstag früh ist denn in der That Lottens Brief 174 gekommen und „Mittwoch früh“, bevor der seinige zur Post wandert, legt er „nur noch zwei Worte“ bei. Am Abend desselben Tages hat Lotte den Brief (S. 406). Im Datum des Briefes 193 hat Lotte sich wieder geirrt. Der Freitag war nicht der 5te, sondern der 6. November, und so muss es heissen. Nicht besser ist es ihr mit Nr. 200 gegangen, datiert „den 14. November (d. i. Sonnabend) 1789 Mittags.“ „Dein Brief war das erste heute beim Erwachen, was mich beschäftigte. Dalbergs Antwort ist artig u. s. w.“ Die Post gab die Briefe aus Jena nicht am Sonnabend, sondern

erst am Sonntag früh aus (vgl. oben), ausserdem trägt aber Schillers Schreiben, mit dem er Dalbergs Antwort (S. 481, vgl. Url. I S. 472) schickte, ausdrücklich das Datum: Sonnabend früh; also nicht Sonnabend den 14ten, sondern Sonntag den 15ten hat Lotte den Brief Schillers erhalten und den ihrigen geschrieben.

Donnerstag den 19. November ist Schiller der irrigen Meinung, dass Lottens Geburtstag sei, und beginnt einen längeren Brief, hat aber nicht Zeit ihn zu vollenden. Als Sonnabend den 21sten früh Lottens Brief Nr. 202 kommt, schreibt er schnell zur Antwort das kurze selbständige Billet 204, das am Sonntag früh bei Lotten ist und von ihr beantwortet wird (Nr. 205). Jener angefangene „grössere" Brief wird auch im Lauf des Sonnabends nicht viel gefördert und endlich Dienstag den 24sten früh mit kurzen Worten geschlossen, um die von der Solitüde geschickte Ananas nach Rudolstadt zu begleiten, und zwar wird beides durch den Boten befördert. Am Nachmittag desselben Tages, sechs Stunden später als gewöhnlich, bringt der Briefträger Lottens Schreiben vom Sonntag und Montag früh, Nr. 205; und am Abend desselben Dienstags, also den 24. November, ist das (undatierte) Billet Schillers Nr. 206 geschrieben, das am Mittwoch mit der Post gieng.

Am Mittwoch den 2. December passierten die Schwestern Jena, um zu längerem Aufenthalte nach Weimar zu gehen. Zwischen Weimar und Jena giengen nun die Liebesbriefe hin und her, befördert meist durch die Post. Dieselbe fuhr von Jena am Sonntag (S. 553), Montag (S. 574, U. I S. 198), Donnerstag (S. 544), Freitag (S. 532—33. 584). Die Botenfrau gieng Mittwochs früh (vgl. U. I S. 163). Durch eine dieser Gelegenheiten können sämmtliche Briefe Schillers, auch die nach Erfurt, denn die giengen auch über Weimar, befördert sein, mit Ausnahme des einzigen, der Montag Abend den 14. und Dienstag Abend den 15. December geschrieben ist. In dieser Fortsetzung vom Dienstag Abend heisst es (S. 557): „Die Post geht erst gegen Morgen. Ich kann noch ein Blatt beilegen." Also Mittwoch morgen gieng eine Post nach Weimar? In der That hat Lotte (vgl. S. 565) ihn am Mittwoch bereits in Erfurt gehabt. Von dieser Post ist aus

dem ganzen Briefwechsel nichts weiter ersichtlich; ich möchte fast glauben, dass Schiller statt „Dienstag Abend“ hat „Dienstag Morgen“ schreiben wollen. Dann war es dieselbe Post, die gewöhnlich Montag Abends gieng, diesmal aber die Abfahrt um eine volle Nacht verspätete. Mittwoch früh konnte dann der Brief in E. sein. Die Post von Weimar nach Jena gieng am Donnerstag (S. 526), Sonntag (S. 573), Dienstag (U. I S. 191) und vielleicht Sonnabend, wenn man nach U. I S. 179 a. E. nicht lieber annehmen will, dass die am Sonnabend expedierten Briefe durch das Botenmädchen besorgt sind. Nun zu den chronologischen Erörterungen, die für die Briefe dieser Jena-Weimarischen Zeit besonders nothwendig sind.

Mittwoch den 2. December gegen Abend kamen die Schwestern in Weimar an, am Donnerstag Abend schreibt Lotte den ersten Brief (Nr. 212); eben hat sie erfahren, dass die Post noch diesen Abend fortgeht. „Also nur wenig heut.“ — „Lina holt den Brief eben“, heisst es am Schluss. Aber der Brief ist doch nicht mehr weggekommen, denn es folgt noch (S. 528) eine Fortsetzung von „Freitag früh 8 Uhr.“ Sehen wir dieselbe näher an! Von einer Erklärung, dass gestern Abend die Post schon fort gewesen oder dergleichen, finden wir nichts. Die Andern, schreibt sie, seien noch unsichtbar. Wen meint sie ausser Schwester Caroline damit? Doch nicht den Bedienten Heinrich und die Jungfer? Als Neuigkeit und grosses Geheimniss theilt sie mit, dass Knebel diesen Winter und wol gar auf einige Jahre ganz fortgehe. Und doch hat bereits Schiller Dienstag den 3. November (S. 451) des langen und breiten ironisch sein Bedauern über den Verlust ausgesprochen, der die Weimarische Gesellschaft bedrohe. Wer hatte es ihm damals geschrieben? Nach mehreren Mittheilungen über die Stein und Imhoff, über Carolinens Zuckungen, klagt sie: „Morgen müssen wir Alle beim Geheimrath essen, dem Onkel Beulwitz zu Ehren.“ Was kann das für ein Geheimrath sein? etwa Goethe? Und was für ein Onkel Beulwitz? Sie haben aber Sonnabend den 5ten nach dem ausführlichen Bericht in Nr. 213 zu Mittag bei keinem Geheimrath, sondern am Hof gegessen, dann gieng Lotte zur Kalb, Abends waren sie in der Komoedie. Es ist,

denke ich, klar, dass diess Blatt vom Freitag früh sich in keiner Weise in die Stelle fügt, die ihm angewiesen worden ist. Der Freitag ist vielmehr der 30. October und das Blatt eine Fortsetzung des Briefes Nr. 187 d. d. Rudolstadt d. 29. October. Die Stein und Imhoff waren Sonntag den 25sten (S. 432) zum Besuch gekommen. Ueber Carolinens Zuckungen hat Lotte auch Freitag den 23. October berichtet (S. 426). Vom Onkel Beulwitz melden freilich auch die Briefe jener Tage nichts, dass sie aber beim Geheimrath Ketelhodt gegessen, erzählt Lotte an Fritz Stein am 3. November (Url. I S. 429). Lottens Brief vom 30. October war am Sonnabend Vormittag in Schillers Händen und wurde Dienstag den 3. November beantwortet. Lottens erster Brief aus Weimar aber ist, wie er sollte, Donnerstag Abend den 2. December abgegangen.

Lottens Schreiben 218 vom „Donnerstag gegen 1 Uhr“ und Schillers Antwort darauf Nr. 219, welche, nach ihrem jetzigen Platze zu schliessen, am 10. und 11. December geschrieben sein müssten, zeigen durch ihren Inhalt die Unmöglichkeit dieses Datums. „Mein letzter Brief war recht abgebrochen!“ Kurz ist Nr. 217, aber abgebrochen nicht. „Vor der Komödie, Dinstag, war ich einige Stunden bei der Schmidt. — Karl hat ihr gefallen, däucht mir.“ Welcher Karl? es kann nur La Roche sein. Der war aber erst um die Neujahrszeit mit W. v. Humboldt und dessen Braut in Weimar, kann also auch nicht früher der Schmidt gefallen haben. „In meinem letzten Briefe wollte ich eben gar viel über Rousseau sagen und wurde verhindert. Wir sind jetzt bald zu Ende mit seinen Confessions.“ Bis dahin hat Lotte noch nie von ihrer Rousseaulectüre gesprochen. Erst in Nr. 232 aus den ersten Tagen des Jahres 1790 meldet sie: „Ich habe mir gestern und heute früh von Karl aus Rousseau vorlesen lassen; und wir haben schon, wie er seine Therese gefunden hat;“ und am 12. Januar 1790 (Dienstag, Url. I S. 175): „Ich lese gar fleissig in Rousseau etc.“; nach einigen Sätzen über diess Thema bricht der Brief plötzlich ab: das ist der „letzte, recht abgebrochene“ Brief, und unsere beiden Briefe sind Donnerstag den 14ten, Freitag den 15. Januar geschrieben.

Dass sie auch mit ihren übrigen Angaben an diese Stelle passen, wird später gezeigt werden.

In Nr. 216 stellt Schiller für den Sonnabend (den 12. December) seinen Besuch in Aussicht, falls die Claudine gegeben würde. Ob sie wirklich gegeben worden ist, meldet der Briefwechsel nicht, jedenfalls war Schiller Sonnabend den 12ten in Weimar und ritt Sonntag früh, den 13ten, wieder zurück. Von Montag dem 14ten bis Sonnabend den 19ten waren die Schwestern in Erfurt, und Caroline brachte die Verlobung der Freundin Caroline von Dachröden mit Humboldt ins reine. Gleichzeitig mit Lottens Brief Nr. 226 de dato Erfurt den 17ten früh (Donnerstag) schrieb Caroline den Brief, der, mit völlig falschem Datum vom Herausgeber versehen, im Nachl. I S. 372 steht und datiert ist: Donnerstag früh. Er ist, wie Lottens Brief, Antwort auf Schillers Nr. 222—23. Diese Briefe der Schwestern waren Freitag früh in Jena; sogleich meldete er sich und Paulussens auf morgen, Sonnabend, Nachmittags 4 Uhr, in Weimar an (Nachl. I S. 352—53), sandte einen Brief zugleich mit Nr. 225, der eigentlich noch für Erfurt bestimmt war, nach Weimar und kam selbst in Begleitung des Professor Paulus'schen Ehepaares Sonnabend den 19ten dorthin, um noch am selben Abend wieder abzufahren und Sonntag früh 3 Uhr in Jena einzutreffen.

Montag Abend (d. i. der 21. December) meldet er: „Am Donnerstag (d. i. der 24. December) komme ich nach Weimar.“ Dienstag den 22sten früh brachte ihm die fällige Post aus Rudolstadt die Einwilligung der Mutter (U. I S. 160). Für die Chronologie dieser Tage ist von wesentlicher Bedeutung der Briefwechsel mit Körner. Am 24sten schreibt er, noch aus Jena, an Körner (II S. 153): „Vorgestern (d. i. den 22sten) erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, gestern (d. i. Mittwoch den 23sten) schrieb ich an den Herzog um eine Erleichterung.“ Am 27. December (Sonntag) schreibt er, wieder aus Jena: „Dem Herzog habe ich nun um eine Pension geschrieben und erwarte jeden Tag die Entscheidung.“ War er also, wie er versprochen, zwischen dem Donnerstag und Sonntag in Weimar gewesen, so war bis dahin jedesfalls die Entscheidung über sein Gesuch vom 23sten nicht eingetroffen.

Ganz im Widerspruch mit den Angaben dieser beiden Briefe schreibt Schiller am 6. Januar 1790 an den Freund (S. 158): „Ich schrieb Dir das letzte Mal, dass ich dem Herzog um eine Pension schreiben wolle. (Nein, vielmehr schrieb er das vorletzte Mal, dass er bereits um eine Pension gebeten habe.) — Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar (also den 24sten) — er erfuhr's aber, liess mich holen etc.;“ es folgt die Erzählung, wie Karl August auf höchst einnehmende Weise ihm 200 Thlr. jährlich versprochen habe. Das wäre also am 24sten gewesen, und am 27sten noch schrieb Schiller, dass er täglich Entscheidung erwarte? Die Confusion ist offenbar. Am 24sten ist Schiller allerdings nach Weimar gereist, aber (etwa am 26sten oder 27sten) zurückgekehrt, ohne ein bestimmtes Versprechen empfangen zu haben. Auch Lottens Brief von Dienstag dem 29. December weiss von einer Entscheidung noch nichts, wenn sie sich auch erfreut über des Herzogs Feinheit und gewisse Aeusserungen desselben ausspricht. Zum Neujahr (Freitag) war Schiller wieder in Weimar, und da muss das an Körner erzählte Gespräch vorgefallen sein. — Bei diesen Gelegenheiten lernte er das Humboldtische Brautpaar und den stillen Anbeter der Braut, Karl von La Roche, kennen. Sonnabend den 2ten, wol gegen Abend, kehrte er heim und am Sonntag Abend wurden in Weimar und Jena wieder Briefe auf die Post gegeben (Nr. 232 und Nachl. I S. 360). In Jena fand Schiller bei seiner Rückkehr einen Brief seiner Schwester Christophine aus Meiningen vor, mit der Nachricht, dass seine Mutter hoffnungslos darniederliege, wahrscheinlich schon todt sei. Dass sie krank sei, hatte bereits ein directer Brief von der Solitüde gemeldet, der ihm nach W. nachgeschickt wurde. So muss das thatsächliche Verhältniss sein, denn wenn Schiller am 7. Januar (Boas, Nachträge II S. 450) an seinen Vater schreibt: „Ich war in Weimar unter den Weihnachtsferien, als die beiden Briefe von Meiningen und der Solitüde ankamen, und nur der erstere wurde mir nachgeschickt“, so steht das im Widerspruch mit seinen eignen Worten Nachl. I S. 360; nicht der erstere, sondern der letztere wurde ihm nachgeschickt und unterrichtete ihn von der Krankheit der Mutter; durch Christophinens

Brief, den er in Jena vorfand, erfuhr er, „dass die Umstände der liebsten Mutter sich so sehr verschlimmert hätten“, aber schon am 4. Januar meldete ein zweiter directer Brief des Vaters den günstigen Verlauf der Krisis. Da schickte er am 7ten Lottens Brief an die Eltern mit einem eignen, kurzen Schreiben (Boas a. a. O.) auf die Post; am 8en, Freitag Abend, konnte er Lotten melden: „Heute ist Dein Brief an meine Mutter fortgegangen.“ — Schillers Brief U. I S. 173, datiert vom „Dienstag Abend“, ist genauer fixiert durch die Erwähnung des Briefes der chère mère, welcher Rudolstadt den 11. Januar (d. i. Montag) geschrieben und Tags darauf an Schiller gekommen ist. Also Urlichs hat Recht, das Datum des in Rede stehenden Briefes zu vervollständigen: Dienstag Abend (12. Januar). „Können wir, schreibt er darin, einander nicht diese Woche halbwegs Jena sehn? Oder soll ich lieber ganz nach Weimar kommen?“ Der Brief ist durch das Botenmädchen am Mittwoch Vormittag in Lottens Hände gekommen. Als Antwort hat Urlichs S. 175 einen Brief gesetzt, datiert „Mittwoch 1 Uhr.“ „Wie freue ich mich auf den Freitag, schreibt sie. Zwar sehen wir uns unter einer Menge Menschen (aus dem folgenden ist klar, dass sie an eine Redoute denkt) — — dass wir uns Sonnabend früh sehen, ist gar freundlich — wenn ihr bleiben könntet, sähen wir uns länger.“ Wo steht denn von alledem in Schillers Brief ein Wort? Dass er Freitag zur Redoute kommen will? dass sie sich auch Sonnabend früh, aber nicht länger sehen können? Wer sind die andern, die mit ihm erwartet werden? Es ist klar, dass dieser Brief nicht die Antwort auf jenen sein kann; um es gleich zu sagen, er ist zwei ganze Wochen zu früh gesetzt und ist die Antwort auf Schillers Brief vom 25. Januar (S. 181). Nun aber setze ich an die Stelle des so hinausgedrängten Briefes Nr. 218 aus „Schiller und Lotte.“ Lottens Bezugnahme auf ihren letzten Brief (von Dienstag dem 12. Januar) ist völlig klar; das Wolgefallen, das Karl La Roche vor den Augen der Demoiselle Schmidt gefunden, hat hier auch nichts, was uns in Verwunderung zu setzen braucht. „Bei dem schönen milden Wetter wären Dir einige Stunden Bewegung gut, und ich hoffe Dich übermorgen zu sehen“, das ist die Antwort auf

Schillers Anfrage. „Wie freue ich mich auf den Sonnabend. Wir sind lange getrennt gewesen, vierzehn Tage nun.“ Gewiss, von Sonnabend dem 2. bis Sonnabend den 16. Januar. Schiller meldet sich denn auch in Nr. 219 d. d Freitag Abends (den 15. Januar) bestimmt auf den Sonnabend an, und verlebte wieder zwei schöne „stille und glückliche“ Tage in Weimar; am Montag Abend (18. Januar) meldet er: „Ich bin glücklich wieder in Jena angekommen“, in dem Briefe Nachl. I S. 366—68. Auf die wirthschaftlichen Auseinandersetzungen dieses Briefes antwortet Lotte U. I S. 189 fg. in einem Briefe, den der Herausgeber fälschlich vom 2. Februar datiert hat. Dass diess Datum falsch sei, lehrt der voranstehende Brief, den Lotte ausdrücklich „W. Dienstag den 2. Februar gegen 12“ datiert und „Abends gegen 8“ beendet hat; wo soll da noch ein selbständiger Brief vom Nachmittag desselben Tages herkommen? Er ist in allem eine Antwort auf Schillers Brief vom 18ten und muss das Datum: Dienstag Nachmittag (19. Januar) tragen.

Es folgt Lottens Brief von Freitag dem 22sten und Sonnabend früh (U. I S. 179—81) und Schillers von Montag Abend (25. Januar). Er sendet der Braut einen Brief von seinem Papa und die Nachricht, dass er mit Paulussens auf die nächste Freitagsredoute nach W. zu reisen verabredet habe. „Bleiben werden wir wohl nicht, wenn ich anders Paulus nicht dazu bringen kann, weil wir sonst das Fuhrwerk auf zwei Tage bezahlen müssen. Auf jeden Fall schreibe ich das Nähere.“ Dienstag früh hat Lotte den Brief von der Post und antwortet (S. 184—87): „Dass wir uns Freitag sehen, wie schön ist diess, mein lieber Theurer!“ Am Dienstag Abend schreibt Schiller, wie er versprochen, das nähere (Nachl. I S. 364—66): „Meine Lieben, wir werden uns doch nicht blos im Vorübergehen sehn. Paulussens wollen bis Sonnabend Nachmittag bleiben, und ich habe mit dem Kutscher schon accordirt.“ Es ist unzweifelhaft, dass der Dienstag Abend dieses Briefes nicht der 12. Januar, wie der Herausgeber des Nachlasses ansetzt, sondern der 26. Januar ist. Der Brief ist durch das Botenmädchen am Mittwoch früh bei Lotten, und die Antwort ist der schon oben besprochene Brief

S. 175—77, den Urlichs auf den 13. setzt, ich auf den 27. Januar. „Wie freue ich mich auf den Freitag. Zwar sehen wir uns unter einer Menge Menschen — dass wir uns Sonnabend früh sehen, ist gar freundlich, — wenn ihr bleiben könntet, sähen wir uns länger —“ jetzt, denke ich, ist das alles klar. Also Freitag den 29sten zur Redoute, Sonnabend den 30sten zurück, und „Sonntag den 31. Jänner“ (Nachlass I S. 369—70) konnte er melden: „Wir sind glücklich und alle schlafend angekommen.“ Darauf schreibt Lotte am 2. Februar (Dienstag) (S. 187—89), und Schiller am Abend desselben Tages (Nachl. I S. 368—69). Dass dieser Brief nicht vom 26. Januar, sondern eine Woche jünger, vom 2. Februar sei, hat Urlichs S. 190 Anm. 1 gesehen.

Dienstag den 9. Februar (S. 199) meldet Lotte: „sie (die Kalb) hat unter die Leute gebracht, Du liebtest mich nicht um meinetwillen, sondern Linen wegen.“ Darauf antwortet Schiller in dem durch einen Irrthum auf die Seite 390 von „Schiller und Lotte“ verschlagenen Briefe Nr. 173, Mittwoch Abends (den 10. Februar): „Dass allerlei über unser Verhältniss würde gesprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erst in unserm engern Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieses zarte Verhältniss begriffen?“ Und weiter: „Weil ich hoffe, dass Du zwischen mich und Dich nie einen Dritten treten lassen wirst, dass ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, Dein erstes Vertrauen haben werde, Deine erste Instanz sein werde — darum kann ich ohne Besorgniss und Furcht Deine Hand annehmen.“ Der Brief war mit der Donnerstagspost (vgl. Sch. u. L. S. 544) in Weimar, und Lotte antwortet am 11ten (Donnerstag S. 202): „Ich fühle es tief, es ist ein eignes, zartes Band, das uns an einander knüpfen wird. Offen und frei wird meine Seele sich vor Dir entfalten.“ Dass wirklich jener Brief am 10. Februar geschrieben ist, lässt sich mit Zahlen nach seinen Anfangs- und Schlussworten berechnen. „Die achte Vorlesung, die ich lese, fällt schon in unser Leben.“ Durch Brief vom 8en (S. 198) hatte chère mère festgesetzt, am 22sten (Montag) wolle sie nach Jena kommen, und Tags darauf solle die Trauung sein. Schiller las in jenem Semester täglich mit

Ausnahme des Sonnabends (Sch. u. L. S. 442), die achte Vorlesung von Mittwoch dem 10. Februar ab, diesen Tag, sowie den 22sten und 23sten abgerechnet, fällt also auf Mittwoch den 24. Februar, in „unser Leben". Und der Schluss unseres Briefes: „Wir sehen uns diesmal so lange nicht, erst in zehn Tagen" deutet auf das Wiedersehen in Erfurt, das Sonnabend den 20. Februar stattfinden sollte (U. I S. 201).

Das Wiedersehen fand Statt, Schiller nahm Braut und Schwägerin am Sonntag mit nach Jena, wo sie die Nacht in dem eigens für Besuch gemietheten Quartier des Fräulein v. Seegner logierten, Montag früh fuhren die drei nach Kahla, wo sie die chère mère trafen, und Nachmittags 5 Uhr wurde in der Kirche von Wenigenjena die Trauung vollzogen (vgl. Lottens Tagebuch den 22. Februar 1806 bei Url. I S. 59).

Nachtrag.

1. Lottens Brief Nr. 42 habe ich (sieh oben S. 533), als die Antwort auf Schillers Dedication der *holy Bible* vom 2. August auf eben diesen Tag, einen Sonnabend, gesetzt; danach kam also am Abend dieses Tages Frau von Stein, die lange erwartet war, von Kochberg nach Rudolstadt. Wenige Tage später habe ich Schillers Billet (Nachl. I S. 181 fg.) angesetzt, weil dasselbe die Frage enthält: „Warum verlässt uns Frau v. Stein so bald wieder? Ich hoffte, dass wir einige schöne Tage in ihrer Gesellschaft zubringen sollten." Diese Ansetzungen werden bestätigt durch einen Brief der Frau von Stein an ihre Schwägerin, Sophie von Schardt, welchen Düntzer in seiner neuesten dankenswerthen Publication: Zwei Bekehrte (Leipzig 1873) S. 349 veröffentlicht hat. Sie schreibt Sonntag den 17. August: „Ich war (nämlich seit ihrem jüngsten Aufenthalt in Kochberg) einen Abend und einen Tag in Rudolstadt." Das ist der Abend des 2. und der ganze 3. August. Schillers Billet ist demnach zu datieren Montag den 4. August; „weil ich heute Posttag habe, so zwang ich mich gestern u. s. w.": auch das passt auf diess Datum, denn Montags giengen die Posten nach Weimar und Jena. „Bogen habe ich keine erhalten, erwarte sie aber heute": das sind Bogen der niederländischen Geschichte, die

er von Crusius aus Leipzig erwartet. Die Post aus Leipzig kam über Jena Sonnabends gegen Abend in Rudolstadt an. Er konnte also schon Tags zuvor, am 3. August, die Sachen erwarten. Da sie ausblieben, so erwartet er sie „heute", Montag den 4. August, denn vielleicht konnten die Postbestellungen nach Volkstädt am Sonntag unterblieben sein.

2. Lottens Aufenthalt in Kochberg, der am 31. August (Sonntag) beginnt, dauerte die ganze Woche hindurch, denn als Freitag den 5. Sept. Goethe* mit der Frau von Schardt und der Herder dort ankamen, wurden sie noch von Lotten empfangen, wie die Herder an ihren Gatten berichtet. Sie ist wol erst Sonntag den 7. September in Begleitung der ganzen Kochberger Gesellschaft nach Rudolstadt zurückgekehrt.

3. Schillers Billet Nr. 40 ist, wie mir scheint, vor 38 zu setzen; beide Billets gehören in der Art zusammen, dass Nr. 40 am Tage von Lottens Beichte, Nr. 38 an dem der Communion geschrieben ist. Da Schiller mit einem scherzhaften Sündenregister für Lottens Beichte zu spät kam, so ertheilte er ihr am folgenden Tage scherzhaft fromme Ermahnungen, für die sie in Nr. 38 sich bedankt. Nr. 40 reiht sich durch die Worte: „Wie Ihr Billet kam, vermuthete ich, Frau von Stein sei gekommen", in die Zeit ein, wo täglich die Stein erwartet wurde, muss also nicht allzu lange vor dem 2. August geschrieben sein. Da wäre nun das nächstliegende, Nr. 40 auf Sonnabend den 26., 38 auf Sonntag den 27. Juli zu setzen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, dass die Lengefeldsche Familie nicht Sonntags zum Abendmahl zu gehen pflegte. Mittwoch den 9. September 1789 (S. 408) theilt Lotte an Schiller mit: „Schade, dass Du nicht hier bist heute, wir brauchten Deine Ermahnungen wieder, denn wir müssen doch morgen einmal beichten;" und Donnerstag den 10ten fügt sie hinzu (S. 409): „Ich schreibe heute noch recht viel, denn ich muss morgen früh in die Kirche." Also am Donnerstag Beichte, Freitag Abendmahl. Da sie keine Erklärung für diese Anordnung beifügt, so setzt sie wol voraus, dass dieselbe Schiller bekannt sei, und so scheint denn auch im Sommer 1788 die heilige Handlung auf einen

* Vgl. auch Goethe an Herder „aus Herders Nachlass" I S. 95.

Donnerstag und Freitag gefallen zu sein, denn in der That verräth sich das Datum von Nr. 38 als ein Freitag durch die Worte: „Die fr. Gesellschaft ist glücklich zu Ende“: das ist die Freitagsgesellschaft, die S. 34 und 183 (vgl. S. 60 „französische Gesellschaft“) erwähnt wird. Haben wir also für unsere zwei Billets einen Donnerstag und Freitag möglichst nahe vor Sonnabend dem 2. August zu suchen, so haben wir die Wahl zwischen Donnerstag und Freitag dem 17. und 18. Juli, dem 24. und 25. Juli, dem 31. Juli und 1. August. Auf die ersten beiden Daten darf unsere Wahl nicht fallen, denn nach Schillers Brief an Schwan (Westermanns Monatsh. 1872, Februar) kam am Morgen des 17. Juli „die Lengefelden“ selbst nach Volkstädt, damit würde sich also unser Billet 40 in keiner Weise vertragen. Und wieder kann Nr. 38 nicht auf Freitag den 1. August fallen, weil es, gegen Abend geschrieben, ausdrücklich constatiert, dass Schiller an diesem Tage nicht ins Lengefeldsche Haus kommen werde, während Nr. 41 und 42, beide vom 2. August, beweisen, dass Schiller Tags zuvor in der Gesellschaft der Schwestern gewesen sei. So bleiben für unsere zwei Billets, ich meine aber, mit ziemlicher Sicherheit, die beiden Daten: 24. und 25. Juli übrig.

Der von Schiller geübte Scherz, zur Gelegenheit der Beichte für den beichtenden ein Sündenbekenntniss aufzusetzen, scheint eine allgemeine Sitte gewesen zu sein; eine solche „Beichte für Fräulein Lotte von Lengefeld“ von Knebels Hand ist erhalten und bei Urlichs III S. 291 fgg. abgedruckt. Von Lottens Hand ist dabei bemerkt: „Von Knebel im Jahre 1787.“ Diese Datierung ist sicherlich spät und irrthümlich hinzugefügt, denn ihr Brief an Knebel vom 5. October 1789 (Düntzer S. 57) enthält fast Punct für Punct eine Antwort auf jene „Beichte“. Sie ist sicherlich 1789 und zwar zu jener Beichte gemacht worden, zu der Lotte am 10. September gieng. Damit fällt der Grund weg, der Urlichs bestimmt hat, jenes Geschenk eines ausgestopften Reihers, den Karl August an Lotten gab zur Erinnerung an Capitain Heron, ins Jahr 1787 zu setzen; diese Neckerei fiel, wie die Briefe an Fritz Stein zeigen (Url. I S. 420), in den Winter 1788, denselben, in welchem sie Schillers nähere Bekanntschaft machte.

Molières Werke mit deutschen Commentaren, Einleitungen und Excursen, von Adolf Laun.

I. Le Misanthrope. II. Les Précieuses ridicules und les Femmes savantes. III. Le Tartuffe.

Berlin, van Muyden. Paris, Sandoz und Fischbacher.

An den Herausgeber des „Archivs f. Litteratur-Geschichte.“

Gern komme ich Ihrer gefälligen Aufforderung nach, eine kurze Selbstanzeige meiner Molière-Ausgabe für das „Archiv“ zu verfassen. Mein Versuch, einen französischen Dichter im steten Hinblick auf seine Gesammtleistung, auf seine Zeit, seine Nation und ihre Litteratur deutsch zu commentieren und zu erklären ist, so viel ich weiss, neu. Eine sichere Tradition, eine feste Methode, wie sie der classischen Philologie zu gute kommt, besitzt die moderne noch nicht. Ich freue mich also über die mir von Ihnen gebotene Gelegenheit, mich mit einigen Worten über Zweck und Ziel meiner Arbeit und die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die ich während derselben erst recht empfand, aussprechen zu können. Vielleicht entwaffne ich dadurch zum voraus manche Einwendungen und Ausstellungen, die mir noch vorbehalten sind. Ich werde jedoch, wie ich hier gleich bemerke, jede Belehrung, die mir für Fortsetzung des Unternehmens nützlich sein kann, mit Dank aufnehmen, wenn sie keine allzu idealen Forderungen macht und den gegebenen Bedingungen Rechnung trägt. Dass ein deutsch commentierter Molière erwünscht und zeitgemäss sei, wird niemand leugnen. Wenn die französischen Gelehrten umfassende Commentare und Er-

klärungen des Dichters ihren Landsleuten gegenüber für nöthig halten — dass sie dies thun, beweist die stets sich erneuernde Menge erklärender Ausgaben — so können wir nicht sagen, wir bedürften derselben nicht.

Molière ist im eminentesten Sinne Tendenzdichter, seine Schöpfungen schliessen sich fast immer an seine Gegenwart und die ihn umgebende Wirklichkeit an, und wo sie es nicht thun, hat er als Lehrer, Warner und Berather seines Volks und seiner Zeit dieselben doch immer im Auge und sucht indirect auf sie zu wirken. Kein anderer Dichter ist so reich an persönlichen und sachlichen Anspielungen, keiner sendet nach allen Seiten hin so viele satirische Pfeile. Sein ganzes Zeitalter, wie es Geschichtswerke, Briefe und Memoiren schildern, wird uns auf seiner Bühne lebendig, alles, selbst die religiösen, litterarischen, wissenschaftlichen und socialen Fragen, kommt auf ihr zu Worte, fast jedes seiner Stücke ist ein Capitel der Culturgeschichte, die bei ihm sich nicht wie bei den meisten anderen Dichtern der Zeit auf die höfischen und vornehmen Kreise beschränkt, sondern alle Classen der Gesellschaft umfasst.

Neben der culturhistorischen ist die litterar-, sprach- und bühnengeschichtliche Seite bei ihm von gleicher Wichtigkeit. Seine Erscheinung ist nur aus den dramatischen Zuständen, die er vorfand, zu erklären, seine kunsthistorische Bedeutung beruht auf der von ihm bewirkten Reform derselben. Molière, den Schlegel für unwissend erklärte, ist ein gelehrter, in den alten und neueren Litteraturen viel belesener Dichter, er eignete sich nach eignem Geständniss alles fremde, was er brauchen konnte, an, freilich nie ohne es energisch zu nationalisieren und nie ohne fremdes Metall in französische Münze umzuprägen. Diess, so wie der Einfluss, den der die Weise seiner Vorgänger verlassende Dichter auf seine Nachfolger ausübte, und die lang dauernde Tradition, die er schuf, sind für die Erkenntniss und Würdigung desselben wichtige Momente. In der Sprachgeschichte ist seine Bedeutung eben so gross, er weiss die galante und elegante Sprechweise seiner Zeit, wo es am Platze ist, inne zu halten, er trifft aber auch die Naturtöne und die Naivetät des Volkshumors in einer Weise,

in der ihm nur Lafontaine, welcher wie er gern Archaismen anwendet, gleich kommt. Keine anderen Dichter haben gleich diesen beiden so viel Sprüchwörter und sprüchwörtliche Wendungen ins Volk geworfen. Auch die eigentlich grammatische Seite ist bei Molière wichtig und interessant. Er bewegt sich viel freier, kühner und energischer, als der heutige Regelzwang gestattet, und stimmt darin mit mehreren seiner Zeitgenossen überein. So wurde seine von altgallischem Humor durchhauchte, natürliche Sprache eine Quelle der Verjüngung und Erfrischung für die heutige Ausdrucksweise, und so hat er manches verschollene Wort, manche veraltete Wendung wieder cursfähig gemacht.

Auf diese und manche andere Puncte muss der Erklärer Molières hinweisen, wenn er seinem Autor gerecht werden und die ganze Bedeutung desselben hervorheben will.

In neuerer Zeit, seitdem das stereotype Nachsprechen der Schlegelschen Urtheile aufgehört hat und er wieder bei uns zu Ehren gekommen ist, ist in Deutschland manches in erfreulicher Weise für ihn geschehen, wenn auch der Versuch, ihn wieder auf unserer Bühne populär zu machen, ein vergeblicher bleibt. Uebersetzungen, Monographieen und Abhandlungen haben ihn uns näher zu bringen gesucht. Man kann aus diesen Schriften viel lernen und in den Stand gesetzt werden, über ihn zu sprechen, doch damit ist es nicht gethan. Um ihn ganz zu erkennen und zu würdigen, muss man, nach heutiger leidiger Weise, nicht bloss über ihn lesen, man muss ihn selber lesen, und zwar, an der Quelle schöpfend, im Original.

Der Molièresche Text ist scheinbar leicht zu verstehen, denn seine Sprache ist ebenso klar, wie die Composition und Handlung seiner Stücke, aber es ist mit ihm so, wie mit manchem anderen grossen Dichter, je tiefer man in ihn eindringt, desto mehr ahnt man, dass hinter dem, was sich dem ersten Verständniss gleich darbietet, doch noch mehr, dass hinter der Schale ein verborgener Kern steckt. Diesen ans Licht zu bringen ist die Aufgabe des Interpreten, er kann es nur durch Aufdeckung aller geheimen Bezüge, aller Umstände, auf denen der Gedanke und die Handlung des Lustspiels be-

ruht, der Zeitanschauung, aus der es hervorgieng, der mannigfachen Anspielungen, mit denen es seine satirischen Zwecke verfolgt, der Sitten und Gebräuche, die ihm zu Grunde liegen. Auch der Ausdruck ist in einzelnen Fällen bedeutsamer und schwerer verständlich, als es auf den ersten Blick scheint, selbst die grammatischen Bezüge und Constructionen sind es in Molières mitunter veralteter Sprache. Auch sie müssen aus dem damaligen Gebrauch und durch Parallelstellen erläutert werden. Das Französische lässt sich nach meiner Erfahrung und Ansicht nicht durch eine französische Erläuterung, wie sie die oft in unseren Schulausgaben den Franzosen abgeschriebenen Commentare geben, dem Deutschen erklären. Es muss eine Vermittelung durch die Muttersprache eintreten; der deutsche Leser will nicht allein wissen, sondern auch empfinden, was das fragliche Wort für uns bedeutet, welchem Begriff, welcher uns geläufigen Anschauung es entspricht, welche Färbung es hat, welche Stimmung in ihm liegt. Das aber kann nur ein möglichst schlagendes Uebersetzungswort, ein Aequivalent oder im Nothfall eine Umschreibung andeuten. Vor allem ist diess bei Wendungen der Fall, die eine besondere national gefärbte „*vis comica*“ enthalten; da hilft ein glücklicher Griff in unseren komischen Wörterschatz mehr, als alle französischen Paraphrasen.

Auf diese und die anderen obigen Puncte glaubte ich vor allem mein Augenmerk richten zu müssen. Ich musste mich auf die Erklärung wirklich schwieriger Stellen beschränken und hatte keinen Raum für gelegentliche grammatische Belehrungen, Abschweifungen über Synonyma und Gallicismen und dergleichen, wie sie manche Schulausgaben enthalten, ich musste diess der Initiative des Lehrers überlassen, der es für passend hält, seinen Schülern nebenbei instructive Bemerkungen zu machen. Sollte man bei meinen Noten die jedesmalige Quellenangabe vermissen, so bemerke ich, dass mich einerseits die vorgeschriebene Oekonomie daran hinderte, dass ich andererseits aber auch nicht weiss, wie ich es hätte anfangen sollen, denn fast jede meiner Noten ist eine abgekürzte Zusammenziehung mehrerer anderer, die ich mit eigenen Bemerkungen verschmolz und der ich einen mir individuellen

Ausdruck gab; dabei verfehlte ich aber nicht, in Einleitung und Anhang einen Ueberblick über das von mir benutzte Material zu geben.

Ob ich mit richtigem Tact bei den Erklärungen das rechte Mass innegehalten habe, ob ich dem einen nicht zu viel, dem anderen nicht zu wenig gegeben habe, darüber wird jeder einzelne je nach seinem Erklärungsbedürfniss anders urtheilen. Ich theile darin das Schicksal aller Commentatoren. Das einzige, was mir zu thun übrig blieb, war ein bestimmtes Publicum ins Auge zu fassen. Ich dachte mir Leser, die, des Französischen im allgemeinen mächtig, reif genug sind, um Molière zu verstehen, in der gelehrten Welt, Primaner, Studiosen und besonders auch Lehrer, die, keine Fachmänner, alles in compendiöser Weise zusammengefasst finden sollten, was sie zur Vorbereitung nöthig haben und was sie nicht im Stande sind, sich mit dem weitschichtigen und zerstreuten Material zu verschaffen.

Die äussere Einrichtung jedes einzelnen Heftes, in dem ich leider mitunter eine, wenn auch abgekürzte Wiederholung nicht vermeiden konnte, da ich den Besitz der früheren nicht voraussetzen durfte, ist folgende: Die Einleitung gibt die Entstehungsgeschichte des jedesmaligen Stückes, würdigt es litterar-, bühnen- und culturgeschichtlich, weist die Quellen nach, die der Dichter benutzt hat, die Anlehnungen und Nachahmungen, die es enthält und wiederum hervorrief, und berichtet über seine Aufnahme, Einwirkung und die Polemik, die es veranlasste, sie gibt dabei bibliographische Andeutungen über die ersten Ausgaben und die Geschichte des Textes. Der Commentar schliesst sich an den kritisch gesichteten Text der Molandschen Ausgabe an, indem er zugleich die Varianten gibt. Er ist, da die verschiedenen Lesarten nur selten eine Sinnesveränderung implicieren und kaum kritische Bemerkungen verlangen, überwiegend exegetisch im oben bezeichneten Sinne. In den Real- und Personalanspielungen hebt er, die minutiöse Breite der französischen Erklärer vermeidend, nur das nothwendigste und das, was für deutsche Leser Interesse hat, hervor. Die französischen Commentatoren ergehen sich gern in Bewunderungsphrasen und mora-

lischen Nutzanwendungen; dass ich ihnen darin nicht folge und, eingedenk, dass das schöne für sich selber spricht, meinen Lesern keine Bewunderung aufoctroyiere, wird man billigen. Vielleicht findet mancher Leser, dass vieles unter gelegentlichen Abkürzungen sich auf allzu concise Andeutungen beschränkt, indess ich musste mit dem Raum möglichst sparsam sein und meine zugleich, dass eine zum ergänzenden nachdenken anregende, kurz gefasste Bemerkung den meisten Lesern interessanter und willkommener ist als eine breitgetretene. Dass ich mitunter auf grammatisch, logisch und rhetorisch anfechtbares hinweise, von dem der Dichter keineswegs frei ist, beruht nicht auf kritischer Pedanterie, sondern hat, dass ich es offen gestehe, einen paedagogischen Zweck, es regt zur Discussion an und schärft den Blick, der, das verfehlte erkennend, um so empfänglicher für das gelungene wird.

Die Excurse führen, wo es ein weitertragendes Interesse gewährt, das im Commentar angedeutete näher aus, sie geben zugleich Aufschluss über die Oertlichkeit, die Namen, die Personen, die Rollen und die Schauspieler, die sie zuerst gespielt haben. Bei Molière, der den Dichter, Schauspieler und Schauspieldirector in sich verschmolz und dessen dramaturgischer Einfluss mit seiner litterarischen Bedeutung Hand in Hand gieng, ist diess von Wichtigkeit. Beim Eingehen auf diese Dinge verlor ich jedoch nicht aus dem Auge, dass die französischen Commentatoren sich im biographischen Schlüsselsuchen und in Anwendungen auf Persönlichkeiten in allzuviel hypothetisches und problematisches verlieren. Für uns haben diese Curiositäten kein Interesse, sie ärgern uns, wenn sie, wie mitunter geschieht, aus dem frei schaffenden Dichter einen mechanischen Photographen machen.

Doch, geehrter Herr, ich würde Ihre Güte missbrauchen, wenn ich noch mehr Raum für meine *oratio pro domo* in Anspruch nähme. Ich habe in derselben wenigstens gezeigt, dass ich nicht planlos und unvorbereitet an eine Arbeit gegangen bin, von der ich hoffe, dass man ihr eine gewisse Berechtigung zugestehen wird, wenn ich auch selber am besten fühle, wie weit ich hinter dem erstrebten zurückblieb.

Adolf Laun.

Verbesserungen.

Bd. 2, S. 274, Z. 7 v. u. sind die Worte: *als seinen „Meister" und „Lehrer"* ausgefallen.

„ 3, „ 75, „ 11 „ „ lies *Arckenholz* für Archenholz.

„ 3, „ 147 sind am Schluss des Textes folgende Zeilen nachzutragen: *Dass zu den beiden Versen vom Schach zu Babel Wielands Oberon Anlass gegeben hat, wo jedoch (Gesang I, Stanze 67, und V, 56) — wie auch in Wielands Quelle, Bibliothèque universelle des Romans, 1778, Avril, II, 23 und 76 — vier Backenzähne verlangt werden, bedarf kaum der Erwähnung.*

„ 3, „ 390 Anm. 1. *Scheibles* für Schreibles.

„ 3, „ 429. Mit Ize bezeichnet Bürger seine Tochter Friederike Marianne.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

Althof, L. Ch. 446.
Angerer, St. 53.
Archenholz, J. W. v. 406.
Arnim, Bett. v. 452.
Badinus, Ant. 308. 310.
Bär, Marg. 100.
Balde, Jac. 154.
Bartholomaeus Colon. 453—463.
Basset 406.
Batt, Fr. 496 f.
Bauern, von drei. Fastnachtspiel 2—5.
Beck, Madame, Schausp. 126.
Bennolied 46.
Berlepsch, Emilie v. 443.
Berliner Handschriften 498. 500 f. 513 f.
Bertonelli, Jo. 323.
Bibliothèque univ. des Romans 416 f.
Bilderdijk, W. 167.
Böhm, Schausp. 121. 125.
Böhmer, Caroline. s. Schlegel.
Böttiger, K. A. 152—161. 156 f. 261—268. 393 —415.
Boileau, N. 239 f. 339. 349 f. 358 f.
Bondini 279.
Bordinus, L. 177. 308. 310.
Bossuet, J. B. 245 f. 337. 350.
Bourdaloue, L. 337.
Bouterweck, F. 441. 444 f. 450.
Boxberger, Rob. s. Goethe. Molière. Schiller.
Braun, Mart. 55.
Braunhartius, Abr. 64.
Breitinger, J. J. 399.
Brennecke, Ad. s. Französische Classiker.
Breslauer Handschriften. s. Lessing.
Brockmann, J. F. H. 431 f.
Brumbey, K. W. 409.
Bürger, Agathon 446.
Bürger, Elise 427 f. 433 f. 447 f.
Bürger, Fried. Marianne (= Ize) 429.
Bürger, G. A. 408. 423—434. 435—451. Wilder Jäger 432.
Bürger, Gustchen 429.
Bundreimen 60.
Caroline, Landgräf. v. Hessen-Darmst. 396.
Cats, J. 165 f.
Chemnitzer Handschrift 64 f.
Claudius, Matth. 504.
Corneille, P. 228 f. 337 f. 346 f. 354 f. 358 f. Aelteste deutsche Uebersetzungen 249—260.
Corneille, Thom. 377.
Cramer, K. F. 264.
Creutzer, Pe. 26.
Croft, Herb. 267.
Dachtler, G. 466.
Dante Alighieri 399. 437. 439 f. 449.
Delille, J. 404.
Denis, J. M. Cosm. 439.
Dietz, H. F. v. 490.
Don Juan 367—390.
Dresdner Handschriften: C 107h (S. 64). M 53 (S. 46 f.) M 84f (S. 1 f.) M 85 (S. 51). M 90c (S. 1 f.) M 100c (S. 49 f.) M 100e (S. 52 f.) s. a. Böttiger. Georg von Sachsen. Schlegel, A. W. v.
Düntzer, H. s. Herder u. Schiller.
Dürer, Albr. 493 f.
Dunker, B. A. 476—480.
Dutzschwesterlied 95 f.
Eichendorff, J. v. 490.
Elderhorst, H. 426.
Engelhard, Philippine 452.
Erasmus, Desid. 455.
Eschenburg, J. J. 153. 155 f.
Fastnachtspiele 1—25.
Federfechter, Greg. 68.
Fénelon, Fr. 337.
Ferber, Lienh. 50.
Fiala. s. Viala.
Fielitz, W. s. Schiller.
Finckelthauß, G. 66—108.
Fiorillo, J. D. 159 f. 439. 441. 444. 451.
Fischer, Schausp. 118.
Flahault, Adèle Comtesse de 405.
Fleischer, T. 250 f.
Fleming, Abr. 65.
Fleming, Paul 64 f. 69 f. 72 f. 81 f.

Flittner, Friederike 113. 125.
Folz, Agnes 326.
Folz, Elsbet 329.
Folz, Hanns 1. 324—329.
Forster, Ther. 433.
Französischen, die, Classiker des 17. Jahrh. in ihrer Nachahmung der Alten und Originalität 225—248. 330—366.
Friedrich d. Grosse 120.
Füßli, H. H. 157.
Gastelius, G. Th. 64.
Georg v. Sachsen, Herzog 45—48. 168.
Gerning, J. Is. 406.
Geßnersche Buchhandlung 153. 155 f.
Gleim, J. W. L. 407.
Glöckler, H. 49 f. 53.
Goering, J. Ch. 68.
Göschen, G. J. 152 f. 160. 266 f. 405 f.
Goethe, Aug. v. 485 f.
Goethe, Cathar. Elisabeth 110—130. Ihre Lieblingsstücke 120.
Goethe, Joh. Wolfg. v. G—s Blitz 113. Gypsgesicht 115. G. in Böhmen 124. Sein Vasari 158. Vorletzte Krankheit 485 f. Fr. v. Schlegel über ihn 399. 404. G. u. Schütz 408. Klopstock über ihn 412. Em. v. Berlepsch 443. Ch. Kauffmann 504 f. Merck 510. Götz v. Berlichingen 120. Bauernhochzeit in G. v. Berlich. 481. Hermann u. Dorothea 267. 396. 398. 400. 403. Iphigenia 409. „Sprichwörtlich" 482. Zu Hempels Ausgabe III (S. 172) 482. „An Alex. v. Humboldt" 483. Ein kleines Ineditum 483. Ineditum in Prosa 484. Zu Faust 2. Theil 483. Einige von G—s letzten Zeilen 484 f. Inschrift auf das Denkmal seines Sohns 485. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft" 488 f. „Da reiten sie hin! Wer hemmt den Lauf" 489 f. „Mir will ew'ger Durst nur frommen nach dem Durste" 490 f. Gesang der Geister über den Wassern 491 f. „I convertiti stanno freschi appresso di me" 492 f. „Was ist Prädestination" 493 f. „Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen" 494.
Götz, Buchhändl. 495.
Gosche, Rich. s. Düntzer.
Gotter, F. W. 445.
Gottsched, J. Ch. 405. 439.
Gottsched, L. A. V. geb. Kulmus 113.
Graß, K. Gotth. 479.
Grassus, Joh. 310. 318.
Greflinger, G. 256 f.
Greifswalder Handschrift (Msc. Lat. Fol. 15) 169—201. 289—323.
Grenier, Frau v. 406.
Großmann, G. F. W. 109 f. 277 f.
Günther, J. Ch. 70 f. 78 f.
Guntherus, A. 174.
Häfeli, J. C. 510.
Hager, G. 52 f.
Hager, Ph. 53.
Hahn, M. Ch. E. s. Bürger, Elise.
Haller, G. s. Arnim, B. v. und *Dunker, B. A.*
Hamann, J. G. 489.
Hegius, W. 56.
Hellmuth, Schausp. 116. 121. Madame 127.
Hennings, A. 157.
Herder, J. G. v. 153 f. 266. 268. 393. 407 f. 489. Sprüche 269—276.
Herder, Marie Carol. v. 433.
Herrgott, Jo. 169—201. 289—323.
Heshusius, Joh. 440.
Heyne, Ch. G. 440. 450.
Hirzel, Ludw. s. Wieland.
Hoffmann, L. A. 450.
Hooft, P. C. 163 f.
Hornhausen 74 f.
Huber, L. F. 281. 450.
Huber, Ther. 433.
Hüttner, J. Ch. 265 f.
Humboldt, A. v. 483.
Humboldt, W. v. 159. 397.
Iffland, A. W. 153.
Jacobi, F. H. 433.
Jonckbloet, W. J. A. 162—168.
Kamptz, T. v. geb. v. Zobeltitz 269.
Kannengiesser in Aertzen 424 f.
Kant, I. 399. 407. 411. 415.
Karl August 276.
Karl Friedrich, Mkgr. v. Baden 407.
Kauffmann, Ch. 503 f. 510 f.
Kaufmann, Angel. 406.
Kestner, A. 486.
Kestner, Charlotte 423 f.
Kestner, Ge. Aus dessen Briefsammlung 109—130. 277—282. 423—434.
Klopstock, F. G. 261—268. 393—415. Oden hggb. von der Landgräfin von H.-Darmst. 396. Ode a. d. rhein. Republicaner 394. 401. 409 f. Messias 402 f. Gelehrtenrepublik 404. Honorar 405. Uebersetzung aus Horaz 408. Ode a. d. Dichter meiner Zeit 408 f. Epigramme 410 f. Grammatische Gespräche 266. 397. 413 f. K. u. Bürger 432.
Klopstock, Joh. Elis. (Windeme) 267.
Klopstock, V. L. 266.
Knebel, K. L. v. 488. 492. 529 f.
Knigge, A. F. F. L. 127.

Koch, S. G. (= Eckard), Schausp. 127. 279.
Köhler, Reinh. s. Schiller u. Wieland.
Körner, Th. 280.
Kräuter, F. Th. 484 f.
Krebs, J. 64.
La Fayette, M. J. P. Mquis de 396. 398.
La Fontaine, J. de 243 f. 339 f. 348 f. 352 f.
Laun, A. s. Corneille u. Molière.
Lavater, J. C. 110. 503 f. 510 f.
Leisewitz, J. A. 283.
Leonardo da Vinci 449.
Leonhart, J. 431.
Lepique 495 f.
Lessing, G. E. 109. 472—475. 499.
Lippe, Fr. v. d. 430.
Lochner, G. W. K. s. Folz und Sachs.
Loeper, G. v. s. Goethe, J. W. v.
Loose, W. s. Fleming, P.
Lorles Bad. 51. 62.
Lucretia 171.
Ludovicus Sabaudiae dux 313—315.
Ludwig I., König v. Baiern 486. 501.
Ludwig XI. von Frankreich 490.
Ludwig XIV. 336. 342 f.
Luther 267. „Luther auf'm Abtritt" 476 f.
Macdonald 404.
Mämpel, J. Ch. 483 f.
Mahne 426 f.
Malherbe, Fr. de 335.
Manilius 489.
Martin, E. s. Vondel.
Martinsgans 94 f.
Mayer, Linh. 329.
Mayer, M. M. 1.
„Mein Herr Mahler! wollt er wohl" 477. 479 f.
Meistergesang 49—62.
Mellish, J. Ch. 266.
Merck, J. H. 111. 501 f. 509 f.
Metzger, Ambr. 53—62.
Meyer, F. L. W. 443. 446.
Michaelis, Louise 445.
Mochel, J. J. 504.
Molière, J. B. de 242 f. 339. 348 f. 355 f. 359. M. und Tellez als Bearbeiter des Don Juan 367—390. Médecin malgré lui 391 f. Werke hggb. von Laun 558—562.
Montenglaut, Henriette v. 433.
Moritz, K. Ph. 539.
Mozart, W. A. 445.
Mügius, Seb. 170.
Müller, Friedr. v. Canzler 486.
Müller, (Friedr.) Maler 495—523. Ausgabe der Werke von 1811 (1825) 495—500. Fragmente des Faust 500—512. Lyrische Gedichte 513—523.
Müller, Herrm. s. Bartholomaeus Colon. u. Herrgott.
Muilman, Henr. 441.
Munker, J. W. 52.
Nathusius, Marie v. 452.
Nathusius, Ph. E. v. 452.
Nestler, W. von Speyer 51.
Neuberin, Madame 120.
Neuenahr, Graf Herm. 455.
Nürnberger Archiv 26—44. 324—329.
Oehlenschläger, A. G. 497.
Olearius, Ad. 391 f.
Opel und Cohn, Der Dreissigjährige Krieg, eine Ergänzung zu 464—471.
Opitz, Schausp. 110. 119.
Opitz, Mart. 63 f. 68. 70.
Ossian 398. 404.
Paris, Urtheil des 8—12. 17—25.
Pauli, Jo. 481.
Pavitiis, Jo. de 318.
Pétis de la Croix 416 f.
Petrarca, Fr. 439. 442.
Pfenninger, J. Konr. 504. 510.
Philelffus, J. M. 172. 176. 299 f. 318 f. 323.
Plotin 488 f.
Plutarch 489.
Pope, A. 445.
Praetorius, J. 55.
Pregel, Hanns u. Jac. 42.
Premberger 53.
Prinz, Rud. s. Lessing.
Pröhle, H. s. Finkelthauss.
Pronave, Mich. ex domin. 318.
Racine, J. 238. 338. 347 f. 355 f. 358 f. 362 f.
Recke, Elise v. d. 400.
Reichardt, J. Fr. 158.
Reinhard, K. 448. 450.
Reinwald, W. H. 422.
Rennschüb (=Büschner) 278.
Richter, J. P. Fr. 394.
Ridel, C. J. R. 282.
Riem 438. 441. 444 f.
Rittershausen, Nic. 63.
Rivero, Ign. 476 f.
Röderer, J. G. 503 f.
Roschkranz, v. 415.
Rosenblüt, H. 1. 324.
Sachs, Hanns 26—44. 51. 61. Ein zweiter Meistersänger dieses Namens 52.
Salis, Graf v. 449.
Salomon, Spiel v. König 13—16.
Scarron, P. 347.
Schardt, Sophie v. 269 f.
Schatz, Ge. 450.
Schiller, Charlotte v. 524 ff.
Schiller, Friedrich v. Dresdner Wohnung 279 f. Klopstock 400. 412. Reinwald 422. Bürger 439 f. 445. 450. A. W. v. Schlegel 442. an Großmann 277—281. an Ridel 282. Chronologie des Briefwechsels mit seiner Braut (mit Nachtrag) 524—557. Sch. u. eine Stelle aus Tausend u. einer Nacht 145—147. Wallensteins Tod 145.

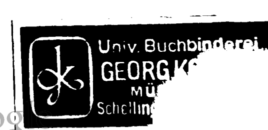
Piccolomini 145 f. Turandot 146 f. Tell 148—151. Almanach 157. Horen 267. Fiesco 277 f. Louisa Millerin 278. Carlos 279 f. Maria Stuart 282. Räuber 283—286. Jungfr. v. Orleans 286 f. Scheuchtzer 148. Tschudi 149. Homer 149 f.
Schlegel, A. W. v. 152—161. 399. 404. 435—451. 559.
Schlegel, Caroline 155. 158. 159 f. 437 f. 443. 445 f.
Schlegel, Friedr. v. 152. 156. 158. 160. 399. 404.
Schlegel, Jo. El. 113.
Schlegel, Karl 439. 442.
Schleinitz, v. 47.
Schlosser, Jo. Ge. 124. 510.
Schmidt, Schausp. 121. 126.
Schmidt, Jo. Ch. 262.
Schmidt, Klam. E. K. 450.
Schnorr von Carolsfeld, F. s. Meistergesang.
„Schreiben a. d. Wormsischen Feldlager“ 470 f.
Schröder, K. s. Jonckbloet.
Schrott, Schauspielerin 123. 125.
Schubart, C. F. D. 422.
Schütz, Ch. G. 408 f.
Seidel, Ph. 113.
Seidemann, J. K. s. Georg von Sachsen.
Seyler, Schauspieldirector 114.
Shakespeare, W. 153 f. 394 f. 501 f. Malonische Ausgabe 156. Hamlet 110. 112. 448. Sommernachtstraum 435 f. 441. 445. Sturm 445.
Souza, Adèle Bar. de. s. Flahault.
Stegmann, Operndirector 127.
Steiger, Schausp. 119. 121.
Stein, Charlotte v. 275. 492.
Streiber, J. L. 262.
Swift, Jon. 267.
Tann, Frhr. v. d. 407.
Tausend u. Eine Nacht 145 f.
Tellez, Gabr. 367—390.
Theobald, Z. 464.
Tieck, L. 495 f. 499 f.
Tieroff, Charl. geb. Greve 262—265.
Tirso de Molina. s. Tellez.
Troja, Fastnachtspiele von 5—13. 17—25.
Uexküll, Baron 497.
Urfey 449.
Viala, Schausp. 121. Frau V. 130.
Vigniate, Ambr. de 318.
Voltaire, F. M. A. 283.
Vondel, J. v. d. 164. 167. 202—224.
Voß, Ch. F. 472 f.
Voß, J. H. 157. 399.
Wagner, H. L. 111. 114. 501. 503.
Watt, B. v. 52.
Weinhold, K. s. Müller, Maler.
Wenig, Ch. 483. 485 f.
Werder, Diet. v. 249 f.
Werner, Z. 488. 492.
Wieland, Ch. M. 111. 153 f. 156 f. 266 f. 393. 396 f. 400. 404. 409. 501 f. 508 f. 517. Helvetisches Bürgerrecht 131—144. Quelle von Hann und Gulpenheh 416—421.
Wieland, Ludw. 136.
Winckelmann, J. J. 492 f.
Winter, Hans 52. 59.
Winthem, J. M. v. 263.
Wolf, F. A. 158. 488.
Wolff, Heinr. 53.
Wolff, Matth. 53.
Würtemberg, marchiones et vicomites de 321 f.
Yorck v. Wartenburg, Graf H. s. Schubart.
Zahn, J. K. W. 485.
„Zeitung a. d. Kurpfalz“ 466 f.
„Zeitung a. Worms“ 469 f.
„Zeitungen, neue“ (1619—1621) 464 f.
Zilling 422.
Zimmer, Buchhändler 496. 499.
Zinkgref, J. W. 482.
Zischer, Th. 50.
Zuch, Pastor 430.

INHALT.

Seite

Bartholomaei Coloniensis epigrammata de quodam antistite Bacchi. Neu herausgegeben von Herrmann Müller . 453—463
Eine Ergänzung zu „Opel und Cohn, der Dreissigjährige Krieg" 464—471
Ungedruckte Briefe Lessings. Mitgetheilt von Rudolf Prinz. I. Briefe an Voss . . . . 472—475
Balthasar Anton Dunker und Pater Ignatius Rivero. Von Gustav Haller . . . . 476—480
Zu Goethe. Von Robert Boxberger . . . . 481—487
Zu den Quellen Goethischer Gedichte und Sprüche. Von G. von Loeper . . . . 488—494
Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften. Von Carl Weinhold . . . . 495—523
Zur Chronologie des Briefwechsels zwischen Schiller und seiner Braut. Von Wilhelm Fielitz . . . . 524—557
Molières Werke mit deutschen Commentaren, Einleitungen und Excursen von Adolf Laun. Selbstanzeige . . . 558—562




Univ. Buchbinderei
GEORG




Univ. Buchbinderei
GEORG KONRAD
MÜNCHEN 13
Schellingstr. 10·Tel. 25764

